

830.6
W53
V.122
pt.2

WESTERMANN'S MONATSHEFTE

B 596009 DUPL

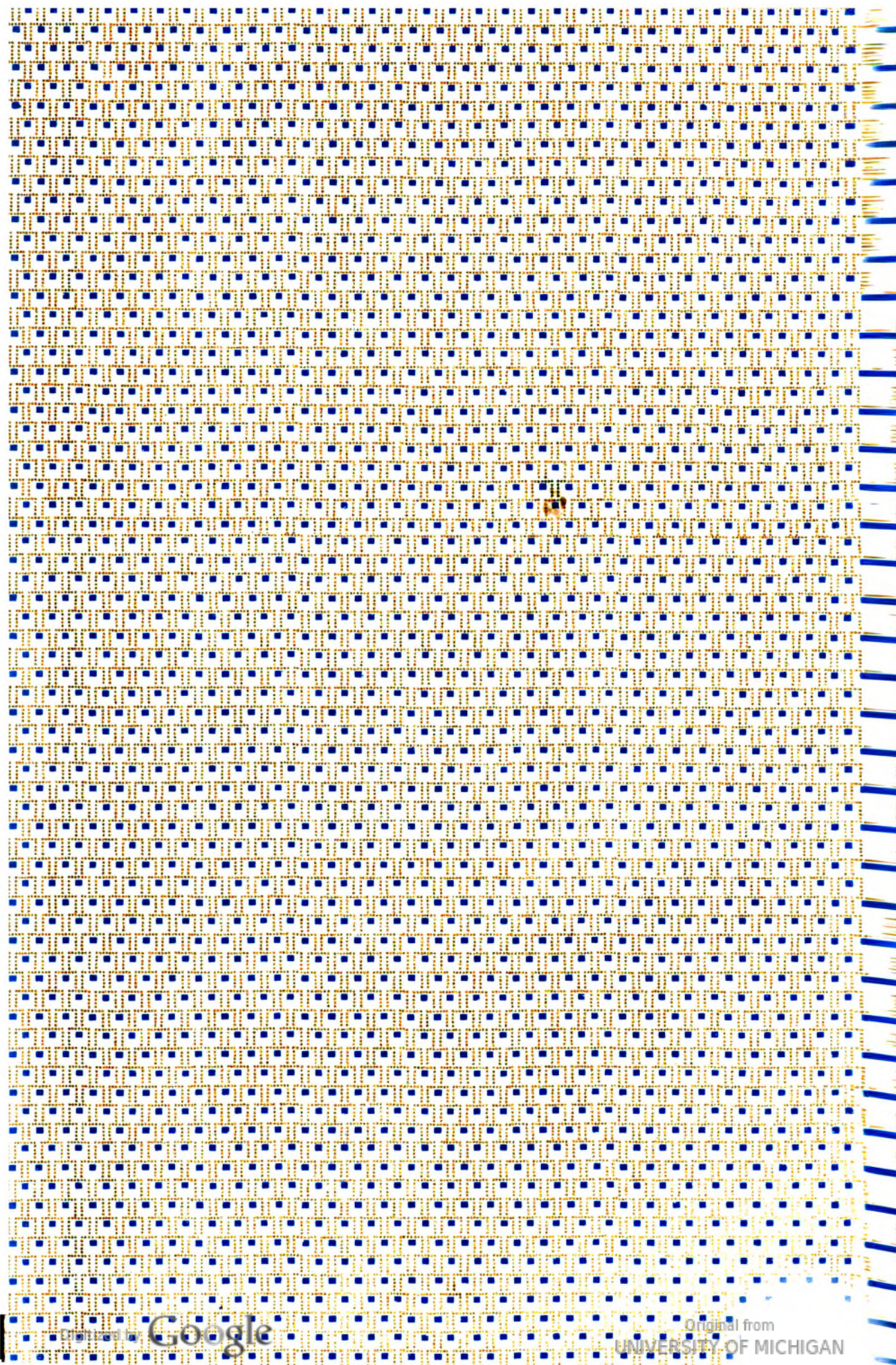


GEORGE WESTERMANN · BRAUNSCHWEIG

PROPERTY OF
*University of
Michigan
Libraries*

1897

AR R E NS SCIENTIA VERITAS



Westermanns Monatshefte



61. Jahrgang. 122. Band. 2. Teil

Juni 1917 bis August 1917

Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig

Inhalt des hundertzweiundzwanzigsten Bandes

2. Teil. Juni 1917 bis August 1917

Beiträge nach der Reihenfolge

	Seite		Seite
Fortunat. Roman von Helene Raff	433, 577, 721	Karl Vogt. Zu seinem hundertsten Geburtstage (5. Juli 1917). Von Prof. Dr. Walther May (Karlsruhe) . . .	646
Max Chedy. Von Hans Rosenhagen (Berlin)	455	Klärungen. Novelle von Carl Hagen-Chürnau	652
Richard Wagner und der Weltkrieg. Von Dr. Hermann Seeliger	469	Gebetspruch. Gedicht von Walter Flex	669
Vom Frankenwald zum Main. Von August Erinius	473	Hadings Heimkehr. Gedicht von Otto Ersius	670
Scheffels Wartburg-Roman. Gedicht von Friedrich Finckh	483	Otto Jung. Von Paula Meßler-Platz (Gießen)	671
Georg Herwegh. Ein Zeit- und Lebensbild. Zur hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages (31. Mai 1817). Von Julius Schaumberger	484	Louise von François. Von Dr. Hermann Hofsfeld (Eisenach)	679
Groa und Ingerild. Roman von Ottomar Enking. IV Die Entwicklung des schienenlosen Kraftfahrzeuges. Von Dipl.-Ing. Otto Wawrzyniak	491	Gunnel, die Beschließerin. Von Werner von Heidenham Ein Besuch bei Werner von Heidenham. Von Erwin Ackermann	687
Ein deutscher Freiheitskämpfer. (Alexander von der Marwitz.) Von Dr. Bertha Dadt	521	Mein Herz ist doch bei dir. Gedicht von Walter Schottelius Ein später Juniabend fern im märkischen Land. Gedicht von Heinrich Knöfel	694
Juninächte. Gedicht von Erich Ostmark	525	Ein Tag aus dem Leben eines Fliegers. Von Walter Höndorf	705
Heimstätten. Von J. Müller (München)	526	Schule und Schüler während des Krieges. Von Prof. Dr. Paul Hilbrandt	709
Der Schellenbaum. Gedicht von Gertrud Kolmar	532	Gang in die Nacht. Gedicht von Robert Hohbaum	715
Dämmerung. Gedicht von Hans Bethge	544	Heimkehr. Gedicht von Victor Hardung	732
Vom gotischen Geist in der deutschen Tonkunst. Eine musikpsychologische Studie von Rich. Müller-Freienfels Deutschland. Von Robert Albert, Landsturmann im Osten Von Kunst und Künstlern	545	Unbekannte Kunstschätze. Aus der graphischen Sammlung der Kgl. Akademie der Künste zu Berlin. Von Felix Lorenz	753
Deutschland. Von Robert Albert, Landsturmann im Osten Von Kunst und Künstlern	551, 695, 822	An die Natur. Gedicht von Karl Ernst Knodt	766
Wie mancher Soldat	554	Aus dem Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Paul Heyse. Mitgeteilt von Dr. Georg J. Plotke (Frankfurt a. M.)	767
Feldpostbriefe. Gedicht von Christine von Winkler	562	Theodor Storm. Gedicht von Fritz Alfred Zimmer	778
Stoßtrupp vor! Gedicht von Walter Flex	567	Kriegergrabmal und Kriegerdenkmal. Von Dr.-Ing. Werner Lindner	779
Die Religion in und nach dem Kriege. Von Universitätsprofessor D. Dr. Martin Schian (Gießen)	568	Deutsches Heimatglück. Bilder aus dem Jugendleben einer niederbessischen Pfarrerstochter. Von M. Martin. VI Vom malerischen Islandern. Von Johanna Arnken	788
Der Tag. Gedicht von Hermann Claudius	572	Anton Slavacek. Von W. A. Hammer (Wien)	802
Der Weltkrieg. Zeitgeschichtliche Monatsberichte von Prof. Dr. Gustav Roloff	573, 716, 844	Frühe Begegnung. Gedicht von Alb. Geiger. (Aus dem Nachlaß)	809
Noch einmal! Gedicht von Elise Kanne	604	Gustava Wendelin. Novelle von Agnes Harder	810
Mecklenburgische Landhäuser. Von A. von Langermann Storm. Gedicht von Hans Heinrich Vormann	605	Treu. Gedicht von Werner Janßen	821
Die Todesstrafe. Vom Standpunkt des Gefängnisbeamten beleuchtet von Heinrich Reuß	616	Andacht. Gedicht von Eva von Collani	833
Bewitmete Bräute. Gedicht von Christine von Winkler Aus dem Briefwechsel von Gustav Freytag mit Graf und Gräfin Wolf Doudiffin. Mitgeteilt von Prof. Gust. Wilib. Freytag	623	Briefe aus Frankreich. Von Anna Brunnemann	834
Der junge Völs. Gedicht von Fritz Fleischbauer	624	Seemannsmutter. Gedicht von Rita von Gauder	838
Der rote Luftballon. Von Elisabeth Meinhard	634	Die Bevölkerungsfrage in den baltischen Provinzen. Von Dr. Kurt Stavenhagen	839
Mannheim. Von Prof. Dr. Friedrich Walter	635	Hurra, Germania! Gedicht von Karl Bienenstein	841
Vor Sonnenaufgang. Gedicht von Otto Hild	645	Der Zweikampf. Gedicht von Carl Hagen-Chürnau	842

Beiträge nach dem Abc

Andacht. Gedicht von Eva von Collani	833	Entwicklung des schienenlosen Kraftfahrzeuges. Die. Von Dipl.-Ing. Otto Wawrzyniak	509
An die Natur. Gedicht von Karl Ernst Knodt	766	Feldpostbriefe. Gedicht von Christine von Winkler	562
Bevölkerungsfrage in den baltischen Provinzen. Die. Von Dr. Kurt Stavenhagen	839	Islandern, Vom malerischen. Von Johanna Arnken	793
Bräute, Bewitmete. Gedicht von Christine von Winkler Briefe aus Frankreich. Von Anna Brunnemann	823	Fliegers, Ein Tag aus dem Leben eines. Von Walter Höndorf	705
Briefwechsel von Gustav Freytag mit Graf und Gräfin Wolf Doudiffin. Aus dem. Mitgeteilt von Prof. Gust. Wilib. Freytag	834	Fortunat. Roman von Helene Raff	433, 577, 721
Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Paul Heyse, Aus dem. Mitgeteilt von Dr. Georg J. Plotke (Frankfurt a. M.)	624	François, Louise von. Von Dr. Herm. Hofsfeld (Eisenach)	679
Dämmerung. Gedicht von Hans Bethge	544	Frankenwald zum Main, Vom. Von August Erinius	473
Deutsches Heimatglück. Bilder aus dem Jugendleben einer niederbessischen Pfarrerstochter. Von Marie Martin. VI Deutschland. Von Robert Albert, Landsturmann im Osten	788	Freiheitskämpfer, Ein deutscher. (Alexander von der Marwitz.) Von Dr. Bertha Dadt	521
	550	Frühe Begegnung. Gedicht von Alb. Geiger. (Aus dem Nachlaß)	809
		Gang in die Nacht. Gedicht von Robert Hohbaum	715
		Gebetspruch. Gedicht von Walter Flex	669
		Gotischen Geist in der deutschen Tonkunst, Vom. Eine musikpsychologische Studie von Rich. Müller-Freienfels	545

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-02-03 00:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182675
Public Domain in the United States; Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

	Seite
Groa und Jagerlind. Roman von Ottomar Enking. IV.	491
Gustava Wendelin. Novelle von Agnes Harder	810
Hadings Heimkehr. Gedicht von Otto Crusius	670
Heidenham, Ein Besuch bei Verner von. Von Erwin Ackerknecht	687
Heimkehr. Gedicht von Victor Hardung	752
Heimstätten. Von J. Müller (München)	526
Hermwegh, Georg. Ein Zeit- und Lebensbild. Zur hun- dertsten Wiederkehr seines Geburtstages (31. Mai 1817). Von Julius Schaumberger	484
Slavacek, Anton. Von W. A. Hammer (Wien)	801
Surra, Germanial. Gedicht von Karl Wienenstein . . .	841
Jung, Otto. Von Paula Messer-Platz (Siegen)	671
Juniabend fern im märk'schen Land, Ein später. Gedicht von Heinrich Knöfel	699
Juniächte. Gedicht von Erich Ostmark	525
Klärungen. Novelle von Carl Hagen-Thürnau	652
Kriegergrabmal und Kriegerdenkmal. Von Dr.-Ing. Werner Emdner	779
Kunst und Künstlern. Von	551, 695, 822
Liszt, Der junge. Gedicht von Erik Fleischhauer . . .	633
Lustballon, Der rote. Von Elisabeth Meinhard	634
Mannheim. Von Prof. Dr. Friedrich Walter	635
Marmis, Alexander von der. Ein deutscher Freiheitskämpfer. Von Dr. Bertha Dadt	521
Mecklenburgische Landhäuser. Von A. von Pangermann Mein Herr ist doch bei dir. Gedicht von Walter Schottelius	605 694
Noch einmal! Gedicht von Elfe Renne	604
Religion in und nach dem Kriege, Die. Von Universitäts- professor D. Dr. Martin Schian (Siegen)	568
Scheffels Wartburg-Roman. Gedicht von Friedr. Vinhard Schellenbaum, Der. Gedicht von Gertrud Kolmar . . .	483 532
Schule und Schüler während des Krieges. Von Prof. Dr. Paul Hildebrandt	709
Sermannsmutter. Gedicht von Rita von Gauderker . .	838
Storm. Gedicht von Hanns Heinrich Vormann	616
Stoßtrupp vor! Gedicht von Walter Jlex	567
Tog, Der. Gedicht von Hermann Claudius	572
Tredy, Max. Von Hans Rosenhagen (Berlin)	455
Tredor Storm. Gedicht von Erik Alfred Zimmer . . .	778
Todesstrafe, Die. Vom Standpunkt des Gefängnisbeamten beleuchtet von Heinrich Reuß	617
Erneu. Gedicht von Werner Janßen	821
Unbekannte Kunstschätze. Aus der graphischen Sammlung der Kgl. Akademie der Künste zu Berlin. Von Felix Vorn	753
Vogt, Karl. Zu seinem hundertsten Geburtstage. Von Prof. Dr. Walther May (Karlsruhe)	646
Vor Sonnenaufgang. Gedicht von Otto Hild	645
Wagner und der Weltkrieg, Richard. Von Dr. Hermann Seeliger	469
Weltkrieg, Der. Zeitgeschichtliche Monatsberichte von Prof. Dr. Gustav Koloff	573, 716, 844
Wie mancher Soldat Gedicht von Paul Eings . .	554
Zweikampf, Der. Gedicht von Carl Hagen-Thürnau . .	842

Literarische Rundschau

Unkeiser, Roland: Städtebilder und Landschaften aus Flandern und Brabant	565
Arminius, Wilhelm †	563
Bruck, Franziska: Blumen und Ranken	702
Conscience, Hendrik: Jakob von Artois (übersetzt von Otto von Schöningh)	701
Conscience, Hendrik: Der Löwe von Flandern (besorgt von Kurt v. Walter von der Vlek)	701
Die öffentliche Bücherei. (Vd. I der Schriften der Zen- trale der Volksbücherei)	829
Doll, Karl: Übersetzung der Lyrischen Gedichte von Horaz Dreieckgedrucke: Hoffmann, G. C. A.: Der Sandmann — Reiß, Heinrich von: Michael Kohlhaas — Büchner, Georg: Dantons Tod — Gerhäuser, Friedr.: Herrn Mahlhubers Reiseabenteuer (München, Hans von Weber)	700 563

Elfaß (Mitteilungen des deutschen Bundes »Heimatschutz«; München, Callwey)	565
Erforsches und Erlebtes aus dem alten Berlin. Festschrift zum 50jährigen Jubiläum des Vereins für die Geschichte Berlins	827
Federer, Heinrich: Das Mänteljeppi — Carcijsius — Patria Goester, Karl: Blumengarten der Zukunft	828 702
Grishke, Curt: Die Einheitschule	565
Frauenbewegung und christliche Liebestätigkeit	828
Guglia, Eugen: Maria Theresia, ihr Leben und ihre Re- gierung	702
Harnack, Adolf von: Aus der Friedens- und Kriegsarbeit Hartmann, Paul: Winkelglück	832 831
Herrmann, Judith: Die deutsche Frau in akademischen Berufen	703
Hermwegh, Georg: Briefwechsel mit seiner Braut (Stutt- gart, Rob. Poth)	566
Hoffstätter, Walther: Deutschkunde	566
Hundhausen, Vincenz: Übersetzung der Oden von Horaz Keller, Wolfgang: Shakespeare-Ausgabe (Berlin, Bongs Goldene Klassikerbibliothek)	700 566
Köster, Albert: Gottfried Keller	828
Krüger, Otto J. W.: Die Illustrationsverfahren	704
Kuyper, Franz: Spanien unter Kruz und Halbmond . . .	703
Lang, Leopold: Die Einheitschule	564
Lange, Helene: Die Frauenbewegung in ihren modernen Problemen	703
Löns, Hermann: Aus Forst und Jhr	566
Lothar, Rudolf: Die Seele Spaniens	703
Lux, Joseph August: Ungarn	829
Mandt, Martin: Ein deutscher Arzt am Hofe Kaiser Nikolaus I. von Rußland (eingeleitet von Ch. Schie- mann; herausgegeben von Veronika Kühn)	701
Matthias, Dr. Adolf: Staatsbürgerliche Erziehung vor und nach dem Kriege	566
Misch, Carl: Geschichte des Vaterländischen Frauen- vereins	566
Molo, Walter von: Auswahlbände von Selma Lagerlöf und Ludwig Thoma	832
Muthejus, Hermann: Wie baue ich mein Haus	565
Nökel, Karl: Die Grundlagen des geistigen Rußlands . .	584
Ochwald, Paul: Belgien	831
Preiß, Max: Brentanos Werke	830
Quelle, Otto: Belgien	831
Rohde, Erwin: Der griechische Roman und seine Vor- läufer	830
Schremmer, Wilhelm: Die deutsche Schule auf deutscher Grundlage	565
Sierogt, Max: Domenico Cellini	825
Stern, Alfred: Geschichte Europas von 1848 bis 1871 . .	832
Stock, Prof. Dr. Max: Mehr Schularbeit — weniger Schularbeiten	565
Wolter, Dr. Konrad und Bretschneider, Dr. Hans: Rousseaus Bekenntnisse	830
Wille, Bruno: Und gib uns Frieden	831
Zeitler, Julius: Goethehandbuch	704

Früchtekranz aus Dichtung und Literatur

Gumel, die Beschließerin. Von Verner von Heidenham	685
--	-----

Dramatische Rundschau von Friedrich Düssel

»Volk in Not« von Karl Schönherr — »Madame Tégros« von Heinrich Mann — Molières »Geiziger« in der Be- arbeitung von Karl Sternheim — Goethe-Gesellschaft und Deutsche Shakespeare-Gesellschaft im Jahre 1917 — Beiträge zur Theaterkulturbewegung — Noch ein- mal Emil Milan	554
---	-----

Das Reich der Frau. XL

Deutsche Goldschmiedinnen. Von Jarno Jeßen	533
--	-----

IV Inhalt des hundertzweihundzwanzigsten Bandes

Kunstblätter und Einschaltbilder

Juni:

Fischer-Gurig, Adolf: Ostfriesischer Innenraum — Aus dem
Waisenhaus in Emden — Alte kurbrandenburgische Schiffs-
werft in Emden — Alte Straße in Emden.
Hallavanya, Emilie von: Morgenjonne.
Johannsen, Theodor: Blühende Kastanie — Alkajie im
Kornfeld.
Prenzel, Hans: Im Blütenhause.
Schlubeck, Arthur: Moritz Ferdinand Freiherr von Bissing +
Ebedy, Max: Mädchen in der Kirche — Holländisches Mäd-
chen — Frauenbildnis.

Juli:

Alberts, Jakob: Stuflandschaft — Rotterdam — Alles im
Eutiner Schlosspark.
Bauer, Karl: Des Künstlers Mutter — Ein Ehepaar.
Bürgers, Felix: Sommertag.

Der Friedrichsplatz mit Wasserturm und Rosengarten in
Mannheim.

Gärtner, Fritz: Rupprecht Kronprinz von Bayern.
Gebhard, Adolf: Im Neuenland.
Jung, Otto: Knabenbildnis.
Lewenstein, Anny: Damenbildnis.
Lürcke, Franz: Sommerregen.

August:

Clauss, Berthold: Baum im Herbst.
Eitner, Ernst: Gasse in Travemünde — Hof in Holstein.
Grath, Anton: Kaiser-Franz-Josef-Ankaltendenkmal.
Hlavacek, Anton: Wald am Ziel.
Jülich, Leopold H.: Im Sommer — Landschaft.
Kappstein, Carl: Schnepfenjäger.
Koch, Georg: Besagte Straße in Rothenburg.
Oenike, Karl: Hinter der Kirche von Varnville.
Welzien-Stockfleth, A. von: Eine Sonnenstunde.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Ackerknecht, Erwin, Dr. phil., in Stettin, 687. Albert, Robert, in Dresden, 550. Arntzen, Johanna, in Essen-Ruhr, 723.
Bodt, Bertha, Dr. phil., in Breslau, 521. Bethge, Hans, in Berlin-Wilmersdorf, 544. Bienenstein, Karl, in Marburg a. Drau 841.
Bormann, Hans Heinrich, in Frankfurt a. M., 616. Brunnemann, Anna, in Dresden, 834. Claudius, Hermann, in Hamburg-
Fuhlsbüttel, 572. Collani, Eva von, in Berlin, 833. Crusius, Otto, Geh. Rat Prof. Dr., in München, 670. Düssel, Friedrich,
Dr. phil., in Berlin-Friedenau, 555. Enking, Ottomar, Prof., in Dresden, 491. Fleischhauer, Fritz, in Magdeburg, 635.
Flex, Walter, Dr. phil., im Felde, 567, 669. Freitag, Guft. Willib., Prof. Dr., in München, 624. Gaudeker,
Rita von, in Wilhelmshaven, 838. Geiger, Albert +, 809. Hagen-Schürman, Carl, in Berlin-Südende, 652, 842.
Hammer, W. A., in Wien, 801. Harder, Agnes, in Wilmersdorf, 810. Hardung, Victor, in St. Gallen, 752. Heidenstam,
Werner von, in Raddö (Schweden), 685. Hild, Otto +, 654. Hildebrandt, Paul, Prof. Dr., in Charlottenburg, 709. Hohlbaum,
Robert, Dr. phil., in Wien, 715. Höndorf, Walter, in Berlin, 705. Hofffeld, Hermann, Dr. phil., in Eisenach, 679. Janßen,
Werner, in Hamburg, 821. Jessen, Jarno, in Berlin, 533. Knodt, Karl Ernst, in Bensheim a. d. Bergstr., 766. Knöfel, Heinrich,
in Frankfurt a. M., 699. Langemann, A. von, in Schwerin, 605. Lienhard, Friedrich, Prof. Dr., in Weimar, 435.
Lindner, Werner, Dr.-Ing., in Berlin, 779. Lingens, Paul, in Aachen, 554. Lorenz, Felix, in Berlin-Friedenau, 755.
Martin, Marie, in Berlin-Friedenau, 788. May, Walther, Prof. Dr., in Karlsruhe, 646. Meinhard, Elisabeth, in Ronitz, 634.
Messer-Platz, Paula, in Gießen, 671. Müller, Fritz, in München, 526. Müller-Freienfels, Richard, Dr. phil., in Konstanz, 545.
Nonne, Elise, in Bonn, 604. Ostmark, Erich, in Danzig-Langfuhr, 525. Plotke, Georg, J., Dr., in Frankfurt a. M., 767.
Raff, Helene, in München, 433, 577, 721. Reuß, Heinrich, in Hamburg, 617. Roloff, Gustav, Prof. Dr., in
Gießen, 573, 716, 844. Rosenhagen, Hans, in Goldela bei Sülstorf, 455. Schaumberger, Julius, in München, 484. Schian,
Martin, Prof. D. Dr., in Gießen, 568. Schottelius, Walter, Oberamtsrichter Dr., in Vörsfelde, 694. Seeliger, Hermann,
Dr. phil., in Landsbut in Schlesien, 469. Stavenhagen, Kurt, Dr., in Goldingen, 839. Strinius, August, Geh. Hofrat, in
Waltershausen i. Ch., 473. Walter, Friedrich, Prof. Dr., in Mannheim, 635. Wawryniok, Otto, Dipl.-Ing. Prof. Dr., in
Dresden, 509. Winkler, Christine von, in Neudeck in Oberschlesien, 562, 623. Zimmer, Fritz Alfred, in Zwickau, 778.





Theodor Johannsen: Blühende Kastanie

Westermanns Monatshefte

Geleitet von Dr. Friedrich Düfel

Band: 122. II

Juni 1917

Fortunat

Roman von Helene Raff

I

Die Bestattung war vorüber. Die Reden des Pfarrers und des Bezirksamtmanns waren mit wirklicher Ergriffenheit gehalten und gehört worden; denn der alte Herr auf Rodegg hatte zu den Güttern und den geachteten Männern der Gegend gezählt. Sein reger Sinn für das Gemeinwohl hatte eigentlich seinen Tod mit herbeigeführt. Die alte Häuserin Nandl, eine knochige Gestalt in ländlicher Trauertracht, berichtete all den Weibern, die sich mitleidig um sie drängten, wie der Gnädige sich schon schlecht gefühlt habe und nicht für eine Welt daheim geblieben sei. »Keine Ruh hat er geben: die Hochwasserschäden hinten im Tal muß er sich anschauen, hat er gesagt. Wo er doch schon erkältet war und so ein scharfer Wind gegangen ist! Sein Freund, der Herr Doktor, hat ihm auch abgeredet, aber nix war's: fortgefahren is er, kaum daß er mir noch einen Mantel mitgenommen hat! Und beim Heimkommen hat's ihn schon so gebeutelt, und am andern Tag hat er so arg Fieber gehabt.« Sie schluckte heftig und drückte die Schürze vor den Mund.

Die Männer, die das mit anhörten, nickten beistimmend: »Ja, ja, schab' um ihn — der hätt' nicht fortzollen!«

Außer der Nandl wandte die allgemeine

Teilnahme sich hauptsächlich dem Enkel und mutmaßlichen Erben des Verstorbenen zu. Das war ein schlanker, blonder junger Mann, dessen Züge durch das Bestreben, die innere Ergriffenheit zu verbergen, etwas Starres erhielten. Er hatte sehr an dem Großvater gehangen, das wußte man; und es schmerzte ihn sicherlich, daß er zu spät gekommen war, um ihn noch lebend zu treffen.

Neben Bernd von Rodegg stand seine Mutter, Frau Agathe Amelung, die beinahe wie seine Schwester ausjah; ihr Haar flimmerte golden durch die dichten Trauerschleier hindurch. Ein Kreis von Herren umgab die beiden: nächst dem Pfarrer und dem Bezirksamtmann waren es der Kreisarzt, der Oberförster, dann ein paar Gutsherren aus der Nachbarschaft, die zur Tarokpartie des Heimgegangenen gehörten, sowie dessen Jugendfreund und Hausgenosse, der stille hagere Doktor Streit. Auf die schwarzgekleidete Menschengruppe schauten über die Friedhofsmauer hochragend und kantig die Berge herein, als wollten sie sagen: Vergängliches sieht uns nicht an. Wir sind für die Ewigkeit.

Der Nebel, der den ganzen Vormittag in Streifen und Ballen an den mittleren Bergzacken gehangen hatte, begann jetzt als feiner Sprühregen niederzugehen. Mitten hindurch

schien die Sonne, ließ die blauen und kirchroten Röcke der Weiber phantastisch aus dem Dunst schimmern, blickte da und dort auf der Posaune eines Musikanten oder den Denkmünzen der Veteranen, die samt der Kriegervereinsfahne vollzählig an der Bestattung teilgenommen hatten. Bernd Robegg sah es und genoß unwillkürlich die eigenartige Stimmung. Sogleich aber schämte er sich vor seinem Toten, der es getadelt haben würde, daß er in solch einem Augenblick empfänglich für ästhetische Wirkungen war.

Die Leidtragenden verließen sich allmählich; ein Teil begab sich in das Hauptwirthshaus zu einem Gedächtnistrunk. Nur die Angehörigen warteten an dem schmiedeeisernen Gitter, das die Familiengruft umschloß, bis das letzte Bett Hans Raspars von Robegg zur Seite der Seinigen, ihm Vorausgegangenen, vollends aufgeschüttet war. Inzwischen hielt an der Pforte des kleinen Dorfkirchhofs der Wagen, in dem der alte Herr seine letzte Fahrt gemacht hatte; mit schwarzumflorter Peitsche saß Franz, der Kutscher, auf dem Bod. Bernd half seiner Mutter in den Wagen; dann stiegen er und der Doktor nach, hierauf die Randl, die sich aus Respekt vor der Herrschaft erst sträubte, ehe sie Agathens freundlicher Nötigung nachgab. Der Bezirksamtmann und der Kesslerbauer, dessen Hof zunächst an Robegg lag, brückten den vierten noch ein letztes Mal die Hand — dann rollte der Wagen mit ihnen davon, nach Hause. —

Mutter und Sohn atmeten auf, als sie hernach ohne Zeugen in dem sogenannten Frühstückszimmer von Robegg einander gegenüber-saßen. Eine Weile hielten sie sich schweigend bei den Händen. Die Abspannung machte sich geltend, die jeder Erregung folgt. Zumal die Frau sah jetzt sehr müde aus; ihre vom Weinen geschwollenen Lider lagen schwer über den schönen glanzvollen Augen. Sie war die Nacht durch gefahren, hatte zwei Stunden auf der Umsteigestation warten müssen, um heute rechtzeitig hier zu sein.

Endlich konnte Bernd nicht unterlassen zu fragen: »War es — war es schön gestern abend?«

»Wundervoll!« Sogleich straffte sich alles in dem zuvor schlaffen Antlitz, es leuchtete förmlich auf. »Sechsmal hat Papa auf das Podium gemußt, sich zu bedanken; die Leute tobten wie unsinnig! Aber es war auch hin-

reißend; es hat in mir getönt durch die ganze Fahrt.«

Der Sohn drückte und küßte ihre Hand; eine helle Freudenlohe stieg auch in sein Gesicht. Mitten unter den vielerlei Pflichten, die ein Trauerfall mit sich bringt, hatte er immer wieder an das Ereignis des gestrigen Abends gedacht: an die Erstaufführung von seines Stiefvaters neuer Symphonie, der er nicht bewohnen konnte. »Hat Papa sich gefreut?« In seiner Stimme, wie vorher in der ihrigen, klang eine große Zärtlichkeit.

»Doch, ja, er war vergnügt! Ein paar Sachen will er noch ändern, und an einer Stelle, sagt er, haben die Bläser gepakt. Du weißt ja, wie natürlich und selbstverständlich er alles nimmt.«

Bernd lächelte. Er entsann sich einer Äußerung seines Vaters, die dessen Standpunkt bezeichnete: »Wenn etwas nicht so wirkt, wie man erwartet, gibt es nur zweierlei. Entweder es ist den Leuten noch nicht aufgegangen, oder man ist selbst der Kerl noch nicht, für den man sich gehalten hat. In beiden Fällen hilft nichts als weiterarbeiten!«

Vielleicht dachte Agathe das gleiche. Sie und der Sohn blickten einander strahlend, verständnisinnig an, bis der Sinn des Tages ihnen wieder bewußt ward und sie verlegen die Augen senkten.

»Solch ein Gegensatz für dich — der Eindruck und diese Fahrt!« murmelte Bernd.

Sie nickte. »Raum daß ich noch rechtzeitig kam für den Nachtzug. Im Waschraum des Bahnhofes habe ich mich umgekleidet; Hanno hat mein Konzertkleid mit heimgenommen.«

Derartige Vorgänge war Bernd von seinem Elternhause gewohnt; immer hatte man Widersprechendes zu vereinigen gewußt und das scheinbar Unmögliche möglich gemacht. Er gedachte des Verstorbenen, der das nie hatte begreifen können.

Die Mutter schien ihn zu erraten. »Ich war sehr traurig trotz aller Freude,« sagte sie sanft. »Vor allem darüber, daß ihm dergleichen versagt war, sein Leben lang. So blieb er in vieler Hinsicht arm.«

Bernd mahnte sie, nun zu ruhen, und geleitete sie in ihr Zimmer hinüber. Als er den Gang zurückschritt, begegnete ihm die Randl mit einem großen Brief in der Hand. Den habe der selige Herr ihr anvertraut, meldete sie. Da er angefangen, sich schlecht zu fühlen, habe er den Brief aus seinem

Schreibtiſch genommen und ihr befohlen, ihn ſeinem Enkel zu übergeben. Bernd dankte und nahm den Brief. Seine Wimpern feuchteten ſich beim Anblick der wohlbekannten Schrift. Die Gewohnheit, die Aufſchrift mit Hilfe eines Lineals zu unterſtreichen — wie oft hatte er ſeinem Toten dabei zugeſehen!

Im Zimmer öffnete er den Brief und las:

Mein lieber Bernd!

Wenn Du dies zu Geſicht bekommſt, werde ich nicht mehr daſein, und was mein war, wird, wie ſelbſtverſtändlich, Dir gehören. Alle näheren Beſtimmungen darüber enthält mein letzter Wille, den der Bezirksamtmann in Verwahr hat.

Ein paar Worte für Dich perſönlich möchte ich aber doch zurüdlaffen. Zunächſt um Dir den Wuſch auszuſprechen, daß Du Rodegg nicht verlaufft, ſondern behältſt — wenigſtens bis Du ſiehſt, wie ſich Dein Leben endgültig geſtaltet. So viel die Erhaltung koſtet, wirſt die damit verbundene Landwirthſchaft immer ab. Auch wird zeitweiliges Verpachten und Vermieten möglich ſein. Der Grund dieſes meines bringenden Wuſches iſt, Du möchteſt Dich irgendwo bodenſtändig fühlen, nicht eine von den losgeriſſenen, heimloſen Exiſtenzen werden, deren es heutzutage genug gibt. Ein feſtes Erb und Eigen ſamt den damit verbundenen Pflichten iſt mehr noch ein innerer als ein äußerer Beſitz; ich hoffe, das wird Dir Rodegg werden.

Zwar weiß ich, Du wurzeſt in einer völlig andern Welt, die wohl auch ihre Berechtigung hat, ebenſo wie Deine Liebe zu dem, der Dir ihren Mittelpunkt bedeutet. Aber Du haſt Rodeggſches Blut, und das kann Dich künftighin andre Wege führen. Ich wünſche, es möchten glückliche ſein! Denn Du biſt mein Liebſtes auf der Welt geweſen, ſeit Dein Vater und dann Deine Mutter mir verloren gingen. Wenn die Wochen, die Du mir ſchenkteſt, vielleicht ein Opfer für Dich waren, ſo haſt Du es jedenfalls aus herzlicher kindlicher Reigung und aus Mitleid mit meiner Einſamkeit gebracht. Das habe ich immer herausgefühlt, und dafür danke ich Dir.

Gott ſegne Dich, mein lieber Junge! Mach's gut und vergiß nicht Deinen alten Großvater
Hans Kaiſar von Rodegg.

Bernd brückte ſeine Lippen auf die Unterſchrift. Angeſichts dieſer Liebe, die ſich ihm

nie ſo klar und warm ausgeſprochen hatte, kam er ſich klein und undankbar vor. Wie die meiſten Überlebenden an friſchen Gräbern, machte er ſich bittere Vorwürfe wegen mancherlei Unterlaſſungſünden, die nicht mehr zu ſühnen waren. Freilich, im letzten Grunde trug er keine Schuld daran. Alles war gekommen, wie es hatte kommen müſſen!

Er trat ans Fenſter. Haus Rodegg lag auf mäßiger Anhöhe — »mein Mautwurſthauſen« pflegte ſie der verſtorbene Beſitzer zu nennen — an der Mündung eines Hochtals, in das man tief hineinjaß. Zuvorberſt, in Wieswachs und Obſtbäumen verſtedt, die Kirche und die anſehnlicheren Dachſirke des Hauptortes, zu beiden Seiten des Tals hohe ſteile Berge, die ſich gegen den Taſſchluß hin zuſammenschoßen. Es war, als ſei die Welt hier zu Ende; in ſeiner Kindheit hatte Bernd Rodegg das ernſtlich geglaubt. Später hatte dieſe Begrenztheit ſich ihm bebrütend auf die Bruſt gelegt; jezt eben empfand er es wieder. Während er in die von Nebelſchleiern halb verhängte Gegend hinausjaß, ſagte er ſich, daß er ſelbſtverſtändlich ſeines Großvaters Willen ehren, zugleich aber, daß er niemals hier dauernd heimlich ſein würde. Denn er gehörte dem Leben.

Es klopfte. Auf ſein »Herein« trat der Doktor Streit ins Zimmer.

»Ich ſtöre?« fragte er mit ſeiner verſchleierten Stimme. »Sie waren in Gedanken?«

»In Gedanken, die man nicht vergißt. Alſo ſtören Sie nicht.«

Der ſtille Mann rückte zögernd damit heraus, daß ein Anliegen ihn hergeführt habe. Er möchte, wenn es nicht unbeſcheiden ſei, erfahren, was Bernd mit Rodegg zu tun beabſichtige.

»Es zu behalten natürlich! Und ich rechne jezt darauf, daß Sie wohnen bleiben, Herr Doktor, um mir, mit der Handl zuſammen, mein Eigen zu behüten.«

Auf dem Antlig des andern war die Erleichterung zu leſen. Er geſtand: das hätte er gehofft. Es wäre ihm bitter geweſen, ſich aus ſeiner letzten Zuflucht vertrieben zu ſehen.

Eine Pauſe trat ein. Bernd betrachtete den Mann, von dem er eigentlich nichts wußte, als daß er ſeines Großvaters Schulfreund und in den zwei letzten Jahren beſſen Hausgenoſſe geweſen war. Von dem, was dazwiſchenlag, hatte er nur erfahren, der Doktor ſei Witwer und habe aus ſeiner Ehe ein

einziges Kind. Den näheren Fragen nach seines Freundes Schicksal war Hans Raspar von Robegg stets ausgewichen. Ein einziges Mal hatte er die kurze Äußerung hingeworfen: »Das ist auch einer, der gemeint hat, er kann die Welt umgestalten. Und der hat sehen müssen: die Wand ist härter als der Kopf, der dagegenrennt.«

Bernb selbst hatte mit dem Doktor meist über wissenschaftliche Fragen geredet und einen vielseitig gebildeten Mann von großer Geistesstärke an ihm gefunden. Desto seltsamer war es, daß er sich in die Einöde vergrub.

»Sie müssen wissen,« hub der Doktor wieder an, »daß auch meine Tage gezählt sind. Ich werde der nächste sein, der aus diesem Hause wegstirbt.«

Bernb wollte etwas einwenden, aber der andre lächelte ein wenig spöttisch: »Bitte, ich bin vom Fach.« Seine Miene wurde wieder ernst, indem er fortfuhr: »Ich habe ein Kind, eine Tochter. Hans Robegg, mein Freund, war von mir zu ihrem Vormund bestimmt; denn immer hab' ich gehofft, daß er mich überleben würde. Wenn ich nun sterbe, hat Ina niemand als die frommen Schwestern, bei denen sie erzogen wird. Den Herrn Bzirksamtmannt etwa, den schätze ich sehr; doch kann er verfehlt werden, irgendwohin — und seine Frau würde sich auch mit meiner Tochter nicht verstehen. Dürft' ich Sie bitten, die Vormundschaft auf sich zu nehmen?«

Bernb war nur kurz überrascht; dann schien ihm die Bitte gerechtfertigt, und er sagte zu. Das Vertrauen, das der ältere Mann in seine Jugend setzte, ehrte ihn.

Der Doktor dankte wie jemand, dem eine Last von der Seele genommen ist. »Sie sind ein Robegg,« sagte er, »also steden Tatkraft und Lebensernst Ihnen im Blute. Und Sie haben eine gütige, feine Mutter — auch das tut viel. Nochmals: ich danke Ihnen!«

Sie trennten sich. Es deuchte Bernb beinahe abenteuerlich, wie viel Neues diese zwei Tage in sein Dasein gebracht hatten. Eignes Heim, eigener Besitz, die Anwartschaft auf Vormundspflichten, während er vor drei Jahren selbst noch minderjährig gewesen war. Wenn er nun in einigen Monaten seinen Doktor machte, war er ein fertiger Mann, einer, der mitten im tätigen Leben stand. Er gelobte sich, seinen Lebenden und seinem Toten Ehre zu machen. —

Schon in den nächsten Tagen reiste Agathe Amelung ab. Die Randl war sehr verwundet, daß die gnädige Frau nicht länger blieb, dem Sohne nicht Gesellschaft leistete, solange das Ordnen des Geschäftlichen ihn hier zurückhielt. Aber Bernb, so viel ihm eigentlich an ihrem Bleiben lag, erklärte, er sehe ein, daß sie gehen müsse. Sie habe ja ihr Haus so überstürzt verlassen, es nicht für ein längeres Fernsein vorbereiten können. »Und Papa braucht dich — und die Kleinen.«

Sie drückte ihm die Hand. »Du verstehst alles,« murmelte sie. »Du bist so gut.«

Da sie fort war, hatte es den Anschein, als sei die Sonne plötzlich versunken und ein kühler Hauch gehe durch die Welt. So wie man unter den Trauerfloren ihr goldiges Haar hatte schimmern sehen, hatte durch ihre Tränen, ihre schmerzliche Stimmung ein Schein von Anmut und Lebensfreude hindurchgeleuchtet, der alles heller machte auch für die andern. Bernb kannte das: es war die Atmosphäre seines Elternhauses, die sie mitbrachte. Daheim, was auch Schlimmes oder Trübes sich ereignete, behielt das Leben stets einen festlichen Unterton.

Bernb begab sich nun mit Eifer an die Arbeit, an das Durchsehen aller Papiere, das Vernichten des Überflüssigen. Eine musterhafte Ordnung herrschte überall, eine Ordnung, die erfüllt war vom Geist des Verstorbenen. Mehr und mehr geriet Bernb in den Bann der Vergangenheit.

Während er seine Augen umherwandern ließ, von diesem auf jenen Gegenstand, wurde ihm allmählich seine ganze Kindheit lebendig. Dort, auf dem hochlehnigen Stuhl, dessen Sitz man noch durch ein Kissen erhöht hatte, durfte der Kleine thronen, wenn er mit am Tisch aß. In Gegenwart des Großvaters war das mehr eine feierliche Handlung als ein Vergnügen; der Beni — so nannte er sich selbst in stammelnder Kindersprache — mußte gehörig achten, daß er keinen Lärm machte, nichts umwarf und beschmutzte, sonst wurde er vom Tisch geschickt. Das war besonders betrüblich, wenn es vor dem Nachtiß geschah. Freilich, die Mutter, die wußte so hübsch beizuspringen, Anarten zu verhüten, Ungeschied zu vertuschen. Der Alte beschuldigte sie bisweilen, das Bübchen zu verziehen, doch meinte er es nicht böse, und solche kleine Håteleien schabeten dem Frieden nicht. Aber es kam

eine viel andre, schlimmere Zeit. Eine Zeit, wo Beni nicht begriff, warum der Großvater oft so hart und düster dreinsah und die Mutter so verweinte Augen hatte. Und warum er ihnen gar so im Wege war. Denn er war im Wege, das fühlte der kleine Junge. Irgend etwas ging vor, wobei sein Dasein hinderlich war. Einmal, als niemand sich mit ihm abgab, hatte er sich in die gute Stube geschlichen und mit dem großen bunten Gefäß, das die Mutter eine Chinavase nannte, zu spielen begonnen, indem er Wasser aus seiner kleinen Gießkanne hineinfüllte. Dazwischen horchte er ins Nebenzimmer, wo die Großen sich unterredeten, halblauten Tones, und doch hörte das Kind, daß sie zornig waren. Aber dem Luschen vergaß es, auf sein Spiel zu achten: es stieß an die Vase, sie stürzte um, und ein großes Stück brach aus dem Rand heraus. Da kam der Großvater herein, schrie ihn heftig an und holte, was er selten tat, mit der Hand zum Schläge aus. Aber schon war die Mutter ihm gefolgt, riß den Knaben schützend an sich, und ihre Augen funkelten fremd und wild. —

Unwillkürlich erhob sich der Mann und stieß die Tür der Nebenstube auf. Richtig, da stand das zerbrechliche Prunkstück noch auf dem Kaminsims; es war so gut gefittet, daß man den Sprung kaum sah. Und da war auch der Spiegel mit dem wunderbar geschnitten vergoldeten Schnörkelrahmen, und die Möbel mit den starren Seidenüberzügen, auf die man sich nicht zu setzen traute. Inmitten, an der leeren Stelle, wo man den Tisch hinweggerückt hatte, damit der Sarg stehen könnte, lagen noch vereinzelt Blumen und Blätter auf dem Teppich; ein Duft von Kränzen und Weihrauch schwebte durch den Raum. Sachte zog Bernd die Tür wieder zu.

Seine Gedanken fährten zurück in jene Zeit, da er der Sonne entbehrt hatte, die Kindern wie Pflanzen so nötig ist. Viel, viel später erst hatte er gewußt, wodurch das Heim seiner Kindheit eingestürzt war, um was die Seinigen damals gestritten hatten. —

Der alte Hans Kaspar hatte nach dem siebziger Feldzuge dem Militärdienst entsagt und sich auf sein Erbgut Rodegg zurückgezogen. Von seiner verstorbenen Frau besaß er einen einzigen Sohn, Hans Bernhard von Rodegg, Offizier wie er gewesen. Der hatte sich früh verheiratet mit dem schönen, feingebildeten Mädchen, das auch des Schwieger-

vaters letzte stille Liebe ward. Als das dem Paare erstgeborene Söhnchen noch kein volles Jahr alt war, tat Hans Bernhard, ein glänzender und sicherer Herrenreiter, bei einem Rennen einen schweren Sturz mit dem Pferde. Den inneren Verletzungen, die er sich dabei zugezogen hatte, erlag er nach kurzer Leidenszeit.

Die junge Witwe zog zu dem Schwiegervater nach Rodegg, samt dem Bübchen, das die Randl, die damals noch jugendliche Hauserin des Alten, wie ein eignes in ihr Herz schloß. Sie lebten alle drei nur für den Kleinen, der stattlich gedieh; nach seinem Vater hieß er Bernhard, abgekürzt Bernd.

Aber seinem Bettchen hing ein großes Bild des aus seiner Jugendfülle heraus Verstorbenen; das küßte Beni, wenn seine Mutter oder die Randl es ihn hießen, aber er verband nicht die mindeste Vorstellung damit. Zu Fremden sagte er auf Fragen nach seinem Vater: »Pappi is im Himmel,« und das schien ihm eine durchaus befriedigende Tatsache. Er vermisse ja nichts. Sein »Opapa« vertrat Vaterstelle, war die Respektsperson, der man unbedingt gehorchen mußte. Und alle übrigen verwöhnten den kleinen Hausprinzen, so sehr sie konnten. Nach seiner Meinung mußte das Leben immer so weitergehen.

Aber in seinem sechsten Jahre begann die Veränderung sich zu vollziehen, unter der er so gelitten hatte. Bald nach jenem Zwist wegen der zerbrochenen Vase nahm die Mutter ihn mit in einen Lustort, wo es viel Neues und Hübsches zu sehen gab und eine nette Tante, eine Freundin der Mutter, ihnen Gesellschaft leistete. Aber man hatte nur zwei Zimmer, um darin zu sitzen, wenn es regnete, und keinen eignen Garten; und fremde Menschen begegneten einem auf Schritt und Tritt. Einmal kam auch ein Fremder, die Mutter zu besuchen: ein schlanker Mann mit braunem Haar, der wohl etwas Besonderes sein mußte, weil die Mutter vorher so aufgereggt schien und sich gar so schön schmückte. Der Mann bog sich zu dem Bübchen nieder und herzte es; Beni stand steif und still und sah mißtrauisch zur Mutter hinüber. Nachher führte die Tante ihn spazieren, während die Mutter bei dem Fremden blieb. Das geschah später nochmals, und da brachte der Mann Beni einen großen Elefanten, der auf Rädern ging. Der Elefant wurde dann

mit heimgenommen nach Rodegg; als jedoch Beni dem Großvater erzählten mußte, wer ihm den gegeben, entstand ein Auftritt, heftiger als alle früheren. Der Kleine ward freilich zur Tür hinausgeschoben; doch verriet ihm einzelne erlauchte Reden der Hausgenossen, um was es sich handelte. Seine Mutter wollte wiederheiraten!

Das erschreckte ihn. Er mochte keinen Stiefpapa: die Stiefeltern in Märchen waren immer so böse. Er widersetzte sich dem, was kommen mußte, ebenso hartnäckig und unnachgiebig wie sein Großvater.

Hans Raspar sah nichts ein von dem, was man ihm vorhielt. Nicht das Anrecht der jungen Frau auf Glück und Liebe, nicht das Opfer, das sie in den Jahren der mit ihm geteilten Einsamkeit schon gebracht hatte. Weil er nicht einsehen wollte, weil sein Verstand mit seinem widerstrebenden Gefühl fruchtlos rang.

Das eine, was ihn schmerzte, war die Untreue Agathes gegen seinen Toten. Hans Bernhard, der ein Mensch wie viele gewesen, hatte sich in der Erinnerung des Vaters zu einer Idealgestalt verflärt. Um seines frühen Sterbens willen, und weil er ihm solch eine Tochter, solch einen Enkel geschenkt hatte. Nun sollte er beide und mit ihnen die Sonne aus seinem Leben verlieren — das war das zweite Weh, das selbstfüchtige. Vielleicht aber hätte er das eine oder andre eher überwunden ohne die tiefe Abneigung gegen den Mann, der seines Sohnes Nachfolger werden sollte.

Nur zweimal hatte er ihn gesehen, bei eben der befreundeten Nachbarfamilie, wo auch Agathe Robert Amelungs Bekanntschaft gemacht hatte. Selten war ihm ein Mensch so zuwider gewesen — vermutlich, weil die andern alle so entzückt von ihm schienen und sich gebärdeten. Hans Raspar liebte keine planlose Verhimmelung, keine Sonderstellung, die man irgendeinem Einzelnen einräumte. Dieser lebensvolle schöne Dreißiger, auf dessen Stirn der Glanz jungen Ruhmes wie eine angeborene Krone lag, war ihm unverständlich, beinahe unheimlich durch seine starke Ichbetonung, durch die Eigenmächtigkeiten, die er sich herausnahm. Wenn man sein Bestes verlieren mußte — warum gerade an den?

Allen Widerstand, den er zu erheben vermochte, erhob er gegen die Liebe, die zwischen jenem und Agathe so jäh und bezwingend aufgeflammt war. Er wollte ihr sogar die

Wahl stellen: den Mann oder das Kind! Seinen Enkel sollte sie nicht mitnehmen dürfen, wenn sie ihr bisheriges Heim für ein andres hingab! Aber der Alte mußte sich überzeugen, daß, wie das Naturrecht der Mutter, so auch das Gesetz gegen ihn war. Es blieb ihm nichts, als sich mit den versprochenen zeitweiligen Besuchen seines Jungen zu begnügen, die Agathens und ihres künftigen Gatten Großmutter ihm zubilligte.

Zu seiner eignen Beschämung verdroß die Milde und die vornehme Gesinnung, die der verhaßte Mann, trotz seiner Leidenschaft für die Verlobte, bei all dem Hin und Her bewies, den alten Rodegg mehr als die schlimmsten Charaktereigenschaften gekonnt hätten. Denn jene hätten ihm recht gegeben, und diese setzten ihn ins Unrecht.

Beni erfuhr von dem allen nichts; doch wußte er: man stritt sich um ihn. Er wußte, daß die Zeit, während seine Mutter mit dem andern auf der Hochzeitsreise war, die letzte sein sollte, die er auf Rodegg zubringen durfte. Dann sollte er fort, seine Kaninchen und das zahme Reh im Stich lassen, in ein fremdes Haus ziehen, wo »der andre« Herr war. Das deuchte ihn schrecklich. Die paar Male, da er den andern gesehen, waren zwar nicht schlimm verlaufen, denn der hatte ihn gestreichelt und ihm hübsches Spielzeug geschenkt. Aber gut konnte er doch nicht sein, sonst hätte der Großpapa ihn wohl besser leiden können, und die Nanbl auch. Es sei ein berühmter Musiker, sagte sie von ihm und erklärte es dem Buben: ein Mann, der Musikstücke erfindet, die hernach öffentlich gespielt und von vielen Leuten angehört werden. Näher ließ sie sich nicht aus; wenn er zuviel fragte, seufzte sie nur und sagte: »Ach laß, du verstehst das nicht!«

Dann kam der Tag, da die Mutter ihn holte in ihr neues Heim.

Sie sah schön und blühend aus; fast fremd erschien sie ihm in dem sorgsam gewählten Anzug und der neuen Haartracht. Auch die Nanbl staunte sie förmlich an: man war auf Rodegg an dergleichen nicht gewöhnt. Aber als Agathe ihr die Hand gab und ihr mit herzlichen Worten für alle an ihrem Jungen bewiesene Treue dankte, schluchzte die Nanbl auf: »Oh, gnä' Frau, lassen S' ihn uns! Lassen Sie ihn hier!«

Nie vergaß Bernd den Blick, den sein Großvater bei diesem Ausbruch auf Agathe

richtete. Den starr gewordenen Blick eines, dem man sein Letztes fortnimmt! Aber Agathe hatte ihm standgehalten, indem sie beide Arme um ihren Jungen schlang und ihn fest an sich drückte, ganz fest.

Dann trug sie ihn in den Wagen, und nun galt es, Lebewohl zu sagen: den Wiesen, dem Wald, den Hausleuten und Haustieren. Des Großvaters Lippen waren kalt und zuckten beim Abschiedstuß. Und die Handl schlug das Kreuzzeichen über Beni.

Die Fahrt mit der Eisenbahn machte dem Jungen nur anfänglich Spaß. Je länger sie dauerte, desto bänglicher ward ihm ums Herz. Die Wonne, nun immer bei der Mutter zu sein, verblich vor dem drohenden Schatten des »andern«. Der Mutter war auch bekümmert zumute; das empfand er genau an der Art, wie sie ihn ansah, ihn bisweilen küßte oder streichelte. Er wagte nicht, ihr seine Angst zu gestehen; mit dem Zartgefühl frühreifer Kinder fürchtete er, sie zu betrüben oder gegen sich aufzubringen. Darum stellte er sich völlig vertieft in das Betrachten der Gegenben, die draußen vorüberflogen, und sah nur manchmal über die Schulter verstohlen zur Mutter zurück.

So gelangten sie ans Ziel.

Als Beni den Augenblick des Aussteigens gekommen sah, befiel ihn ein furchtbarer Schreck. Er sträubte sich, ja, er schlug um sich, da Agathe seinen Anzug zurechtzupfte und ihm das Mützchen aufsetzen wollte. »Ich will nicht, ich will nicht!« schrie er wie rasend und klammerte sich an die Fensterrahmen, an den Türgriff, an alles, was sich seinen Fäustchen darbot. Die Schmeichelreden der Mutter, die sich bestürzt zu ihm niederbeugte, halfen nichts. Der Schaffner mußte gerufen werden und den Kleinen gewaltsam aus dem Abteil heben, während die Vorbeihastenden auf dem Bahnsteig sich verwundert umdrehen. Erst in dem Gefährt, dem man ihn zugeschleppt hatte, ward Beni still, nicht aus Scham oder Artigkeit, sondern weil er das Vergebliche seines Widerstandes erkannte. Der ungewohnte Straßenlärm wirkte vollends betäubend auf ihn. Als der Wagen endlich vor der Haustür hielt, hinter der das Verhängnis ihn erwartete, stieg er heraus, wie ein Lamm, das sich zur Schlachtbank führen läßt.

Da — noch ehe er die Schwelle recht betreten hatte — riß jemand das Tor auf, um-

saßte die Mutter und küßte sie herzlich, hob dann ihn, den hilflos dastehenden Jungen, in beiden Armen empor: »Da ist er ja, unser Beni! Willkommen!« Beni fühlte zwei bärtige Lippen auf seinen Wangen, seiner Stirn; die Berührung tat eigentümlich wohl, ebenso die feste und doch sanfte Umschlingung der Arme, die ihn die Treppe hinauftrugen. Er wehrte sich noch, innerlich und äußerlich, wehrte sich die ganzen nächstfolgenden Tage. Er entwand sich den Liebtöngungen, lugte aus den Kleiderfalten seiner Mutter, in die er sich scheu geduckt hatte, auf den Mann, als erwartete er, dessen Freundlichkeit sich in Böses wandeln zu sehen. Aber der offene strahlende Blick, der dem seinigen begegnete, entwarfnete den Widerstand und beschämte die Furcht.

In Robert Amelungs Nähe verlernte man das Fürchten überhaupt. Seine heitere Selbstsicherheit, sein Glaube an sich selbst teilte sich unbewußt seiner Umgebung mit. Dem kleinen Beni erging es wie allen übrigen. Ehe die zweite Woche abließ, war seine Unterwerfung vollständig.

Das Wort »Vater« hatte bisher für ihn nur eine Photographie und einen alten, bei aller Güte strengen Mann umfaßt. Jetzt bezog sich das Wort auf einen lebenden, jugendlichen Menschen, der zu lachen, Spiele auszufinnen, ja richtig zu tollern verstand. Der Knabe kam nun erst dahinter, was der Besitz eines »Papas« bedeutete. Er begriff es mit jedem Monat mehr.

Robert Amelung behielt auch im ständigen Zusammenleben die Macht des Neuen. Man gewöhnte sich nicht an ihn. Denn immer wieder überraschte er durch eine Eigentümlichkeit, einen unerwarteten Zug.

Das Schönste, was Bernb sich denken konnte, waren die Dämmerstunden, die er bei seinem Vater verbringen durfte. Da war ein großer, wundervoll gepolsterter Sessel, auf dessen Lehne man bequem sitzen und sich an die Schulter des Vaters schmiegen konnte, während er mit gedämpfter Stimme irgendeine Geschichte erzählte. Niemand auf Erden vermochte so zu erzählen! Davon war Bernb fest überzeugt. Man glaubte und sah, was man hörte, auch das Unwahrscheinlichste. Biel dem Erzähler nichts mehr ein, dann stand er auf, ließ den Kleinen in den Sessel gleiten und setzte sich selbst ans Klavier. Sein Spiel bildete für Beni den Gipfel des Ent-

zudens. Einmal hatte er so lange gebettelt: »Bitte, noch! Bitte, noch!«, bis es Amelung wirklich ermüdete. Am Abend sagte er etwas gereizt zu Agathe: »Du mußt das dem Jungen abgewöhnen, daß er mich so quält! Ich fühle mich ganz abgespannt.«

»Aber Lieber! Warum hast du ihm nicht einfach gesagt, es sei nun genug, und ihn hinausgeschickt?«

»Ach was! Wenn es dem kleinen Kerl so viel Spaß macht, mag ich es ihm auch nicht abschlagen!«

Er »erzog« seine Kinder nie. Weber Bernd noch die drei jüngeren, die im Laufe der Jahre geboren wurden. Das älteste war ein Mädchen, ein rosigweißes Prinzchen, das den Namen Elisabeth erhielt, abgekürzt Lili. Dann kamen nacheinander zwei Knaben; Robert setzte es durch, daß sie Wolfgang Amadeus und Johann Sebastian genannt wurden, fand jedoch als erster diese Namen zu pomphaft für den Alltagsgebrauch, und so hießen die beiden Wölfi und Bubi. Arbeitete er, so mußten die Kinder ihm ferngehalten werden; wenn er Zeit für sie hatte, wollte er sich an ihnen erholen, ihr fröhlicher Kamerad sein. Es kam selten vor, daß Agathe ihm über die Fehler eines Kindes klagte; er begütigte sie dann regelmäßig: »Sobald es größer ist, tut es das nicht mehr — du wirst schon sehen.« Nur was ihn gerade störte, dagegen brauste er flüchtig auf. Allmählich gewöhnte sich die Frau, allein die Verantwortung zu tragen und im Notfall ihres Mannes Freund, den stets hilfsbereiten Doktor Endrießer, zu Rate zu ziehen.

Der meinte zwar, unter solchen Umständen sei es bequem, Kinder zu haben, fügte aber gleich hinzu, allerdings täte man besser, auf erzieherische Einwirkung zu verzichten, wenn man so talentlos dafür sei wie Robert.

Desto größer war dessen Fähigkeit, sich in die kindliche Vorstellungsweise zu versetzen. Niemand verstand es so, die Tränen über einen augenblicklichen Schmerz oder ein zerbrochenes Spielzeug zum Versiegen zu bringen, einen Angstgedanken zu verschrecken. Bernd entsann sich noch, wie Wölfi seinen ersten Religionsunterricht empfangen hatte und vom ersten Strupel heimgesucht ward, ob er für eine begangene Unart wohl in die Hölle käme.

»Nein doch, Wölfi!« hatte Amelung tröstend gesagt, »du hast ja Bubi nicht absicht-

lich hingeworfen. Wenn man etwas Unrechtes nicht mit Willen tut, kommt man nicht in die Hölle. Wenigstens wäre mir das selbst sehr unangenehm,« setzte er hinzu.

So geschah es, daß die Gestalt des Vaters den Kindern gar nicht ins Alltägliche übergang, sondern ihnen immer als außer und über den Dingen stehend erschien. Sein Dasein war nur geschaffen zur Freude und Belohnung. Es deuchte Bernd, bevor er älter geworden, ganz unbegreiflich, daß Kinder ihren Vater fürchteten, daß man die Dinge, die man tat, die Zeugnisse, die man bekam, wie vor einem harten Gewaltherrn verheimlichen mußte oder konnte. Bei ihm zu Hause belästigte man mit Derartigem den Vater überhaupt nicht; aber wenn er zufällig danach fragte, gab man ihm offenen Bescheid: Strafgerichte erfolgten nie daraus. Die eigentümliche Bangigkeit, die der vergötterte Mann ihm dennoch einschlößte, entstammte vielmehr der Angst, ihm nicht ganz recht zu sein, dem lehnstüchtigen Streben nach seinem Gefallen. Es war, wie er sich nachmals erklärte, das Bewußtsein: der hält dein Herz in der Hand und braucht nur einmal unsanft zuzubrüden, um dir sehr weh zu tun.

Bernd war scheuer und unbiegsamer als seine jüngeren Geschwister. Er besaß nicht die Geschmeidigkeit seiner Schwester Lili, die, dem Vater am ähnlichsten, seine Stimmungen meist erriet und sich ihnen anpaßte. Auch nicht die Naivität der beiden Kleinen, die dem Vorsichhinträumenden einfach aufs Knie kletterten. Trotzdem spürte Bernd, daß der Vater sich in gewissen Augenblicken ihm besonders innig angeschlossen. Allmählich erkannte er, daß das die Wirkung seiner eignen, über das gewöhnliche Kindesgefühl hinausgehenden Empfindung war.

Amelung liebte nicht das Hergebrachte und Pflichtmäßige; nur ganz Persönliches erfreute ihn. Zuzeiten aber konnte er auch die ihm Nächsten übersehen und scheinbar vergessen: er brauchte bloß von dem Plan eines neuen Werkes, einer fesselnden Bekanntschaft ganz hingenommen zu sein. Dann gab es eine Weile nichts andres für ihn.

Sein Freund Endrießer hielt es ihm gelegentlich vor. »Du bist imstande, dir einen Menschen entgleiten zu lassen, wie ein andrer eine Mark verliert.«

Auch Bernd mußte, etwa fünfzehnjährig, die Erfahrung machen, daß sein Vater sich

einmal wochenlang nicht mit ihm abgab, nur zerstreute Freundlichkeit für ihn hatte. Es war der stärkste Schmerz seines bisherigen Lebens; die Welt erschien ihm plötzlich sonnenlos grau.

Der Junge ward dadurch finster und mürrisch: er aß und schlief schlecht, ließ nach im Lernen. Agathe beunruhigte sich, was die Ursache sein möchte: er wich ihren Fragen aus. Endlich, an einem Abend, wo Bernd gleich nach dem Abendbrot, das er nicht berührt hatte, zu Bett gegangen war, folgte sie ihm in sein Zimmer. Da hörte sie in der Dunkelheit sein Schluchzen. »Mein Junge!« Sie umschlang ihn und hob seinen Kopf aus dem Kissen, in das er sich einwühlte. »Was hast du, sag! Du mußt es mir sagen!«

Da war es aus ihm herausgebrochen, verzweiflungsvoll wie ehemals seine Angst vor dem neuen Heim: »Er hat mich nicht mehr lieb! Er hat mich nicht lieb!«

Vergeblich suchte sie ihn zu beruhigen. Er litt zu sehr. Schon ein flüchtiges rauhes Anfahren seines Vaters — denn Amelung konnte sehr reizbar sein — ertrug er schwer. Die jetzige Gleichgültigkeit aber vernichtete ihn geradezu; er hätte lieber jede Härte in Wort oder Tat erduldet.

Agathe wartete, bis ihr Mann — spät an diesem Abend — nach Hause kam. Dann sagte sie es ihm.

Plötzlich fühlte Bernd, der sich schlaflos im Finstern wälzte, die weiche starke Umschlingung von einst. Die geliebten Lippen preßten sich, seit langem zum erstenmal, auf die feinen und schalten ihn dazwischen aus, was für ein dummer, gottsträflich dummer Bub er sei. Nur zu denken, sein Papa mache sich nichts mehr aus ihm! Er schüttete den ganzen Reichtum seiner Zärtlichkeit auf den vom Glück verwirrten Jungen aus, der fest umflammernd an ihm hing. Das höchste Wohlgefühl, dessen sich Bernd aus seiner Frühzeit erinnerte, war dieser Augenblick, in dem er seinen Vater wiederfand.

Es wollte etwas heißen, aus der Umgebung dieses bloß auf Besonderheiten eingestellten Menschen heraus sich in den Ferien der Denkweise des alten Robegg anzupassen.

Bernd entsann sich noch heute, wie schwer ihm oft das Abgewöhnen und Wiedereingewöhnen geworden war. Er hatte unbewußt an der Einrichtung seines Elternhauses seinen

Schönheitsfinn geschärft und gewisse Bequemlichkeiten des Lebens als selbstverständlich betrachten gelernt. Die Kahlheit und Nüchternheit der ländlichen Umgebung fiel ihm peinlich auf. Haus Robegg selbst war kein altes Ahnenschloß, sondern erst vom Vater des jetzigen Besitzers erbaut und ein ziemlich plumper viereckiger Kasten mit soliden, schwerfälligen Möbeln darin, deren blanke Politur kein Fleckchen verunzieren durfte. Es roch in den Gängen häufig nach Waschseife und Bodenwachs. Aber vollends die Gepflogenheiten des Daseins waren hier völlig andre als daheim.

Solange er Knabe war, freute er sich auf das Tummeln und Klettern, auf die Rüge und Pferde, auf Wasser und Wald. Das Gegengewicht jedoch bildete die strenge Hausordnung, die ihm jedesmal wieder fremd und lästig erschien. Daheim warb wenig Wesens daraus gemacht, ob man mit einer kleinen Verspätung zu Tisch kam; überhaupt wurden Abweichungen von der Regel nur geahndet, wenn dem Übertreter ein sichtlicher Schaden daraus erwuchs. Auf Robegg war es anders. Hier galten Willkürlichkeiten und Unregelmäßigkeiten als Unrecht an sich, ohne Hinblick auf die Folgen. Hans Kaspar von Robegg hatte die ehemaligen Gewohnheiten militärischer Pünktlichkeit auf sein Landleben übertragen. Wie oft bäumte das Gefühl des Knaben sich auf gegen einen Tadel, eine Strafe, die er wegen solcher Kleinigkeiten, wie er sie innerlich nannte, erhielt!

Mit den Jahren ward das besser. Nachdem Bernd das Gymnasium durchgemacht und gar sein Freiwilligenjahr abgedient hatte, war die Achtung vor festen Vorschriften ihm ins Blut übergegangen. Er sah sie als notwendig ein und beugte sich ihnen. Dazu kam die allmählich tiefgewurzelte Zuneigung zu dem einsamen Manne, der — das empfand er wohl — auf der Welt nichts liebte als ihn. Er tat, was er vermochte, sich dafür dankbar zu zeigen, auf das Wesen und die Wünsche des Großvaters alle Rücksichten zu nehmen, die von ihm erwartet werden konnten. Die schwerste dieser Rücksichten war, daß er so oft schweigen mußte, wenn jugendliche Wärme ihn zu reden trieb. Er schwieg, weil er die Unmöglichkeit einer Verständigung einsah.

Hans Kaspar von Robegg trug in seinem Kopfe eine ganz bestimmte unerschütterliche

Vorstellung von menschlichen Dingen und Lebensformen. Seine Abgeschlossenheit erlaubte ihm nicht, sie zu ändern oder zu erweitern. »Die Regel entscheidet!« lautete der auf Rodegg gültige Spruch. »Wenn jeder sich selbst Gesetze schafft, gibt es keine allgemeine Ordnung mehr, und alles geht aus den Fugen.« Ausnahmen gestand Hans Kaspar zu, mißbilligte sie jedoch. Wenn einer, der versucht hatte, sein Ich durchzusetzen, damit unanftanft anstieß und zu Schaden kam, nahm der Herr von Rodegg sich gütig und hilfsreich seiner an. Denn der galt ihm dann als Beweis für seine Theorie und als abschreckendes Beispiel für deren Gegner. Die Fälle aber, wo sich andre bei ihren Eigenmächtigkeiten wohlbefanden, empfand er fast als persönlich beleidigend; sie erfüllten ihn mit Abneigung.

Ziemlich früh hatte Berns Kinderinstinkt herausgefunden, daß der ihm liebste und nächste Mensch ein Gegenstand dieser Abneigung war. Der alte Rodegg versuchte bei jedem schädlichen Anlaß das Bild seines toten Sohnes dem Enkel vorzuführen, durch Erzählungen oder durch kleine Andenken, die er dem Jungen schenkte. Berns lauschte den einen und empfing die andern mit pietätvoller Dankbarkeit; er suchte ein nachträgliches Verhältnis anzubahnen zu dem nie gekannten Manne, von dessen Leben das seine gekommen war. Aber ungleich leichter wäre ihm dies geworden, wenn dessen Stelle auf Erden leer geblieben wäre. Wenn nicht ein andrer, Lebender sie ausgefüllt hätte, der alles, was von dem Verstorbenen zu hoffen gewesen, in verschwenderischer Weise war und gab.

Hans Kaspar sah wohl, daß er selbst nur der zweite, sein heimgegangener Sohn gar der dritte in Berns Empfindung war. Zuhöchst stand diesem der vergötterte Stiefvater. Obwohl er ihm hätte dankbar sein müssen für die Liebe, die er Bern bewies, schwärte in ihm eine ungerechte Bitterkeit. Berns erkannte sie.

Bald richtete er die Grübe nicht mehr aus, die sein Vater ihm bei der Abreise unbefangen aufzutragen pflegte. Denn er hatte bemerkt, wie das zuvor freundlich lächelnde Gesicht Hans Kaspars alsbald einen frostigen Ausdruck annahm, und wie gezwungen sein gemurmertes »Danke« klang. Einmal war die Frau Bezirksamtman, eine von denen, die stets mit tödlicher Sicherheit ihres Nebenmenschen wundeste Stelle treffen, auf

den Einfall gekommen, den Herrn von Rodegg nach dem Befinden seiner Verwandten in der Stadt zu fragen: wie es ihnen ginge, ob sie nicht im Sommer einmal herkämen. Der Gefragte hatte eine rasche Schludbewegung gemacht, ehe er in unbeschreiblichem Ton erwiderte: »Was Agathe und ihr Mann vorhaben, weiß ich nicht. Das sind Augenblicksmenschen!«

Wenn Berns von seinen Besuchen in Rodegg zurückkehrte, hatte er es leichter. Seine Mutter forschte liebevoll nach allem und ließ sich gern erzählen, der Vater äußerte auf das lebhafteste die Freude an seines Jungen Wiederbesitz und vergaß zu fragen. Nur gelegentlich kam die Rede auf Hans Kaspar von Rodeggs pedantische Ordnungsliebe, die sich unter anderm darin kundgab, daß seine sämtlichen Strümpfe numeriert waren und beileibe nicht das Paar 4 vor dem Paar 3 angezogen werden durfte. Nichtswürdigerweise aber zerriß bisweilen ein Strumpf doch früher als sein Genosse; dann tat die Nandl vielleicht ein Paar, das verschieden beziffert, aber gleich erhalten war, zusammen und bekam dafür pünktlich ihren Auspußer. »Entweder den einen Strumpf wieder herrichten oder die Zahlen ändern — ein Durcheinanderleib' ich nicht!« — »O mein, o mein!« seufzte die Nandl. »Der gnä' Herr ist gar so akkurat!«

Als Berns das Histröchen daheim vorbrachte, lachte sein Vater beinahe Tränen. »Herrgott, daß jemand Zeit hat, an so was zu denken!« Er verstummte, da er Agathes beziehungsreichen Blick auf den Knaben sah. »Na ja, Ordnung hat natürlich ihre Berechtigung,« sagte er und sprach von anderm. —

Je älter er wurde, desto deutlicher erkannte Berns, daß er zwischen zwei unvereinbaren Gegensätzen stand. Es kam auch die Zeit, da seine Mutter sich ihm vertraute, ihm erzählte, wie sie durch denselben Kampf gegangen war. Sie wies ihn fein und liebevoll auf den Wert der beiden ungleichen Männer hin, und Berns lernte von ihr die Kunst des Auseinanderhaltens. Er erwähnte den einen vor dem andern nicht mehr, suchte sie einander nicht aufzuzwingen. Einmal siegte sogar die geistige Richtung des Großvaters über die des Vaters: bei Berns Berufswahl.

Von früh auf hatte Berns Anlage zur Musik gehabt: er besaß ein feines Gehör und spielte hübsch die Geige. Doch reichte sein Talent nicht aus, um ein ganzes Dasein

darauf zu begründen. Nicht anders stand es um eine nette poetische Begabung, die den Gelegenheitsdichtungen des Jungen zu festlichen Anlässen Beifall eingetragen hatte. Immerhin schwankte er lange in seinen Entschlüssen, und Amelung kürzte dies Schwanken nicht ab. Der den Ausschlag gab, war der Großvater. Er stellte Bernd nachdrücklich vor, wieviel Freude ihm seine künstlerischen Anlagen bereiten würden, wenn sie nur Schmutz seines Lebens blieben, nicht dessen Ziel bildeten.

Also studierte Bernd Volkswirtschaft.

Es war auf Robegg leichter, sich über reine Verstandesfragen, über wissenschaftliche Theorien und dergleichen auszusprechen, als im Hause Amelungs, der eigentlich keinen Sinn dafür hatte. Was nicht geradeswegs mit Schaffen und Gestalten zusammenhing, ging ihm nicht ein. Der alte Robegg hingegen schätzte eine Tätigkeit nach dem Nutzen, den sie einem größeren oder kleineren Kreise brachte. Er bezog alles auf die Allgemeinheit, während Amelung stets nur den Einzelfall anerkannte.

Bernd hatte die Genugtuung, daß in dem bisher ziemlich patriarchalischen Wirtschaftsbetrieb von Robegg zeitgemäße Neuerungen auf seinen Vorschlag mählich Eingang fanden. Weil dadurch die Vertraulichkeit mit dem Großvater wuchs, vergaß der Jüngere gelegentlich das, was sie trennte, und verschuldete selbst einen Mißklang.

Einst wollte er wieder auf Robegg, ganz gehoben und berauscht von einem künstlerischen Ereignis, das er kürzlich miterlebt hatte. Ein musikalisches Märchenrama seines Vaters war aufgeführt worden; die Aufführung hatte sich zu einem Triumph gestaltet, der Amelungs Namen in alle Welt trug. Das Märchenpiel hieß »Fortunat«.

Tagelang war Bernd nicht imstande, von anderm zu reden. Seine Begeisterung machte diesmal vor der teilnahmslosen Miene Hans Raspars und vor dessen Versicherung, von solchen Dingen nichts zu verstehen, nicht halt. Er bemühte sich, am Klavier die Hauptmelodien nachzutasten, die ihn entzückt hatten, zumal das eine: das Glücksmotiv. Er erzählte den Inhalt, las dem widerwillig Zuhörenden ganze Szenen des Textbuches vor. Die Handlung war folgende:

Ein Schiff ist gekentert nahe der Insel, auf der die Schicksalsfrauen wohnen. Eine junge

Frau, die den Gatten vor ihren Augen hat untergehen sehen, wird von den Wogen ans Land geschleudert und gibt sterbend einem Kinde das Leben. Da erblickt sie sich zu Häupten eine hohe unirbische Frauengestalt; sie reicht ihr das Kind, fleht sie an, es zu beschützen und vor allem Leid zu bewahren. Neben der Toten spricht die Schicksalsfrau den Weisspruch über das Kind: sie verleiht ihm das Angebinde, stets in allem glücklich zu sein bis zu dem Tage, da er selbst sich dieser Gabe entäußern wird. Dann verschwindet sie; ein reicher Fürst aber, dessen Schiffsleute den Strand betreten, um Trintwasser zu holen, nimmt den verwaisten Knaben auf.

Und Fortunat — so hat ihn der Fürst genannt — wird mit allen Lebensgütern überhäuft. Er ist schön, weise, tapfer, mächtig und geliebt. Aber das stete Glück versteinert allmählich sein Gefühl. Weil der Schmerz, der große Erzieher der Menschheit, ihn verschont, fühlt er die Schmerzen der andern nicht nach, lohnt ihre Liebe durch Leiden. Er gewinnt seinem besten Freunde das von ihm geliebte Weib durch den Zauber seines Wesens ab, läßt ihr Herz jedoch darben. Von ihm tödlich getränkt, entflieht sie, und er setzt ihr nach. Umherirrend, gelangt er zur Insel der Schicksalsfrauen; die Spenberin seines Glücks erscheint ihm und kündet ihm auf die Frage, was ihn eigentlich von andern Menschen trennt: nichts andres als eben sein Glück. Aber sie sagt ihm auch, daß der Verzicht bei ihm steht, sobald er will. Dann weist sie ihm den Weg zu der, die er sucht. Er findet sie bei dem einst von ihr Verlassenen, aber als Sterbende, da sie das Leben ohne ihn nicht tragen konnte. Da entsagt er seinem Glück, und sogleich fühlt er heftigsten Schmerz; die Worte aber, die sein Leid und seine Liebe ihm eingeben, machen ihr das Scheiden in seinen Armen selig. Um die Geliebte und sich selbst zu rächen, tritt der betrogene Freund hervor; als Fortunat sich weigert, mit ihm zu kämpfen, stößt er ihm das Schwert in die Brust. Und Fortunat stirbt. —

Bernd wurde nicht fertig, die einzelnen musikalischen und dichterischen Schönheiten hervorzuheben: die wunderbaren Varianten und Verschlingungen, in denen das Schicksalsmotiv immer wiederkehrte. Mitten in seine feurige Schilderung hinein bemerkte der Herr von Robegg kühl: »Da hat Amelung sich wohl selbst dargestellt?«

Ein Begeisterter, dem man kaltes Wasser in seinen Wein schüttet, fühlt sich stets gekränkt. Dazu kam für Bernd noch zweierlei, das ihn verletzete. Einmal, daß jemand annahm, sein von Eitelkeit so freier Vater könnte eine musikalische Selbstbiographie beabsichtigen haben, während doch Amelung überrascht und fast unwillig gewesen war, als einige Zeitungen, auch etliche Freunde den Vergleich mit jenem Glücksbegnadeten wirklich angestellt und ihn scherzhaft Fortunat genannt hatten. Noch mehr aber verdroß den Jungen der Ton des Alten, in dem so viel Nichtachtung, so viel Absprechen lag. »Ich hätte dich verschonen sollen,« sagte er, aufstehend. »Du verstehst dergleichen wirklich nicht, weil eben der gute Wille fehlt.« Ungestüm verließ er das Zimmer.

Aber nicht lange hatte er sich mit seiner Erregung draußen im Garten ergangen, da kam Hans Kaspar ihm nach und streckte ihm die Hand hin. Seine Miene war so traurig, daß Bernd nicht nur in die gebotene Hand einschlug, sondern ein paar Worte stammelte, seine Ungebärdigkeit zu entschuldigen.

»Du hattest recht. Ein Sohn, der für seinen Vater eintritt, hat immer recht.«

Nun war Bernd wirklich gerührt. »Wenn du ihm doch näher stündest! Wenn du ihn doch lieben wolltest, ihn, der jeder Liebe wert ist!«

»Er besitzt ja auch Liebe genug. Deine Mutter — ich weiß es, so selten ich sie sehe — hat sich völlig nach ihm gemobelt: sie kennt nichts als ihn. Du und sie, ihr dreht und biegt euch nach ihm, wie die Sonnenblumen in meinem Garten zum Licht. Ich fasse das nicht. Es mag kleinlich von mir sein. Aber glaub' mir: eure Anbetung schadet ihm mehr als meine vielleicht grämliche Kritik. Man muß ein Heiliger sein, um immer gebeugte Nacken zu sehen und nie daraufzutreten.«

In diesem einen Augenblick hatte Bernd das Gefühl, daß da nicht bloß eine verstorbene Abneigung sprach, sondern die reife, schwer-mütige Weisheit eines vielgeprüften Mannes.

Es war der letzte Zusammenstoß, den sie um dieses Gegenstandes willen hatten. Hans Kaspar vermied fortan sorgfältig, das Empfinden des Jungen zu kränken. Bernd aber war ihm tief dankbar dafür und unterließ jedes unvorsichtige Wort, so daß von da an bis zum Tode des Alten Friede zwischen ihnen gewesen war.

Zeitig am Morgen fand der Bezirksamt-mann sich ein, um Bernd das seiner Gut anvertraute, eigenhändig geschriebene Testament des Großvaters zu übergeben. Es war keine Überraschung dabei: Bernd erbt sowohl den ziemlich schuldenfreien Anstich Robegg als das nicht große Barvermögen, von dem etliche Legate abgingen. Der Amtmann, nachdem er noch ein paar sachkundige und wohlmeinende Ratschläge in betreff der Verwaltung gegeben, entschuldigte sich wegen der frühen Stunde, die er gewählt hatte. Es lag ein arbeitsreicher Tag vor ihm: er mußte hernach ins hintere Tal, um dem Oberbaurat, der zu diesem Zweck von der Regierung abgesandt wurde, die entstandenen Wildwassereschäden zu zeigen. Ob Bernd vielleicht mitfahren wolle, fragte er.

Bernd ergriff es gewissermaßen als eine Pietätspflicht, teilzunehmen an etwas, dem seines Vaters letzter Anteil gegolten hatte. Er erklärte sich bereit.

Gemeinsam fuhren sie zur Bahn, um den Erwarteten abzuholen. Der Oberbaurat — Rittfeld mit Namen — traf pünktlich ein; er war ein lebhafter, freundlich blidender Mann, so um die Sechzig herum. Der Amtmann stellte ihm den Erben des leider in diesen Tagen heimgegangenen Besitzers von Robegg vor, worauf der Oberbaurat Bernd die Hand schüttelte und den ihm bekannten rühmlichen Eigenschaften des Verstorbenen einen ehren-den Nachruf hielt. Dann bestiegen sie selbst den Wagen, der sie zur Stätte des Unheils brachte. Eine halbe Stunde über den Hauptort hinaus konnte man noch fahren; von da an hieß es zu Fuß gehen, denn hier, allmählich zunehmend, begann die Zerstörung.

Das zum Strom angeschwollene Flüsschen hatte mehr als die Hälfte der Straße mit Schlamm und Geröll überschwemmt: auf die Stöße gestützt, mußten die Männer sich über breite Rinnsale schwingen oder ungefüge Steinklöge überklettern, die ihnen den Pfad versperrten. Weite Strecken fruchtbaren Wieslandes waren verunruhrt, zumal an den Stellen, wo ein Wildbach die Hänge herabgestürzt war und sich in den die Ufer schon überschwemmenden Fluß ergossen hatte. Des Oberbaurats Antlitz wurde ernst, während er sich dies und jenes in sein Taschenbuch schrieb; der Bezirksamt-mann hatte eine Miene aufgesetzt wie: Ja, nun seht ihr's; habe ich's nicht immer gesagt? Bernd empfand die Ber-

wüstung der Gegend, mit der sich ihm allenthalb Kindheitserinnerungen an vergnügte Ausflüge verknüpften, ungefähr wie den Anblick eines alten Bekannten, dessen vertrautes Gesicht eine häßliche Krankheit entstellt hat.

Als sie hinaufstiegen zu der hochgelegenen Stelle, wo der heimtückische Wilbbach seinen Ursprung hatte, begegnete ihnen ein alter, dürftig aussehender Mann, der nicht weit davon wohnte und auf die Fragen des Bezirksamtmanns einiges berichten konnte. Er tat es mit einer stumpfen Gelassenheit, wie man von Unvermeidlichem spricht; nur hob er die besondere göttliche Gnade hervor, die sich darin offenbare, daß die tieferliegenden Hütten unverfehrt geblieben seien. Mächtige Blöcke lagen dazwischen verstreut, die mit Leichtigkeit das Dach der niedrigen Holzhäuser hätten zertrümmern und unsägliches Unheil anrichten können, doch war nur geringer Schaden geschehen. Das erbaute den Alten sichtlich, mehr als ihn der trostlose Zustand ringsum betrübte.

Bernd gab ihm ein Geldstück, das er, gleichwie den Geber, mißtrauisch betrachtete; erst auf Zureden des Amtmanns entschloß er sich, es zu behalten. Während er sich zögernd entfernte, sah er noch mehrmals über die Schulter zurück.

Den dreien war es eine Erleichterung, da sie gleichfalls der Verheerung den Rücken wenden und in das vordere Tal heimkehren konnten. Während sie im Wirtshaus des Hauptortes eine kleine Stärkung einnahmen, sprach der Oberbaurat mit dem Bezirksamtmanne von den Ursachen solcher Katastrophen und ihrer zweckmäßigen Verhütung. Es fiel ihm dabei auf, daß Bernd, als ein Anfänger, kein Wort dazu gab; er richtete die Frage an ihn, ob er zur Zeit des Unglücks nicht hier gewesen sei.

Bernd versetzte: nein, er wohne für gewöhnlich bei seinen Eltern in der Stadt.

Der Oberbaurat machte ein Gesicht wie jemand, dem die Verhältnisse nicht klar sind. Er rechnete Bernd offenbar nur zu den Robeggs. Der erläuterte ihm nun, daß seine Mutter zum zweitenmal verheiratet sei, daß er seine Heimat bei ihr und ihrem Gatten habe, dem Tondichter Amelung.

Der Oberbaurat schlug sich mit der Hand aufs Knie. »Ei, der Tausend! Der Schöpfer des Fortunat? Das ist Ihr Herr Vater? Dann kommen Sie mir wie gerufen, denn

Sie können mir eine Frage beantworten. Hat Ihres Herrn Vaters Familie einmal in B. gelebt?«

»Jawohl,« sagte Bernd, »Papa ist ja dort geboren. Sein Vater war da Stadtbaumeister, denke ich.«

»Nun, sehen Sie, solches Zusammentreffen lobe ich mir! Demnach bin ich ein alter Bekannter Ihres Vaters, aus seiner frühesten Kindheit allerdings. Sein älterer Bruder — der später auf der See verunglückte — ging mit mir in B. ins Gymnasium, dessen Rektor mein Vater war. Und der kleine Bengel — entschuldigen Sie, aber das war er damals — wurde von uns Größeren verhätschelt wie von aller Welt, seiner Niedlichkeit und seiner drolligen Einfälle wegen. Einmal — ich weiß es wie heute — geschah etwas sehr Aufregendes: in dem alten Hause, wo Amelungs wohnten, stürzte ein Teil der Decke ein, gerade überm Kinderzimmer; die schweren Kalkbrocken fielen dem Kleinen aufs Deckbett, aber zum Glück nicht auf den Kopf. Mein Freund Karl und alle andern erwachten von dem Gepolter und sprangen in bloßem Hemde zu; die Mutter, zu Tod erschrocken, nahm das Bübchen in die Arme. »Mein Herzkind, hast du nicht Angst gehabt?« — »Mutti,« fragte das Kerlchen und lachte sie lustig an, »was ist Angst?« — Ja, ja, der hatte Schneid.«

»Mir scheint,« sagte Bernd vergnügt, »Papa hat sich kaum verändert. Er wäre imstande und fragte das heute noch.«

»Ja, und später, da war einmal Jahrmart bei uns, und wir Großen durften hingehen und den Nestspatz, den kleinen Amelung, mitnehmen. Nestspatz sagten wir Schuljungen; seine Mutter nannte ihn ihren Benjamin, weil er ein Nachzügler war. Also wir gingen hin, und der Kleine war nicht wegzubringen von einer Bude, vor der ein glitzerndes Täschchen aus Gold und Seide hing. Wir hätten nicht Geld genug gehabt, es ihm zu kaufen; es paßte auch eigentlich mehr für ein Möbel. Der Verkäufer hatte viel Spaß an seinem Entzücken, gab aber sonst nicht acht auf ihn, wir auch nicht. Auf dem Heimweg sehen wir mit einermal: der Bub hat das Täschchen in der Hand und spielt selig damit. Der Karl, sein Bruder, fragte ihn nun, ob er es bezahlt hätte, oder ob es ihm geschenkt worden wäre. Wie er darauf keine Antwort wußte, setzten wir ihm gehörig zu und deutsch-

ten ihm aus, daß er richtig gestohlen hätte. Das bedenkliche Gesicht, das er machte, ob schon ihm die Sache nicht ganz klar zu sein schien! Und plötzlich — hast du nicht gesehen — schleudert er das Ding weit von sich. So, sagte er triumphierend, jetzt hab' ich es nicht mehr!»

Der Amtmann schwor, ein solches Menschenkind möchte er einmal, Wunders wegen, sehen, aber natürlich würde es mit den Jahren weltläufiger geworden sein.

»In dieser Hinsicht nicht sehr,« gab Bernd zur Antwort. Es fiel ihm aufs Herz, daß der Bezirksamtman allerbings nie Gelegenheit zu dieser Bekanntschaft gehabt hatte, weil Hans Kaspar von Robegg sich den Vater seines Entels so fernhielt.

Der Oberbaurat erzählte noch, wie er schon mehrmals Erkundigungen eingezogen habe, ob der nun berühmte Amelung das Bübchen von damals sei. Aber er hatte keine genaue Auskunft erhalten und sich auf die Gefahr einer Verwechslung nicht an einen so umworbenen Mann hindrängen wollen.

»Nun aber komme ich bald; gut Ding soll man nie zu lange verschieben. Wollen Sie einstweilen Ihrem Herrn Vater meine herzlichsten Empfehlungen ausrichten, wenn schon er sich meiner natürlich nicht erinnert!«

Bernd erwiderte höflich, er werde den Gruß gewiß bestellen, und sie würden sich alle des Besuches sehr freuen.

Der Ältere erhob sein Glas mit Landwein. »Ich möchte darauf anstoßen,« sagte er. »Es lebe — ja, das ist's: ich hatte den Taufnamen vergessen.«

»Robert,« ergänzte Bernd.

»Richtig! Robert Amelung. Sonderbar, der Name bezeichnet ihn nicht.«

»Das finden manche; er wird auch, ob schon er es nicht recht leiden mag, öfters nach seiner Schöpfung genannt: Fortunat.«

»Also Fortunat soll leben!« sagte fröhlich der Oberbaurat. Die Gläser klangen hell aneinander.

Bernd saß im Zuge und fuhr der Heimat zu. Dort gehörte er hin, und Robegg gehörte bloß ihm. Das gestand er sich selbst mit dem wohligen Erleichterungsgefühl eines, der alles Pflichtmäßige wohl geordnet hat und die Arme nun wieder frei hat für das, was ihm eigentlich anliegt.

Er hatte sich daheim nicht angemeldet; so

kam es, daß er bei seinem Eintritt ins Haus erfuhr, seine Mutter sei nicht allein, die Frau von Rudhart sei bei ihr. Bernd verzog ein wenig den Mund und ging in sein Zimmer, um sich zu säubern und so tadellos wie möglich herzurichten, denn er wußte, daß die Besucherin einen scharfen Blick für Außerlichkeiten hatte. Als er nach einer Weile das mit hellblumigem Stoff bespannte, altväterisch eingerichtete Besuchszimmer seiner Mutter betrat, streckte ihm Agathe freudig beide Hände entgegen und zog ihn zu sich heran. Er küßte erst ihre Hand, dann die der zierlichen, überwacht aussehenden Dame, die neben ihr auf dem Sofa saß. Sibonie von Rudhart war eine nahe Bekannte, insofern sie häufig kam und es sich zur Schande angerechnet hätte, in einem Hause, das so viel bedeutete, nicht gern gelitten zu sein. Sie war Witwe, reich und, wie ihre Freunde behaupteten, voll der mannigfachen Interessen; im Grunde liefen diese sämtlich darauf hinaus, daß irgend etwas, und zwar etwas Erregendes, geschehen sollte. Sie bedurfte eines steten Wechsels von Eindrücken und Vorgängen, bereiste die ganze Welt, versäumte keine wichtige Theateraufführung und verschlang viele Bücher, die ihr Stil und Gedanken liefern mußten für ihre empfindsamen Briefe. Wer sie, menschlich genommen, war, wußte niemand so recht; den einen galt sie als tabellose Dame, während andre ihr ein ziemliches Maß mannigfaltiger Erfahrung zutrauten. Jedenfalls sammelte die Gabe, über alles mitzusprechen, und ihre immer noch anmutige Erscheinung einen großen Kreis um sie.

Erst begrüßte sie Bernd mit sympathievollem Händedruck. »Sie haben traurige Zeiten gehabt — ach, Sie Armer!« Dann ging der sanft mitleidige Blick in begeistertes Ausleuchten über. »Und was Sie versäumt haben — eine Offenbarung war es, eine wirkliche Offenbarung! Ich bin eben hier, um nochmals mein Entzücken auszusprechen.« Nun fuhr sie da fort, wo sein Eintritt sie unterbrochen hatte: in einer Art musikgeschichtlicher Abhandlung, die Bernd merkwürdig bekannt vorkam. Er entsann sich: es waren die Worte, in denen ein namhafter auswärtiger Musikschriststeller, der eigens zu der Aufführung der Symphonie gekommen war, dies neueste Meisterwerk gepriesen hatte. Welch ein Gedächtnis! dachte Bernd und blinzelte zu Agathe hinüber, die mit ihrem

schönen ruhigen Lächeln dem Redeschwall der andern lauschte.

Endlich lieferte die Zeitung der Frau Eibonie keine brauchbaren Sätze und Beiwörter mehr. Das Gespräch stockte ein wenig, und die Besucherin sah angelegentlich nach der Tür, ohne sich doch zu erheben. Agathe erriet den Blick. »Leider ist Robert nicht zu Hause,« sagte sie, »er ist von der Prinzessin von A., die sich vorübergehend hier aufhält, zu Tisch gebeten, ins Eggesfior-Hotel.«

»Ach so!« machte Eibonie enttäuscht, und der leuchtende Glanz in ihren Zügen erlosch. Sie hielt es offenbar nicht für der Mühe wert, sich weiter zu steigern, blieb noch einige Minuten und verabschiedete sich dann, indem sie nochmals zum Mitgefühl überging und Bernd eindringlich versicherte: »Glauben Sie mir, ich empfinde Ihnen nach!«

Da sie gegangen war, nahm Agathe Bernd's Antlitz zwischen ihre Hände, küßte ihn und sagte: »Jetzt gehörst du uns ganz.«

»Ja,« antwortete er.

Dann geleitete er sie ins Zimmer zurück, saß, wie zuvor, auf dem Stuhl neben ihr, und sie plauderten. Sie begriff es wohl, daß der Verstorbene sein Rodegg nicht in fremde Hände gehen lassen mochte, auch daß seine Liebe zu Bernd diesem ein Erb und Eigen sichern wollte. Freilich schien es mit seiner Laufbahn unvereinbar, daß er dort länger als ein paar Wochen im Jahr würde hausen können. »Ihr müßt alle mit hinkommen,« sagte Bernd, und Agathe schüttelte den Kopf: »Es ist zu weit von der Stadt.«

Sie kannten beide Fortunat's Eigentümlichkeit: das Landleben nur dann gut zu ertragen, wenn er es jeden Augenblick mit einer Stadt vertauschen konnte. Er besaß, was namentlich Bernd an ihm beklagte, keinen rechten Sinn für Landschaftsreize. Ein leuchtender Commormorgen, ein großartiger Sonnenuntergang konnte im allgemeinen auf seine Stimmung wirken, er konnte sich dann vorübergehend entzückt äußern; zumal einzelne Farben wurden von ihm wie Akkorde empfunden, und er instrumentierte sie gleichsam innerlich. Aber was man einen richtigen Naturfreund nennt, war er keineswegs. Allerdings verhielt er sich gegen das, was die Stadt bot, ebenso gleichgültig; er schätzte an ihr einzig die öftere Gelegenheit, gute Musik zu hören, und sein Arbeitszimmer, in dem sein Schaffen besser als in ungewohnten Räu-

men vorstatten ging. An den Menschen lag ihm wenig; um so seltsamer schien es, daß er ihrer dennoch bedurfte und in längerer Einsamkeit nervös ward. »Ich vermute,« sagte Bernd einmal zu Agathe, »das Leben kommt ihm dann vor wie eine Bühne, auf der nur Dekorationen, aber keine Darsteller sind; er verlangt im Stillen die lebendige Staffage.« Agathe schwieg: ihr bereitete es Kummer, daß ihr Mann durch die Einseitigkeit, die seine Stärke bildete, von den andern so abgetrennt war, eine Insel für sich, zu der nur einzelne Brücken führten.

Inzwischen kamen die jüngeren Kinder ins Zimmer gestürzt, begrüßten lärmend den großen Bruder, erzählten der Mutter von ihren Unterrichtsstunden. Lili, die Älteste, war mit ihren fünfzehn Jahren dem Vater sehr ähnlich, so sehr, daß Bernd jedesmal davon getroffen ward: sie hatte seinen glänzenden Blick und den kräftigen roten Mund, den bei ihm der Schnurrbart verdeckte; ihr kastanienbraunes Haar war ein wenig heller als seines. Gleich ihm konnte sie auch lange Zeit schweigen und trotzdem die übrigen mit ihrer Gegenwart erfüllen. Sie schmiegte sich an Bernd, legte das Gesicht auf seinen Arm und blieb still so, bis es Zeit zu Tisch war.

Kurz ehe man sich ins Esszimmer begab, klang draußen im Flur ein bekannter Schritt. »Der Onkel!« schrie Lili auf und lief ihm entgegen. Von allen Kindern wurde der Doktor Philipp Endrießer so genannt; Agathe pflegte ihn auch zuweilen »ihren Kopf« zu nennen. Etete Kränklichkeit von früher Jugend an hatte dem Manne die Ausübung jedes festen Berufes verwehrt; er rächte sich an seinem Schicksal, indem er sein Leben dennoch nutzbar für sich und andre zu machen wußte. Er besaß eine ungewöhnlich reiche Bildung, hatte ein Bändchen vielbeachteter kulturgeschichtlicher Aufsätze veröffentlicht, barg in den großen geschnitzten Schränken seiner Wohnung kostbare Sammlungen, zumal von alten Musikwerken und Instrumenten. Das alles ohne Aufdringlichkeit: niemand erfuhr, wenn er wieder ein wertvolles Stück erwarb oder einem Emporstrebenden aus seinen reichlichen Mitteln beizugab. Auf gelegentliche Fragen, warum er nicht heirate oder sonst irgendwie hervortrete, gab er lächelnd Bescheid: »Im Drama dieses Lebens können nicht alle Mitspieler sein; ich gehöre zu den Zuschauern.«

Er zählte etwa fünfzig Jahre, hatte eine etwas nach vorn geneigte Gestalt und ein bläuliches, verkümmertes Antlitz, das aber zwei hellblidende Augen von durchsichtigem Blau eigentümlich belebten. Natürlich mußte er zu Tisch bleiben und den Platz des abwesenden Hausherrn einnehmen. »Weil die Danaide fort ist,« sagte er, sich behaglich zurechtsetzend, »so könnt ihr mich haben; sonst wär' ich davongelaufen, das sag' ich euch.«

»Warum nennst du die Rudhart, Danaide?« fragte Bernd.

»Weil sie in ein leeres Faß schöpft, mein Junge. In ein Faß, das immer leer bleiben wird. Solche Leute sind teils zu bebauern, teils sind sie unendlich.« Dann wandte er seine Aufmerksamkeit den beiden Jüngsten zu, die lebhaft darüber verhandelten, wie eine »Höhle«, die sie sich im Garten anzulegen dachten, beschaffen und eingerichtet sein mußte.

Bernd versprach ihnen, wenn sie erst nach Robegg kämen, sollten sie in einer wirklichen Bergwand eine wirkliche Höhle haben, so groß, wie hier keine denkbar sei. Den Buben wurden aus lauter Vorfreude die Augen glänzend.

Nach dem Mahl liefen sie mit Erlaubnis der Mutter alsbald ins Freie; Lili ging ins obere Stodwerk, um ein wenig Klavier zu üben. So blieben nur die erwachsenen drei zurück. Endrießer besprach mit Bernd die auf Robegg etwa zu treffenden Veränderungen und die Verhältnisse dort. Agathe, die sich anfänglich am Gespräch beteiligt hatte, wurde nach und nach stiller und hörte nur zerstreut hin. Die andern kannten sie genug, um zu wissen, daß sie auf den Schritt des Mannes lauschte, der nun bald heimkehren mußte. Sie war in Scherz und Ernst oft berebet worden wegen der Unruhe, die sich ihrer bemächtigte, wenn er einige Stunden von ihr entfernt gewesen war. Diese Angstlichkeit stimmte wenig zu ihrer sonst gar nicht schwächlichen Natur; sie vermochte auch auf die Frage, was sie denn fürchte, keine rechte Erklärung zu geben. Es kam ungefähr so heraus, daß sie mit der Person ihres Mannes die Vorstellung unbegrenzter Möglichkeiten verband.

»Da ist er!« sagte sie plötzlich, noch ehe sonst jemand etwas gehört hatte. Nun vernahm auch Bernd, wie drunten der Schlüssel in die Haustür gestedt wurde; er sprang vom Sitz auf und eilte seinem Vater in den Hausflur entgegen. Drin sagte Endrießer zu Agathe: »Er ist doch förmlich verliebt in ihn!«

Sie nickte bestätigend. »Sie glauben nicht, wie mich das glücklich macht.«

Indem trat Amelung mit Bernd herein, den Arm leicht um dessen Schulter gelegt. Er begrüßte beide, die Frau und den Freund, mit seiner gewöhnlichen Heiterkeit. Auf Agathens Frage, wie es gewesen sei, gab er Bericht. »Die Prinzessin ist eine nette Frau, scheint wirklich etwas von Musik zu verstehen. Ich habe ihr gleich gesagt, daß die Ratsphonie am Ende vom zweiten Satz nicht auf mein Konto kam, sondern daß die Holzbläser gepakt haben. Sie will auch der zweiten Aufführung beizohnen. Ihr geht doch noch mal hin?«

Solch eine Frage! Sie lachten alle drei.

»Ich freue mich ja so, daß ich die Symphonie nun endlich höre,« sagte Bernd.

Fortunat sah ihn nachdenklich an, wie jemand, der sich auf etwas besinnen muß. Seine Frau sowohl als Endrießer errieten, was in ihm vorging. Obgleich Bernd's erstes Wort an ihn jedenfalls ein Glückwunsch gewesen war, hatte er sich dessen Fernsein bei der Erstaufführung nicht mehr klargemacht, zum mindesten die Ursache davon vergessen. Nun begann das Gefühl einer Unterlassung ihm aufzudämmern; der Ausdruck angespannten Nachgrübelns in seinen Zügen war ein Zeichen davon.

Mittlerweile erzählte ihm Bernd, er habe ihm Grüße zu bestellen von einem, der ihn lange, lange schon kenne. »Denk nur, seit deinem dritten Jahr!«

»So? Wer?«

Darauf berichtete Bernd von seiner Begegnung mit dem Baurat. Amelung sann noch angestregter. »So, war das in B.?« sagte er zögernd. »Ja, der Karl hatte so einen Schulkameraden — ich glaube, es war ein ziemlicher Musternabe.« Rasch verbesserte er sich: »Womit ich nicht sagen will, daß Musternaben nicht sehr nett sein können!«

»Oho!« rief Bernd lachend. »Gilt das mir?«

Robert strich ihm über die Schulter: »Nur ein bißchen!«

Aber des Baurats erinnerte er sich ganz schattenhaft. Er hatte in solchen Dingen kein Gedächtnis. Das wurde ihm bisweilen als Kälte oder Pietätlosigkeit ausgelegt. In Wirklichkeit hing es damit zusammen, daß er gleichsam jeden Tag neu geboren ward und über diesen Tag nicht hinausdachte. Es gab



Theodor Johannsen:

Ukazie im Kornfeld

für ihn kein Gestern und kein Morgen. »Er ist zeitlos wie die Ewigkeitskinder,« hatte Endrießer einmal gesagt.

Um ihm auf die Spur zu helfen, erzählte Bernd die kleinen Einzelzüge, die ihm der Baurat mitgeteilt hatte. Agathe und Endrießer hatte ihre Freude daran. »Die Epilode mit dem Täschchen ist köstlich!« rief Endrießer. »Das bist ganz du.«

Amelung zuckte die Achseln. »Ach was, die Leute sollen sich um meine Musik bekümmern und ihre Nase nicht in mein persönliches Leben stecken. Das gehört mir allein.«

»Aber dem widerspricht ja niemand,« suchte Agathe zu begütigen. Dann fragte sie Bernd, ob er dem Baurat gesagt hätte, daß sie alle sich freuen würden, ihn gelegentlich zu sehen.

Damit war jedoch Fortunat nicht einverstanden. »Zu jemand, der einen nur aus früher Zeit kennt, hat man immer ein schiefes Verhältnis. Er sucht beständig das, was war, und man ist doch ein ganz anderer geworden. Überhaupt mag ich nicht angestiert werden wie ein Wundertier!« Er warf den Kopf zurück auf eine ihm mitunter eigne hochmütige Art.

Dann verabschiedete sich Endrießer, und Agathe begleitete ihn hinaus.

Sobald Fortunat sich mit Bernd allein sah, nahm er dessen Hand. »Du hast Kummer gehabt!« sagte er in seinem weichsten Ton.

Bernd nickte.

Nun fragte sein Vater nach allem, was er nicht schon durch Agathe wußte, zumal nach Hans Raspars Tod und letzter Lebenszeit. Er sprach vom Wesen des Toten, den er gelegentlich wohl »einen närrischen Rauz« genannt hatte, mit einer herzlichen Anerkennung, wie fener sie niemals ihm gezollt haben würde.

Wie gütig er ist! dachte Bernd.

Er mußte noch von Rodegg erzählen, und wie es damit werden sollte. Amelung begriff nicht recht, was Bernd von einem Anwesen hätte, das er nie, außer etwa in ein paar Sommerwochen, bewohnen könnte. Eigentlich nur die Sorge und die Lasten. Bernd widersprach dem: er hänge selbst an dem Hause, mit dem für ihn so viele Erinnerungen verknüpft seien; und der Gedanke, irgendwo ein Stück eigener Scholle zu besitzen, sei ihm lieb.

»Sonderbar,« sagte Amelung verträumt, »wie die Menschen doch verschieden sind! Ich habe das Haus am Besitz nie verstanden.

Als ich so alt war wie du, hatte ich keinen andern Wunsch, als frei zu sein.« —

Das Leben der nächsten Zeit verlief ausgefüllt und gesellig. Verschiedene Gäste, die sich zu den Wiederholungen der Symphonie einfanden, stellten Anforderungen; die anständigen Freunde feierten den Sieg ihres Meisters auf ihre Weise. Amelung ließ sich durch all das nicht aus der Ruhe bringen; auch nicht durch die beständigen Anfragen und Angebote wegen der Symphonie. Ihn beschäftigten einige Änderungen, die ihm nach der zweiten Aufführung als nötig erschienen waren, und er gab kein Werk aus Händen, ehe er sich selbst völlig Genüge getan hatte. Aller Ernst und alle Innerlichkeit, deren er fähig war, gingen auf seine Kunst; sie war seine Religion.

Noch zahlreicher als sonst waren auch die in dieser Zeit einlaufenden Briefe und mündlichen Gesuche um Beurteilung von Talenten, um Unterstützungen und Ratsschlüsse. Obwohl bei der schriftlichen Beantwortung solcher Bitten Agathe ihren Mann öfters vertrat, blieb doch auf ihm die Hauptsache, die Prüfung der häufig gleich mitgesandten Arbeiten, haften und kostete ihn manchen unmutigen Seufzer. In einem Falle nur fand er sich eigenartig angezogen durch ein Geigenstück, das ein junger Unbekannter ihm einreichte mit einem Briefe, der sich ebenfalls durch eine gewisse stolze Herbheit des Tones vor andern auszeichnete. Er las sich, als fiele es dem Schreiber sehr schwer, jemand um Beistand anzugehen, und als treibe ihn nur der unwiderstehliche Glaube, diesen Beistand unbedingt zu verdienen. Amelung bestellte sich den Unbekannten sogleich für einen der nächsten Tage. Es erschien ein langer Mensch, etwa gegen die Dreißig, mit starkem rötlich-blondem Bart und einem seltsam verzückten Blick, den er während des Sprechens nie auf sein Gegenüber, sondern stets in irgendeinen entfernten Winkel richtete. Er nannte sich Jand und war, wie er angab, bisher in einer kleinen Anstellung beschäftigt gewesen, die ihm kein Genüge tat. Das Wenige, was er als Tonsetzer konnte, hatte er sich nebenher mit vieler Mühe zu eigen gemacht.

Amelung ermutigte ihn zum Fortfahren; er erbot sich, ihm jede Förderung angedeihen zu lassen. Es war seltsam, zu sehen, wie die Dankbarkeit des so freundlich Aufgenommenen mit einer ihm angeborenen spröden Aus-

brudrweise rang. Das nahm Robert vollends ein; er hatte einen Widerwillen gegen wohlberedte Leute und schalt sie Sprechvirtuosen.

Da Endrießer von dem neuen Schühling seines Freundes erfuhr, pfiff er zunächst nur leise vor sich hin und zog die Brauen hoch; Agathe, die jede seiner Mienen kannte, fragte lachend: »Was gilt die Wette? Sie denken: Das wird wieder ein Hereinfall.«

»Du' ich auch!« sagte Endrießer und zählte, trotz Roberts Protest, eine ganze Reihe ähnlicher Fälle auf. Da waren unglückliche Bedürftige, die sich als geriebene Schwindler entpuppt hatten; da waren Überbringer von gefällchten Empfehlungsschreiben oder solche, die in scheinbar wichtiger Sache eine schriftliche Auskunft von Amelung herauslockten, um sie dann als Autograph zu verkaufen.

»Na ja,« sagte Fortunat, »dergleichen kann doch einmal vorkommen.«

»Ganz gewiß. Der Unterschied ist nur: bei euch kommt es immer vor. Es leben die Follenden!«

Damit ging Endrießer.

Im Sommer, kurz vor Ferienbeginn, bestand Bernb Robegg sein Doktorexamen — magna cum laude.

Die ganzen vorhergehenden Monate hatte er sich nur seiner Doktorarbeit gewidmet, alles hintangeseht, was er sonst mit Lust betrieb. Amelung hatte ihn deshalb schon täglich bedauert. Desto höher schnellte sein Lebensmut nun empor. Er erhielt Glückwünsche von nah und fern. Auch aus Robegg schrieb die Randl, der er die Nachricht gebracht hatte, einen stolzen, mitfreudigen Brief, dem ein paar zittrig gekritzelte Zeilen des Doktors Streif beilagen. In einer offenbar verstoßen hinzugefügten Nachschrift bemerkte die Randl, es gehe dem Herrn Doktor recht übel; sie habe Sorge, der selige Herr ziehe ihn nach.

Nur flüchtig trübte das Bedauern mit dem Manne, der sein Schicksal richtig vorausgesagt zu haben schien, Bernbs strahlende Stimmung. Von Agathe wurde er wegen seines gehobenen Aussehens geadelt: er wisse sich wohl etwas damit, daß diesmal er und nicht der Vater Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit sei.

Natürlich gab es ein Festessen. Man hatte nur wenige dazu gebeten, weil Amelung große

Menschenansammlungen nicht leiden konnte. Die Geladenen waren außer Endrießer die Frau von Rudhart sowie eine alte musikbegeisterte Baronin und ihre Tochter, ein auffallend hübsches Mädchen, der Bernb seit kurzem eifrig den Hof machte. Dann war da noch ein Modephilosoph Reimarus, der Abgott aller unverständenen Frauenseelen; für ihn war die Zusammenstellung mit Amelung mißlich insofern, als er nicht gern andre Götter neben sich duldete, sondern vorzog, der ausschließliche Mittelpunkt eines Kreises zu sein. Auch Amelung konnte ihn eigentlich nicht gut vertragen; er spottete über Reimarus' »gedankenreiche Westen« und »symbolische Halsbinden« und hieß ihn gelegentlich einen ästhetischen Enob.

Aber er hatte in diesen Tagen der Freude einen fein abgestimmten Brief mit fein abgestimmten Blumen geschickt, und es hätte als Unfreundlichkeit erscheinen müssen, ihn zu übergehen. Gleichsam zur Entschädigung für diesen Pflichtgast bestand Fortunat darauf, den jungen Hugo Tand einzuladen. Darüber war zumal Eili sehr erfreut, die sich von Tands Eigenspiel ganz hingerissen zeigte. Zu allen diesen fand sich in letzter Stunde noch ein Angeladener.

Der Oberbaurat Rittfeld hatte seinen beabsichtigten Besuch im Amelungschen Hause nicht vergessen, nur wegen Überhäufung mit Geschäften bisher zurückgeschoben. Als er von Bernbs neuer Doktorwürde erfuhr, überwand seine mitfreudige Gesinnung jedes Hindernis. Eben am Tage des Doktorexamens erschien er, um Glück zu wünschen, freundlich empfangen von allen, auch dem Hausherrn. Amelung lächelte gutmütig dazu, von einem Manne, dessen Züge ihm gänzlich fremd waren, als Nachbarssohn und Kinderbekanntschaft angerebet zu werden. Abgesehen brachte der Baurat eine wichtige Kunde für Bernb. Er berichtete, daß in der Talenge bei Robegg die staatlichen Räumungsarbeiten schon begonnen hätten, daß eine völlige Regulierung des Flußlaufes und eine gründliche Verbauung des brüchigen Gesteins sich daran schließen sollte. Zudem habe er die Mitteilung erhalten, man werde auch gleich die längst geplante Zweigbahn abstecken, die das Hochtal eigentlich erst dem Verkehr erschließen würde, denn die jetzige Verbindung sei doch herzlich schlecht. Das alles war dem Erben von Robegg eine willkommene Botschaft und er-

höhte den angenehmen Eindruck des Besuches. Der Baurat wurde gebeten, an dem Mahl teilzunehmen; vergnügt sagte er zu. Er kannte bereits Frau von Rudhart, desgleichen, wenn auch nur flüchtig, den Professor Reimarus und noch einen Dritten. Beim Austausch Hands machten sowohl dieser als der Baurat eine überraschte, vielmehr befremdete Miene. Dann sagte der Baurat etwas gehesnt: »Wie geht's Ihnen, Herr Hand?«, und erhielt die Antwort nicht von dem Angesprochenen, sondern von Amelung, der alsbald mit Wärme sich über des jungen Günstlings Begabung und Ausichten verbreitete. Er hatte die kurze Begrüßung der beiden nicht bemerkt oder sich nichts dabei gedacht.

Agathe hingegen, als der Baurat bei Tisch an ihrer Seite zu sitzen kam, befragte ihn halblaut, woher seine Bekanntschaft mit Herrn Hand denn stamme. Er gab ihr Bericht: Hand sei längere Zeit in seinem Bureau beschäftigt gewesen, übrigens ein gescheiter und heller Kopf, nur unstet und von einem nahezu wahnhaften Ehrgeiz erfüllt. Seine hübsche musikalische Begabung werde von ihm überschätzt, und so habe er, des bisherigen Berufes überdrüssig, seine Entlassung begehrt, als dünke er sich dafür zu gut.

Wenn es weiter nichts ist! dachte Agathe und fühlte sich erleichtert. Sie hatte dafür gesorgt, daß Hand weit von dem Baurat und Reimarus nicht nahe von ihrem Manne zu sitzen kam. Hand war der Nachbar Lillis; er redete in die gläubig Lauschende mit einer gedämpften Leidenschaftlichkeit hinein, die stets anzeigte, daß er von sich sprach. Reimarus saß zwischen Frau Sibonie und der jungen Baronin, die er durch hingeworfene kurze Sätze zu verblüffen und zu blenden suchte. Für gewöhnlich wob er ein Redegespinnst voll funkelnder Ausdrücke und schwerfälliger Gedanken zusammen, er flügelte für jeden der Anwesenden ein besonderes Grußwort aus oder gefiel sich bisweilen in absichtlicher Nichtbeachtung der hergebrachten Gesellschaftsform. Ebenso liebte er es, mit lässiger Gebärde irgendeinen allgemein anerkannten Satz in sein Gegenteil zu verkehren. Aber in Fortunats Gegenwart hielt er sich vorsichtig zurück. Dieser besaß nämlich die ungewollte Gabe, durch irgendeine natürliche Zwischenbemerkung dem andern den Effekt zu verderben. Wenn Reimarus hereintrat und mit einer gewissen Höhe sagte: »Da bin ich!«,

so daß ein Gefühl von der Bedeutung dieser Gegenwart wirklich in den Anwesenden zu erwachen begann, war Fortunat imstande, zu sagen: »Ja, das sehe ich!«, und so harmlos dabei zu lachen, daß jede Feierlichkeit schwand. Er zerstörte das Hochtrabende und Gespreizte, wo immer er es traf. Reimarus war deshalb auf der Hut. Er behauptete nichts, sondern begnügte sich, in das Geplauder seiner Nachbarin bedeutungsvoll Zwischensfragen einzustreuen, wie: »Oh, Sie lieben Beethoven?«, oder: »Aber wie kommen Sie dazu, an sogenannte ethische Werte zu glauben?« Das erhielt seine Überlegenheit und war gefahrlos.

Frau Sibonie, die für ihn schwärmte, trant willig jedes Wort; hingegen das junge muntere Freisträulein Monika witterte etwas von Pose und begann ihn aufzuziehen. Er war viel zu erhaben, um dessen gewahr zu werden. Aber Bernd, ihr Nachbar zur Linken, hatte seinen heimlichen Spaß an der Sache und stand ihr nach Kräften bei. Die Mutter des Freisträuleins saß neben dem Hausherrn und trug ihm ihre sämtlichen musikalischen Ansichten vor. Fortunat, dessen Gedanken weitab wanderten, hörte ihr mit scheinbar beistimmendem Lächeln zu, was sie bewog, ihn fortan überall als einen fesselnden Gesellschaftler zu erklären. So war längs des Tisches jeder mit sich und den andern zufrieden.

Endrießer hielt eine launige Tischrede, worin er Bernd als den Anlaß des heutigen festlichen Beisammenseins feierte und die übrigen aufforderte, die Gläser auf das Wohl des Haussohnes zu leeren.

Dann erhob sich auch Reimarus und vertiefte sich mit leiser, müder Stimme in ein Gewinde von Wortblumen, aus dem allmählich die Absicht hervorging, die Frau des Hauses leben zu lassen. Die junge Baronin sagte hernach zu Bernd, sie hätte fortwährend den Atem angehalten, in Spannung, ob er seine künstlichen Sätze heil zutage fördern würde. Das aber gelang ihm wirklich, und am Ende tranken alle ihm fröhlich zu.

Kein Mensch konnte es nun dem Oberbaurat verdenken, daß er, der sich den Wirten besonders zu Dank verpflichtet fühlte, sein Teil zu der festlichen Stimmung beitragen wollte. Er war ein geübter Redner und hörte sich selbst nicht ungern; so hub er denn gleichfalls einen Trinkspruch an. Auf vergangene Zei-

ten kam er zu sprechen, auf seine frühen Erlebnisse mit dem kleinen Robert Amelung, der eine Art Wunderkind gewesen und nun solch ein Wundermann geworden war. Die Episoden mit der abgestürzten Dede, dem geraubten Täschchen und was ihm sonst befiel, brachte er vor. Er redete sich immer mehr in Wärme hinein.

Agathe, seine Nachbarin, saß indes wie auf Nadeln. Sie versuchte ihm Zeichen zu geben, die er in seinem Eifer übersah, und beobachtete zugleich die sich verfinsternde Miene ihres Mannes. Nichts verstimmte ihn so, als aus nächster Nähe in seinem Hause beweihräuchert zu werden. Er begriff nicht, daß man so wichtig mit alltäglichen Dingen tun konnte, bloß weil sie ihn betrafen.

Die Anwesenden dagegen genossen es, Fortunat sich so nahe zu fühlen, kleine Einzelheiten zu erfahren, von denen er selbst niemals sprach; desto größer war der Beifall, den der Baurat mit seinem Trinkspruch fand. Alle schoben die Stühle zurück, drängten auf den Redner wie auf den Hausherrn zu. Der schritt an Sibonie von Rubhart vorbei, die mit überströmenden Augen ihr Glas dem »teuren Meister« entgegenneigte, zu dem Baurat hin und sagte, ohne mit ihm anzustoßen: »Jetzt haben Sie mich schön in Verlegenheit gebracht. Solches Zeug baut man doch nicht so auf!«

Es sollte scherzhaft klingen, kam aber so scharf heraus, daß der alte Herr, seiner guten Absicht bewußt, peinlich davon berührt ward. Zum Ueberflus bemerkte er in eben dem Augenblick, wie der junge Dand, bei Lili stehend, ihr mit höhnischem Lächeln etwas zuflüsterte; es hörte sich an wie »Taktlosigkeit«. Der Baurat wandte sich brüst nach dem Sprecher um, so daß er Amelung den Rücken zuehrte; dieser stand nun vor dem sich verbindlich nähernden Reimarus und sagte zu ihm: »Daß Sie mir nichts davon in die Öffentlichkeit bringen, Professor! Sonst drehe ich Ihnen den Hals um.«

Inzwischen hatte der Baurat seinen ehemaligen Untergebenen etwas von oben herab wegen des Lächelns zur Rede gestellt. Hugo Dand antwortete ihm heftig, wobei auf seinen blassen Wangen dunkelrot Flecke aufglommen. Aber schon war Agathe zwischen die beiden getreten und holte alle liebenswürdige Gewandtheit hervor, um den Frieden herzustellen. Desgleichen benutzte Endrießer den

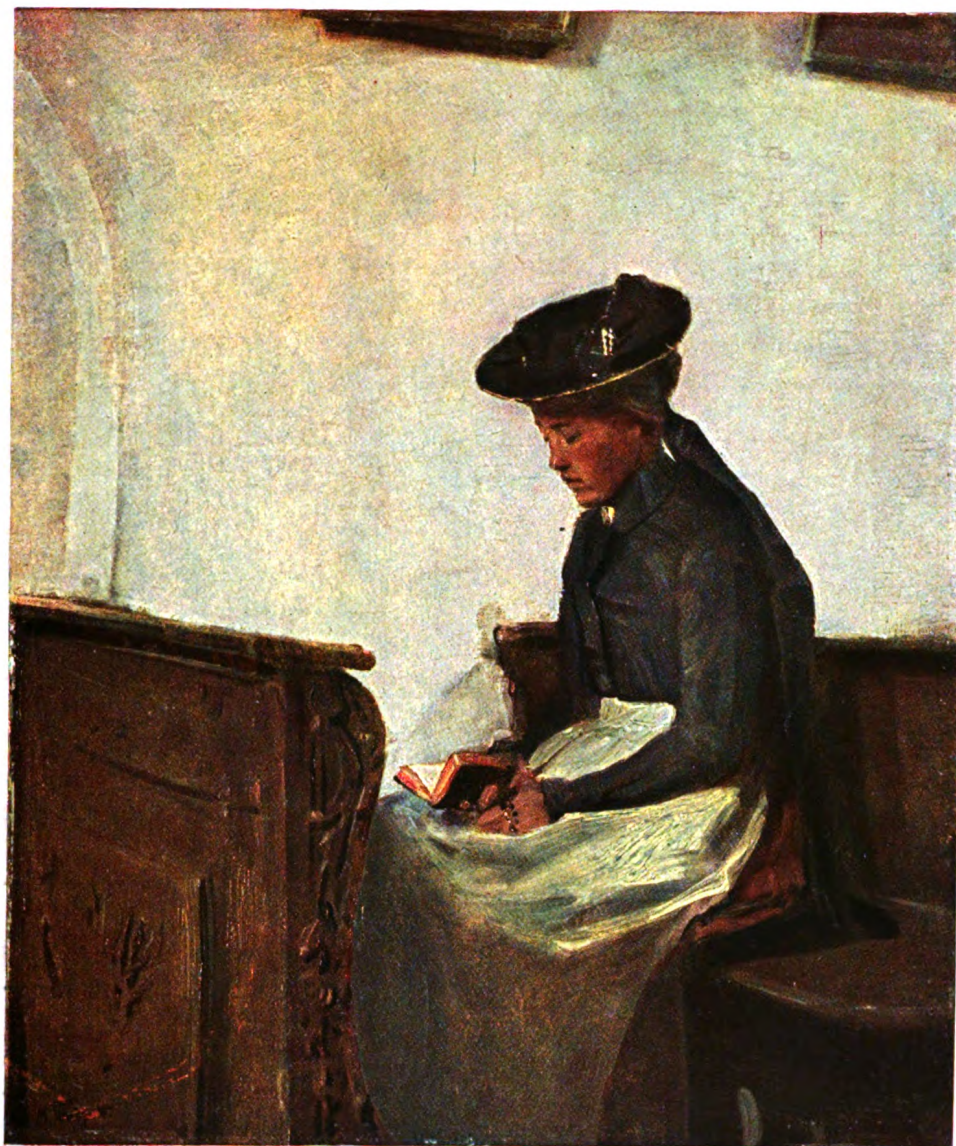
Augenblick, seinem Freunde ein paar mahnende Worte zuzuraunen und dann laut zu sagen: »Sehen Sie, das ist nichts weiter von unserm verehrten Wirt, als übertriebene Reflexion; er denkt immer, man redet zuviel von ihm.«

Die Frauen waren so klug, ein helles Gelächter aufzuschlagen, wie über einen köstlichen Witz. Die Männer stimmten ein, und Amelung ging nun dem Baurat nach, um ihm nachträglich für die Freundlichkeit seiner Tischrede zu danken. So schien alles beigelegt, doch kehrte die vorige heitere Stimmung nicht ganz wieder, und die Gäste empfahlen sich früher als gedacht. Der Baurat verabschiedete sich zuerst und sehr förmlich. Gegen Bernd, der ihn hinausgeleitete, äußerte er in gezwungenem Scherzton, es sei seltsam, wie ungern große Leute sich der Zeit gemahnen ließen, da sie noch klein gewesen. Besonders wenn aus dem Kinde ein verwöhntes Glückskind geworden sei. —

Agathe nahm sich vor, bei erster günstiger Gelegenheit nochmals mit ihrem Manne über heute zu reden; an diesem Abend beklagte sie sich nur gegen Bernd. Aber der, obwohl er ihr zugab, die Mißstimmung sei ganz ohne Grund durch seinen Vater hervorgerufen worden, nahm diesen dennoch in Schutz. »Er ist so wehrlos gegen jeden Eindruck. Und so voll empfindlichsten Zartgefühls beim leisesten Anschein, als seien Hulbigungen ihm erwünscht. Natürlich ist es ein Fehler, aber einer, der aus einer großen Tugend entspringt. Denke, wie etwa Reimarus darin geschwelgt haben würde, so auf dem Diebstahl zu stehen! Aber Papa will nun einmal kein Diebstahl, weil er eben keins braucht.«

Dawider konnte Agathe nichts einwenden. Sie wollte es auch gar nicht; sie war glücklich über ihres Sohnes verstehende Liebe zu ihrem Manne.

Was Amelung für sich um keinen Preis getan hätte, tat er in fast übermäßiger Weise für seinen Schützling Dand. Ihn zu fördern, ihm hilfreiche Hand zu bieten, verlangte er wie eine Pflicht von jedermann. So war es ihm geglückt, einen angesehenen Verleger für Dands Erstling, das Geigenstück, zu gewinnen; auch war es ein paarmal öffentlich gespielt worden und hatte Beifall gefunden. Außerdem, da Amelung in Erfahrung gebracht hatte, daß Dand von einem sehr ge-



Max Chedy:

Mädchen in der Kirche

Aus dem Besitz der Kunsthandlung von Ernst Arnold in Dresden
Zu dem Aufsatz »Max Chedy« von Hans Rosenhagen

ringen Vatererbe lebte und somit ein festes Einkommen schmerzlich vermiste, verfiel er darauf, ihn regelmäßig mit seinen Kindern musizieren zu lassen gegen ein bestimmtes Honorar. Anfänglich hatte Jand sich gestraubt im Hinblick auf das Zeitopfer, das Amelung ihm brachte, indem er ihm jede neue Arbeit bereitwillig durchsah. Aber die Großmut des andern hatte über sein Sträuben gesiegt.

Es war nicht erkennbar, inwieweit Jand sich als Schuldner empfand oder das, was ihm freiwillig erwiesen wurde, innerlich als sein Recht betrachtete. Endrießer, der ihn häufig in Amelungs Gegenwart beobachten konnte, kam nicht ins Klare darüber. Manchmal schien der Blick, den der jüngere Mann auf jenen richtete, verzückte Bewunderung, manchmal beinahe Mißgunst auszubringen. Sicher aber war, daß die gute Meinung des Hausherrn ihm auch bei den Kindern zufließen kam, die ihn für etwas ganz Besonderes ansehen und gelegentliche bewußte Unarten, die er verübte, nicht nur beschönigten, sondern geradeswegs nachahmten.

Endrießer nahm sich vor, das zur Sprache zu bringen, als er sich einsand, um seinem Freunde Bericht über einen geschlichteten Rechtschandel abzustatten.

»Also die Sache mit dem Verleger hätten wir glücklich im Lot,« sagte er, Amelung in dessen Zimmer gegenüberstehend und behaglich den Rauch einer Zigarre in die Luft blasend. »Dein Anwalt hat es mir heute mitgeteilt. Wenn du dich verpflichtest, der Firma den Verlag deines nächsten größeren Wertes auf jeden Fall zu übertragen und vom Gewinn des jetzigen zwanzig Prozent an eine wohltätige Stiftung zu überweisen, will sie von der Klage abstecken.«

Amelung hatte wegen des Erscheinens der kürzlich aufgeführten Symphonie mit einem großen Musikverlag in Unterhandlungen gestanden, die schon fast zum Abschluß gediehen waren. Plötzlich hatte er abgebrochen, um das Werk jenem andern Verleger zu geben, der sich ihm dadurch empfahl, daß er auch den Erstling Hugo Jands herausgab. Er freute sich offenbar, der in Aussicht stehenden gerichtlichen Streitigkeiten entgehen zu sein. Ob es Endrießer schon Mathe gesagt hätte, fragte er; die müsse es gleich erfahren. »Und dem Jand will ich es auch sagen. Der war ganz bekümmert, als er neulich zu-

fällig davon erfuhr. Ein so naiver lieber Junge!«

Einen Augenblick wurde Endrießer ungeduldig. Schon wieder jemand, der für einige Zeit den wärmsten Platz in Amelungs Empfindung besaß, bis er durch einen andern abgelöst wurde! »Du kannst auf den Jand gleich mitbeziehen, was ich dir des Verlegers wegen sagen will. Du lockst Menschen an dich heran, weil eine Seite an ihnen dir gerade gefällt. Du überschätzt sie so lange, bis sie dich enttäuschen und du ihrer müde wirst. Ebenso sprunghaft verführst du in geschäftlichen Dingen, ohne Begriff von Rechten und korrekten Gepflogenheiten. Du kannst es dahin bringen, daß die Leute dich für treubruchig und charakterlos halten, ja, daß sie anfangen, dich zu hassen!«

Fortunat lächelte ungläubig. »Ach, geh!« Es erschien ihm komisch, daß ein gescheiter Mann die menschlichen oder gar geschäftlichen Beziehungen so wichtig nahm. Er dachte nie darüber nach, wie seine Handlungen wirkten und sich in der Meinung der Außenstehenden spiegelten.

Aber um Endrießer gefällig zu sein, versprach er künftig mehr Vorsicht im Verkehr. Ein Versprechen, von dem der andre genau wußte, daß es in nächster Stunde vergessen sein würde. Noch wechselten sie einige Worte über die Verlegerangelegenheit, dann kam Robert wieder auf die entzündenden musikalischen Fähigkeiten Jands zurück. »Er spielt jetzt immer mit Lili, und sie hat viel Nutzen davon. Komm hinunter, so kannst du sie beide hören!«

»Ich habe es schon gehört,« sagte Endrießer. Während er draußen in der Halle abgelegt hatte, war ihm aus der angelehnten Tür des Musikzimmers Klavier- und Geigenspiel entgegengeklungen. Die Zusammenstellung der kindlichen Haustochter mit diesem unsteten Eindringling gefiel ihm nicht. Er fragte trocken, wie Jand eigentlich als Charakter sei. Er mache nicht den Eindruck eines besonders fein durchgebildeten Menschen.

Amelung versetzte ihm einfach, er solle doch kein Pedant sein. »Bei einem begabten und gottlob gar nicht konventionellen jungen Kerl frag' ich wenig nach sogenannter Durchbildung.«

Als Endrießer erwähnte, der Baurat, den er kürzlich angetroffen, habe auch eine abfällige Bemerkung gemacht, ärgerte sich Ro-

bert sogar ernstlich; denn er hatte von dem einen Gesellschaftsabend her gegen den Bau- rat eine der plötzlichen Abneigungen gesagt, die ebenso grundlos auftraten wie seine Lieb- habereien. »Das ist mir das rechte Orakel. Solch ein Philister!«

Endrießer zuckte die Achseln und rüstete sich zum Gehen; da fiel es Robert ein, daß sein Freund wieder einmal Dank verdient habe, und er dankte ihm mit vieler Herzlichkeit. »Du bist schon ein Prachtmensch. Du weißt für alles Rat,« sagte er warm und zog mit einschmeichelnder Gebärde den Arm des andern durch den seinigen. Endrießer machte sich sacht los; in seinem Gesicht war ein wunderlich verschlossener Ausbruch. Er wolle noch zu Agathe hinüber, sagte er und ging.

Er wußte genau, was er dem Manne, den er samt seinem ganzen Hause mit brüderlicher Sorgfalt betreute, eigentlich galt. Fortunat hatte ihn achtungsvoll gern und fand ihn überaus nützlich und bequem. Aber mehr Vergnügen bereiteten ihm alle die, deren Wesen seinen Neigungen entsprach, sogar die Danaide Rudhart, wenn sie gerade gut an- gezogen war. Ein eitler Mensch oder selbst- süchtiger Rechner hätte sich von dieser Freund- schaft jeden Tag beleidigt gefühlt. Endrießer war keins von beiden. Er liebte Fortunat um dessentwillen, was er war, nicht um das, was er ihm tat oder nicht tat.

Die Musik brunten war verstummt; am Fuß der Treppe schritt Jand an ihm vorbei und grüßte um einen Grad zu vertraulich. Lilis Stimme vernahm er zugleich mit denen der kleinen Brüder aus dem Garten. So traf er Agathe in ihrem Zimmer allein.

Mit dankbarer Freude erfuhr sie, wie der Verlegerhandel beigelegt sei. »Sie sind unsre Vorsehung,« sagte sie. Auch seiner Ansicht über Jand stimmte sie völlig bei; sie selbst hatte das Gefühl, sein Einfluß auf die Kin- der sei kein guter. »Aber Robert ist dafür ohne Einsicht und will nichts davon hören. Sie wissen ja, daß er immer ein lebendes Spiel- zeug braucht.« Ganz leise, müden Tones setzte sie hinzu: »Ich muß noch froh sein, wenn das Spielzeug ein Mann ist.«

Endrießer schwieg. Auf seinem Antlitz war wieder der Zug von vorhin.

Sie hatten viel zusammen verhütet und ge- schlichtet. Verhüten glückte nur in einzelnen

Fällen. Denn Robert Amelung, der so viel Phantasie besaß, sah keine nächste Folge sei- nes Tuns voraus und erklärte Vorsicht für Schwarzseherei. So ließ er, zum Schaden seines Rufes und Vermögens, allerhand Menschen an sich heran, die etwas von ihm wollten und meist erlangten: Männer und auch Frauen. Doch lehrte er stets nach kurzer Abirrung zu seiner Frau zurück, um ihr mit aller Zartheit, deren er fähig war, die aus- gestandene Bitterkeit zu vergüten. Er zwei- felte nicht, daß sie so leicht vergessen würde, wie er vergaß.

Agathe aber trug schwer daran. Ohne Endrießers Zuspruch — sie sagte es ihm jetzt — wäre sie über manches nicht hinweg- gekommen.

Er nahm ihr Lob mit etwas förmlichem Kopfschütteln entgegen. Amelung scherzte bis- weilen über die steife Korrektheit seines Freundes gegen seine Frau und darüber, daß die beiden sich nicht einmal duzten.

»Sie überschätzen mich, liebe Freundin. Außerdem haben Sie nun auch Bernd. Er hat sich so prächtig entwickelt.«

»Ja. Aber ihm sage ich lange nicht alles. Ich brächte es nicht über mich, seinen Glauben zu erschüttern, und er würde ihn sich auch nicht erschüttern lassen. Er verehrt Robert so — nicht wissend, wie Sie und ich, sondern fast blind.«

Endrießer schüttelte den Kopf. »Davon halte ich nicht viel. Blinde Liebe ist etwas Bequemes und Billiges. Aber sehen, alles klar sehen und allem zu Trotz lieben, das ist ein Verdienst. Ihr Verdienst, Frau Agathe!«

»Ich weiß nicht. Manchmal verachte ich mich dafür. Nein, widersprechen Sie nicht! Er hat mich als Weib, allenfalls noch als Mutter geliebt; den Menschen in mir kennt er nicht und tritt ihn mit Füßen.«

Endrießer lächelte, ein Lächeln, in dem seine unschönen Züge plötzlich licht wurden. »Liebe Freundin, es kommt nicht darauf an, was man unter einem geliebten Menschen leidet. Nur darauf, ob er es wert ist. Und das ist Robert ja!«

Sie nickte. Ihre Augen wurden feucht.

»Also lassen wir uns ruhig manchmal ein bißchen treten! Es tut weh, aber es schadet uns nichts. Gott befohlen, Frau Agathe!«

(Sortierung folgt.)



Adoratio crucis (Anbetung des Kreuzes)

Mit Genehmigung von Franz Hanfstäengl in München

Max Thedy

Von Hans Rosenhagen (Berlin)

Mein Freund Alfred Lichtwark pflegte, wenn wir im Gespräch auf das Kapitel »Deutsche Kunst« kamen, regelmäßig eine Bemerkung zu machen, die bedeutend und zugleich geheimnisvoll klang: »Wir wissen gar nicht, wie reich wir sind.« Das war in jenen Jahren, da der Direktor der Hamburger Kunsthalle seinen erstaunten Mitbürgern die Beweise vor Augen stellte, daß sie die Erben einer alten Kunstkultur von ansehnlicher Höhe wären, die verpflichtet seien, dieser Kultur eine Fortsetzung zu geben. Eine lange Zeit ist darüber hingegangen. Wir sahen die »Deutsche Jahrhundert-Ausstellung« in der Nationalgalerie, die einer Anregung Lichtwarks ihr Dasein verdankte,

sahen eine »Ausstellung Münchner Kunst im 19. Jahrhundert«, ohne daß das Bewußtsein der Allgemeinheit vom Reichtum der deutschen Kunst eine besondere Stärkung erfahren hätte. Das lag aber zum großen Teil wohl

daran, daß die allgemeine Teilnahme, geführt durch geschickte Schriftsteller und noch geschicktere Händler, viel mehr auf die Kunst Frankreichs als auf die Deutschlands gerichtet war und gar keine Neigung zeigte, sich den Leistungen deutscher Künstler zuzuwenden.

Ja, aber sind wir denn wirklich reich? Über alle Begriffe, so reich, daß wir kein andres Land um seine Kunst zu beneiden brauchen. Wir müssen uns nur von der fixen Idee losmachen, daß die französische



Studienblatt zur Adoratio crucis

Kunst die Kunst an sich, der Maßstab für alle Leistungen auf dem Gebiete der Kunst sei. Ich habe nicht die Absicht, die französische Kunst herabzusetzen, aber ihre Vorzüge gegen die deutsche auszuspielen, heißt doch nur, nicht verstehen können, daß eine Birne andre Eigenschaften hat als ein Apfel. Die deutsche Kunst ist eben einem andern Stamm entsprossen als die französische. Daher kann sie ihr nicht gleichen. Und es wäre wahrhaftig kein Vorteil für die französische Kunst, wollte man sie in ihrer Gesamtheit an der deutschen messen. Denn wo sind die Grünewald, Dürer und Holbein, die Menzel und Leibl, die Bach, Mozart und Beethoven der Franzosen? Von der Dichtkunst gar nicht zu reden. Aber auch die Gegenwart ist keineswegs arm an bedeutenden deutschen Künstlern. Sie haben nur den einen Fehler, daß sie deutsch sind, also nicht genießbar für einen gewissen Teil der sogenannten Kunstfreunde; denn die meisten von diesen lieben ja nicht die Kunst, sondern die

Kunstmode. Der Wert von Kunstwerken ist bedingt durch die Höhe der darin offenbarten Begabung und die Höhe des handwerklichen Könnens. Wo dieses dürftig ist, leidet die Qualität der Leistung in dem Maße, daß alles Talent diesen Mangel nicht aufheben kann, während eine gut gemachte Sache auch ohne großen Aufwand von Talent als künstlerische Leistung immer bestehen kann und wird. Daß dieser Schluß richtig ist, lehrt ein Blick auf die Schöpfungen der alten Kunst. Ein großer, ja der allergrößte Teil von diesen hat seine Bedeutung fast ausschließlich in der Höhe der handwerklichen Leistung. Das Talent der Künstler steht meist weit dahinter zurück.

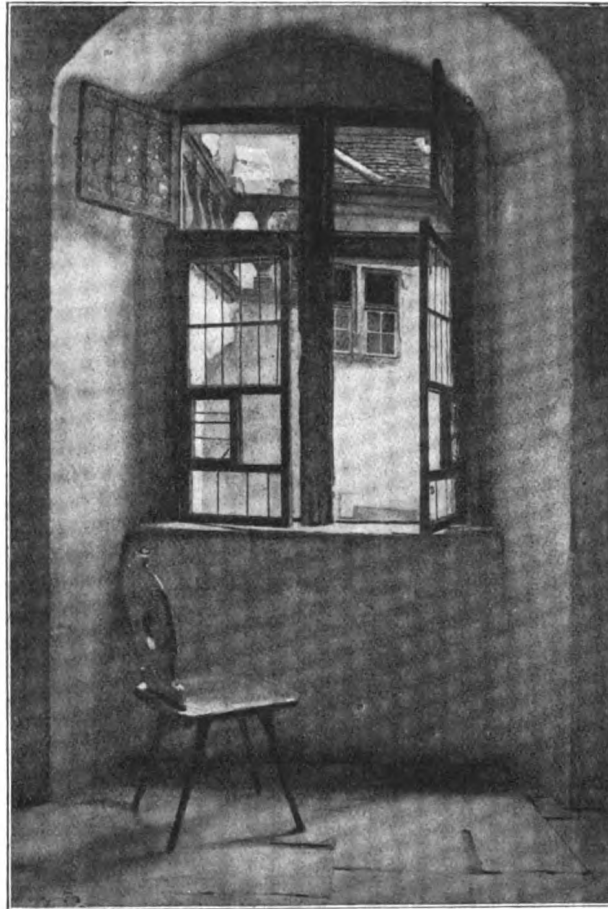
Man wird niemals den richtigen Begriff vom Reichtum der deutschen Kunst bekommen, wenn man sich nicht entschließt, die Schätzung von der Seite der Qualität vorzunehmen. Nicht nur, daß man bei diesem Verfahren eine große Zahl vorzüglicher Künstler und Werke entdecken wird — man entgeht dabei auch der

Gefahr, die Modegrößen zu überschätzen. Denn auch in der Kunst ist nicht alles Gold, was glänzt oder von der Reflektierung als solches bezeichnet wird. Für gewöhnlich steht das Reflektierungsbedürfnis der Künstler nämlich im umgekehrten Verhältnis zu ihrer wahren Bedeutung. Die wirklich großen Künstler haben es aus Selbstbewußtsein oder Stolz fast stets verschmäht, für sich Reflektierung zu machen oder machen zu lassen, und wenn sie noch so sehr unter der Verkennung der Zeitgenossen gelitten haben. Dafür steht ihr meist erst nach dem Tode gewonnener Ruhm aber unerschütterlich fest — man denke nur an unsre großen Meister Menzel, Leibl und Uhde —, während das Ansehen aller durch Reflektierung großgewordenen Künstler — um gewisse Lebende nicht zu kränken, sei hier nur an die europäische Berühmtheit Lenbach erinnert — in der Regel auf sehr schwachen Füßen steht und selten mehr als eine Generation überdauert.



Bauernküche

Max Theddy gehört zu den Künstlern, die im innigsten Zusammenhang mit jener glänzenden Periode der deutschen Malerei stehen, durch die München zur Hochburg der deutschen Kunst geworden ist und die in Leibl ihren Gipfelpunkt erreicht hat. Es ist kein Geheimnis, daß der erstaunliche Aufschwung, den die Malerei in München zwischen 1865 und 1885 erlebt hat, eine Frucht des intimen Studiums der alten Meister, vor allem der Niederländer des siebzehnten Jahrhunderts war. Die Künstler gingen mit einer Andacht ohnegleichen den Feinheiten des Handwerks nach, das jene alten Niederländer besaßen, und setzten eine Ehre darein, ihnen in der Intimität der Anschauung und in der sorgfältigen farbigen Durchbildung ihrer Bilder so ähnlich wie möglich zu werden. Hatte diese Bemühungen zunächst etwas Außerliches, weil die Maler auch am Stoffgebiet ihrer Vorbilder haftenblieben und ein Zeitalter darzustellen suchten, das ihnen fernlag, so gingen die Begabteren von ihnen bald dazu über, die Wirklichkeit, das sie umgebende Leben mit den Mitteln der hochstehenden alten Kunst wiederzugeben. Das Ergebnis war eine Renaissance der Malerei, deren Bedeutung für die deutsche Kunst nicht hoch genug eingeschätzt werden kann, weil sie ihr eine so große Zahl von Meisterschöpfungen geschenkt hat, daß der Ruhm der deutschen Malerei dadurch für alle Zeiten befestigt ist, zumal da in dieser Periode künstlerische Persönlichkeiten zur Entwicklung gelangten, in deren Schaffen die deutsche Art ihren höchsten und reinsten Ausdruck fand. Man braucht nur die Namen Leibl, Trübner, Schuch, Thoma, Alt, Hirth du Frènes, Haider, Diez, Defregger, Uhde zu nennen, um die Größe dieser Zeit zu kennzeichnen, braucht nur auf Piloty, Maxart, Löffel, Max, Epitzweg, Albert Keller, Habermann, Faber du Faure hinzuweisen, um die Mannigfaltigkeit der in München da-



Rathausstube in Überlingen

Mals. Hirsch & Ludwig, Leipzig
Original im Städt. Museum zu Leipzig

mals wirkenden Begabungen anzudeuten. Niemals sind an irgendeinem Mittelpunkt der Kunst wertvollere Schöpfungen der Malerei entstanden als damals in München. Angesichts dieser Tatsache immer wieder von der Minderwertigkeit der deutschen Malerei zu sprechen, heißt entweder, sie nicht kennen oder sie böswillig verleumden.

Innerhalb dieser Renaissance der deutschen Malerei hat auch Theddy's Kunst ihren Platz. Unter ihrem Eindruck ist in ihm die Liebe zum schönen Handwerk groß geworden, hat er die Überzeugung gewonnen, daß der Künstler nur durch völlige Hingabe an seine Arbeit, durch sorgsamste Beobachtung der Natur und liebevolle Vertiefung in ihre intimen Reize zu den Leistungen komme, die man an den Bildnern der Alten bewundert. Obgleich Theddy gar keine Beziehungen zu Leibl und dessen Kreis gehabt hat, darf man ohne Übertreibung be-



Kupf. Photograph. Kunstankalt Ed. Biffinger, Erfurt

Schmiede in Polling

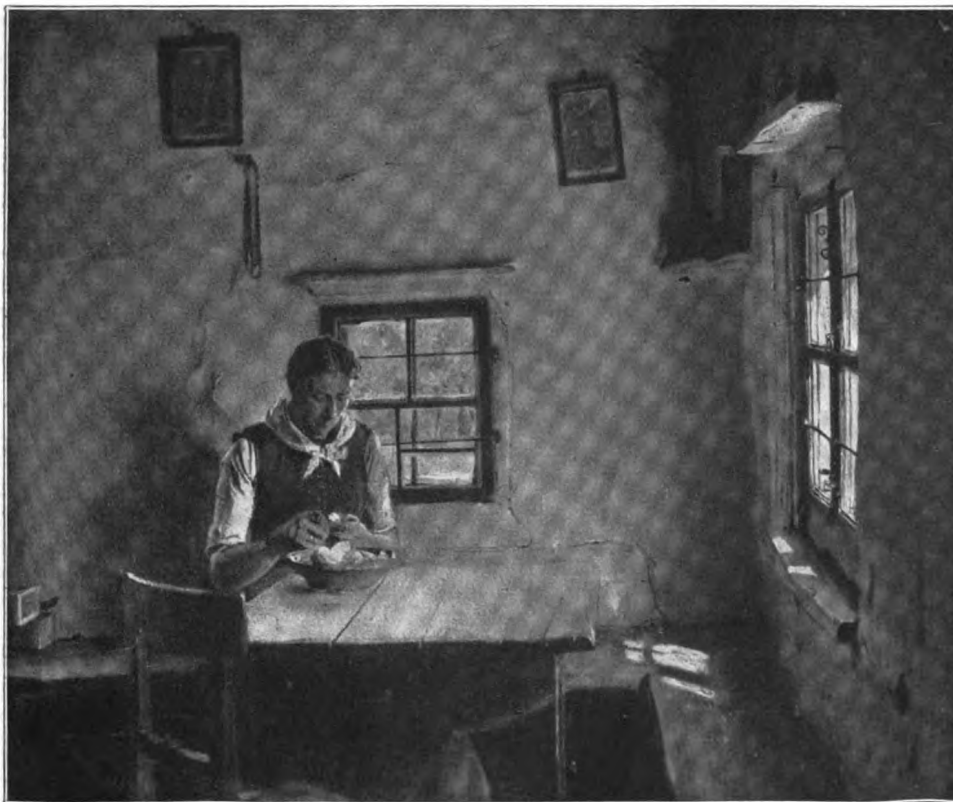
haupte, daß er dem großen Meister in seiner Art, Kunst zu machen, näher steht als die meisten von dessen Schülern. Und diese Ähnlichkeit besteht nicht etwa in äußerlichkeiten, in einem erkennbaren Anschluß an Leibls Malweise oder in gelungener Wiederholung charakteristischer Motive des Künstlers, sondern in einer Verwandtschaft der Anlage. Was an Leibl so bewundernswürdig erscheint: die Art, wie er ein Bild bis ins Äußerste ausführt, ohne je kleinlich zu werden, die Gesamtwirkung zu beeinträchtigen; der sichere Geschmack, bis zu welcher Grenze er in der Durchbildung von Einzelheiten gehen darf — alles das hat auch Theby und dazu jene handwerkliche Meisterschaft, die unmittelbar an die großen Alten erinnert. Was den jüngeren Künstler von den älteren unterscheidet, liegt in der Hauptsache im Temperament. Leibl ist der Härtere, Energischere von beiden. Sein Wille zur Macht ist größer, daher sind auch seine Ziele die höheren. Leibl greift nach den hellsten Sternen. Er will über Frans Hals, Rembrandt, Holbein, Velasquez hinaus und steckt nebenbei eine ganze Reihe von alten Meistern noch in die Tasche. Theby ist bescheidener,

zärtlicher und vielleicht sogar ein wenig sentimental. Er verehrt natürlich auch die großen Vorbilder Leibls; sein Herz aber gehört jenen stillen und versonnenen Malern, die zwischen den vier Wänden eines Raumes eine Welt von unbegreiflich holden Wundern entdecken, dem Pieter de Hooch, dem Delfter Vermeer, den Terborch, Metsu und Mieris; aber er liebt auch die Rogier van der Weyden, Amberger und Cranach. Die Grenzen seiner Begabung sind ihm bewußt, nur sein großes Taktgefühl verbietet ihm, sie zu überschreiten, obschon man die Empfindung hat, daß er es ohne Scheu tun dürfte, weil seine künstlerischen Mittel auch größeren Aufgaben gewachsen wären, als er sie sich in seiner Bescheidenheit stellt. Und auch darin zeigt er sich als ein würdiger Nachkomme der großen Alten, daß er kein Spezialist, daß er auf allen Gebieten der Malerei zu Hause und tätig ist. Denn wenn seine besondere Neigung auch dem Interieur und dem Bildnis gehört, so malt er doch mit dem gleichen Gelingen Landschaften, Stilleben und Architekturen. Und liebt er auch, wie seine Vorbilder, die kleineren Formate, so sind seiner Meisterschaft doch keineswegs die großen und die allergrößten

Maße für figurenreiche Kompositionen ver-
schlossen. Er kann eben als ein rechter Maler
alles, was er will, und weiß allem, was er
angreift, jene Vollendung und Harmonie zu
geben; die ihm sein künstlerisches Gewissen
vorschreibt. Dieses Gewissen ist sehr streng.
Es begnügt sich nicht mit dem Ungefähr der
Impressionisten, hat kein Verständnis für
einen verzeichneten Körperteil, für eine ver-
unglückte Perspektive, für Übertreibungen
irgendwelcher Art. Thedys Malerei beruht,
wie die Leibls, auf dem sichersten Gefühl für
Form und Verhältnisse, und man findet auf
seinen Bildern, gerade wie auf Leibls Schöp-
fungen, Stellen, die bei aller Durchbildung
der Form, bei aller Sauberkeit der Malerei
etwas Geheimnisvolles, Wunderbares haben,
das zum Auge spricht und es bezaubert, wie
ein himmlischer Akkord das Ohr.

Nun könnte gefragt werden: Wie kommt
es, daß ein so hervorragender und, wie es
scheint, auch eigenartiger Maler nicht längst
zu den deutschen Berühmtheiten gehört? Die
Antwort darauf lautet: Weil Max Thedy

ein Künstler von der echten Art ist, der ganz
im Schaffen aufgeht und dem nichts teurer ist
als seine Arbeit, der keine ausschweifenden
Bedürfnisse hat und daher zufrieden ist, wenn
seine Arbeit ihm den Lebensunterhalt ge-
währt. Er gleicht auch hierin mehr Leibl und
jenen heute hochbezahlten alten holländischen
Malern, die als Künstler von ihren Zeit-
genossen unbeachtet blieben und sich als Zoll-
einnehmer und Kneipenwirte kümmerlich er-
nährten oder gar im Armenhause endigten,
als jenen vielgenannten deutschen Malern,
deren Schmierfäzzen bereits mit Ansummen
bezahlt werden, weil nur ihr Name darauf-
steht. Dazu kommt noch, daß Thedy abseits der
Heerstraße der geschäftlichen Erfolge, in Wei-
mar lebt, daß er die wichtigeren Ausstellun-
gen sehr selten besucht und in den letzten Jahr-
zehnten hauptsächlich Bildnisse malte, die das
Haus der Besteller nicht mehr verließen.
Wäre dieses seltene Erscheinen Thedyscher
Bilder vor der Öffentlichkeit nicht — wer
weiß, ob es noch nötig wäre, ihn einen
Übersehenen zu nennen! Natürlich hat das



Kartoffelchälerin

Aus dem Besitz der Kunsthandlung von Karl Haberstock in Berlin

gegenwärtige Unbekanntheit des Malers gar keine Bedeutung für die spätere Einschätzung seiner Kunst. Weder Menzel noch Leibl, weder Feuerbach noch Schuch haben sich träumen lassen, daß ihre Leistungen so hoch von der Nachwelt bewertet werden möchten, wie es tatsächlich geschieht. Das Entscheidende für die Nachwelt bleibt immer die Qualität der Leistungen, und darum braucht man letzten Endes keine Befürchtungen zu haben, daß ein so feiner Künstler wie Theby überhaupt unbemerkt bleiben könnte. Seine Werke werden noch bewundert und gepriesen werden, wenn selbst die Namen mancher heute sehr berühmter Maler längst vergessen sind. Denn ehrlich währt auch in der Kunst am längsten.

Mag Theby ist nahe daran, in das siebente Jahrzehnt seines Lebens zu schreiten. Er wurde am 16. Oktober 1858 in München geboren. Früh verlor er den Vater, und als er elf Jahre alt war, auch die Mutter. Auf den begabten Jungen war ein in München lebender Hamburger Maler Louis Reinhardt

aufmerksam geworden. Der nahm ihn nun zu sich und an Kindes Statt an, wurde ihm Lehrer und Freund. Der junge Theby besuchte zunächst die Realschule in Greifing und dann die Kunstgewerbeschule in München. Seine Freunde dort wurden die Maler Breit und Hofner. Durch Hofner, den Schüler Pilotys, auf die Tiermalerei gebracht, malte er seine erste Tierstudie in dessen Geburtsort Aresing bei Schrobenuhausen im Sommer 1876. In demselben Jahre meldete er sich als Akademiestudent bei Ludwig Löffel, wo er zunächst die Zeichenschule durchmachte. Nun versuchte er, bei Alexander Wagner, der damals als bedeutender Kolorist galt, anzukommen. Das glückte, doch fühlte er sich in dessen Akademiekasse nicht wohl und verließ sie nach dem ersten Semester, um zu dem in dieser Zeit bei der akademischen Jugend beliebtesten Lehrer Wilhelm Diez überzugehen. Aber auch bei diesem »Viktor Scheffel der Malerei«, wie ihn Muther treffend genannt hat, fühlte er sich nicht recht heimisch. Ihn stieß die retrospektive Richtung, dieses Herumarbeiten

mit dem malerisch Effektivollen, kurz das Manierierte des vielgepriesenen Künstlers ab. Doch gewährte ihm der Verkehr mit den Mitschülern, unter denen sich damals so starke Begabungen wie Stauffer-Bern, Emil Equindo, Erdelt, Dürr und Herterich befanden, mancherlei Anregung. Nach einigen in der Diez-Schule verbrachten Semestern ging Thebys Wunsch, Schüler von Löffel zu werden, in der Weise in Erfüllung daß Löffel eines Tags die Malkasse von Diez übernahm. Jetzt sah der Lehrer in seinem Schüler nicht mehr einen jungen Menschen ohne Talent, sondern eher den streb- und bildsamsten der ihm anvertrauten Kunstjünger.

Ludwig Löffel, der selbst aus der Diez-Schule hervorgegangen war, gehörte, wie der Wiener Canon, der Lehrer Trübners, zu jenen vielgewandten, in allen Sätteln gerechten Begabungen, die wie geschaffen dazu erscheinen, treffliche Lehrer zu sein. Gleich



Kinder in der Kirche

Aus dem Besitz des Herrn Eugen Deter in Berlin

Diez mit seiner Kunst der Vergangenheit verbunden, ist er diesem in der Höhe der Ziele und der Größe der Gesinnung doch überlegen. Jedenfalls war er der tiefere Mensch und allem künstlerischen Geslunke abhold. Das spricht sich schon in der Wahl seiner Vorbilder aus; denn wer, wie er, von Quinten Massys und Holbein ausgeht, gibt zu erkennen, daß er die Kunst nicht für ein unterhaltendes Spiel, sondern als eine ernsthafte Arbeit nimmt, der er alle seine Kräfte widmen will. Setzte daher Diez die malerische Auffassung und Erfindung an die erste Stelle, so forderte Löffky von seinen Schülern vor allem Achtung vor der Form und sorgsamstes Studium der Wirklichkeit. Gute Zeichnung, richtige Farbe waren für ihn die Fundamente der Malerei. Im übrigen durfte jeder nach seiner Fassung, d. h. nach seiner besonderen Anlage Maler werden;

denn als der geborene Lehrer dachte Löffky nicht im entferntesten daran, die so verschiedene Talente seiner Schüler in eine Schablone zu zwingen. Jeder sollte nur ehrlich und gewissenhaft an der Vermehrung seines Pfundes arbeiten. Der fleißige und unermüdbliche Thedy, der sich schon als Akademiestudent recht und schlecht auf eigene Hand und durch eigene Kraft durchs Leben bringen mußte, mag denn auch wohl ein Erziehungsobjekt recht nach seinem Herzen gewesen sein, zumal da er bald der Stolz seiner Schule wurde. Thedy erzählt noch heute mit Begeisterung, wie ihm zum erstenmal ein Licht über Zweck und Ziel der Malerei, über die Behandlung der Farbe, über Idee und Technik aufgegangen sei, als er Löffky seinen Schülern einen Halbakt vormalen sah. Durch den Meister so belehrt, malte er nun unverdrossen Studien, die nicht nur in seiner Klasse, sondern in der ganzen Akademie Bewunderung erregten und selbst bei den anspruchsvollsten Lehrern, wie Piloty und Diez, das größte Lob fanden. Das stärkste Aufsehen machte besonders ein Kopf, der ganz in Lichtreflexen



Blaue Stube

Aus dem Besitz der Kunsthandlung von Karl Haberstock in Berlin

aufgelöst war und doch die herrlichste Zeichnung aufwies. Eine von diesen Studien, einen Getreuzigten darstellend, kaufte ein Maler; eine männliche Aktstudie erwarb die Akademie. Denen Studienkopf mit Lichtreflexen, für den Thedy die höchste akademische Auszeichnung erhalten hatte, kaufte Graf Andrássy. Außerdem sorgten Makart und Tilgner dafür, daß andre Arbeiten des jungen Malers für Wien erworben wurden.

Aber nicht nur gut malen lernte Thedy damals bei Löffky — er wurde von dem Lehrer auch in die schwierige Kunst der Komposition eingeführt. Auch hierin hätte der junge Maler sich keinem Berufeneren anvertrauen können; denn was man auch gegen den retrospektiven Charakter von Löffky's Kunst sagen mag — komponiert sind seine Bilder meisterhaft. Nichts von Schema, immer ist das Gesetz der Komposition vom Gegenstand bestimmt. Und auch hierin war Thedy der folgsamste, verständnisvollste Schüler seines Lehrers. Zu den ersten Bildern, mit denen der junge Maler damals auftrat, gehören eine »Büßende Magdalena«, »Die Anachoreten«



Studienkopf

und das Bild »In Christo« mit den vier Nonnen im Kirchenstuhl.

Die Erfolge des nunmehr Vierundzwanzigjährigen boten ihm die Mittel, sich einen Herzenswunsch zu erfüllen und im Herbst 1882 eine Reise nach Südtirol anzutreten. Eine Welt von besonderer Schönheit tat sich ihm da auf. Bozen und der Gardasee, wo ihn Torbole eine Weile festhielt, und dann noch ein Blick in das gelobte Land, ein kleiner Abstecher nach Italien. Wenigstens Verona und Venedig wollte er kennenlernen. Inmitten dieses Schauens und Genießens erzielte ihn von München her die überraschende Nachricht, daß er eine Berufung als Lehrer an die Weimariſche Kunſtſchule erhalten ſolle und ſofort ſich dem Großherzog Karl Alexander vorzuſtellen habe. In voller Verwirrung eilte nun Theby wie er ging und ſtand nach Weimar. Dort große Überraschung, daß der Maler zum Empfange beim Großherzog nicht einmal einen Frack mit auf die Reiſe genommen hatte. Der Großherzog, weniger zeremoniell veranlagt als ſein Hofmarſchall, nahm den ob ſeiner Unvollkommenheit verlegenen jungen Künſtler gnädig und freundlich auf, erzählte ihm, wie gelegentlich er ihm von Münchens beſten Malern empfohlen worden ſei, und trug ihm den Poſten an der Kunſtſchule an, den vor ihm Strups und

Willem Linnig innegehabt hatten. Thebys Freude über das ihm ohne ſein Zutun zugefallene Glück war unbeſchreiblich. Er ſah noch nicht die Schwierigkeiten, die ſich ihm, dem jüngſten und unerfahrenſten unter den Lehrern der Kunſtſchule, entgegenſtellten, dachte nur voll Stolz daran, daß er jezt an einer Stelle wirken dürfe, wo vor ihm Fr. Preller, Genelli, Ramberg, Lenbach, Böcklin, Guffow, Pauwels, Verlat, Strups und Linnig tätig geweſen waren. Als er zu Anfang des Jahres 1883 die Mal- und Zeichenklaſſe der Kunſtſchule übernahm, fand er an dieſer als Kollegen Wilhelm Zimmer, Albert Brendel, Theodor Hagen und Woldemar Friedrich vor.

Die Weimariſche Kunſtſchule hatte indeſſen ſchon damals jenen bedenklichen Fehler, den ſie noch heute nicht überwunden hat: ſie wurde und wird von den dorthin berufenen Künſtlern faſt ausnahmslos als Durchgangſtation benutzt. Das iſt der Entwicklung der Schule nichts weniger als förderlich geweſen; denn andauernd gab es Neuerungen und in Verbindung damit einen Wechſel der Richtungen.



Alte Frau

Schulbildend sind daher auch nur zwei Lehrer der Kunstschule geworden: Theodor Hagen und Max Thedy, weil sie die einzigen waren, die darauf verzichteten, das kleine Weimar mit einem größeren Wirkungstreife zu vertauschen. Sie waren und sind eben von ganzem Herzen Künstler und besitzen beide nicht jenen Geschäftsgeist oder das Abwechslungsbedürfnis, die ihre Kollegen nach kurzer Zeit immer wieder von der Kunstschule entfernen. Und tatsächlich sind sie, nachdem in den letzten Jahren Sartorio, Sascha Schneider, Albin Egger-Lienz und Adolf Brütt von der Weimariſchen Bildfläche verschwunden sind, die einzigen Säulen, die noch von verschwundener Pracht der Kunstschule zeugen.

Obgleich Thedy die Unbehaglichkeiten des Weimariſchen Kunstbetriebes bald zu fühlen bekam, dachte er gar nicht daran, daß er es an anderer Stelle leicht besser haben könnte, sondern suchte sich mit den gegebenen Verhältnissen möglichst gut abzufinden. Einen starken Rückhalt fand er bei dem damaligen Direktor der Kunstschule, dem aus Berlin stammenden Tiermaler Albert Brendel. In dessen Hause begegnete er auch der künftigen Gefährtin seines Lebens, einer nahen Verwandten des Künstlers, mit der er 1884 den Bund der Ehe schloß.

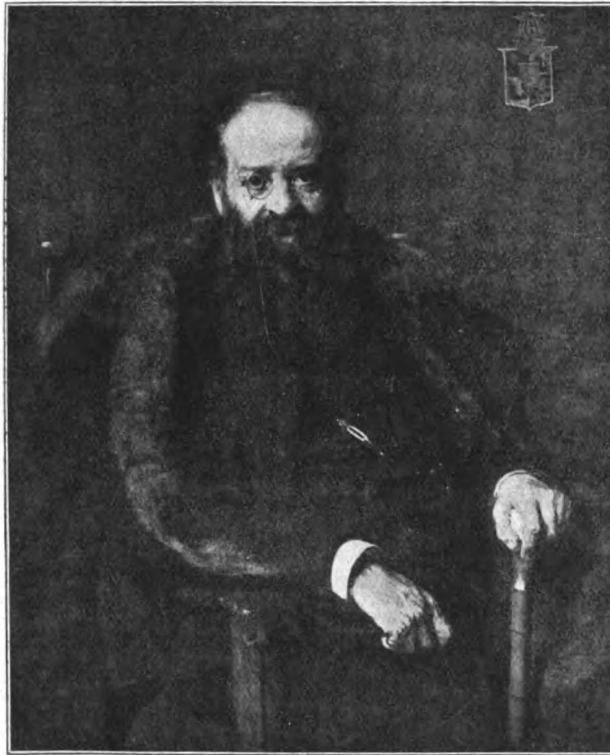
Die gesicherte Lebensstellung, die behaglichen Umstände, in denen er sich nun befand, förderten den Tätigkeitsdrang des jungen Malers gewaltig. Zu den ersten in Weimar entstandenen Bildern gehörten die schon erwähnten, in die Würzburger Galerie übergegangenen »Anachoreten« und jener mit der Gewissenhaftigkeit eines alten deutschen Meisters bis in jedes Fältchen und Härchen durchgeführte Kopf eines bartlosen alten, mit Barett und Pelzschaupe bekleideten Mannes. Dieses eigenartige Stück Malerei wurde ursprünglich von dem Generalarzt Valentini in Weimar gekauft, befindet sich jetzt jedoch in einer Straß-



Wilderer

Im Besitz des Herrn Geh. Komm.-Rats Wilh. Preetorius in Mainz

burger Privatgalerie. Eine äußerst gelungene Wiederholung dieses »Kopfes in alter Tracht« entstand auf Bestellung des Geh. Kommerzienrats Wilh. Preetorius in Mainz, dessen Sammlung sie ziert. Noch größeren Erfolg erntete Thedy mit seiner »Kupferpugerin«. Sie wurde der grauen Wand zuliebe gemalt, vor der sie sitzt und die ein unvergleichliches Stück Malerei vorstellt, eine Hymne an das Licht. Keiner der großen holländischen Interieurmaler hat einer an sich nüchternen Wand mehr Reize abgesehen, als Thedy sie in diesem Bilde zeigt. Das Werk wurde als erste Arbeit des Künstlers von Wilhelm Preetorius erworben und in Berlin und München mit der goldenen Medaille ausgezeichnet. Es vermittelte die persönliche Bekanntschaft zwischen Künstler und Sammler, aus der längst eine innige Freundschaft geworden ist. Als Thedy im Jahre 1887 nach Holland ging, suchte er in Mainz den Käufer seiner »Kupferpugerin« auf, der er-



Baron von Haber

staunt war, in dem von ihm so hochgeschätzten Künstler einen so bescheidenen, ja schüchternen Menschen zu finden. In Holland schuf der Maler ebenfalls eine Reihe sehr bedeutender Bilder, oder eigentlich mehr Studien, die, ganz mit dünner Terpentinfarbe gemalt, impressionistisch genannt und den besten Arbeiten von Israels und Liebermann unbeforgt an die Seite gestellt werden könnten. Es seien davon die »Straße in Ratwyl« und die »Holländische Fischerstube« genannt.

Bis jetzt war der Künstler indessen der Mitwelt immer noch jenes Hauptwerk schuldig geblieben, das ihn auf der Höhe seines Könnens und in seiner Zugehörigkeit zur Löffelschule zeigen sollte. Längst hatten andre Löffelschüler, wie Claus Meyer, Walter Firlé, Frithjof Smith und Paul Höder, ihre Meisterstücke vor die Öffentlichkeit gebracht, und so entschloß sich nun auch Thedy dazu, eins jener großen Ausstellungsbilder zu malen, mit denen die Künstler damals Eindruck zu machen suchten. Er verzichtete auf das in jener Zeit modische holländische Motiv und fand den Gegenstand seines Bildes in der Vaterstadt

München in der Herzog-Epistalkirche. In der 1890 vollendeten »Adoratio crucis« ist in Lebensgröße ein Karwochegebrauch in der alten Barockkirche dargestellt. Der große Kruzifixus der Kirche liegt inmitten der Andächtigen im Mittelgange des Kirchenschiffes am Boden und wird von frommen Nonnen mit Gebet und Kuß verehrt. Was die Wirkung des Bildes schädigt, ist, außer dem ungünstigen Platz, den es jetzt in der Dresdener Galerie einnimmt, seine Größe. Nicht daß Thedy den Vorwurf malerisch nicht beherrscht hätte — das Werk ist voll von großen malerischen Schönheiten, besonders in den Gruppen der Andächtigen —, aber es ist ihm nicht gelungen, dem Bilde als Ganzes jenen Ausdruck der tiefen Frömmigkeit zu geben, den der Vorgang verlangt. Man sieht nur eine merkwürdige, aus dem Mittel-

alter stammende Handlung von der Hand eines Malers geschildert, fühlt jedoch wenig von der naiven Gläubigkeit und der demütigen Hingabe, die sie zum Ausdruck bringen soll. Das ist um so überraschender, als Thedy sonst ein Stimmungsmaler von der feinsten Art ist. In all seinen sonstigen Bildern ist eine Wärme des Gefühls, eine Innigkeit der Anschauung, die dem dürftigsten Gegenstande einen Zauber ohnegleichen verleihen. Ob im Falle der »Adoratio crucis« die repräsentative Absicht ein Grund war, ob die Wärme der Empfindung die Projektion auf eine große Fläche nicht verträgt — das riesige Bild übt die Wirkung nicht aus, die man gerade von diesem Künstler mit Sicherheit erwartet. Vielleicht aber auch ist die gegenwärtige lieblose Unterbringung, die eine Betrachtung des Werkes als Ganzes nicht gestattet, an dem Schaden schuld.

Außerordentlich bedeutend ist Thedy als Bildnismaler. Er gehört zu den heute selten gewordenen Porträtisten, die bemüht sind, nicht nur die Erscheinung des Dargestellten zu geben, sondern auch sein Wesen zu erfassen. Er malt nicht gleich auf Anhieb los, er sucht

den Menschen, der ihm zu einem Bildnis sitzt, erst kennenzulernen. Daher haben seine Bildnisse auch jene starke Eindruckskraft, jene Lebensfülle und Wahrheit, die man an den Bildnissen der alten Meister so hoch schätzt. Niemals nimmt er ein Bildnis zum Vorwand, um seine Meisterschaft im Pinselschwingen, im »bravourösen« Vortrag zu zeigen. Wohl stellt auch er sich für gewisse Bildnisse malerische Probleme, jedoch nur, wenn er sicher ist, daß die Lösung ihm nicht mißlingt, daß das Bildnis als solches nicht darunter leidet. Daher haben alle seine Bildnisse das Befriedigende, Lebensvolle, In sich Vollendete, das sie zu so hochstehenden Leistungen macht. Sein Bildnis des Barons von Haber und das der Gräfin Görz-Schlig, geb. Prinzessin Sayn-Wittgenstein, die hier wiedergegeben sind, bezeugen, daß Thedy als Porträtmaler den Vergleich mit den Allergrößten aushält und im Herausarbeiten der Charaktere seine besondere Stärke hat. Im Laufe der Jahre malte er nicht wenige Bildnisse. Als die wichtigsten davon seien die des Grafen Görz-Schlig und seiner schönen Gattin, des Oberkirchenrats Spinners (und Frau) in Weimar, des Professors Binswanger in Jena, der Frau Doktor Fleischer-Coderill in Wiesbaden, des Geh. Rats Dr. Calle in Viebrich, des Barons von Waldbach in Gonsenheim, der Frau Kommerzienrat Schmitz in Mainz, des Geh. Rats Gastell in Mainz, des Geheimen Landkammerrats Rachau in Weimar und des Grafen Bernstorff in Gartow genannt.

Was den Künstler bis in die Gegenwart hinein frisch und jung erhalten hat, ist, daß er neben diesen Kindern der Pflicht eine hübsche Anzahl Kinder der Liebe in die Welt gesetzt hat, Bilder nämlich, die er sich zur Freude malte, die ihm Gelegenheit gaben, seine Malertugenden, seine Herzenswärme zu zeigen. Als ein rechter Münchner hat er Augen für die Schönheit alter Kul-

turen, hängt er an Altertümern, liebt er den Duft vergangener Jahrhunderte; ist er aber auch in der Welt der Bauern heimisch, sieht gern hinein in ihre sauberen oder verräucherten Stuben und Küchen, beobachtet die dörflichen Handwerker und ihre munteren Kinder oder alte und junge Weiber, wie sie ihr Tagewerk vollbringen. Man darf wohl sagen, daß die Bilder, die Thedy in alten Rathhäusern, in Dorfkirchen und Vorshäusern gemalt hat, das Besondere und Feine seiner Begabung in der sinnfälligsten Form zeigen. Ein Teil dieser Werke ist in Galerien gelangt. Leipzig besitzt das köstliche Interieur aus dem Rathaus von Überlingen, Mainz ein holländisches Genrebildchen, Weimar ein Interieur aus Überlingen, »Die Gliderin« und ein Stilleben. Andre wurden von Kunsthandlungen und Sammlern erworben. Auch von diesen werden einige hier in Abbildungen wiedergegeben, so die »Bäuerin in der Kirche«, »Die Kartoffelschälerin«, »Das Gänseleise«, »Die blaue Stube«, »Die Briefleserin« und die »Kinder in der Kirche«. Sie stammen aus verschiedenen Perioden von



Kopf in alter Tracht

Strasburger Privatbesitz

Ihedys Tätigkeit, haben aber alle das Gemeinsame, daß sie den höchsten Ansprüchen an malerische Auffassung und sicheres Formgefühl Genüge tun. Daß der Künstler immer noch auf der alten Höhe ist, mag die Wiedergabe des im Herbst 1916 entstandenen Bildes »Schmiede in Poling« beweisen.

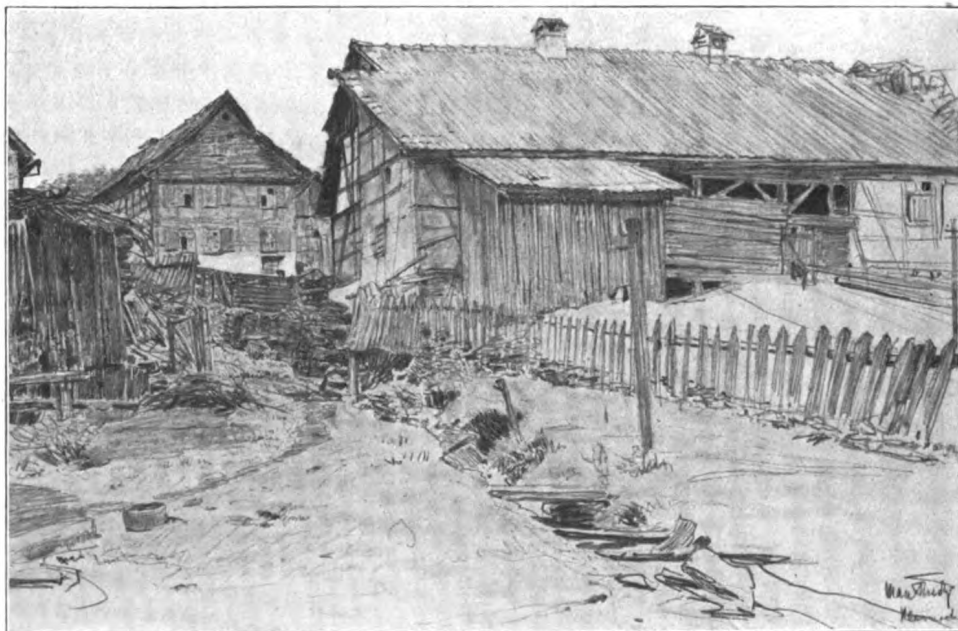
Friedrich Pecht hat in seiner »Geschichte der Münchner Kunst« das Wesen der von Ludwig Löffel eingeleiteten Malerei als den »koloristischen Klassizismus« bezeichnet und damit insofern wohl das Richtige getroffen, als in der Kunst Ihedys und der ihm verwandten andern Maler aus der Löffelschule ein kaum mehr überschreitbarer Höhepunkt jener Bestrebungen erreicht ist,



Männlicher Akt

die das Erbe des Pieter de Hooch, des van der Meer von Delft und ihrer Nachfolger in die Gegenwart hinüberretten wollten. Erst eine spätere Zeit wird erkennen, wieviel Reichtum damit für die deutsche Kunst gewonnen, wie sehr diese besondere Art dem deutschen Charakter gemäß ist. Was von diesen Malern und besonders von Ihedy geleistet wurde, läßt sich kaum mehr in eine »Richtung« einordnen, es ist Kunst im reinsten Sinne, ist ein Erzeugnis aus feinsten koloristischer Empfindung, sorgsamster Beobachtung der

Wirklichkeit und einem handwerklichen Können, das der zartesten Nuancierung fähig ist. Für den durch die Reklamekunst irregemachten Geschmack des Publikums freilich entbehrt die



Dörfchen

Kunst Thebys der Bahnbrechergebärden, fehlt ihr alles Sensationelle.; das ist aber eher ein Vorzug als ein Mangel und kommt für die spätere Einschätzung gar nicht in Betracht. Zugabe, daß ein Bild von Theby neben einem solchen von Liebermann oder Eberstadt wenig Effekt macht; doch es würde den meisten Bildern des Delfter Vermeer ebenso ergehen, womit noch längst nicht bewiesen wäre, daß der alte Meister der schwächere Maler ist. An Delikatesse des Vortrags, an Feinheit der Beobachtung und Wärme der Empfindung

strömt's, die Körper macht es schön, ein Körper hemmt's auf seinem Gange — und mit den Körpern wird's zugrunde gehn.« Mit Vorliebe läßt der Maler das Licht durch kleine Fenster in halbdunkle Bauernstuben schlüpfen. Mit leisen Füßen huscht es über abgenutzte Möbel dahin, fährt mit zärtlichen Fingern über die dürftigen Wände und rührt die Bilder daran oder das Weihwassergefäß an, um schließlich auf dem auf die Arbeit gesenkten Kopf einer Alten und ihren groben Händen oder auf dem starken Nacken und



Gänseleier

bleibt er jenen Künstlern auf alle Fälle überlegen, und es ist keine schlechte Empfehlung für Theby, daß seine Bilder sich neben denen des großen Holländers ehrenvoll behaupten würden. Will man den Weimarerischen Maler durchaus einer »Richtung« zuteilen, so müßte man ihn wohl zu den Luminaristen zählen, zu den Malern, die in der Beobachtung und Wiedergabe des stofflosesten aller Erscheinungsphänomene, des Lichtes, ihre wichtigste Aufgabe sehen. Nicht umsonst bevorzugt Theby die Darstellung von Innenräumen; denn gerade sie bieten dem Maler die feinsten Möglichkeiten zur Schilderung des Lichtes und seiner Wirkungen: »Von Körpern

dem vollen Arm einer blonden Bauernbirne auszuruhen. Oder aber das Licht spaziert im Hintergrunde seiner Bilder durch offene Haustore und erhellt Glure oder Zimmer, auf die man aus dem Halbdunkel des Vordergrundes blickt. Ganz besonders gern aber läßt der Künstler das Licht durch farbige Kirchen- oder Rathausfenster schauen und entdeckt dann, wie einstens Jakob Böhme auf seiner Zinnschüssel, an nüchternen geweißten Wänden magische Wunder, im Spiel der Schatten und Lichter eine Welt von Schönheit. Das Licht Thebys ist freilich nicht das scharfe, blendende, mit dem der Impressionismus hantiert; es ist immer voller Farbe, reich

abgestuft in seinen Übergängen, ein harmonisches, erquickendes Licht, ein Fest für die Augen. Es ist klar, daß ein Maler, der mit so viel Aufmerksamkeit und Hingabe die Bewegung und Wirkung des Lichtes studiert, nicht umhinkann, sich besonders eingehend mit der Farbe zu beschäftigen; denn sie allein gewährt ihm ja die Mittel, seine Wahrnehmungen und Erfahrungen gegenüber dem Licht auszudrücken. Und so erscheint auch Theobys Farbe zwar bestimmt und kräftig, doch in sich vielfältig und aufs zarteste abgestuft, so daß man oft nicht begreift, wie er diesen oder jenen Ton zu erreichen vermochte. Mit der Anwendung der reinen, unvermischten Farbe ist Theob mindestens sehr vorsichtig. Wo er sie gebraucht, gibt er ihr den Rang des Juwels, des Schmuckstücks, das durch seine Seltenheit wirkt. Seine Malerei ist die ton schönste, die man sich denken kann; aber nicht etwa bestimmt auf Grau oder Braun gestellt, überhaupt nicht rezepthaft. Er nimmt sein Gesetz aus dem Stück Natur und Wirklichkeit, das er vor sich hat, und wandelt es im Sinne eines Malers von Geschmack ab, so daß man seine Bilder niemals an einem bestimmten Farbenakford, an bestimmten Tonharmonien erkennt, sondern allein an der liebevollen Art, wie er die Dinge gibt, und an der sauberen, delikaten Malerei, die, wie die Leibls, weit entfernt ist von jeder Kleinlichkeit und immer einen Künstler ersten Ranges verrät.

Wie alle Maler, die ihr Handwerk nach jeder Richtung verstehen und lieben, hat auch Theob niemals aufgehört, sich mit der Technik der Malerei aufs eingehendste zu beschäftigen. Als sein Kollege Fritz Fleischer in Weimar nach jahrzehntelangem Studium alter Malerschriften eine Ölfarbe herstellte, die an Leuchtkraft und Klarheit den Farben der Alten nicht nachstand, war er einer der ersten, die sich der neuen Farbe bedienten, weil sie ihm die Wahrscheinlichkeit bot, eine Absicht auszuführen, die er lange Jahre in sich getragen hatte. Es war ihm nämlich nicht entgangen, daß die alten Meister ohne Scheu mit Ölfarben arbeiteten, den Dingen also einfach die Farben gaben, die sie in Wirklichkeit hatten, während der moderne Maler, um Harmonie in sein Bild zu bringen, die Ölfarben überlegt, auf eine Tonart stimmt, die sich aus der farbigen Gesamtheit seines Bildes ergibt.

Die Fleischer'schen Farben nun schienen ihm die Möglichkeit zu bieten, diese vereinfachte Technik der alten Maler anzuwenden, nämlich das Bild mit Ölfarben zu untermalen und mit Lasuren fertigzustellen. Er ist mit dem Erfolge außerordentlich zufrieden und nicht minder die Verehrer seiner Kunst, ob schon das Lasieren, das Übermalen der Ölfarben mit durchscheinenden andern Farben dem Grundsatz Leibls von der Primamalerei, die Farbe sofort so hinzusetzen, wie sie stehen bleiben soll, widerspricht. Aber da so große Meister wie Rubens und Rembrandt ebenfalls ausgiebig mit Lasuren gearbeitet haben, ohne ihren Ruf als vorzügliche Maler einzubüßen, liegt kein Grund vor, das Gesetz Leibls als das einzige richtige zu bezeichnen. Jedenfalls würde die allgemeine Anwendung der Technik der Alten mit Sicherheit alle jene wahnsinnigen Verirrungen auf dem Gebiete der Farbengebung verhindern, die man auf gewissen übermodernen Bildern schauernd wahrnimmt. Und das wäre ganz gewiß ein Glück, und Theob würde der Kunst einen ungeheuren Dienst erweisen, wenn er es durch sein Beispiel dahin brächte, daß die jungen Maler, die heute ihre Vorbilder bei Neuseeländern und Negern suchen, wieder zur Natur und deren Söhnen, den großen Künstlern der Vergangenheit, als zu den besten Lehrmeistern zurückkehren. Theob hat übrigens eine stattliche Zahl namhafter Schüler an der Weimarschen Kunstschule ausgebildet. Rasch, Valentini, Michaelis, Plüter, Fleischer, Momme Nissen, der Radierer Strud, die jetzt in Dresden wirkenden Krause und Janssen und der Ungar Genpés verdanken ihm die gesunden Grundlagen ihrer Kunst.

Wenn noch etwas zugunsten des Künstlers und seiner Schöpfungen gesagt werden darf, so ist es das, daß er, wie alle wahrhaft bedeutenden Schaffenden, ein schlichter Mensch ohne jedes Meistergebaren ist, daß seine Bilder, wie alle wirklich großen Kunstwerke, jene wunderbare Einfachheit besitzen, die sie jedem verständlich macht, die mit gleicher Kraft zu dem Kenner wie zu dem Laien spricht. Je länger und besser man Theobys Arbeiten kennt, um so schöner werden sie dem Auge und um so mehr gewinnt der Betrachtende die Überzeugung, daß in ihnen einer der vorzüglichsten Maler Deutschlands sich offenbart.



Max Thedy:

Holländisches Mädchen

Aus dem Besitz des Herrn Geh. Komm.-Rats Wilh. Preetorius in Mainz
 Zu dem Aufsatz »Max Thedy« von Hans Rosenbagen

Richard Wagner und der Weltkrieg

Von Dr. Hermann Seeliger

O du einziges, herrliches Volk! Das hast du gedichtet, und du selbst
bist dieser Wieland! Schmiede deine Flügel und schwinde dich auf!
R. Wagner, Das Kunstwerk der Zukunft.

Im Jahre 1887, als der Kampf für und wider den Meister von Baireuth noch nicht ausgefochten war, schrieb Heinrich Vothhaupt in seiner Dramaturgie der Oper: »Es ist gewiß kein Zufall, daß die Erstarkung des nationalen Gefühls in der Kunst mit der nationalen Wiedergeburt Hand in Hand ging. In der Kulturgeschichte werden das Reich und Wagner dermaleinst so unzertrennbar sein wie die Tragödien des Aeschylus und Sophokles von der Blütezeit Athens.« Heute, inmitten des Weltkrieges, werden wir, ganz abgesehen von der lamprechtischen Umprägung des Begriffs Kulturgeschichte, statt dessen Weltgeschichte setzen, denn wir erleben die einzigartige Tatsache, daß jener Künstler und sein Werk dreißig Jahre nach seinem Tode von Deutschlands Feinden, besonders von Frankreich, nicht nur als eine Art Mitstreiter bekämpft, sondern auch mit einer Bosheit und Gehässigkeit verunglimpft wird, deren Wurzeln zweifellos tiefer als in bloßem Chauvinismus oder dem Neid künstlerischer Ohnmacht zu suchen sind.

Bald nach Ausbruch des Weltkrieges erhoben sich in Frankreich, England, Rußland, dann auch in Italien zahlreiche Stimmen, die in Wagner das hassenswerteste Symbol des deutschen Gegners erblickten, ja ihm sogar die Schuld am Kriege beimaßen. Eine wahre Sturzflut von Schmähungen und Beschimpfungen ergoß sich über den großen Toten. Darunter sind zwar Auslassungen wie die des zweifellos an unheilbarer Kriegspsychose leidenden Sar Pélaban, der aus dem Ring des Nibelungen alle die wilden und brutalen Leidenschaften des kriegsburftigen deutschen Volkes herausbeutet, nicht sonderlich tragisch zu nehmen; dergleichen können wir bei der Behauptung des Russen Anfermet, Wagners Musik habe das deutsche Gemüt verrotzt und zum Kriege getrieben, nur über die unsern Meister zugeschriebene eigenartige Tyrannosstrolche lächeln. Wenn aber Männer von hoher künstlerischer Einsicht und Weltruf wie Robin und Saint-Saëns die Werke Wagners auch nach Friedensschluß in Frankreich für unaufführbar erklären, weil Wagner zu eng mit den Schreden des Krieges verwandt sei, oder, wie es Saint-Saëns tut, unter den wildesten Schmähungen den »Seelenroberer« Wagner mit dem bestgehaßten Deutschen, mit Kaiser Wilhelm II., dem Schwertroberer, zusammenstellen, so zeigt sich darin eine Auffassung, die zu denken gibt. Noch deutlicher brüht sich die deutschfeindliche amerikanische Zeitung

»The Republican« aus: »Es war kein Zufall, daß Wagner seine Musik der Zukunft aus der ruhmvollen Sagenwelt von Deutschlands Vergangenheit aufbaute. Er wollte alles von Grund auf in diesem Sinne erneuern, eine rein deutsche Kunst gründen, das Deutschtum zum verherrlichten Sinnbild erheben. Er ward der Urteufel, erfüllt von den einsichtslosesten, schroffsten Rassen-theorien.«

Erfüllt diese rüchhaltlose, einstimmige Anerkennung des Deutschtums Wagners und seiner Kunstbestrebungen aus Feindesmund jedes deutsche Herz mit innigster Genugtuung, so fordert doch die böswillige Unterstellung zur Auseinandersetzung heraus, zur Untersuchung der Beschaffenheit dieses dämonischen Wesens, das durch seine Kunst einen Weltbrand entfachen konnte, oder, was dasselbe ist, des deutschen Geistes, dessen Hauptvertreter, wie die »Giornale d'Italia« sich ausdrückt, Wagner sein soll.

Was der Meister selbst unter Deutschtum verstand, hat er in seinen Schriften, vornehmlich in den Aufsätzen »Was ist deutsch?« und »Deutsche Kunst und deutsche Politik« ausführlich dargelegt. »Er (der Deutsche) entdeckte der Welt, was die Antike sei, er zeigte dem menschlichen Geiste, was die Natur und Welt sei. Diese Taten vollbrachte der deutsche Geist aus sich, aus seinem innersten Verlangen, sich seiner bewußt zu werden. Und dieses Bewußtsein sagte ihm, was er zum ersten Male der Welt verkünden konnte, daß das Schöne und Edle nicht um des Vorteils, ja selbst nicht um des Ruhmes und der Anerkennung willen in die Welt tritt: und alles, was im Sinne dieser Lehre gewirkt wird, kann zur Größe Deutschlands führen.« Oder: »Deutsch sein heißt die Sache, die man betreibt, um ihrer selbst willen und der Freude an ihr willen treiben.« Das sind die Leitsätze für sein gesamtes Schaffen geworden. Und in der herrlichen Rede bei der Grundsteinlegung des Bühnenfestspielhauses sagte er: »Dies aber ist das Wesen des deutschen Geistes, daß er von innen baut: der ewige Gott lebt in ihm wahrhaftig, ehe er sich auch den Tempel seiner Ehre baute.«

Wem aber wie Richard Wagner das deutsche Wesen sich in seiner innersten Tiefe erschlossen hatte, der konnte als Künstler nicht anders als aus ihm heraus gestalten. So ist er hinabgestiegen, wie Wotan zu Urds Brunnen, um das Weben der deutschen Volksseele sich offenbaren zu lassen.

Sehen wir von dem Jugendwerk »Die Feen« ab, so hat er nur ein einziges Mal, im »Rienzi«, einen fremden Stoff behandelt. Schon mit seinem zweiten Werk, dem »Fliegenden Holländer«, dem ersten Volksgebiht, das ihm — nach seinen eignen Worten — tief in die Seele drang, betrat er das Gebiet der germanischen Sage, das er, mit einer einzigen Ausnahme, nicht wieder verlassen sollte: in der grenzenlosen Not und Verlassenheit seines Pariser Aufenthalts war ihm das Volksbuch vom Tannhäuser mit dem Sängerkrieg auf der Wartburg und das Gebiht vom Lohengrin in die Hände gefallen, und eine neue, bisher ungeahnte Welt ging ihm da auf. Was er in ihr erschaute, das offenbaren in ungeahnter Herrlichkeit seine Werke vom Tannhäuser bis zum Parsifal.

Mit dem Inhalt der Sage aber ist zugleich deren ganzer Stimmungs- und Empfindungsgehalt, ja die Empfindungsfähigkeit der Volksseele selbst in Wort und Ton in das Drama eingegangen. Das bezeugen besonders die unvergleichlich poetischen Naturschilderungen. Lenzesodem weht uns an, wenn in der Schlussszene des ersten Walfürenaktes sich das Sturmmotiv des Vorspiels im Sorbino der Violinen zum Frühlingswehen wandelt, und der Hauch der Sternennacht in dem träumenden Garten in Kornwall, mit seines

Laubes säuselnd Getön,

Das lachend schüttelt der Wind. —

ja selbst über die engen Gassen der alten Reichsstadt ergießt sich Flieberduft und der ganze Zauber der Mittsommernacht. Die Gewalt des stürmischen, die Ode des reglosen Meeres sprechen ebenso vernehmlich zu unsrer Seele wie die Lieblichkeit und die Schauer des deutschen Waldes, der über einen großen Teil des »Kings« seine grünen Bogen schlägt. Wie innig die Beziehungen der dargestellten Natur zu dem Seelenleben der handelnden Personen sind, zeigt am besten der Vergleich zwischen dem naiven Frühlingslied des Hirten im Tannhäuser, den gefühlsüberströmenden Ergüssen Walthers, dem resignierenden Sinnen Hans Sachsens und der heiligen Wehestimmung Parsifals am Karfreitagsmorgen. So erlebt die Natur eben wohl nur das deutsche Gemüt.

Im engsten Zusammenhang mit den Stoffen steht die kraftvolle, ausdrucksreiche Sprache, die Wagner als einer der großen Sprachmeister unsers Volkes sich schuf, hier glühend und schwärmerisch bis zum Überschwang, dort knorrig und wuchtig wie die Eichen des germanischen Urwaldes und die granitnen Felsblöcke der nordischen Edda, aus denen er das Riesenwerk des Kings der Nibelungen meißelte. In der Erkenntnis der Unanwendbarkeit des Literaturverfasses für die Ausgestaltung dieser Dichtung holte er den längst verschollenen alten Stabreim

wieder hervor und hob aus dem Sprachschatz der Urzeit manch verschüttetes Kleinod neu ans Licht. Müssen wir ihm nicht dafür schon Dank wissen? Wenn also alle die Schöpfungen des germanischen Volksgeistes, die bis dahin eigentlich nur in der Wissenschaft der Germanisten ein literarisches Schattenbalein geführt haben, zu neuem Leben erweckt Gemeingut des deutschen Volkes geworden sind, so ist das ausschließlich Richard Wagners Verdienst, dessen Genius ihnen die endgültige und überzeugend-notwendige Prägung gab, wie etwa Goethe dem Fauststoff, denn auch hier hat es an andersartigen Belebungsversuchen nicht gefehlt, vom »Hürnen Siegfried« Hans Sachsens bis zu »Tantris dem Narren«: was aber bedeuten — bei aller Verehrung für Hebbel! — selbst dessen Nibelungen gegenüber dem »Ring«?

Doch weiter! Mit der Sage erweckte er uns wieder die Erinnerung an den Mythos, an das ureigenste Eigengut unsers Volkes: mußte dieser auch seit mehr als einem Jahrtausend dem Licht einer höheren Weltanschauung weichen, so gedenken wir heute gleichwohl seiner freundlich als der ersten schöpferischen Tat des deutschen Gemüts, wie etwa der Gereifte der Phantastien seiner Kindertage gedenken mag als eines Stückes seines eignen Wesens. Indem aber Wagner den Wotanmythos und die tief sinnige Vorstellung eines im urfächlichen Zusammenhang von Schuld und Sühne stehenden Weltuntergangs zur Grundlage seiner Nibelungen-dichtung nahm, vertiefte er sie durch den christlichen Erlösungsgehalt ins Ungemeßene. Damit aber stehen wir auf dem Boden eines Ethos, dessen Ausbildung allerdings nur innerhalb deutscher Seelenkultur möglich war.

Alles Ewigen seliges Ende, wißt ihr, wie ich's gewann?

Trauernder Liebe tiefstes Leiden schloß die Augen mir auf. —

»Durch Mitleid wissend.« — Jenes ach so teuer erkaufte Wissen, dem allein die Kraft erlösung-wirkender Liebe entquillt, ist das Grundthema seiner Dichtung überhaupt: Erlösung aus Not und Schmach, von Sünde und Fluch durch freieste Liebes- und Selbstentat. Im »Holländer« und »Lohengrin« mystisch gewendet, nimmt es im »Tannhäuser« und vollends im »Parsifal« den Charakter der christlichen Weltanschauung an, deren Schimmer auch den erschütternden Ausgang des »Kings«, der furchtbaren Tragödie der sich in Schuld verstrickenden und damit dem Fluche verfallenen Nachtgier, verkörpert. In seiner tieferen Bedeutung ist der »Ring des Nibelungen« die Tragödie der Menschheit selbst, denn »Wotan der Wanderer« gleicht uns aufs Haar, er ist die Summe der Intelligenz der Gegenwart, wogegen Siegfried der gewollte

Mensch der Zukunft ist, der aber nicht von uns gemacht werden kann, und der sich selbst schaffen muß durch unsre Vernichtung.« Aber auch dieser kann nicht der Erlöser werden, weil er selbst dem Glücke verfällt, sondern Brünnhild, der Mensch gewordene reinste Wille des Gottes, überwindet die Welt und den Fluch. Mit ihrer eignen Opferung wirft sie den Brand in Walhalls prangende Burg, doch indem sie »des ewigen Werdens offene Tore« hinter sich zuschließt, reißt die den letzten Bühnenvorgang begleitende Musik weit ein neues auf, durch das über dem aufdämmernden Ende der alten Götter das Morgenrot einer höheren Weltanschauung hereinflutet:

Nicht Gut, nicht Gold, noch göttliche Pracht,
Nicht Haus, nicht Hof, noch herrischer Prunk,
Nicht trüber Verträge trügender Bund,
Nicht heuchelnder Sitte hartes Geseß —
Selig in Lust und Leid läßt die Liebe nur sein!

In dies Reich, wo »höchsten Heiles Wunder Erlösung dem Erlöser« winkt, führt uns Parsifal. —

Auch in »Tristan und Isolde«, dem Werke, von dem man eigentlich nur in der überschwenglichsten Bewunderung sprechen kann, vollzieht sich eine Erlösung von der Schuld des Daseins, hier aber im Sinne einer geläuterten pantheistischen Weltanschauung, wie sie in Schopenhauers Lehre von der Aufhebung des Willens begründet liegt. Aus dem intimsten Zentrum der Welt, aus dem innersten Seelenleben heraus hat der Meister ein Drama geschaffen, worin sich die Tiefe seines deutschen Wesens vielleicht am herrlichsten offenbart: erschütternder und reiner zugleich ist die Tragik hoffnungsloser Liebe und unstillbaren Sehnsens nimmer zum Ausdruck gebracht worden, bedeutet doch der »Tristan«, »die tiefe Kunst des tönenden Schweigens«, wie er es selbst genannt hat, die künstlerische Überwindung seiner eignen Herzenstragödie. In unerhörter Vergeistigung eines an sich trivialen Stoffs ist alles beseitigt, was an irdisch-sinnliches Begehren gemahnt, ausgeschaltet durch die Worte König Markes:

Der mein Wille nie zu nahen wagte,

Der mein Wunsch ehrfurchtsfleh entlagte,
eigentlich sogar die Vorstellung des Ehebruchs. Und von Anfang an breitet über das Ganze seine dunklen Fittiche der Tod als Erlöser von des Weltenwahns Amnachten, von einem Leben, das den beiden, die doch nicht voneinander lassen können, sündig erscheinen muß — aber nicht ins Nirwana, sondern zu ewiger Vereinigung in die Harmonie der Sphären:

In des Wonnemeers wogendem Schwall,

In der Dufwellen tönendem Schall,

In des Weltatems wehendem All

Ertrinken, versinken unbewußt! —

Wenn aus den dunkleren, im ganzen Stück vorherrschenden B-Tonarten sich in der Verflä-

rungszone die Modulation nach dem lichten H-Dur wendet und in strahlenden Harfengängen das Sehnsuchtsmotiv zum letztenmal erseuszt, vermeinen wir unsre eigne Seele

In ungemessnen Räumen

Aber sel'ges Träumen

umfassen zu fühlen.

Wie würde wohl der Franzose mit diesem Stoff verfahren haben, wenn er mit Goethes Faust schon so übel verfuhr? —

Diese weltüberwindende Allgewalt der Liebe ist eins mit der Treue, auch einem höchsten sittlichen Ideal des rein germanischen Wesens, unter dessen Voraussetzung überhaupt nur das eigentümliche Gebilde der mittelalterlichen Lehnstaatsverfassung möglich war; und vom »Nienzi« angefangen, sind alle Werke des Meisters eigentlich nur ein einziges Hoheslied auf diese sprichwörtlich gewordene deutsche Charaktereigenschaft. Am leuchtendsten erstrahlt sie wohl in Tristan und Isolde in der Unverbrüchlichkeit ihrer Liebe und in Kurwenals Verhältnis zu seinem Herrn: wie der Treue seinen todwunden Herrn pflegt, wie er ihn aufzuheitern sucht und ihm Trost zuspricht, wie er dann selbst zu Füßen seines toten Herrn stirbt:

Tristan, Trauter, schilt mich nicht,

Daß der Treue auch mitleidet —

das ist so überwältigend, daß man das eigne Herz festhalten muß: heiß steigt's einem dabei in die Augen — unwiderstehlich.

Die hier in allgemeinen Umrissen wiedergegebene Ethik Wagners kommt zur Betätigung in seinen Heldengestalten: »Wir begreifen unter Held überhaupt den vollen, ganzen Menschen, dem alle rein menschlichen Empfindungen — der Liebe, des Schmerzes, der Kraft — nach höchster Fülle und Stärke zu eigen sind.« Dies heldische Ideal, das sich vielleicht am deutlichsten in Siegfried darstellt, ist das deutsche; Siegfried ist der Typus des deutschen Helden schlechthin; so tritt er einher, frei und hochgemut, so fährt er in die Welt, an deren Trug er zugrunde gehen soll: wie Siegfried unter der Linde, träumt der deutsche Michel ins Land, so bebt seine erwachende Seele, die das Fürchten nicht erfährt, in zager Angst vor dem Weibe, in Liebesverlangen und dem Grauen davor. Im Weibe aber kommt es zur Entfaltung in reinsten Hingabe und Selbstentäußerung: Senta, Elisabeth, Elsa — welcher Zauber geht schon von diesen Namen aus! Reinere, idealere Mädchengestalten hat nie ein Dichter auf die Bühne gebracht. Der einst schon dem alten Römer aufgefallene mystische Glaube der Germanen an die Heiligkeit des Weibes, an geheimnisvolle Kräfte in seiner Seele gestaltet sich bei Wagner zu einem »prophetischen Priesterdienst im Kultus des Weibes der Zukunft, welches einst die Dritte sein wird nach Eva und Maria«. Weil auch

in ihm wie in seinem großen Vorbild Beethoven jenes Sehnen war nach einer neuen Sittlichkeit, stellte er im Rahmen deutschen Volkstums und auf der Grundlage einer spezifisch deutschen Ethik, deren Ziel seit Kant die Erziehung des Menschengeschlechts zu höchster innerer Freiheit ohne Rücksicht auf Belohnung im Jenseits ist, reinstes Menschentum dar, in dem dieses Ziel erreicht erscheint. Eben darum liegt in dem Untergang seiner Helden eine so tief erschütternde und zugleich erhabene Tragik.

Ein leiser tragischer Schatten fällt auch auf die Seele Hans Sachsens, die Tragik der Entsagung des Talents gegenüber dem Genius, des Alters gegenüber der Jugend; sie löst sich aber auf in dem Strom überquellender Herzengüte und dem goldenen Humor dieser herrlichen Gestalt. Im Zusammenhang der Darstellung konnte noch nicht der »Meisterfinger von Nürnberg« gedacht werden, des zum Drama gewordenen Rufes Goethes »Greift nur hinein ins volle Menschenleben!«, wie sie der feinsinnige Peter Cornelius genannt hat. Eine Übergehung dieses Werkes aber würde eine empfindliche Lücke in dem Bilde bedeuten, das hier von dem Wesen und Schaffen unsers Meisters gezeichnet werden sollte, bildet es doch die notwendige Ergänzung zu den tragischen Dramen. Hier kommt der gemütvollste deutsche Humor zu seinem Recht, hier belauschen wir unser wohlhabendes Bürgertum beim Gottesdienst, in seiner lebendigen Erregung für geistige Fragen, bei seinen harmlosen Freuden, in seinen zarten Empfindungen und deren Affekten. Und von fern grüßt es zugleich die größte Geistesstat des deutschen Volkes, die Reformation, mit dem Choral: »Wacht auf, es naht gen den Tag!« — alles in allem ein köstliches Kulturbild städtischen Lebens im 16. Jahrhundert. Eine besondere Bedeutung gewinnt dies von holdester Lebenswärme durchglühte Stück Heimatkunst übrigens noch dadurch, daß mit ihm im Stillen in deutschen Gemütern die erste Saat des Baireuther Unternehmens aufkeimte — auch eine Großtat des deutschen Volkes unter Vortritt eines deutschen Königs, um einem Meister, den sein Volk für groß hält, die volle Entfaltung seines Genius zu ermöglichen.

Denn diese wunderbare Geistes- und Gefühlswelt, in die uns Wagner führt —

Von Morgen bis Abend in Müß' und Angst

Nicht wonnig ward sie gewonnen —, bei all der Not und der völligen Hoffnungslosigkeit, seine Werke je aufgeführt zu sehen, in der er sich manchmal wie ein Traumwandler vorfam, der von seinem Tun keinen klaren Begriff hat, wenn er so eine Partitur nach der andern hinlegte, bedurfte es eines sittlichen Idealismus von schier übermenschlicher Kraft.

Wagner hat ihn besessen. Die Liebe zur Heimat, die ihm im Elend der Fremde ausgegangen war, die Treue, die der Heimkehrende mit hellen Tränen in den Augen seinem Vaterlande schwur angesichts des Rheinstroms, dessen Wogen ihm wohl damals schon in ihrem Rauschen das Lied von des Portes Glück raunen mochten, sie hat er bewahrt in jeder Faser seines Wesens, in jeder Einzelheit der Ausgestaltung seines Werkes, im höchsten Maße in der so ergreifend wahren musikalischen Erschöpfung des seelischen Inhalts. Das ist die Objektivität gegenüber dem Werke selbst, die das unerkennbare Merkmal deutscher Geistesarbeit, künstlerischer und wissenschaftlicher, ist. Darum aber zeugt auch heute das Werk, dessen Verbreitung unter unserm Volke jetzt mehr denn je nationale Pflicht erscheint, mit lebendigster Kraft für seinen Schöpfer. Es lag ihm einzig am Herzen, »ein unzweifelhaft deutliches Beispiel zu geben, an welchem die Anlagen des deutschen Geistes zu einer Manifestation, wie sie keinem andern Volke möglich ist, untrüglich nachgewiesen werden könnten«. Wie er das erreicht hat, bekundet seine Stellung im Weltkrieg. Freilich, die idealistische Meinung Wagners von der Internationalität des Kunstwerks ist an ihm selbst zusehender geworden in einer Zeit, die wie keine andre das Wort von der Verträge trügendem Bund bewahrheitet. Wir aber müssen, wenn die Feinde den Meister und sein Werk als Symbol des deutschen Geistes mit ihrem Haß verfolgen, diese Erkenntnis feiern als einen unsrer größten Siege auf moralischem Gebiet, als das neiderboste Eingeständnis ihrer eignen Unterlegenheit. Jawohl, Wagner ist jetzt so recht eigentlich das Erkennungszeichen des echt-deutschen geworden, das ist: des unzerstörbaren, in das Reich des Außerweltlichen langenden Idealismus, der Empfindungstiefe, der Treue. Fürwahr, wenn das der verabscheuenswürdige, kulturfeindliche Dämon sein soll, als welchen ihn unsre Feinde hinstellen, dann ist es nicht anders möglich, als daß bei ihnen der Wahn auch die sittlichen Begriffe umgekehrt haben muß — oder aber sollte etwa die Ablehnung der Werke Wagners als »unzeitgemäß« bei den heutigen Römern und ihren Gesippen wenigstens als ein Rest von Schamgefühl zu deuten sein, weil darin so viel von der Treue und dem Glück des Goldes die Rede? —

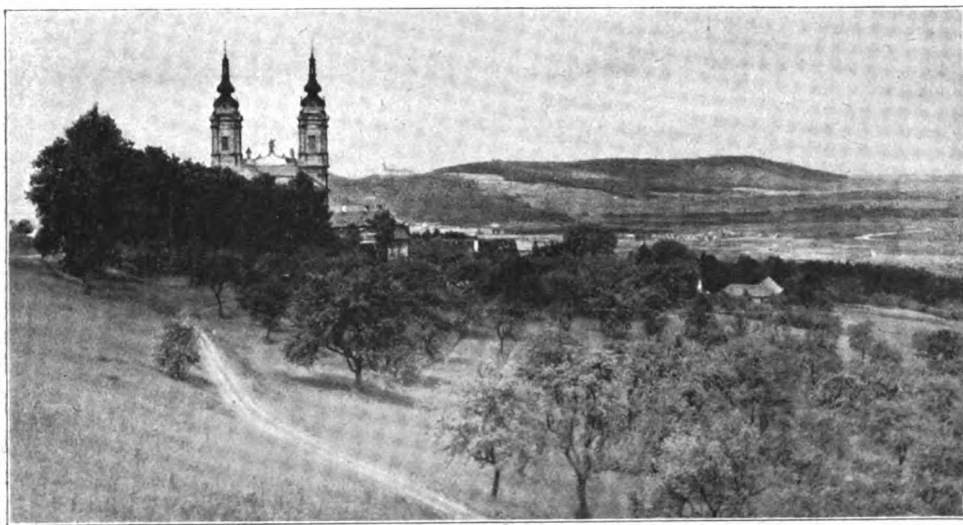
So ist's, als ob der Meister, der schon längst fortgezogen in »das wunschlos heiligste Wahl-land«, noch leibhaftig unter uns weilt und teilnahme an dem Riesenkampf um seines heißgeliebten Deutschlands Sein oder Nichtsein, er, der rechte Heldenfänger seines Heldenvolkes. Denn noch eine andre echte Wagnereigenschaft bekundet sich darin, die gewaltige Tatkraft.



Max Chedy:

Frauenbildnis

Zu dem Aufsatz »Max Chedy« von Hans Rosenhagen



Vierzehnheiligen

ausg. Otto Sigdel, Waltershausen

Vom Frankenwald zum Main

Von August Trinius

Nordwestlich vom Fichtelgebirge dehnt sich eine weite Gebirgsschwelle, die in ihrem breiten Teil Thüringer Wald genannt wird. Als eine mächtige, raue Hochfläche, die nur wenige charakteristische Erhebungen aufweist, bildet der Frankenwald eine Wasserscheide zwischen Main und Saale. Seine Grenzen lassen sich nicht fest bestimmen, da er vielfach in andersbenannte Landschaften übergeht. Schiefer ist im Hauptsächlichen der Untergrund dieses ernsten Hochwaldes. Regellos durcheinandergewürfelt zeigen sich Täler und Ruppen, weite, ausichtsreiche Hochebenen und langgestreckte Kämme. Große zusammenhängende Waldstrecken findet man nicht allzu viele. Der mühsame Fleiß der Gebirgler hat allüberall Brezche in die Wälder geschlagen. So wechseln Matten, Felder und Walbinseln ununterbrochen, und dazwischen liegen eingestreut winzige Dörfchen, Weiler und verträumte Einzelsiedlungen. Das aber verleiht einer Wanderung durch den Frankenwald gerade den besonderen Reiz. Während die scharf eingeschnittenen Täler die Wärme festhalten, geht der Wind über die Hochflächen. Hier droben ist der Sommer nicht lange zu Gaste. Rau und unwirtlich bleibt das Klima, mühevoll die Arbeit der Ansiedler. Aber von hier droben, wenn man, aus dem Hochwalde tretend, zwischen den wogenden Feldern dahinschreitet, da glänzt

und lockt die weite, weite Ferne. Denn von allüberall grünen blau umdämmert immer neue, leise im Dufte verschwimmende Höhenzüge. Der Wind singt uns Wanderlieder ins dankbare Herz, und hoch darüber wirbeln die Lerchen im flimmernden Äther.

Ernst und welteinjam zeigt sich der Frankenwald. Frischer pulst hingegen das Leben in seinen von lustigen Wildbächen durchbrausten Tälern. Eins der schönsten ist unter ihnen das Tal der Loquitz. Ihre Quellen entspringen unterhalb des Rennstiegs bei Ludwigstadt in Bayern. Vor Probstzella tritt der Fluß auf Meininger Gebiet, um dann im Lande der Schwarzburger bei Eichicht sich mit der Saale zu vereinen. Prächtige Bergwaldfulissen begleiten die Loquitz. Saftige Matten polstern den Talgrund aus, und an den Hängen hat die ringsum blühende Schieferindustrie düstere Schutthalben, schwarzfilbern glänzende Brüche ihres Tagebaues geschaffen, die dem Gesamtbilde einen ernsten Einschlag geben. Hoch über diesem Tale, im äußersten nördlichen Zipfel des Bayernlandes, ragt in wahrhaft königlicher Schönheit Burg Lauenstein empor. Eine echte bayrisch-thüringische Grenzwarde. Wer sie, zu Fuß die Berglehnen unter den Edeltannen empor klimmend, zum ersten Male erschaut, der bleibt unwillkürlich wie gebannt stehen und huldigt ihrer Schönheit. Ihm ist, als grüße er die Gralsburg inmitten schweigender



Burg Lauenstein

Wald- und Bergherrlichkeit. So war es mir, da ich vor langen Jahren zu ihrer gastlichen Schwelle hinanpilgerte, so ist es heute noch, wenn ich nach längerer Abwesenheit ihre Zinnen, Türme und Mauern wieder in das sonnumflutete Licht hineintauchen sehe. Und wer dort oben Wochen und Monate weilen durfte, Burggauber in vollen Zügen trinkend, dem hat es die alte Mantelburg, wie das anwohnende Volk sie noch gern nennt, für alle Zeiten angetan. Künstler und Dichter, Männer des Lehr- und Wehrstandes, Forscher und sorglos wanderndes Jungblut: immer wieder kehren sie droben klopfenden Herzens ein, um die hastende Welt draußen zu vergessen und bei

Lautenschlag und Becherfreude, bei Rundgefang und losem Augenspiel der ewig jungen Frau Romantik zu huldigen. —

Aller Wahrscheinlichkeit nach darf Burg Lauenstein auf ein tausendjähriges Bestehen zurückblicken. Einer Überlieferung nach soll einst Kaiser Konrad I. den Bau der ersten Feste angeordnet haben, deren Zweck war, in Gemeinschaft mit andern Burgen einen Schutzwall gegen die immer feder gen Westen vordringenden Slawen zu schaffen. Späterhin kam die Burg mit dem zu ihr gehörenden Schutzgebiet an die Grafen von Henneberg. Im nahen Städtchen Ludwigsstadt steht eine Hufschmiede, hervorgegangen aus dem festen



Burg Lauenstein (Blick vom Loquitäl)

Thünabau die volle Lebensfreude, das tiefe künstlerische Behagen der Renaissancezeit getreulich widerpiegelt, so entfaltete sich auch in den üppig und reich ausgestatteten Innenräumen die ganze Pracht jener Tage. Feste auf Feste folgten, Kunst und Wissenschaft wurden gepflegt. Ein wahrhaft edles Geschlecht zu vertreten, war die Aufgabe der Herren von Thüna geworden. Unter Friedrich von Thüna fand die Reformation hier im Tale rasch Eingang, und noch heute ist dieser nördlichste Zipfel Bayerns gut evangelisch geblieben. Derselbe Thüna war es auch, der dem



Überfahrt über den Main zum Kloster Banz

Kurfürsten Friedrich dem Weissen auf dem Reichstag zu Worms ernstlich anriet, den mutigen Augustinermönch Luther auf der Heimreise scheinbar festzunehmen, dann aber in Sicherheit auf die Wartburg bringen zu lassen.

Das von den Thünas überreich geführte Leben schlug den Geldtruhen arge Wunden. 1622 sahen sie sich genöthigt, den schönen Besitz an die Markgraffschaft Kulmbach-Baireuth zu verkaufen, eine Seitenlinie der Hohenzollern. Nach deren Aussterben kam der Besitz an Preußen, durch den Wiener Frieden an Bayern, das aber nur wenig für diese ehrwürdige Kaiserburg übrig hatte. Es setzte ein Amtsgericht droben ein, und da eines Tags der Amtsrichter Sondinger auf eigne

Gaust hinab nach Ludwigstadt trollte, um hier besser seinem »Leertrieb« an den Fässern heimischen Gerstenlastes zu stillen, da geriet das Schloß in Privathände, um nach einem Konkurs gar an arme Schieferbrucharbeiter vermietet zu werden. Wo einstens Orlamünder und die von Thüna rauschende Feste gegeben, ein deutscher Kaiser zu Gaste gegessen hatte, da trieben jetzt Haustierte ihr Wesen innerhalb der Säle und Zimmer, die durch Vernagelung und Tünche für immer entweiht zu sein schienen. Burg Lauenstein war dem Untergange preisgegeben.

Doch ein ungeahnter Stern sollte über dem Loquitzthal aufgehen. Im Jahre 1896 erwarb Dr. jur. Ehrhardt Meßmer die Burg. Unter schweren Opfern und Mühen hat er dem Frankenlande einen Schatz zurückerobert, auf den Bayern stolz sein darf. Am den kahlen Schloßberg legte er einen schattenden Waldmantel. Türme, Zinnen und Mauern strebten wieder fröhlich in das wandernde Gewölk. Raum für Raum ward wieder in alter Pracht hergestellt und ausgestattet. Wer heute über die ehemalige Zugbrücke schreitet, den stimmungsvollen Burghof betritt, durch alle die weiten Säle, die Flucht der Gemächer treppauf und -ab wandert, für den versinkt die Welt draußen. Im Banne steht er des Schönen und Erinnerungsreichen. Jeder Blick aus irgendeinem Fenster offenbart ihm neuen Reiz der angrenzenden Berglandschaft. Im Morgenglühen, wenn die Gipfel wie im Opfer-

dienste rauchen, wenn abends der Glutball jenseit des Rennstiegs versinkt, wenn der Mond schweigend über die Höhen geschwommen kommt, Tal, Berge, nächtliche Wälder mit seinem Silberlicht übergießend, Lichtfunken in die Fenster der Burg werfend: immer spricht Lauenstein zum Herzen. Eine stille Insel des Friedens, auf der jährlich sich immer wieder Kreise gebildeter Menschen zusammenfinden, im Dreiklang von Kunst, Natur und Geselligkeit Leib und Seele wie in einem frischen Quell zu baden. —

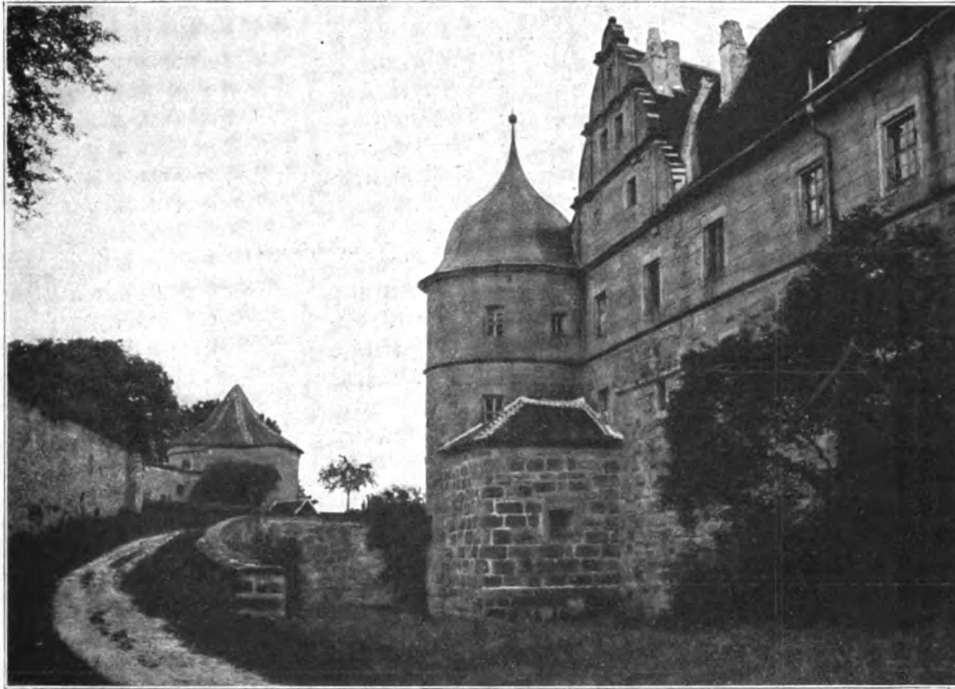
Von Lauenstein führt uns die Bahn das malerische Tal der Loquitz hinan, auf kühner Eisenüberführung geht es über die Dächer von Ludwigstadt, durch rauschende Wälder, begleitet von springenden Quellwassern zum Rennstiege, dem Kammwege des Thüringer- und Frankenwalbes. Jenseit der Wasserscheide treten wir in neue Täler ein. Breiter flutet hier die Sonne hinein. Liebliche Höhenzüge kommen und gehen. Matten und Aderland wechseln im Grunde, von Dörfern unterbrochen. Zuweilen zeigen sich bereits fernblaue Ausläufer des Fränkischen Juras. Der Main kündigt sich an. Dann aber steigt vor uns eine herrschende Feste herauf: Schloß Rosenberg, der Stolz und die Zier des bayerischen Städtleins Kronach.

Drei muntre Wildwasser aus dem Frankenwalde geben sich zu Füßen der Feste ein Stelldichein: die Kronach, die Saßlach und die Rodach. Im Frühling nach der Schnee-



Kloster Banz

Bau. Otto Sigdorf, Waltershausen



Kronach: Festung Rosenberg. Auffahrt zum Geschützhof

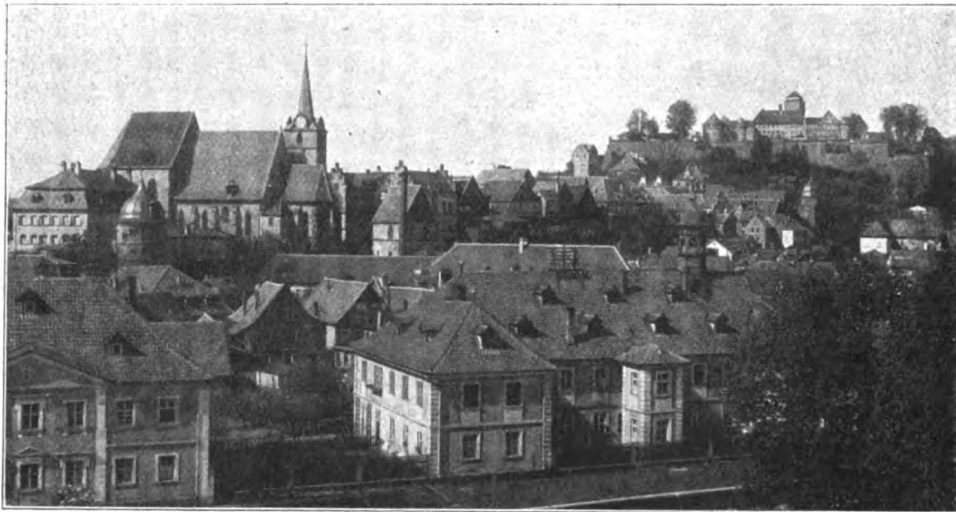
schmelze und im Herbst mit den Hochwasserwellen flößt man die gefällten Stämme aus dem Frankenwalde hinab zum Main. Und wenn dann die Flößer nach vollbrachter Arbeit in Kronach zusammenkommen, so lassen sie die Geldstücke springen, und es geht gar lustig und übermütig in dem alten Frankenstädtlein zu. Wer wollte das altertümliche, gemütvoll-anheimelnde Kronach nicht rasch lieb gewinnen? Ein Gang durch seine aufundniedersteigenden Straßen und Gassen im Banne der ragenden Feste weitet dem Maler und Wanderpoeten das Herz. Eine draußen verklungene Zeit grüßt uns noch hier mit leisem Atem. Vornüber geneigte Giebel raunen sich anscheinend Geheimnisse zu. Edsige in den steinernen Portalen der Bürgergelasse laden zum Rasten. Weiter klingt das metallische Anschlagen aus den Werkstätten der Schmiede an unser Ohr. Entzückende Fachwerkhäuschen halten unsern Blick fest. Inschriften erzählen von der Macht und Pracht der Bischöfe von Bamberg, die droben auf der Rosenberg üppig Hof hielten durch Jahrhunderte, Gastereien veranstalteten, Jagden abhielten, Politik trieben. Eine Tafel am »Scharfen Eck« sagt uns, daß hier einst der berühmte Maler Lukas Cranach das Licht

der Welt erblickte, der als ein Freund Dr. Martin Luthers gleich ihm ein Verfechter der Reformation ward. Ein Rundgang um die mächtig und klosig aufgetürmten Umwallungen der Burg entrollt uns auf Tritt und Schritt die reizvollsten Bilder, wie in einem Wandelpanorama. Dazwischen drängen sich verschiedene Gärten, und alte Bäume heben ihre schweren Wipfel aus dem waldbartigen Parke, der teilweise die Rosenberg einhüllt. Ehrwürdige Tore erzählen mit ihren Inschriften aus der bewegten Geschichte der Stadt; Brunnen rauschen, Ehrensäulen lassen uns stillstehen. Dazwischen geht das Tagwerk seinen Gang, und die Sonne rollt über die lachenden Täler und die den Horizont weit umzirkenden Höhenzüge. Der Brennpunkt für die meisten Besucher bleibt freilich die Feste Rosenberg, ein achtungsgebietendes Meisterwerk, das in seinen Einzelteilen die verschiedensten Jahrhunderte widerspiegelt und in seinen zahlreichen Inschriften von der königlichen Freigebigkeit erzählt, mit der die Kirchenfürsten von Bamberg ihre Lieblingsburg ausbauten. Mächtige Umwehrungen und Wälle schützen den Innenbau. Eine Fülle von Toren leiten zu diesem. Verschiedene Höfe umschließt der Riesenbau. Zeug-

haus, die Residenz der Bischöfe, Türme und andre Bauten fesseln den Blick. Und tritt man droben an die steinerne Umwallung, so erschließt sich uns ein lachender Ausblick in das friedvoll hingelagerte Frankenland. Die Entstehung der Feste und der drunten sich lagernden Stadt reicht mutmaßlich bis in die Tage Karls des Großen zurück. Viele Herren kamen und gingen droben. Seinen eigentlichen Aufschwung aber nahm Kronach doch erst unter dem Zepter der Bischöfe von Bamberg. An Heimsuchungen hat es der Stadt auch nicht gefehlt. Aber alle Angriffe im Dreißigjährigen Kriege wiesen die tapferen Bürger zurück. Die Feste blieb unbezungen. Selbst Frauen nahmen an der Verteidigung

Schloßberg hinab. Pfarrkirche, Pfarrhof und der düstere Pfarrturm lassen uns noch einmal stillstehen. Die Brunnen rauschen uns Lebewohl zu, aus irgendeinem geöffneten Fenster tönt eine weiche Frauenstimme, Lautenklang begleitet sie ... Aus dem Bann der lieben Altstadt treten wir den Weg zum Bahnhof an. Hinab nach Lichtenfels trägt uns der Zug.

Wie wenige doch schenken sich mal ein paar Stunden, um das Frankenstädtchen Lichtenfels am Main aufzusuchen! Das Wirren und Treiben auf dem unfrohen Bahnhof löst nicht den Wunsch aus, aufzusuchen, was sich dahinter birgt. Die nach Baireuth zum Festspielhügel wallen, die es über München in



Kronach: Obere Stadt und Festung Rosenberg von der Realschule aus

teil. Wie die verrohten Feinde mit gefangenen Bürgern umgingen, denen sie teilweise die Haut abzogen, davon erzählt drunten die »Ehrensäule« mit den zwei »geschundenen Männern«. Daraufhin gab auch der Fürstbischof Melchior Otto der Stadt ein neues Wappen mit zwei geschundenen Männern als Schildhalter. 1806 schlug Napoleon am 7. Oktober hier sein Hauptquartier auf. Im selben Jahre kamen Stadt und Festung an die bayrische Krone. 1888 wurde die Stadt durch Kauf Eigentümerin der Festung, nachdem die Strafanstalt aus den Schloßräumen entfernt worden war. —

Nur schwer trennt man sich droben von dem weiten Ausblick. Es bechert sich so gut unter den Linden auf der Umwallung. Dann geht es unter rauschenden Bäumen den

das Hochgebirge lockt, sie finden weder Zeit noch Lust, Lichtenfels kennenzulernen. Und doch lohnt sich ein Rundgang durch die Gassen, vor allem über den weiten Marktplatz mit seinen herrlichen Bürgerhäusern aus den verschiedenen Jahrhunderten. Gilt es mir doch stets als eine Wehestunde, hinein in das süße Dämmerlicht der gotischen Pfarrkirche zu treten, mich still in das Gestühl niederzulassen und die Stimmung dieses wundervollen Gotteshauses über mein Herz strömen zu lassen. Und wer in Lichtenfels seinen Fuß hineinsetzt, der unterlasse auch nicht, draußen jenseit der grauen Stadtmauer in das »Bürgerbräu« einzutreten, dort in der prächtig eingerichteten Scheffelflaue dem Sängler des Frankenlandes einen vollen Becher zu widmen. Nur das kunstgewerblich so hochstehende



Rathaus in Kulmbach

Bayern vermag solche Räume zu schaffen. Scheffel aber ist seit langem der Säulenheilige rings im Maintal geworden, unbeschadet der Fülle andrer Heiliger, die das fromme Land verehrt. —

Von ungezählten Tausenden von Lippen froher Wandersleute ist seit Jahrzehnten Scheffels Lied in dieses sonnige Tal hinausgeklungen und hat die Herzen geweitet und die Augen blank gemacht:

Zum heil'gen Veit von Staffelstein
Komm' ich emporgestiegen

Und seh' die Lande um den Main
Zu meinen Füßen liegen.
Von Bamberg bis zum Grabfeldgau
Umrahmen Berg und Hügel
Die breite, stromdurchglänzte Au —
Ich wollt', mir wüchsen Flügel.

Da steigt vor uns der Staffelberg
tafelförmig, jach und die Blicke unwillkürlich
anziehend aus dem Tale auf, zur Rechten
grüßen die Türme des Klosters Banz, zur
Linken die des Wallfahrtsortes Vierzehnheiligen. Ein Bild, das sich tief ins Herz einprägt.



Marktplatz in Kulmbach



Südwestecke des »Schönen Hofes« der Plassenburg

Über Wiesengelände sind wir zum Mainstrom gewandert. Nun führt uns der Ferge in einem Rahn hinüber zu dem bewaldeten Ufer, über dessen leise aufrauschendem Laubwalde Banz thront. Im Dämmerlicht der Buchen geht es steil hinan. Dann stehen wir vor dem reichverzierten Portal der stolzen Basilika, deren Barocktürme weit die Lande auf und nieder blicken. Daran stößt das mächtige Schloß mit seinen umfangreichen Anbauten. Stille weht heute durch die Räume, die einst vom elften Jahrhundert an der Sitz einer stolzen, erst 1803 aufgehobenen Benediktiner-Abtei waren. Herzog Wilhelm von Bayern brachte dann durch Kauf das herrliche Besitztum an sich, und lange Jahre diente es bayrischen Fürsten als Sommeraufenthalt, bis ihre Gunst der Stätte verloren ging. Auch Schefel hat hier droben im Gasthaus lange gewohnt, und mancher Sang des schwäbischen Dichters flog von hier aus in die Welt. Ein Gang durch die Säle mit ihren berühmten Sammlungen von Sauriern und Petrefakten aus der Umgebung, ihrer verblaßten Fürstenpracht, ein Besuch der Kirche mit ihrem üppi-

gen Chorgestühl bleibt unvergeßlich. Aber die meisten Besucher lockt doch die Terrasse des Riesenschlosses und die Bastion des Wirtshausgartens, von wo sich ein herzbewegendes Landschaftsbild dem Auge erschließt. Stundenweite Waldungen grenzen an Banz, dem sinnigen Besucher eine Quelle friedvollsten Genusses. —

Wir sind wieder zum Main hinabgestiegen und lenken unsre Schritte dem altertümlichen Städtlein Staffelstein zu, der Heimat des Rechenmeisters Adam Riese, der hier 1492 das Licht der Welt erblickte. Altertümliche Fachwerkhäuschen laden uns zu, Kirche, Rathaus, das ganze Leben mutet so weltabgewandt an, so anheimelnd, daß man gern für ein Weilchen hier rastet, die liebe Kleinstadtsstimmung in sich aufzunehmen. Draußen, wo der Weg zum Staffelberge anhebt, steht eine tausendjährige Linde, vielleicht die älteste in Deutschland. Ein Teil davon ist abgestorben, doch der andre grünt und blüht mit jedem neuen Lenz. Der gespaltene Hauptstamm hat eine Höhlung, so groß, daß Marschall Berthier (der bis vor einigen Jahren droben in

Banz beigelegt war) einst sein Pferd in den Stamm hineintrieb und drinnen umwendete.

Und nun geht es an Stationen höher und höher zum Kamm des Staffelberges. Er stellt den letzten Ausläufer des von der Schweiz und Frankreich nach Norden streichenden Fränkischen Juras dar. Eine Wanderung über ihn bleibt in jeder Hinsicht von Wert und Reiz. Nicht allein die Schönheitsvollen Bilder, die solch ein Gang entrollt, sind so verlockend. Die Pflanzenwelt, der Reichtum seltener Falter, die Fülle von Versteinerungen, die Belichtungen des wandernden Gewölks über Tal und Berge: dies alles schafft auf Schritt und Tritt immer neue Wunder. In vorgeschichtlichen Tagen befand sich hier auf dem Rücken die Glichburg eines unbekannten Volkes. Zugleich eine Kultstätte und ein Verteidigungspunkt. Ja, nach den überreichen Funden geht man vielleicht nicht fehl, wenn man meint, daß hier droben auch eine Art Markt oder Messe stattgefunden haben kann. Späterhin erstand die erste Kapelle, der heiligen Adelgundis gewidmet, nicht dem St. Veit, wie Scheffel irrtümlich singt. Diese Gottesstätte erfuhr manchen Wandel. Auch eine Einsiedlei ward geschaffen, und der

durch Scheffel bekannt gewordene Eremit Ivo bleibt noch auf lange hinaus der volkstümlichste der hier dienenden Brüder. Noch immer steht mir die leise gebeugte weißhaarige Greisengestalt vor Augen. Aber auch heute ist wieder gut Einspruch halten. Freundlicher Willkomm wird jedermann zuteil, und während draußen der laue Sommerwind über die Hochfläche singt, sitzt man unter Erinnerungen im traulichen Stübchen und plaudert mit dem Bruder in der braunen Kutte über der Welt Handel, über alles, was deutsche Herzen jetzt tief bewegt.

Ein eignes Wandern über die Hochfläche des Staffelsberges dahin! Ja, man möchte Flügel haben, sich in diese blaue, duftzitternde, singende und klingende Welt weit, weit hinauszuschwingen. Bunte Falter und Käfer gaukeln und summen um uns her. Es blüht in allen leuchtenden Tönen. Königsferzen heben ihre stolzen Schäfte, aus tausend Augen lacht uns die Hedenrose entgegen. Drunten das gesegnete Tal, der blühende Strom und im weiten Zirkel sehnuchtwedende ferne Höhen. Noch durch ein Stück Wald, dann steht plötzlich vor uns Frankens berühmteste Wallfahrtsstätte: Bierzeihenheiligen. Pracht



Ruimbach mit Plaffenburg vom Rehberg aus



Kulmbach mit Plassenburg vom Bergschlößchen aus

und Macht in gebieterischer Schönheit deutet dieser vornehme Bau. Und tritt man hinein in das gewaltige Kirchenschiff, so erstaunt man über die unerhörte Kühnheit dieses himmelweisenden Baues, in dem in Farbe und Ornamentik, in der Linienführung von Kreisen und Ovalen das Rokoko geradegu einen Triumph feiert. Wer an gewissen Feiertagen sich der Höhe nähert, der schaut das weite Maintal, alle Täler und Wiesenpfade bedeckt mit ziehenden Wallfahrern, wehenden Fahnen, und sein Ohr vernimmt die alte Wallfahrtsweise:

Vierzehnheiligen, Vierzehnheiligen
Im schönen Frankental!

Kaiser und Künstler sind hier hinangewallt im Lauf der Jahrhunderte. So auch Albrecht Dürer mit seiner Frau vor der Ausreise nach den Niederlanden. Interessant ist auch das kleine angrenzende Franziskanerkloster, eine Stätte der Wissenschaft. Ich habe an einem Frühlingsabend dort auf der Bastion des Klostergartens als Gast des Pater Guarbian im Kreise der ehrwürdigen Brüder gegessen, da die Sonne tiefer und tiefer hinter den Höhen sank, und habe einen Schatz von Schönheit mit heimgetragen.

Durch den Laubwald der Eller gelangt man in stilles Klosterland, das einst der berühmten und machgebietenden Zisterzienser-Abtei Lang-

heim gehörte. Langheim hat weit im Umkreise seine Spuren eingedrückt. Noch stehen am Fuße der Plassenburg ob Kulmbach prächtige Renaissancebauten, Absteigequartiere der stolzen Äbte von Langheim. Heute ist nicht allzu viel mehr von alter Klosterherrlichkeit zu schauen. Eine schwere Feuersbrunst (1802) vernichtete das meiste. Aber im Braugebäude finden wir noch einen Abglanz, und wer dort im neu hergerichteten Braustübl vor Anker geht, der bereut die Stunde nicht.

Eine Fülle von Ausflügen eröffnen sich von hier aus dem Wanderer in die nahen Täler, die der Jura hier ausstrahlt. Und auch die weltstillen Siedlungen zwischen dem Roten und dem Weißen Main bieten für Maler und Wanderpoeten einen Reichtum an lodenden Motiven. Manch angesehenes Adelsgeschlecht des Bayernlandes ist seit Jahrhunderten hier angesiedelt und sitzt noch fest und bewußt auf der Stätte der Väter. Und wie geruhlos muten die Städtlein in ihrer altertümlichen Poesie an! Wie prächtig sind über Hügelwellen Weiler, Einzelgehöfte, Maten, Walbinseln ausgestreut! Auf und nieder geht es, und jede neue Höhe zeigt neue Ausschnitte der Landschaft. Rordigast und der Görrauer Anger! Wer hier droben im Abendglühen hielt, der muß das Frankenland lieb-

gewinnen. Und diese noch von keinem »Verschönerungsverein« entdeckten und ausgebeßerten Täler, durch welche muntre Forellenbäche strudeln, krause Felsgruppen sich zwischen Tannen, Laub und wilдем Gebüsch drängen. An deren Uferlehnen es zur Sommerzeit geradezu im Tauchzen blüht und glüht von den seltensten Blumen und Pflanzen. Und so hüben wie drüben des Mains, wo der Patersberg seinen Kamm erhebt, den Heimatstolz mit dem Rosenamen eines »Fränkischen Rigi« bedachte.

Dann aber lodt es uns hinüber zu der hochragenden Plassenburg bei Kulmbach, der Königin des heiteren Frankenlandes. Denn wo wir hierherum auch wandern, immer wieder tritt das hohe, stolze Bild dieser aus dem Felsgestein herauswachsenden Feste uns lofsend entgegen. Man muß sie im Rahmen der umgebenden Waldberge einmal schauen, wenn kein Dach, kein Schornstein das Bild stört, und man wird ergriffen von der düsteren Höhe dieses Riesenbaues, der einst noch mächtiger und umfangreicher sich zeigte, ehe Napoleon einen Teil der urgewaltigen Umwehrung schleifen ließ.

Wer Kulmbach nur vom Bahnhof her kennt, tut der gewerblichen Stadt bitter Unrecht. Die roten Steinwürfel der zahlreichen Malzfabriken und Brauereien geben ein völlig falsches Bild. Denn die Altstadt ist reich an malerischen Bauten und heimlichen Winkeln, und die allernächste Umgebung bietet bereits einen Reichtum freundlichster Landschaftsbilder. Kulmbachs Stolz aber bleibt

seine Plassenburg, die nach einer langen und auch ruhmvollen Geschichte sich für längere Zeit in ein Zuchthaus wandelte. Jetzt dient sie gefangenen französischen und russischen Offizieren als Asyl. Wenn aber einst die Friedensglocken über deutschen Landen klingen, hofft man die Feste vielleicht in ein Invalidenheim umwandeln zu können und außerdem ein Heimatmuseum in den Prachträumen anzulegen. Auf ihre Geschichte hier einzugehen, verbietet der Raum. Die stolzen Meranier, die mit Kaisern und Königen blutsverwandt waren und Freundschaft hielten, saßen einstens hier oben. Markgrafen lösten sie dann ab, die später ihre Residenz nach Baireuth verlegten. Niemals ist die Feste bezwungen worden. Alle Angriffe schlug sie tapfer zurück, sie, die Unernehbare. Erst im Jahre 1806 übergab der preußische General von Uttenhofen ohne Schwertschlag die Plassenburg an den bayerischen Obersten Grafen Beder. Napoleon entkleidete sie dann ihrer Macht. Im unteren Burghof fesselt sofort der Prachtorbau mit dem Reiterbildnis des Markgrafen Christian, des Erbauers der gesprengten Werke. Die Perle aber bleibt der »Schöne Hof«, dessen breite Arkadenseiten überreich geschmückt sind und, in Stein gehauen, eine Ahnengalerie der Hohenzollern zeigen. Und tritt man auf die nach Westen vorspringende Bastion, so liegt das liebliche Frankenland bis in blaue Tiefen zu unsern Füßen geschniegt. Die Sonne rollt über ferne Höhen, mit weichen, warmen Händen diesen echt deutschen Gau segnend.



Scheffels Wartburg-Roman

Der Sänger, vom Basalt des Hohentwiel
Nordwärts entführt in rst'gem Wanderschritte,
Stand dort gedankenvoll in deutscher Mitte,
Im Wartburg-SngerSaal beim Großherzog,
Vor einem dmmerhaft geahnten Ziel.
Was war es, das ihm durch die Seele flog?
Von Alfons Turm bis in die Goldne Au,
Von Parzival zum Nibelungengau
Durchfann der Sänger ein verfrühtes Lieb ...

Er fann und litt, verbarg den Plan — und schied.

Jetzt erst, am Tag, wo Siegesglockenklang
Den Fall von Warschau in die Lande sang,
Ward einem, der um Scheffels Seele rang,
Auf dunklem Speicher durch erhabnen Fund
Des Dichters Wollen in der Tiefe kund.

Du Mann von Heidelberg und Hohentwiel:
Großdeutsche Seele war dein Edelziel!

Friedrich Lienhard



Der Dichter steht auf einer höheren Warte als auf den Sinnen der Partei!« So rief im Jahre 1841 Ferdinand Freiligrath seinem Zeitgenossen Georg Herwegh zu, dessen »Gebichte eines Lebendigen« kurz vorher gleich Sturmvögeln über die Grenze des Schweizerlandes herübergezogen und mit rauschendem Flügelschlag durch alle Teile Deutschlands geflogen waren. Hätte der Dichter des »Löwenrittes« und des »Mohrenfürsten«, dessen Muse damals noch in der Farbenpracht des Morgenlandes schwelgte, seine eigne Entwicklung vorhersehen können, hätte er geahnt, daß er selbst wenige Jahre später von der gleichen Strömung mächtig erfasst werden und in einem feurigen »Glaubensbekenntnis« den Zukunftsträumen Herweghs sich anschließen werde, so würde wohl sein Ruf anders geklungen haben. Herwegh ließ diese Mahnung nicht unerwidert. In eiserner Rüstung, das blanke Schwert schwingend, trat er zum Turnier an und schleuderte dem ihn herausfordernden Gegner die geharnischten Verse entgegen:

Partei! Partei! Wer sollte sie nicht nehmen,
 Die noch die Mutter aller Siege war!
 Wie mag ein Dichter solch ein Wort verjemen,
 Ein Wort, das alles Herrliche gebär?
 Nur offen wie ein Mann: Für oder wider?
 Und die Parole: Sklave oder frei?
 Selbst Götter stiegen vom Olymp hernieder
 Und kämpften auf der Sinne der Partei.

Freilich hatte das Wort »Partei« damals nicht die engbegrenzte Bedeutung, die wir ihm heute im politischen Leben zu geben gewohnt sind. Die Partei, in deren Dienst Georg Herwegh und seine gleichgesinnten Zeitgenossen ihre Dichterkraft stellten, umfaßte die unzählbaren Regionen freiheitsliebender Geister, die in einer Neugeburt des von dem Joch der Fremdherrschaft befreiten, aber von dem

Zwang eines reaktionären Regierungssystems bedrückten deutschen Volkes ihr Ideal erblickten und dessen Erfüllung mit brennender Sehnsucht erstrebten. Dieser Stimmung Ausdruck zu geben, war keinem in gleichem Maße beschieden wie Georg Herwegh. Auch ihn hatte, um an ein Wort Goethes zu erinnern, ein von einer Empfindung übervolles Herz zum Dichter gemacht; aber bei ihm war es nicht das Erwachen der Mannbarkeit, das bei den meisten Dichtern die poetische Ader öffnet. Die Liebe zur Freiheit und der Haß gegen jede Art von Unterdrückung waren die Triebkräfte, die seine poetische Begabung entfesselten. Wohl geben auch einige seiner Jugendgedichte, die vorwiegend eine elegische Stimmung atmen, Zeugnis von manchem persönlichen Erlebnis, aber das Erotische spielte doch in seinem Dichten von Anfang an nur eine untergeordnete Rolle. Früh schon erkannte er seinen eigentlichen Dichterberuf. Resigniert zieht er sich von seiner Jugendliebe zurück, seine Liebe, wie Johannes Scherr in einer dem jungen Herwegh gewidmeten Epistel sagt, unter dem Schilde des Hasses verbergend. Früh schon erkennt er, wozu er berufen ist, und findet nicht den Mut, das Los der Geliebten mit seinem Schicksal zu verketten.

Ich will dir nicht den Frieden trüben —
 Leb wohl, ich will dich ewig lieben
 Und doch von dir geliebt nicht sein.

Und später ihrer noch gedenkend, ruft er in einem seiner schönsten Gedichte, »Der Gang um Mitternacht«, aus:

Treu lieb' ich dich, mein Kind, doch nicht allein,
 Du wirst mich ewig mit der Freiheit teilen.

Schon in den frühesten Jugendjahren nahm Georg Herwegh die Reime in sich auf, aus denen seine revolutionäre Gesinnung sich ent-

wideln sollte. Am 31. Mai 1817 zu Stuttgart geboren, wo sein Vater, ein aus Hessen eingewanderter Skandinavier, sich mit einer Tochter des Landes verheiratet hatte, genoß er seine erste Ausbildung im Seminar zu Maulbronn. Schon dort sog er aus Mignets »Geschichte der französischen Revolution« und Börnes »Briefen aus Paris«, in die er sich oft während des Unterrichts heimlich vertiefte, die ersten politischen Anregungen. Auch aus den Schriften Jungdeutschlands, die trotz der strengen Klausur ihren Weg zu ihm fanden, strömte ihm der nach freiheitlicher Entwicklung auf allen Gebieten des politischen, religiösen und gesellschaftlichen Lebens strebende Zeitgeist anfeuernd entgegen. So war er bereits von diesem Geiste ergriffen, als er, wie so viele Söhne des Schwabenlandes aus unbemittelten Familien, in das berühmte theologische Stift zu Tübingen eintrat. Was er davon bereits in sich aufgenommen hatte, gedieh hier zur kräftigsten Entfaltung. Durch die Schriften von David Strauß, dessen »Leben Jesu« eben damals revoltierend wirkte, wurde seine

Denkfreiheit auch in religiöser Beziehung beeinflusst. Kein Wunder, daß die Leiter der Anstalt bald ein räudiges Schaf in ihm erblickten, zumal da auch der Verdacht auf ihn fiel, mit den Führern Jungdeutschlands in Briefwechsel zu stehen. Auch sein Widerstand gegen die strengen Regeln, denen die Zöglinge des Stiftes unterworfen waren, erregte mehr und mehr Anstoß, so daß im Jahre 1836 seine Verweisung erfolgte.

Noch mehr als durch den Schulzwang mußte der nach fesselloser Betätigung strebende Geist und Charakter des jungen Herwegh sich durch den Zwang des Militär-

dienstes bedrückt fühlen, zu dem er unversehens eingezogen wurde, nachdem er unter der Ägide Lewalds in der von diesem herausgegebenen Zeitschrift »Europa« bereits als Poet und Verfasser verschiedener literarischer Aufsätze Fühlung mit der Öffentlichkeit gewonnen hatte. Dieser Zwang wurde ihm so unerträglich, daß er im Juli 1839 den Entschluß faßte, sich ihm auf gewaltsame Weise, durch die Flucht in die Schweiz, zu entziehen. In einem Distichon, das sich unter seinen Gedichten aus jener Zeit findet, verteidigt er

sich — freilich für unsern Geschmack recht recht sophistisch — gegen die Beschuldigung der Desertion:

Deserteur? Mit Stolz!
Ich habe des Königs
Fahne,
Die mich gepreßt, mit
des Volks schuldlosem
Banner vertauscht.

Zunächst fand der junge Flüchtling in dem Schweizer Dorf Emmishofen bei Konstanz im Hause eines gleich ihm aus Württemberg entflohenen Landsmannes, Dr. Elsner, gastfreundliche Aufnahme. Dort lernte ihn auch Johannes Scherr kennen, der uns in der erwähnten Schrift auch eine Schilderung der Persönlichkeit und der äußeren



Georg Herwegh

Erscheinung des jungen Dichters bietet. »Dahin trug er Haupthaar und Bart, beides von glänzender Schwärze, so lang, wie sie eben wuchsen, und die meiste Zeit umschlotterten seine feine, schwächliche Gestalt die Fragmente eines Schlafrocks. Auf seinem Kopf trug er beim Ausgehen eine Jakobinermütze, unter welcher die schönsten Männeraugen hervorspuckten, die ich je gesehen. Das ausdrucksvolle Gesicht, kurz die ganze persönliche Erscheinung versprach ein Bedeutendes und nahm die Teilnahme sofort in Anspruch.« Zur Ergänzung dieses Bildes mag gleich an dieser Stelle die folgende Charakterisierung Herweghs aus

der Feder Franz Dingelstedts dienen, mit dem er drei Jahre später in Paris zusammentraf: »Herwegh ist fünfundzwanzig Jahre alt, ein echter Fanatiker, ein St. Just, ein Robespierre, nicht ein Mirabeau wie Heine. Schwarzes Haar und ein wunderschönes Auge, Schwäbischer Dialekt (den Herwegh übrigens später, wohl infolge seines langjährigen Aufenthalts im Auslande, völlig abstreifte), mit Weibern unbeholfen, mit Männern wütend, immer von Bastilletagen in Deutschland schwärmend. Herwegh hat eine Zukunft, wenn Deutschland eine Revolution erlebt, sonst nicht.« (Eine Prophezeiung, die sich in Herweghs Leben nach den Enttäuschungen und Ernüchterungen, die dem Jahre 1848 folgten, in bemerkenswerter Weise erfüllt hat.)

Aus Emmishofen siedelte Herwegh nach Zürich über, wo sich bald ein Kreis von gesinnungsverwandten Männern um ihn bildete, und hier trug seine immer mehr anwachsende Begeisterung für die Sache der Freiheit die Früchte, die er im Jahre 1840, von den Freunden dazu angespornt, unter dem Titel »Gedichte eines Lebendigen« sammelte. Dieser aufsehenerregende Titel bildete den bewußten Gegensatz zu den »Briefen eines Verstorbenen«, die Fürst Pückler-Muskau einige Jahre vorher hatte erscheinen lassen. Trotz der im wesentlichen freien Gesinnung, die in diesen Briefen sich offenbarte, hatte doch die etwas leichtfertig erscheinende Behandlung der Zeitprobleme und ein von aristokratischer Blasiertheit angeränkelter Epikurismus Herweghs Widerwillen erregt, dem er in einem Widmungsgebiht den schärfsten Ausdruck gab.

In den »Gedichten eines Lebendigen« fand die im deutschen Volke weitverbreitete sehnsüchtige Stimmung einen Ausdruck von hinreißender Gewalt, und darauf beruhte die zündende Wirkung, die sie sofort ausübten. Keiner hatte vor Herwegh in diesem Maße die Gabe besessen, in Worte zu kleiden, wovon tausend und aber tausend Herzen voll waren. Während Freiligraths poetisches Trachten damals noch in fremdländischen Träumen befangen war, während Dingelstedt, der »kosmopolitische Nachtwächter«, vorwiegend mit den Waffen der Ironie und Satire socht, wehte aus Herweghs Dichten der Gluthauch einer heißen Leidenschaft. In Gesinnung und Charakter am nächsten verwandt war Robert

Prutz, mit dem ihn auch eine innige Freundschaft verband. Aber auch dieser hatte nicht über jene Zauberkraft zu verfügen, die aus den »Gedichten eines Lebendigen« strömte. Auf Herwegh ist in erster Reihe der Vers anzuwenden, den Scherr seiner Schrift als Motto voransetzte:

Ein Herold, der im roten Wappenrod
Zum Feind hinüberreitet, aufzufagen
Den Frieden und der Schlacht Beginn zu
tünden,
Ist der Poet in diesen stürm'schen Tagen.

Allerdings offenbart sich in Herweghs Gedichten neben dem Freiheitsdrang jener Zeit auch die Unklarheit, Unsicherheit und Verworrenheit der ins Auge gefaßten Ziele. Vielsach strebt in ihnen das Ideal der Einigung Deutschlands unter einem Banner nach Erfüllung, so namentlich in dem Gebicht »An den König von Preußen«, dem er u. a. zuruft:

Das ratlos auseinanderirrt,
Mein Volk soll dir entgegenflammen;
Steh auf und sprich: »Ich bin der Hirt,
Der eine Hirt, der eine Wirt,
Und Herz und Haupt, sie sind beisammen!«
Das West und Ost, das Nord und Süd —
Wir sind der vielen Worte müd';
Du weißt, wonach der Deutsche glüht —
Wirst du auch lächeln und verdammen?

So auch in einem »Dem deutschen Volk« gewidmeten Gebicht, das in die Worte ausklingt:

Tritt in deiner Fürsten Reih'n!
Sprich: Die sechsunddreißig Lappen
Sollen wieder besser klappen
Und ein Helbenpurpur sein;
Ein Reich, wie ein Sonnenschein!
Ein Herz, ein Volk und ein Wappen!
Helf uns Gott — so soll es klappen.

Durchaus national ist auch die Empfindung, die in seinem »Rheinweinlied« in den Versen zum Ausdruck kommt:

Kein Tropfen soll, ein feiger Knecht,
Des Franzmanns Mühlen treiben.
Stoßt an! Stoßt an! Der Rhein,
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben.

Doch in einem andern Gebicht, »Protest«, wird bereits die nationale Gesinnung durch den Vorbehalt eingeschränkt:

Was geht mich all das Wasser an
Vom Rheine bis zum Ozean?
Sind keine freien Männer dran,
So will ich protestieren.

In dem Gedicht »Der letzte Krieg«, in dem er alle Völker Europas auffordert, ihre Ketten zu brechen und sich unter dem Schlagpanier der Freiheit zu vereinigen, huldigt Herwegh schon offen dem Ideal der Völkerverbrüderung und kündigt den »ewigen Völkerfrieden« an. Dann bestürmt er wieder das deutsche Volk mit der Mahnung, die Fehde zu beginnen und den Mann zu entsenden, der durch ganz Europa »der Freiheit eine Gasse« breche.

Hierauf folgen wieder Gedichte, in denen er mit Begeisterung für die republikanische Staatsform eintritt — wie z. B. der Anblick eines Alpenglühens in den Schweizer Bergen ihm den Ruf »Vive la République!« entlockt —, und in dem jornigen »Lied vom Hass« äußert sich seine Erbitterung gegen jede Despotie in den drohenden Versen:

Die Liebe kann uns helfen nicht,
Die Liebe nicht erretten;
Halt du, o Haß, dein jüngst' Gericht,
Brich du, o Haß, die Ketten!
Und wo es noch Tyrannen gibt,
Die laßt uns led' erfassen;
Wir haben lang genug geliebt
Und wollen endlich hassen!

Während die »Gedichte eines Lebendigen« auf der einen Seite jubelnde Begeisterung erregten, fehlte es anderseits, und nicht nur im Lager der Reaktionsäre, nicht an Widerspruch. So erhob auch Emanuel Geibel seine warnende Stimme gegen den »Sämann, der den Samen der Zerstörung sät«, gegen den Dichter, der die Sturmglocke zum Aufruhr läutet und die Fadel Perostrats zum Tempelbrande schwingen wolle. Durch solche Angriffe wurde der immer mehr anschwellende Enthusiasmus, den Herweghs flammende Gedichte erregt hatten, natürlich eher gehoben als erstickt, und als er im Jahre 1842 eine Reise durch ganz Deutschland unternahm, um Mitarbeiter für eine von ihm geplante Zeitschrift anzuerwerben, fand er überall den Boden zu einem Empfang bereitet, wie er wohl kaum jemals einem Dichter zuteil geworden ist. Es war ein Triumphzug ohnegleichen, der ihn von Stadt zu Stadt auf den Gipfel der Volksgunst führte und ihm namentlich bei der Jugend stürmische Huldigungen einbrachte. Ihren Höhepunkt erreichte die Spannung, mit der Herwegh überall erwartet wurde, durch ein Ereignis, das sich während seines Aufenthalts in Berlin zutrug: durch den Empfang, den

ihm Friedrich Wilhelm IV. zuteil werden ließ. Wie diese Audienz zustande kam, ob sie auf den Wunsch des Königs, den vom Volke gefeierten Dichter persönlich kennenzulernen, zurückzuführen ist, ob Herwegh selbst den Drang empfand, dem König Aug' in Aug' gegenüberzustehen, ist bis heute nicht geklärt. Aber die Audienz selbst, die der mit Herwegh befreundete Leibarzt des Königs, Dr. Schönlein, vermittelt hatte, ist manches berichtet worden. Friedrich Wilhelm soll den Dichter mit den Worten »Ich liebe eine gesinnungstüchtige Opposition« begrüßt und mit dem Ausruf »Wir wollen ehrliche Feinde bleiben!« entlassen haben, und während der Aussprache soll der Fürst den Wunsch geäußert haben, Herwegh möge seinen Tag von Damaskus erleben, dann werde er Ungeheures wirken. Jedemfalls wurde diese Audienz nicht durchweg als eine dem Dichter erwiesene Ehrung aufgefaßt, sondern erschien, wie seinen Gegnern, so auch manchem seiner Freunde und Anhänger in einem für ihn nicht günstigen Lichte. Seine verglich ihn sarkastisch mit dem Marquis von Posa, den er »vor König Philipp mit seinen Aldermärkischen Granden« stehen sah, und in Königsberg wurde ein satirisches Flugblatt mit einer Abbildung verbreitet, die einerseits den Dichter zeigte, wie er hochgehobenen Hauptes dem Monarchen den Fehdehandschuh zuschleudert, und ihn anderseits darstellte, wie er mit ehrfurchtsvoller Verbeugung dem König seine Reverenz macht. Auch sollte sich die »ehrliche Feindschaft«, von der dieser gesprochen hatte, überraschend schnell in einer für die Zukunft Herweghs folgenreichen Weise bekunden. Raum in Königsberg eingetroffen, erfuhr Herwegh, daß die Regierung nicht nur der dortigen Studentenschaft den Befehl hatte erteilen lassen, sich von allen Huldigungsfeierlichkeiten fernzuhalten, sondern auch die von Herwegh geplante Zeitschrift mit einem Verbot bedroht hatte. Darauf antwortete der Dichter in einem von tiefer Enttäuschung und Erbitterung zeugenden Briefe an den König, und als dieses Schreiben (das Freiligrath später einen Schwabenstreich nannte) mit oder ohne Herweghs Wissen und Wollen in die Öffentlichkeit gelangte, wurde ihm mitgeteilt, daß er innerhalb kürzester Zeit das Land zu verlassen habe. In die Schweiz zurückgekehrt, mußte er die Erfahrung machen, daß ihm selbst dort, im Lande der Freiheit, das Asylrecht in Zürich

verweigert wurde, und so entschloß er sich, nach kurzem Aufenthalt in Basel seinen Wohnsitz nach Paris zu verlegen, wo er im Kreise der deutschen Emigranten entgegenkommende Aufnahme fand und besonders auch engen Verkehr mit Heine pflegte, der die »eiserne Lärche«, wie er Herwegh nannte, im Grunde doch hochschätzte.

Im Jahre 1844 fanden die »Gedichte eines Lebendigen« ihre Fortsetzung in einem zweiten Bande, der mit Ungeduld erwartet worden war und auch wieder lebhaften Anklang fand, wenn er auch nicht die gleiche feurige und einheitliche Zustimmung wie der erste Band erregte. Die in der Zwischenzeit entstandenen Gedichte tragen auch zum großen Teil einen andern Charakter als die im ersten Band gesammelten. An die Stelle der hinreißenden Begeisterung, von der diese durchdrungen waren, sehen wir häufig eine ähnde Ironie, eine scharfe Spottsucht treten, die sich besonders in zahlreichen Epigrammen Luft machte. Offenbar war inzwischen in dem Dichter eine Wandlung vor sich gegangen. Mit dem leidenschaftlichen Freiheitsdrang, der ihn in der ersten Zeit seines Schaffens erfüllt hatte, war doch noch die Erwartung verbunden gewesen, daß die angestrebten Ideale zur Erfüllung gelangen würden. Aber je mehr die Hoffnung schwand, daß der von Herwegh als höchste Instanz angerufene König von Preußen dem Verlangen des Volkes nach freieren Einrichtungen entsprechen werde, desto mehr verwandelte sich in ihm der Enthusiasmus in Erbitterung. Gleichwohl finden sich unter den neuentstandenen Gedichten manche, in denen jene Hoffnung ihr Haupt noch hochhält. In erster Reihe ist in dieser Hinsicht das prachtvolle Gedicht »An die deutsche Flotte« zu nennen, in dem sich immer noch ein starkes nationales Gefühl offenbart und das eine geradezu prophetische Bedeutung erlangt hat.

»Und in den Furchen, die Kolumb gezogen, geht Deutschlands Zukunft auf!« ruft Herwegh mit der vollen Begeisterung seiner Jugendjahre aus:

Es wird geschehn, sobald die Stunde
Ersehnter Einheit für uns schlägt,
Ein Fürst den deutschen Purpur trägt,
Und einem Herrschermunde
Ein Volk vom Po gehorcht bis zum Sund;
Wenn keine Krämerwage mehr, wie Pfunde,
Europas Schicksal wägt.

Viele von Herweghs Gedichten haben wohl für uns nur noch historische Bedeutung, aber es fehlt auch nicht an solchen, die das Ringen der Zeit widerspiegeln und doch zugleich dauernden Wert besitzen. Herwegh war nicht nur ein leidenschaftlicher Kämpfer, er war in der Tat auch ein Dichter von Gottes Gnaden. Und wenn er sich selbst das Zeugnis ausstellte: »Ich singe politische Lieder, weil ich nicht anders kann; ich schreibe nicht, wenn ich will, sondern wenn ich muß«, so konnte er mit gleichem Recht und im Sinne einer über alle Zeitgrenzen hinaus bedeutsamen Dichtung von sich sagen: »Ich singe wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet.«

Von unvergänglichem Wert ist z. B. »Der Gang um Mitternacht«, dessen erste Strophen lauten:

Ich schreite mit dem Geist der Mitternacht
Die weiten, stillen Straßen auf und nieder —
Wie hastig ward geweint hier und gelacht
Vor einer Stunde noch! ... Nun träumt man
wieder.

Die Lust ist, einer Blume gleich, verdorrt,
Die tollsten Becher hörten auf zu schäumen,
Es zog der Kummer mit der Sonne fort,
Die Welt ist müde — laßt sie, laßt sie träumen!

Wie all mein Haß und Groll in Echerben bricht,
Wenn ausgerungen eines Tages Wetter,
Der Mond ergießet sein versöhnend Licht,
Und wär's auch über welke Rosenblätter!
Leicht wie ein Ton, unhörbar wie ein Stern,
Fliegt meine Seele um in diesen Räumen;
Wie in sich selbst, versenkte sie sich gern
In aller Menschen tiefgeheimstes Träumen.

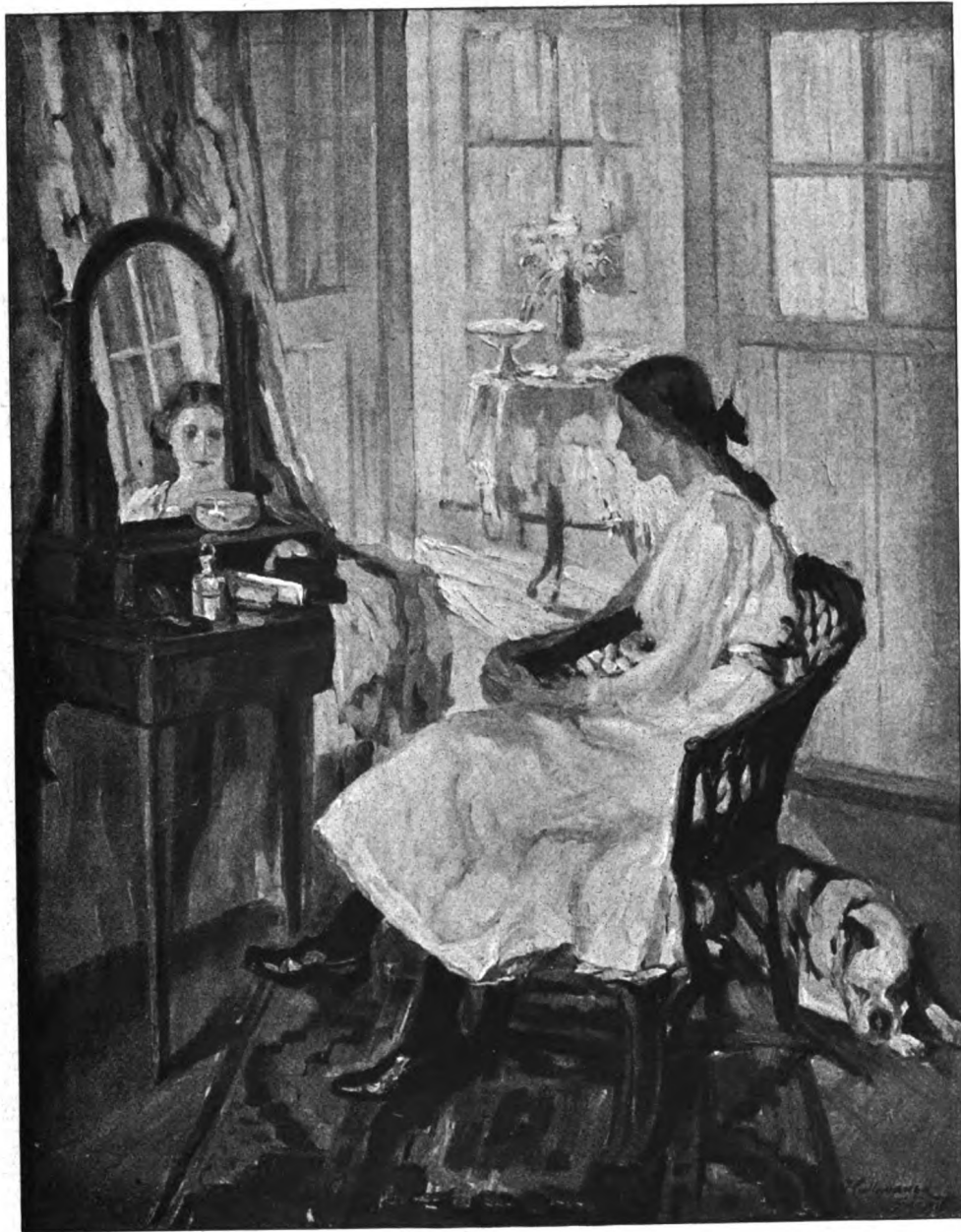
Unter den Gedichten, die — völlig unberührt von den Strömungen der Zeit — lediglich einer Empfindung, einer tiefen Stimmung Ausdruck geben, ist besonders das zu erwähnen, das mit den schönen Versen beginnt:

Ich möchte hingehen, wie das Abendrot
Und wie der Tag mit seinen letzten Gluten —
O leichter, sanfter, ungefühlter Tod! —
Mich in den Schoß des Ewigen verbluten

und mit den Worten endigt:

Wohl wirst du hingehn, hingehn ohne Spur,
Doch wird das Elend deine Kraft erst schwächen,
Sanft stirbt es einzig sich in der Natur,
Das arme Menschenherz muß stückweis brechen.

Gedichte von hervorragender Schönheit finden sich auch in dem Sonettenkranz »Dissonanzen«, die in der vollkommenen Reinheit



Emilie von Hallavanya:

Morgensonne

Aufn. von J. Bruckmann A.-G. in München

Aus der Kunstausstellung der Münchner Sezession vom Sommer 1916

der Form das Vorbild Platens erkennen lassen, für den Herwegh schon in jungen Jahren eine tiefe Verehrung empfand und den er besonders als Dichter der »Polenlieder« verherrlichte. Neben der Einwirkung Platens und Hölderlins ist in manchen seiner Gedichte auch der Einfluß Bérangers zu erkennen, dem er in einem Widmungsgebiht als Zeichen seiner Hochschätzung ein mit Rosen bekränztes Schwert reicht.

Vereinigt bilden die beiden Bände der »Gedichte eines Lebendigen« den Wesenskern von Herweghs dichterischem Lebenswerk. In der Periode, die dem Erscheinen des zweiten Bandes folgte, sehen wir den Dichter mehr und mehr zurücktreten, um dem Agitator, dem Propagandisten der Tat das Feld zu räumen. Den Abschluß dieser Periode bildete das Erlebnis, das, wie seinerzeit Herweghs Verbannung, einen entscheidenden Wendepunkt in seinem Leben und Wirken bedeuten sollte. Die letzten Jahre hatte Herwegh in Paris verlebt, und als nun die Bewegung des Jahres 1848 ausbrach, deren Herold der Dichter gewesen war, als das Drama der Februar-Revolution in Paris sich abspielte und die Kunde von den Märzstürmen in Deutschland über den Rhein gelangte, da ließ er sich bewegen, die politische Führung im Lager der deutschen Flüchtlinge zu übernehmen und sich an die Spitze eines von mehreren Tausenden gebildeten Greifcorps zu stellen, das dem Aufstand diesseits des Rheins mit Waffengewalt Hilfsdienste leisten sollte. Doch dem Politiker war nicht der Triumph beschieden, den der Dichter einst hatte feiern können. Aber Erwartungen schnell hatten jene Stürme ausgetobt, und als Herwegh an der Spitze seiner Greifchar in Baden einbrang, hatten die Ereignisse bereits eine Wendung genommen, die ihn selbst mit schweren Bedenken für die übernommene Aufgabe erfüllten. Bedenken, die auch aus einem Manifest ersichtlich sind, das er von Straßburg aus an das deutsche Volk richtete und worin er beteuerte, daß es ihm fern läge, seinen Volksgenossen seine republikanische Gesinnung aufzubringen. »Wir werden dann (hieß es in dieser den eigentlichen Zweck der Expedition bereits umgebenden Rundgebung) dem neuerstandenen Polen gegen Rußland zu Hilfe eilen oder für Schleswig-Holstein in den Kampf ziehen; als Freiheitsarmee des deutschen Volkes werden wir an der Weichsel oder an der Ostsee stets nur

für Deutschlands Größe, Freiheit und Sicherheit fechten.« Zunächst wollte er freilich das beabsichtigte Ziel im Auge behalten. Aber als er mit dem von ihm geführten Greifcorps in Baden einrückte, war das Los bereits entschieden, das dem Aufstand im Rheinland ein unrühmliches Ende bereitet hatte. Jeder, der Führer der revolutionären Bewegung in den badischen Landen, hatte nach einem verlorenen Gefecht der Übermacht der Regierungstruppen weichen müssen, und so blieb Herwegh nichts andres übrig, als ebenfalls das Feld zu räumen. Auf dem Wege nach der Schweizer Grenze, in der Nähe des Dorfes Niederdossenbach, wurde er jedoch mit seiner Gefolgschaft von württembergischen und bessischen Truppen aufgehalten und zum Widerstand gedrängt, der nun eine völlige Auflösung des Greifcorps zur Folge hatte.

Der unglückliche Ausgang des Unternehmens wurde noch durch eine Menge von Legenden verdunkelt, in denen Herweghs Rolle nicht als sehr helbenhaft erschien. Den eifrigsten Anwalt fand er später in seiner eignen Gattin, die, wie sie ihm als gleichgesinnte Freundin stets treu zur Seite gestanden, auch an der Expedition von Anfang bis zu Ende teilgenommen hatte und über deren Vorgeschichte und Verlauf einen ausführlichen Bericht in Form einer durchaus glaubwürdigen Denkschrift erstattete. In Emma Siegmund, der Tochter eines wohlhabenden Berliner Seidenwarenhändlers, mit der er sich schon während seines Aufenthalts in der preussischen Hauptstadt 1842 verlobte, hatte Herwegh eine Lebensgefährtin gefunden, die nicht nur seine Anschauungen teilte, sondern, wie er selbst sagt, »noch rabiater als er und ein Republikaner von der ersten Sorte« war. Intelligent, fein und vielseitig gebildet und im höchsten Grade freiheitlich gesinnt, hatte sie sich für den damals gefeierten Dichter leidenschaftlich begeistert und ihm ohne Zögern ihre Hand fürs Leben gereicht. Sinegebend wie ein zärtlich liebendes Weib, tatkräftig und wohl auch ehrgeizig wie ein Mann, hat sie dieses Gelöbnis treu gehalten und ihre höchste Aufgabe darin erblickt, auf ihren bis zur Vergötterung geliebten Gatten immer wieder anfeuernd und anspornend einzuwirken. Sie hat ihn um beinahe dreißig Jahre überlebt, war aber bis zu ihrem Ende unermülich bestrebt, sein Gedächtnis von allen Schladen zu befreien und seinem Wirken ein ehrenvolles Andenken

zu sichern. Doch konnte all ihr Eifer nicht verhindern, daß der Nimbus, von dem Herweghs Persönlichkeit umgeben gewesen war, durch den unglücklichen Ausgang jenes Abenteurers einen erschütternden Stoß erlitt. Auch blieb Herweghs Muse in den nächsten Jahren fast völlig stumm, und wenn sie in der Folge sich noch vernehmen ließ, so war doch das Feuer, das die »Gedichte eines Lebendigen« durchglüht hatte, mehr und mehr erloschen. Seine »Neuen Gedichte«, die erst im Jahre 1877, nach seinem Tode, erschienen, stammen größtenteils von einem teils müden, teils vergrämten und verbitterten Manne, der den Groll über den Zusammenbruch seiner Jugendideale nicht zu verwinden vermochte. In trüber Resignation ruft er selbst gelegentlich aus:

Wir tragen wieder still
Das Joch, das uns beschieden,
Und Deutschland ist zufrieden,
Es gehe, wie es will. — —
Triumph! Es siegt der Schlechte,
Und vor dem Rausch der Knechte
Schweigt die Begeisterung.

Die Sammlung besteht vorwiegend aus Gedichten satirischen Charakters, aus denen eine bittere Spottlust sich ergießt. Während Freiligrath sich zu heller Begeisterung für die nationalen Errungenschaften des Jahres 1870/71 zu bekehren vermochte, wandte sich Herwegh grollend ab, weit davon entfernt, in diesen Errungenschaften die Erfüllung seines einstigen Ideals, der Einigung Deutschlands, erblicken zu können. Immerhin enthält auch diese Sammlung noch manche Gedichte, die an seine beste Zeit erinnern; unter diesen nehmen die schwungvollen Verse, die er 1859 »Zur Schillerfeier in Zürich« seinem großen Landsmann widmete, den ersten Rang ein.

Die Zeit von 1849 bis zur Mitte der sechziger Jahre verlebte Herwegh vorwiegend in der Schweiz, besonders in Zürich, wo er mit hervorragenden Persönlichkeiten, wie Wagner und Liszt, Keller und Semper, Mommsen und Scherr, in lebendigem Verkehr und mit andern, wie Lassalle (der ihn auch 1863 zu dem »Arbeiter-Bundeslied«, der sog. Arbeiter-Marseillaise, zu bewegen wußte), in regem Briefwechsel stand. Die letzten Jahre seines

Lebens verbrachte er in Baden-Baden, wo er am 7. April 1875 starb. Seinem Wunsche gemäß wurde er in der Schweiz, zu Liesthal im Kanton Basel, beerdigt. Auf seinen Grabstein setzte man die Worte:

Hier ruht, wie er's gewollt,
In seiner Heimat freien Erde
Georg Herwegh
31. Mai 1817 — 7. April 1875.
Von den Mächtigen verfolgt,
Von den Knechten gehaßt,
Von den meisten verkannt,
Von den Seinen geliebt.

»Zu lichten Höhen aufgestiegen und im Nebel verschwunden,« hätte man hinzufügen können. Herweghs Leben und Wirken ist einem Schauspiel oder vielmehr einer Tragikomödie zu vergleichen, deren Held im ersten Akt in kühnem Flug zum Gipfel des Ruhmes sich erhebt, um dann mehr und mehr seine Schwungkraft erlahmen zu sehen und mit gebrochenen Flügeln in die Tiefe der Vergessenheit abzustürzen. Herwegh hatte seine Zeit, die ihren leidenschaftlichsten Vorkämpfer in ihm gefunden hatte, überlebt, aus dem »Lebendigen« war ein stiller Mann geworden, der grollend abseits stand und bis an sein Lebensende die einst in feurigen Farben prangende, aber nun verblaßte Fahne seines Ideals festhielt. So ist ihm auch der Nachruhm nicht in vollem Maße zuteil geworden, und auch sein Denkmal in der Literaturgeschichte ist nicht unbeschattet geblieben. Manche seiner Biographen wollen ihn bei aller Anerkennung seiner glänzenden Fähigkeiten doch im Grunde nur als einen pathetischen Deklamator gelten lassen. Niemand wird jedoch in Abrede stellen können, daß unter den »Gedichten eines Lebendigen« sich viele befinden, deren dichterischer Wert durch die Tendenz nicht beeinträchtigt wird, und die noch heute als Perlen ebler Dichtkunst gelten dürfen. Seinem Lebenswerk darf die Gegenwart und wird auch die Zukunft ihre Anerkennung nicht versagen. Wer auf seine Zeitgenossen eine derart herausragende und erhebende Wirkung auszuüben vermochte, wie Herwegh es getan, von dem kann wohl behauptet werden, daß er nicht umsonst gelebt habe.





Groa und Ingerlild

Roman von Ottomar Enking

IV (Schluß)



Es war um diese Zeit, daß Groa eines Tags bei ihrem Vater einen fremden Herrn traf.

Er befand sich schon im Ausbruch, der Stadtrat stellte ihn aber doch noch seiner hereintretenden Tochter vor: »Bitte, liebe Groa — Herr Doktor Godwief, den wir als unsern Mitbürger zu begrüßen die Ehre haben.«

Er reichte dem Gast die Hand und sagte: »Ich hoffe denn, mein hochgeehrter Herr Doktor, daß Sie jetzt einigermaßen über die hiesigen Verhältnisse unterrichtet sind.«

Doktor Godwief neigte dankend den Kopf. Jessen fuhr fort: »Und wenn ich Ihnen sonst mit irgendeiner Auskunft dienen kann, ich stehe immer zur Verfügung. Wir werden uns auch sehr freuen, wenn wir Sie in unsrer Harmonie sehen dürften. Sie finden mich dort jeden Nachmittag zwischen sechs und sieben. Es ist ganz zwanglos und gemächlich, und was nun eine Wohnung anbetrifft ...«

»Ich habe schon gewählt,« entgegnete Doktor Godwief. Seine Stimme hatte einen Klang, wie man ihn nur bei einem durchaus gebildeten Menschen vernimmt. Es brüht sich darin die feine Zurückhaltung aus, die doch auf dem Stolz des Charakters beruht. Gleich der ganzen Persönlichkeit hat auch die Sprache ihre sorgfältige Pflege erfahren. Groa war von dem Ton eigentümlich angenehm berührt und warf einen schnellen Blick auf den Besucher. Eine hohe hagere Gestalt. Ganz in Schwarz gehüllt. Er hatte auch schwarzes, an den Schläfen schon ergrauendes Haupthaar und einen dichten Bart, aus dem seine Lippen schmal und scharf geschnitten wie ein hellroter Strich hervorschimmerten. Sein Auge lag unter buschigen Brauen tief hinter den Brillengläsern. Die Haut an der Stirn und an den Wangen, so viel von diesen zu sehen war, hatte einen bräunlichen Glanz.

»So, so,« meinte der Stadtrat, »Sie haben schon etwas Passendes gefunden? Nun, das ist ja schön, Herr Doktor.« Dann kam die kleinstädtische Neugier in ihm auf, wo sich der Herr denn wohl eingemietet haben könne,

und er fühlte vor: »Nicht wahr? Wir sind hier nicht arm an netten Logis? So zum Beispiel im Süden, in der Gegend um den Raßberg herum, wo übrigens auch meine Tochter, die Frau Stadtbaumeister, ihr Haus hat.« — Der Fremde verneigte sich nach Groa hin. — »Da wohnt es sich ganz ausgezeichnet.«

»Ich habe mir nur in der Schörrhofstraße zwei Zimmer gemietet,« entgegnete Doktor Godwief.

»Beim Schörrhof?« fragte Jessen bestürzt. »Ja, das ist nun allerdings gerade unser allerältester und nicht sehr empfehlenswerter Stadtteil.«

»Ich fühle mich in engen Straßen wohl.«

Damit schnitt Doktor Godwief die weitere Erörterung über die Wohnungsfrage ab, ohne daß etwas Unverbindliches in seinem Tone lag.

»Ja, dann ... dann freilich ...« Der Stadtrat mußte immer das letzte Wort haben und wendete, damit alles in Frieden und Freundschaft auslief, mit Vorliebe jedes Gespräch ins Scherzhafte. »Nicht wahr? De gustibus non est ...«

»Gewiß. Haben Sie Dank, Herr Stadtrat, daß Sie mich so freundlich aufnahmen. Ich empfehle mich, gnädige Frau.«

Jessen ließ es sich nicht verdrießen, den Gast noch die Treppe hinunter zu begleiten, und Groa, die sich am Fenster niedergelassen hatte, sah Doktor Godwief dann in einem langen dunklen Mantel und geknickten Hauptes über den Markt gehen.

Der Stadtrat kam zurück: »Bißchen wunderlich, was? Auf dem Schörrhof! Das wäre doch die letzte Gegend, wo ich hausen möchte. Na ja, so diese Chemiker, die sind beinahe wie die Apotheker. Kleinen Sparren haben sie alle. Wenn's ihn glücklich macht, mich kann's nicht stören. Aber wie man ihm da einen Gegenbesuch abstatten soll, das weiß ich nicht, man kann sich doch dort nicht mit einem Zylinder blicken lassen. Das gibt ja ein Hallo unter der Bevölkerung. Ja, nämlich, unterbrach er sich, weil er seiner Tochter jetzt einige nähere Angaben über den neuen

Herrn Schulbig zu sein glaubte, »er hat hier die erste Stelle in der Chemischen Fabrik. Bedeutender Posten. So ein Mann kriegt beinahe ein Ministergehalt. Und denn Schörrhof! Ich danke! Das mag man ja gar nicht ins Mitgliederbuch von der Harmonie schreiben. Diesen Monat ist er angetreten, und es ist ja sehr nett von ihm, daß er sich gleich mit mir in Verbindung gesetzt hat. Er befragte mich über die Arbeiterverhältnisse und so. Und dann der alte Prozeß zwischen der Stadt und der Fabrik wegen der Abwässer, die uns den ganzen Strom verpesteten. Er will da auf Verbesserungen bringen. Weiter weiß ich bis jetzt nichts von ihm,« bemerkte er gleichsam entschuldigend, denn er fühlte sich eigentlich verpflichtet, seiner Tochter, bei der er ebenso viel Neugier annahm, wie er selber spürte, weit genaueren Bescheid über den Fremden zu geben, als ihm das zu seinem Leidwesen möglich war. »Na, man wird ja schon mehr hören,« setzte er tröstend hinzu. »Familie scheint er nicht zu haben. Wie gesagt: noch etwas im Düstern das Ganze, aber in der Harmonie müssen wir ihn natürlich haben, schon seiner Stellung wegen.«

Frau Jessen kam, und ihr folgte das Dienstmädchen mit einem Tische, worauf ein leeres Frühstück nach dem Herzen des Herrn Stadtrats stand. Und über der knusperigen Pastete zur buftigen Brühre, über dem feinen Fleischsalat, den zarten eingelegten Fischen, dem gerade richtig angewärmten Rotwein und dem wohlgefühlten Rognal vergaß der erste Vorsitzende der Harmonie etwas die Bedenken wegen der Liebhaberei, die das neue Mitglied für die unanfechtlichste Gasse in ganz Gündstbargen hatte.

Frau Oldekopp ertrug ihre Unkenntnis über die Verhältnisse anderer Leute immer mit äußerster Geduld, gleichwohl hatte Doktor Godwiel so viel Eindruck auf sie gemacht, daß sie sich ihn von ihrem Vater zum Tischherren ausbat, als er das erstemal bei Jessens eingeladen war.

Er genoß von den Speisen sehr wenig, und Groa kam sich mit ihrem gesunden Hunger neben ihm recht ungeistig vor. In der Art, wie er öfters das Mundtuch mit seiner fast überflankten Hand, deren Ränder stark behaart war, zusammenknüllte, zeigte sich viel Nervosität, aber es schien, daß auch alles, was er an Unrast in sich hatte, in dieser Be-

wegung ausfloß, denn im übrigen war er durchaus ruhig.

Er hatte Groa, als er ihr den Arm reichte, um sie zur Tafel zu führen, prüfend angesehen, und sie verhielt sich möglichst schweigend. So wenig sie sich selber mit Alltagsdingen abgeben mochte, so wenig hatte offenbar Doktor Godwiel Lust dazu. Das Gespräch zwischen ihnen kam daher zunächst nicht recht in Gang, und da war Groa nun doch zu sehr Weib, als daß ihr das auf die Dauer gefallen konnte. Sie wagte ein Wort, auf die Gefahr hin, etwas herzlich Unbedeutendes zu bemerken: »Wir Gündstbargener sind Ihnen sicherlich zu steif. Sie kommen jedenfalls aus einer großen Stadt und sind wohl auch kein Norddeutscher. Da lebt es sich nicht leicht bei uns ein.«

»Ich habe immer gefunden,« entgegnete er, »daß die Schwierigkeit des Einlebens nirgend vorhanden ist, wenn man den Wunsch und das Bedürfnis hat, einen Kreis zu finden. Ob Kleinstadt oder Großstadt, das spielt dabei gar keine Rolle. Jeder von uns lebt sozusagen in einer kleinen Stadt, wenn er auch mitten unter Hunderttausenden sitzt. Ob's der Arbeiter, der Gelehrte, der Geschäftsmann, ob's der König ist: sie alle haben ihre verhältnismäßig engen Grenzen. Und jeder von uns zieht sich selbst eine Linie, die freilich von andern Kreisen geschnitten wird. Die Großstadt ist, was den Einzelnen betrifft, nur eine Einbildung.«

»Aber sie bietet doch immer die Möglichkeit, daß wir uns erweitern und unsre Grenzen nach außen zurückdrängen.«

Er lächelte. »Ja, die Möglichkeit ist vorhanden. Aber wer benutzt sie denn? Das sind seltene Ausnahmen, und die haben, behaupte ich, auch in der Kleinstadt Gelegenheit genug, sich weiterzubilden. Es sind in solcher kleinen Stadt immer Menschen vorhanden, mit denen man verkehren kann, auch bei besonderen Ansprüchen; mehr braucht man nicht, mehr sucht man auch in der Großstadt nicht, wenn man nicht zu den ganz Versessenen gehört, und man begegnet wirklichen Menschen in der kleinen Stadt sogar häufiger, man kann sich leichter mit ihnen austauschen, man stellt sich herzlicher zueinander. Glauben Sie mir, gnädige Frau, der Großstädter, der so hochmütig auf seine breiten Straßen und das sogenannte mächtige Leben darin ist, hat schließlich von all dem, was er sich aneignen

könnte, bitter wenig. Es ist die altbekannte Geschichte, daß er nur dann in die Museen geht, wenn er sie seinem Besuch aus der Provinz zeigen will. Ich bin jedenfalls zufrieden, mich hier in der Enge bewegen zu dürfen.»

»Aber man erlebt in der großen Stadt doch mehr. Man fühlt mehr den Fortschritt, der überall gemacht wird. Ich denke mir, das muß den Menschen froh und glücklich machen!«

»Weshalb? Ist denn Fortschritt an und für sich ein Glück?«

»Gewiß! Stillstand darf es doch nicht geben!« rief Groa.

»Das erkenne ich nicht an. An irgendeinem Punkt alles Fortschreiten auszuhalten, das träume ich mir wunderschön.«

»Daß Sie als Mann des praktischen Lebens sich mit solchen Träumen abgeben, begreife ich nicht, Herr Doktor.«

»Vielleicht gerade, weil ich meine ganze Kraft für die Wirklichkeit brauche. Da tut es wohl, auch einmal zu träumen, und diese Art von Träumen schadet einem ja auch nicht. Andre dagegen sind nicht so harmlos, daß man sich ungestraft in sie versenken dürfte. Das erfährt jeder.«

»Die Gabe, so zu träumen, ist mir nicht verliehen,« bemerkte Groa. »Mir gilt immer nur das Greifbare.«

»So bleiben Sie vor manchem Irrtum bewahrt, denn es kommt leider vor, daß man Traum und Wachen miteinander verwechselt. Das ist dann schlimm und führt zu einem bösen Aufschreden.«

Nun störte einer der Gäste sie in ihrem Gespräch, indem er ans Glas klopfte und die Dessertsche Familie hochleben ließ.

Als man nach reichlichen Genüssen aufgestanden war und sich in den Saal begeben hatte, wo Ingerlilb dann zur Verschönerung des Abends Lieder sang und eigne Gedichte vorlas, da wußte es Groa so einzurichten, daß Jürgen mit Doktor Godwiel zusammenkam. Auf dem Heimweg fragte sie ihren Mann: »Hat er dir gefallen?«

»Ach,« entgegnete Jürgen ärgerlich, »ich schwärme nicht für diese Sorte Menschen. Sie tun immer so bedeutend und wissen alles besser. Aus jedem Einzelfall, den man erwähnt, destillieren sie sofort das Typische heraus. Diese ewige Analyse und Synthese! Darüber kommt so ein Chemiker nicht hinaus. Soll er meinetwegen bei seinem Anilin tun,

oder was er sonst fabriziert. Nach einem guten Abendessen ist mir solche Unterhaltung zu anstrengend.«

Obgleich Jürgen nun nach der ersten Begegnung für den chemischen Tistler, so brühte er sich aus, wenig übrig hatte, konnte er doch, als sie sich hin und wieder trafen, nicht umhin, Doktor Godwiel auch zum Besuch in seinem Hause einzuladen, zumal da Groa dem neuen Mitbürger immer sehr freundlich die Hand reichte.

Godwiel hatte es nicht eilig, bei Stadtbauemeisters zu erscheinen, aber als er erst einmal dort gewesen und von Groa mit der Wärme aufgenommen worden war, an deren Aufrichtigkeit kein Zweifel möglich ist, da kam er bisweilen wieder.

Jürgen war ihm gegenüber stets befangen; die Worte wurden in solchen Stunden zu meist nur zwischen Groa und Doktor Godwiel gewechselt. Groa empfand deutlich, daß er und ihr Mann einander nicht viel zu sagen hatten, obgleich sie Gegensätze bedeuteten.

Jürgen fällt immer nach Kleinigkeiten, die er an den Menschen beobachtet hatte, sein Urteil und blieb hartnäckig dabei, selbst wenn ihm bewiesen wurde, daß er im Unrecht war und das Kleine nach seiner Gewohnheit weit aus zu groß und wichtig genommen hatte. Er war auch mit Doktor Godwiel schnell fertig. In seinen Augen war das ein Mann, der sich als den Geistreichen aufspielte und mit Absonderlichkeiten ein gefallsüchtiges Wesen trieb.

Groa zuckte die Achseln bei dieser herben, fast mit Festigkeit geäußerten Meinung.

»Ich sehe nichts Gemachtes an ihm,« sagte sie. »Daß er nicht mit allen andern Leuten übereinstimmt, kann man ihm doch nicht vorwerfen. Das tust du ja auch nicht.«

»Aber ich rede nicht immer von meinen Anschauungen.«

»Ja, wovon soll man sonst sprechen, besonders wenn einen keine gemeinsame Erlebnisse miteinander verbinden? Und er geht tatsächlich nicht darauf aus, andern Leuten seine Ansichten aufzudrängen. Ich halte ihn für recht einfach, so wenig ich noch von ihm weiß.«

»Einerlei. Mir ist er unbehaglich. Aber ich will dir natürlich nicht die Freude an der Unterhaltung mit ihm rauben.«

»Das könntest du auch nicht, lieber Jürgen.

Nach deinem Vorurteil kann ich mich nicht richten, und wir haben es ja auch schon erfahren, daß du in deinen Sympathien und Antipathien plötzlich umspringst. Vielleicht tretet ihr euch doch noch ein bißchen näher.»

»Die Hoffnung kann ich dir nicht machen. Du mußt diesen neuen Freund schon allein genießen.«

»Freund? — Mit Freundschaft hat mein Interesse für Doktor Godwiel noch lange nichts zu tun.«

»Es ist merkwürdig, was du in der letzten Zeit für einen zurechtweisenden Ton gegen mich anschlägst.«

»Das liegt nicht in meiner Absicht, Jürgen. Ich will mich immer nur klar ausdrücken.«

»Für mich klingt das nach Schärfe.«

»Das tut mir leid, und ich will mich bemühen, daß sie verschwindet.«

Jürgen hörte keineswegs falsch.

Seit der Stunde, wo Groa gegen ihre Natur und gegen ihre Neigung darüber nachdenken mußte, ob das, was Jürgen früher einmal für Ungerlild empfunden hatte, ihn noch während seiner Ehe in einer Weise beunruhigte, die er selbst als Unrecht erkannte — seit dieser Stunde beherrschte sie sich zunächst nicht völlig selbst.

Der Verdacht war ein Ding, das nicht in ihre Seele hineinpaßte und worunter sie wie unter einer Krankheit litt; weil sie aber alles Kranke in sich wie eine Schuld ansah, arbeitete sie daran, wieder zur vollen Gesundheit durchzubringen.

Das glückte ihr auch. Es mochte sein, daß Jürgen etwas mit sich abzumachen gehabt hatte, was er eigentlich nicht in seine Ehe mit hinübernehmen durfte. Aber er war ja damit zu Ende gekommen, das hatte er bewiesen: His Bild war von seinem Tische verschwunden. Das hieß doch nichts andres, als daß er es auch nicht mehr neben Groas Bild im Herzen trug. Sollte Groa kleinlich sein? Sollte sie ihrem Manne in etwas nachspüren, was er schon hinter sich gelassen hatte? Wem nützte sie auf die Art? Gewiß verlangte sie, daß seine Liebe ihr allein gehörte; wenn daran jedoch in der Vergangenheit etwas fehlte, so mußte sie jetzt, um ihrem Manne nicht unrecht zu tun und sich nicht mit überflüssigen Sorgen zu quälen, das Vertrauen haben, Jürgen habe alles so in Ordnung gebracht, wie es seiner und ihrer würdig war. Abgetan war abgetan.

So befreite sie sich von dem Mißtrauen, das ihr fast ebenso schlimm vorkam, als wenn sie selbst Mißtrauen verdient hätte. Ihre Stimme verlor den von Jürgen gerügten scharfen Beifall, und sie war, gerade weil sie meinte, nicht freundlich genug gegen Jürgen gewesen zu sein, nun desto nachgiebiger und anschniegamer, soweit das in ihrem Wesen lag.

Die Wolke über dem Hause des Stadtbaumeisters verschwand, und die Gatten waren dank Groas trefflicher Arbeit an sich selber herzlich einig miteinander; Rosemarie aber, das lieb und frisch erblühende Mädchen, gewährte ihnen die gemeinsame Freude, die uneigennütziger, reiner und vollkommener ist als sonst irgendeine Lust auf Erden.

Je ehrlicher sich indessen Groa sagen durfte, daß sie zugunsten Jürgens etwas Häßliches überwunden hatte, und je näher sie sich bei ihrem Manne fühlte, desto mehr hielt sie es auch für ihr Recht, sich in aller Ruhe mit Doktor Godwiel zu beschäftigen, der sie durch manche Züge fesselte und ihr eine von einem gewissen Freundschaftsbedürfnis zeugende Aufmerksamkeit widmete.

Man war in Gündstbargen allmählich still darüber geworden, daß ein Mann in so angesehener Stellung nur zwei kleine dunkle Stuben in einem nichts weniger als vornehmen Viertel bewohnte. Der Harmoniebiener in seinem blauen Leibrock hatte sich zwar zuerst geschämt, die Lesemappe und die Einladungsrundschreiben in die Schörrhofstraße tragen zu müssen, aber nach und nach fanden sich alle in das Unabänderliche hinein, besonders da diese Vorliebe für enge Gemächer die einzige Wunderlichkeit blieb, die Doktor Godwiel nachzusagen war. Im übrigen war er ein ganz vernünftiger Mensch; allerdings hatte er über Obrigkeit, Kirche und andre geheiligte Einrichtungen Ansichten, die man nicht anders als kühn bezeichnen konnte. Er nahm an der Geselligkeit maßvoll Anteil und wurde von den Männern, die in seinem Beruf mit ihm zu tun hatten, hochgeschätzt. So mochte er sich denn auf dem Schörrhof verkriechen; wem schadete er damit?

Es war noch nicht voll aufgeklärt, ob er Junggeselle sei oder eine Frau habe.

Nun, derlei Rätsel sind dazu geschaffen, daß sie gelöst werden, und man brachte bald heraus, daß Doktor Godwiel weder Hagestolz noch verheiratet, sondern geschieden war.

Nur die Frau Stadtbaumeister erfuhr allerdings etwas Genaueres über seine Lebensgeschichte, und zwar weil er sie selbst darin einweihete.

»Meine Frau war in ihrer Mädchenzeit ein so liebliches Geschöpf,« erzählte er Groa. »Schon auf der Schule verlobte ich mich mit ihr, und sobald ich mein erstes Gehalt in der Tasche hatte, gingen wir hin und verheirateten uns und waren im siebenten Himmel. Die Herrlichkeit dauerte ein paar Jahre, da kam der Bruch. Meine Frau fing an zu lügen. Sie konnte schließlich überhaupt gar nicht die Wahrheit sagen, einerlei, ob die Flunkerei Zweck hatte oder nicht. Und dabei verfolgte sie mich mit einer Eifersucht, die so weit ging, daß sie in mein Arbeitszimmer eindrang, um mich mit meiner Sekretärin zu ertappen. Ich ließ mir alles gefallen, lange Jahre hindurch, um unsrer beiden Kinder willen. Aber gerade wegen meiner Töchter mußte ich mich dann von meiner Frau trennen. Lüge steckt an. Als ich das erstemal merkte, daß mir die ältere auf Anstiften der Mutter die Unwahrheit sagte, da war es mit meiner Geduld zu Ende. Ich nahm die Kinder, die damals schon bald konfirmiert werden sollten, und ließ meine Frau allein wohnen. Was ich gekämpft habe, um die Kinder auch innerlich bei mir zu behalten, läßt sich nicht beschreiben. Es ist mir mißglückt. Meine Frau hatte die teuflische Gabe, sie immer wieder auf ihre Seite zu ziehen. Die Kinder liefen mir weg; ich holte sie zurück. Sie verschwanden aufs neue; ein endloses Aufpassen, ein vergebliches Abmühen. Je mehr meine Töchter heranwuchsen, desto mehr verfielen sie meiner Frau. Da habe ich denn nicht geruht, bis das Band zwischen mir und den andern ganz zerschnitten wurde. Fünfzehn Jahre hab' ich auf die Art verloren. Von der Liebe zu meiner Frau ist nichts übriggeblieben, aber meine Töchter entbehre ich schwer. Sie tun mir leid, aber ich sehe nicht die Möglichkeit, sie zu retten. Wenn man Austritte durchgemacht hat, wie ich in meiner Ehe, wenn man von der eignen Frau öffentlich verleumdet worden ist, bekommt man zuletzt ein Schamgefühl, und es wird einem zur Wonne, sich zu verbergen. Deshalb bin ich hierher nach Gündstbargen gekommen und habe mir den düstersten Winkel als Wohnung ausgesucht. Es ist furchtbar, wie scheu einen ein feißendes Weib machen kann.«

»Und Sie sind sich keiner Schuld bewußt, daß Ihre Frau so geworden ist?« fragte Groa.

Er schüttelte den Kopf: »Nein, bloß eines Irrtums. Ich träumte bei ihr von Werten, die sie nie gehabt hat. Das muß man dann eben büßen.«

»Wäre es nicht aber doch denkbar, daß Ihre Töchter noch zu Ihnen kämen, gerade wo Sie jetzt in einer andern Stadt sind als Ihre Frau?«

»Böse Kräfte sind den guten immer überlegen. Ich bin lahm und müde geworden in meinem Werben um das Gemüt meiner Kinder.«

Diese Müdigkeit in Marus Godwiel war etwas, was Groa schmerzte, und sie tat alles, um ihn zur Hoffnung aufzurütteln. Sie kam immer wieder auf die beiden Mädchen zu sprechen und merkte, daß sie ihm einen Gefallen damit tat. Die tiefe Sehnsucht nach seinen Kindern glomm aus allen seinen Worten hervor, wenn er auch immer davon redete, daß er endgültig auf sie verzichtet habe. Groa zweifelte nicht daran, daß er es nur ungeschickt versucht hatte, die Mädchen für sich zu gewinnen, sie war auch als Frau ein wenig auf der Seite derer, in der Godwiel einst sein Ideal gesehen hatte und die er dann verwarf, vielleicht weil sie geistig nicht mit ihm gewachsen war.

Vielleicht hatte er es nicht verstanden, ihr zur rechten Zeit eine so starke Liebe zu zeigen, daß ihr Gemüt ganz bei ihm blieb und sie nicht erst von ihm weg in die Lüge hineinglitt. Irgendeine Schuld außer seinem Irrtum mußte Godwiel schon auf sich geladen haben. Nur: so groß war ja am Ende die Schuld nicht, daß er der Liebe seiner Kinder unwürdig gewesen wäre.

Je öfter Groa mit Marus Godwiel zusammentraf, desto mehr sann sie darüber nach, wie sie ihm helfen könnte, und da er ihr allmählich lieb wurde, begann nun auch ihm gegenüber ihre Mütterlichkeit zu wirken. Aber dieser Trieb war hier nicht mit jener bis ins Lehrhafte gehenden Strenge vermischt, die sie bisweilen gegen Türgen anwandte, sondern sie behielt immer etwas Mildes, und das kam daher, daß sie in Marus Godwiel die völlig männliche Erscheinung sah, vor der sie ganz Frau zu bleiben vermochte, während Türgen sie mit seinem großen Teil weiblichen Wesens oft nötigte, sich etwas Männliches anzueignen,

was ihr keineswegs angeboren war, dessen sie aber bedurfte, um das Weiche in Jürgens Seele bei sich selber durch Starkes zu ergängen. Sonst wäre es im Hause gar zu leicht und sänftlich hergegangen!

Ihr Empfinden in allem, was Godwiel betraf, war und blieb rein weiblich, und darum kamen neben dem Hilfetrieb auch andre frauenhafte Eigenschaften bei ihr zum Vorschein; sie, die sonst nichts von Neugier wußte, erfuhr ganz gern etwas über Einzelheiten, wie Godwiel den Tag hinbrachte, wie er bedient wurde, und da setzte denn alsbald das Mitleid bei ihr ein: so, wie er es sich jetzt eingerichtet hatte — bloß mit einer alten Aufwärterin —, durfte es nicht bleiben. Er kam nicht zu seinem Recht. Er mußte jemand um sich haben, der wirklich für ihn sorgte und ihm das häusliche Behagen schuf.

Er wehrte es zwar anfangs ab, wenn sie ihm auseinanderlegte, daß er töricht handle; in seinem freiwilligen Begräbnis auf dem Schörrhof zu bleiben, nach und nach aber erschienen ihm unter ihrem Einfluß seine dunklen Stuben nicht mehr als der einzig passende Aufenthalt.

War es ihm nun auch nicht gleich möglich, die Düsternis zu verlassen und einen ordentlichen Haushalt zu führen, so wurde er Groa doch dankbar, sein Vertrauen zu ihr nahm immer mehr zu, und er faßte zu dieser Frau eine Neigung, die bald ins Warm-Freundschaftliche hinüberspielte.

Sie freute sich und entfaltete eine immer regere Sorglichkeit um sein Wohlergehen. Zu verbergen hatte sie ja nichts, deshalb sprach sie oft und herzlich von Doktor Godwiel zu ihrem Manne, und in diesem stand etwas Lauerndes auf: sollte nun auch sie, die Unantastbare, in sich Geschlossene, es an ihrem eignen Herzen kennenlernen, daß man nie stolz sein und nie behaupten darf, man könne allezeit für sich einstehen und habe sich immer voll in der Gewalt? Er litt sie auch ein kleines Abbröckeln in ihrer Natur? Dann stand er freilich, so dünkte ihn, gewissermaßen gerechtfertigt da, jedenfalls war sie dann nicht mehr die über alles Erbsche erhabene Frau, zu der er nur immer mit Demut und Zerknirschung aufschauen mußte.

Nun, Jürge Olskopp harrte und — so wenig Ehre ihm das macht, muß man es doch so bezeichnen — hoffte vergebens.

Groa war — mochte das nun eine Tugend

oder ein Mangel sein — so völlig zur Ehe geschaffen, daß ihr der Gedanke an die Annäherung eines andern Mannes einfach gar nicht kam, und Doktor Godwiel blieb von einer Zurückhaltung, die ihm erst recht ihr Vertrauen erwarb. Sie hatte die Gewißheit, daß er die Frauen achtete, anders, als Jürge es tat, der zwar ein Schwärmer für die Frau war, aber in all seiner Verehrung doch die Eigsucht barg, sich das Weib dadurch gefügig zu machen, daß er vor ihm kniete.

Auch in Jürgens Wissen von der Frau, in seiner Kenntnis aller ihrer Regungen lag viel Weibliches; für Godwiel war das Weib das andre, fremde Geschlecht, und Groa merkte, daß sie in ihm erst den wirklichen Mann kennenlernte, während sie fürs Leben mit einer Halbnatur oder vielmehr einem Doppelgeschöpf verbunden war.

Godwiel sprach nie von der Frau als vom Gegenstand des Mannesverlangens; das deuchte Groa sehr leusch. Ihr Vergleich zwischen ihrem neuen Freunde und Jürge fiel in der Hinsicht nicht zum Besten ihres Mannes aus, denn diesem ging das Leidenschaftliche, der Genuß sinnlicher Schönheit fast über alles, und sein Künstlertum, das ihm auch außerhalb Gündstbargens schon viel Anerkennung eintrug, hatte darin ja durchaus recht.

Groa trug einen Sieg davon: Doktor Godwiel trock aus seiner Behausung an der Schörrhofstraße heraus und mietete sich eine menschenwürdige Wohnung im Süden der Stadt, wohin er nach seiner ganzen Stellung gehörte. Da er bei seiner Scheidung allen Hausrat seiner Frau und den Töchtern überlassen hatte, war es nötig, daß er sich neu einrichtete, und seine Freundin half ihm bei der Auswahl.

Das gab Gerede in der Stadt. Man lobte Doktor Godwiel ja, weil er dahinterkam, daß es sich nicht für ihn schickte, Fenster mit der Aussicht auf den Schörrhof zu haben, der als Armenkate und vorläufiger Aufenthaltsort für Landstreicher benutzt wurde, aber über die Frau Stadtbaumeister mußte man sich wundern! Die zog den lieben langen Tag mit diesem Menschen in den Läden herum und war auch schon in der neuen Wohnung gewesen.

Der Stadtrat fragte seinen Schwiegersohn mit einiger Besorgnis: »Sag' mal, lieber Junge, kümmert sich deine Frau nicht ein

hüßchen viel um unsern neuen Herrn Mitbürger?«

Jürgen war ritterlich genug, Groa in Schutz zu nehmen: »Meine Frau weiß immer ganz genau, wie weit sie gehen darf. Was die Menschen sagen, kann ihr mit Recht gleichgültig sein.«

Diese Worte entsprangen seiner ehrlichen Überzeugung. Groa handelte zu offen für Doktor Godwiel, als daß ihr Herz dabei noch irgendwie heimliche Gefühle hegen konnte. Eine ganz kleine Enttäuschung war das ja für Jürgen; er hätte seiner Frau wohl auch einmal Kämpfe gegönnt. Aber dann gab er Groa recht: es war doch prachtvoll, wie sie stets das tat, was sie tun wollte. Ihr reines Gewissen schenkte ihr jede Freiheit.

Aber war sein eignes Gewissen jetzt minder rein als das ihre? Daß er nicht wußte! Nun also, dann konnte er sich's selber nach Groas Beispiel ja auch erlauben, in voller Freiheit zu handeln.

Gewiß! Nur wie und wo?

Das wußte er erst noch nicht recht; als er aber eines schönen Tags beim Herumframen in seinen Schubladen auf Schön-Ingerlilbs schöne weggestecktes Bild stieß, faßte er plötzlich einen mannhaften Entschluß.

Weshwegen hatte er das Bild vom Schreibtisch genommen?

Aus schuldiger Rücksicht auf seine Frau. Ja, aber was war er denn jetzt für Ingerlilb?

Doch wahrhaftig nichts mehr, als was Doktor Godwiel für Groa bedeutete.

Wozu sollte er sich also noch länger des hübschen Anblicks berauben, den His Bild ihm darbot?

Kühn damit wieder auf den alten Platz! Und der Stadtbaumeister stellte Ingerlilbs Schönheit von neuem neben Groas Schlichtheit. Allerdings war er hinterher doch etwas ängstlich gespannt, was Groa wohl über diese seine Tat denken werde.

Das bekam er aber nicht zu wissen. Es war auch nicht von Belang.

Groa sah die abermalige Veränderung auf seinem Schreibtisch, stutete einen Augenblick und fand es dann ganz vernünftig, von Jürgen, daß er Ingerlilb nicht mehr im Versteck hielt.

Als Jürgen seiner Frau nicht die leiseste Verstimmung anmerkte, atmete er auf und beschloß: das Bild blieb nun ein für allemal da.

Ja, so ein Feld war Jürgen Olbetsopp!

Außer Groa, der Freundin, die er kannte, hatte Marus Godwiel in Gündstbargen noch eine, ihm bis dahin ziemlich unbekannte Freundin. Das war Groas Schwester.

Ingerlilb Jessen war nun in die Jahre gekommen, wo der Beiname »die Schöne« nicht mehr schlechtthin für sie paßte, sondern, wenn sie ihn je noch hörte, mehr wehmütige Erinnerungen in ihr auslöste, als daß sie sich über die ihr damit zuge dachte Huldigung freute.

Ihre Gestalt war noch ebenso schlank und biegsam wie ehedem; ihr Paar prangte in seinem Goldblond, und ihr Antlitz hatte das feine Oval bewahrt. Aber sie konnte es beim Bild in den Spiegel nicht leugnen: kleine Schärpen machten sich in ihren Zügen geltend; um den Mund, an den Augen hatten sich Lebensrunen eingegraben.

Kein Wunder! So viel wie sie gearbeitet und gelitten hatte. Solch einsames Mädchenbisein führte zum Vertrocknen! Als Gattin aber wäre sie jetzt, wo sie dreiunddreißig Lenze zählte, noch wieder emporgeblüht.

Einsam und enttäuscht, ja, das war sie. Von ihren Versen sprach kein Mensch; mit der Gündstbarger Sappho war es vorbei. Also stand sie mit ihrem vollen Gemüt wieder einmal vor dem Nichts!

Es war entsetzlich, warum gerade sie, die zu allem Glück bereit war, so zum Leiden gezwungen wurde! Und keinen Menschen zu haben, mit dem sie sich austauschen durfte. Jürgen konnte ihr nichts sein; der hing doch an der Schürze seiner Frau; er wollte ja auch immer nur das Spielerische, und Ingerlilb war so ernst zu Sinne!

Wäre es ihr doch vergönnt gewesen, diese ganze Welt zu fliehen und dabei die Traulichkeit zu genießen, die ihr jetzt als das Höchste vorschwebte, die Gattin eines einfachen, sie innig liebenden Mannes zu sein! Wo gab es aber eine Möglichkeit, zu so vollkommenem Glück zu gelangen?

Ingerlilb Jessen erfuhr es wohl.

Sie ging eines Nachmittags über den neuen Friedhof, denn sie war in der letzten Zeit immer gern dort und schaute in die Familiengruft hinab, wo einst auch ihr Sarg stehen würde. Durch die kleine Pforte, die an der hinteren Mauer eingelassen war, verließ sie die stille Stätte und schritt am Bahndamm entlang über die Heide. Da traf sie auf ein alleinliegendes Bahnwärterhaus.

Der Wärter, ein junger Mann, bestellte seinen kleinen Garten. Das machte einen idyllischen Eindruck.

Schön-Ingerlilb erkundigte sich bei ihm nach der Stunde und fragte ihn allerhand über die Züge, die hier vorbeirasteten, und der Mann, froh, einmal eine Ansprache zu haben, berichtete ihr von seinem Leben, und daß er vor kurzem seine liebe junge Frau verloren habe.

Ali schied mit einem Händedruck von ihm und setzte ihren Weg in tiefem Nachdenken fort.

Eine Woche später erschien im Gündstbargener Tageblatt eine Novelle von ihr — denn völlig ließ sich das Dichten nun doch nicht unterdrücken —, die hieß »Das Weib des Bahnwärters«, und darin hauchte Ingerlilb ihre Wünsche aus: eine reiche, vornehme Dame vermählte sich, des Getriebes um sie herum überdrüssig, mit solchem braven Unterbeamten und führte in der Einsamkeit eine unsagbar schöne Ehe mit ihm. Sie verschmähte es nicht, selbst mit der roten Fahne dazustehen, wenn ihre stolzen Eltern und andre Verwandte, die sich von ihr losgesagt hatten, im Luxuszug an ihr vorbeirasteten, und eine Schar prächtiger Kinder tummelte sich in dem Garten, worin die Sonnenrosen im Abendrot die schweren Häupter wiegten.

Ja, das war Alis Traum, sich in der Heide ein Heim zu gründen.

Noch ein paarmal war sie draußen bei dem schlichten Manne, und sie ruhte sich auf der Bank neben seinem Hause aus; sie hatte eine Handarbeit mit und kam sich schon ganz fraulich vor.

Aber das Unglück wollte, daß der Stadtrat, von einer Reise zurückkehrend, sie vom Wagen aus erblickte, wie sie bei der Wärterbude saß und häfelte. Er traute seinen Augen nicht. War das Ali gewesen, die er da gesehen hatte? Ja, in der Tat. Ingerlilb gestand, als sie nach Hause kam, freimütig ihre Besuche bei dem Bahnwärter ein. Da brach ein Donnerwetter auf sie hernieder. Ihr Vater verbot ihr diesen nicht standesgemäßen Verkehr auf das entschiedenste. Wenn sie heiraten wollte, möchte sie ihm gefälligt einen andern Schwiegersohn aussuchen.

So griff väterliche Brutalität rauh in die Romantik ein, die sich Ingerlilb hatte schaffen wollen, und sie war abermals verlassen.

Sie haßte das ganze Leben und das Leben in Gündstbargen insbesondere; sie wollte fort und wußte nicht, wohin. Und all diese Unruhe war nichts andres als das angstvolle Suchen und die brennende Sehnsucht der Weibesseele nach dem Manne.

Wo aber ihn finden? Und wenn sie ihn auch fand, wie ihn zu sich ziehen? Sich ihm gar an den Hals werfen? Ach, des Weibes Schicksal war beklagenswert! Um die zarten weißen Handgelenke schlangen sich tief ins Fleisch einschneidende Stride.

Überhaupt in Gündstbargen war wirklich niemand, dessen Frau zu werden Ingerlilb wünschen konnte. Diese Gündstbargener, so simpel, so materiell, so schrecklich eingeboren. Allerdings: es waren ja auch einige Fremde hierher eingewandert, ganz erträgliche Männer, der eine oder der andre verdiente sogar die Bezeichnung »nicht uninteressant«.

Zum Beispiel Doktor Godwiel.

Ingerlilb wußte über Marus Godwiels Schicksal bis ins einzelne Bescheid. Die Ingerlilbs wissen ja dergleichen immer. Es war ihr nicht verborgen, wie Godwiels geschiedene Frau mit ihrem Mädchennamen hieß und woher sie stammte. An ihrer Familie war nicht viel dran, aber sie war mal sehr hübsch gewesen. Die Töchter hießen Gabriele und Gertrud. Doktor Godwiel war früher ein Spieler gewesen, hatte dieser Untugend aber jetzt längst entsagt. Ihm war eine chemische Erfindung geglückt, die sehr geschätzt wurde; Geld mußte er reichlich besitzen und gab auch seiner Frau weit mehr, als er nötig gehabt hätte. Das und noch viel mehr Wissen schöpfte Ingerlilb aus allen möglichen Quellen. Daß Groa sich etwas zu sehr mit ihm abgab, hatte sie beobachtet, hielt es aber nicht für gefährlich. Diese Groa war viel zu nüchtern, philiströs und fischblütig, um sich in ein Abenteuer zu stürzen. Groa hatte ja nicht einmal die Poesie empfunden, die darin lag, daß sich so ein vom Leben zermürbter Mann in dem Schörrhofwinkel verbarg. Sie hatte ihm so lange zugehört, bis er eine große Wohnung nahm und also in die Gewöhnlichkeit versank, und nun stidte sie ihm gewiß ein Sofakissen zu Weihnachten.

Er aber hatte sicherlich für ganz andre Lebensgenüsse Sinn; das sah man an seinem Blicke, an diesem Ausblicken, das einem allerhand verriet. Nun, es konnte ihm werden!

Schön-Ingerlild fing an, Doktor Godwiel zu bevorzugen, wo sie ihn traf. Der Stadtrat merkte wieder sofort, wie der Wind wehte, und ohne daß er mit seiner Tochter über ihre Wünsche sprach, leistete er ihr hilfreiche Hand. Marus Godwiel wurde oft und dringend zu Jessens eingeladen, der Stadtrat bewirkte die Wahl des neuen Mitgliedes zum Beisitzer im Harmonievorstand, die seit langem spielende und unerquickliche Geschichte mit den Abwässern aus jener chemischen Fabrik wurde durch Jessens Vermittlung vom Räte ganz im Sinne Godwiefs erledigt, und Jessen nannte binnen kurzem den erst vor wenig Zeit hier Zugezogenen seinen lieben alten Freund.

Ingerlilds Gehirn arbeitete schlau.

Sie wußte in ihrem Benehmen wohl ein bißchen Lockendes und Verheißendes zu behalten, kehrte aber im ganzen auch in ihrer Kleidung das solide, zur Hausfrau geborene Mädchen heraus. Ein Tröpflein Pridelndes in das große Glas voll Ehrbarkeitslimonade. Oh, diese Mischung hatte schon manchem so gemundet, daß er immer davon trinken wollte. Unverkennbar wurde Godwiel durch Ingerlilds Freundlichkeit beeinflusst. Er wohnte unfern dem Stadtbaumeister, scheute jedoch neuerdings häufig nicht den weiteren Weg in die Innenstadt, um ein paar Stunden bei Jessens zu verbringen.

Es war für Frau Groa ein Schmerz, wenn sie ihn erwartete und dann bei einem Blick aus dem Fenster sehen mußte, wie er an ihrem Garten vorüberging ... in der Richtung nach dem Markte zu; sie wußte, in welches Haus.

Sollte sie sich in Marus Godwiel getäuscht haben? Sie stellte ihn sehr hoch, er hatte für sie nichts von dem, was ihr sonst an den Männern minderwertig erschien. Ihrem Empfinden nach tat er besser, mit allem Liebesleben abzuschließen, wo er einmal darin betrogen worden war. Es war doch schließlich nicht das Wichtigste auf Erden! Sie sah eine Aufgabe für ihn, die seiner viel würdiger war, als nach neuem Liebesglück zu verlangen: er sollte den Sieg über die Frau, die ihm nichts hatte werden können, sondern ihm nur viel Schweres antat, dadurch erringen, daß er sich die Herzen seiner Kinder eroberte.

Sie sagte sich, daß sie ein Meisterstück vollbringen würde, wenn sie ihn so weit brachte, dies Ziel mit einem Streben zu verfolgen, das

alles andre als unerheblich betrachtete. Dann hatte sie mit dazu beigetragen, daß es wenigstens einen Menschen auf Erden gab, der seine Gemütskraft für eine Liebe verwandte, an deren Lauterkeit sonst nichts heranreichte.

Daß Ili ihre Nege nach ihm auswarf, war begreiflich, daß aber er so blind sein konnte, sich von ihr fangen zu lassen und also zum zweitenmal genau den Irrtum zu begehen, unter dem er viele Jahre gelitten hatte, das war doch unmöglich! Jedenfalls fühlte sich Groa als Godwiefs Freundin und Vertraute dazu verpflichtet, ihn vor diesem neuen Elend zu bewahren.

Ihrer Schwester zürnte sie. Gab es nicht gleichgültige Männer genug, mit denen Ili liebäugeln und von denen sie auch noch einen heiraten konnte? Wenn Marus Godwiel sie nahm, so würde sie schon dafür sorgen, daß er nicht mehr an seine Kinder dachte, bis er denn zuletzt auch aus seinem zweiten Traum erwachte. Dann aber war es sicherlich zu spät für ihn, die Aufgabe zu erfüllen, die er nach Groas Überzeugung erfüllen mußte.

Marus Godwiel und Ingerlild! Das Unglück!

Natürlich wies Frau Groa es weit von sich weg, als ihr Gewissen leise bei ihr anpochte: ob der Zorn gegen Ingerlild wohl auch so ein bißchen mit auf eine Eifersucht zurückzuführen sei. Dies Gefühl wäre ja der Beweis dafür gewesen, daß ein klein wenig zuviel Freundschaftliches in ihr für Godwiel sprach, und wer konnte das wohl von ihr behaupten! O nein, sie dachte, wie sie ihrem Gewissen vielleicht mit zu großem Eifer versicherte, gänzlich uneigennützig nur an Godwiel und vornehmlich auch an die armen Kinder, die bei einer untüchtigen und wer weiß mit was für häßlichen Eigenschaften ausgestatteten Mutter bleiben mußten, weil der Vater zu pflichtvergessen war, um sie zu erlösen und sich zugleich auf die Art den herrlichsten Besitz zu erringen.

Groa wollte also Doktor Godwiel vor etwas Schlimmem bewahren, und das war ja auch gut und menschenfreundlich; ihr Versehen war nur, daß sie im Streben für ihren Freund in eine arge Anschwesterlichkeit hineingeriet.

Ob Godwiel sich in der Tat so von Ingerlild würde einnehmen lassen, daß er gerade nach Art sonst gescheiter Männer den früher begangenen Fehler wiederholte, wußte Frau

Olbepp ja freilich nicht, aber eine Gefahr lag nach ihrer festen Überzeugung im Verzuge, und deshalb brauchte sie alle ihre Überredungskraft und hatte Erfolg: er lud seine Töchter ein, ihn zu besuchen.

Die Mädchen kamen auch; Gabriele, die ältere, hoch gewachsen, mit ihres Vaters Zügen und auch mit Bewegungen, die an ihn erinnerten — Gertrud, die jüngere, klein und rundlich, dem Vater unähnlich, mit einem Munde, der auf Naschsucht deutete, und mit jenem Gebaren, das von der Lust an Spötereien und auch vom Sinn für Heimlichkeiten zeugt.

Groa zog die Mädchen in ihr Haus. Gabriele schloß sich ihr an, Gertrud fühlte sich von ihr bedrückt. Aber ihre Absicht sprach Groa selbstverständlich kein Wort. Sie erzählte nur den Töchtern stets Gutes von ihrem Vater, ließ auch wohl etwas von der Einsamkeit seines Lebens einfließen. Auf Gertrud machte das, wie sie bald bemerkte, keinen Eindruck. Die redete immer davon, daß es in ihrer Heimat viel schöner sei; sie könne es in Gündstbargen nicht aushalten. Gabriele aber wurde nachdenklich, und es war ein schöner Augenblick für Groa, als diese junge Mädchen eines Tags, zwar zögernd, aber aus reiflicher Erwägung heraus, zu ihr sagte: »Ich möchte bei meinem Vater bleiben, wenn das anginge, ich meine, wenn er mich haben wollte.«

»Mein Kind, Sie würden ihm die allerherzlichste Freude bereiten!« rief Groa.

Ein wenig scheu, so wie man spricht, wenn man den andern bitten will, ob man ihm nicht Vertrauen schenken darf, fuhr Gabriele fort: »Ich habe meinen Vater hier erst kennengelernt. Wir sahen ihn immer mit Mutters Augen. Und Mutter hat immer so über ihn geklagt. Sie kann so bitter werden. Sie haßt ihn überhaupt. Wir haben schreckliche Jahre hinter uns, ich besonders. Mutter hat mir gedroht, daß sie nichts mehr von mir wissen will, wenn ich noch an meinem Vater hänge. Darum habe ich nie gewagt, ihm zu zeigen, was ich denke. Und solange die Eltern in ein und denselben Stadt waren, hab' ich ihn auch anders beurteilt als jetzt, wo ich von Mutter frei bin. Wollen Sie ihm sagen, daß ich ihn liebe? Ja? Und daß ich gern alles für ihn tun will, was er von mir wünscht und was ich ihm sein kann?«

So hatte Groa viel erreicht; während Ger-

trud zu ihrer Mutter zurückkehrte, richtete sich Gabriele in Godwiefs Wohnung ein und war mit ihren achtzehn Jahren so verständig und sorglich, überdies auch so froh, der Mutter entronnen zu sein, daß sie ihrem Vater wirklich fast eine Frau ersetzte.

Godwief küßte Groa die Hand: »Dank! Der Mensch soll nur zu seinem Glücke gezwungen werden, dann schätzt er es.«

Seitdem er eine erwachsene Tochter bei sich hatte, kam er nur noch selten zu Tessen, und der Stadtrat und seine Jüngste mußten es sich zu ihrem Leide eingestehen, daß ihnen dieser Freier entglitten war. Sie sahen einen gehörigen Grimm gegen die, von der sie wußten, daß sie diese Verbindung zwischen dem Doktor und seinem Kinde zustande gebracht hatte, obgleich sie ja noch nicht ahnen konnten, aus welchem innersten Beweggrunde Groa den Schritt unternahm.

»Ich muß doch mal mit Groa eine kleine Unterhaltung über diesen Fall haben,« meinte der Stadtrat zu seiner Frau und suchte das Haus seines Schwiegersohnes auf. Er traf seine Tochter allein und fing an: »Es ist ja sehr löblich und christlich, wenn man Frieden stiftet, aber man soll das nicht voreilig tun. Sieh mal, die Godwiefschen Familienvhältnisse liegen an sich ja sehr traurig, und ich achte und ehre es, wenn du ihm helfen willst, nur die alte Wahrheit: Den eenen sin Axl is den annern sin Nachtigall, gilt auch hier. Du wirst es zwar wohl nicht ohne weiteres verstehen, warum ich die Ausöhnung des einen Fräuleins Godwief mit ihrem Vater von einem gewissen Standpunkt aus bedaure.«

»Doch! Du meinst, um Axl willen.«

»Allerdings. Es überrascht mich, daß du gleich im Bilde bist.«

»Das war ich immer.«

»Du hast bemerkt, daß der Doktor in letzter Zeit vielleicht nicht ohne bestimmte Absichten zu uns kam?«

»An Absichten bei ihm habe ich noch nicht fest geglaubt, wohl aber an Absichten auf der — andern Seite.«

»Nun? Und?«

»Und da war ich als Godwiefs Freundin der Meinung, es sei meine Pflicht, rechtzeitig eingzugreifen, um ihm etwas zu ersparen.«

»Wie das? Zu ersparen?«

»Lieber Vater, sei mir nicht böse, aber ich konnte mir nicht vorstellen, daß Ingerlild die rechte Frau für ihn sein würde.«

»Und deshalb sorgtest du dafür, daß seine Töchter herkamen?«

»Ja.«

»Und wolltest von vornherein durch die Verbindung Godwiefs mit seinen Töchtern eine — sonstige Verbindung überflüssig machen?«

»Das leugne ich nicht.«

Der Stadtrat sprang auf: »Das ist ja ganz unerhört! Wie kannst du dich unterstellen, in dieser Weise vorzugehen? Was kümmert dich Doktor Godwief? Hast du nicht für deinen Mann genug zu sorgen? Warum mischest du dich in fremde Angelegenheiten?«

»Mit dem einfachen Recht, daß man seinen Mitmenschen nützen soll, wie man nur kann.«

»Nützen? Kannst du dafür einstehen? Kannst du behaupten, daß du ihn nicht durch die Intrige — nun ja, was andres ist es nicht als Intrige, ich sag' es noch mal —, daß du ihn da geschädigt hast? Und wenn es sich noch um irgenbeine andre handelte, für die er Interesse zeigte, aber hier stand doch das Glück deiner Schwester auf dem Spiel, und dagegen hast du angearbeitet. Wie du das mit deinem Gewissen vereinigen willst, weiß ich nicht. Wir sind ja von dir keine Zärtlichkeiten gewohnt, aber einen solchen Grad von Gefühllosigkeit gegen uns hätte ich trotz allem nicht bei dir vermutet. Schließlich gehörst du doch zu unsrer Familie!«

»Ich gebe zu, daß man mich mißverstehen kann.«

»Nein. Die Geschichte ist klar! Du hast in unverantwortlicher Art deine leibliche Schwester um eine Hoffnung gebracht, die vielleicht ihre letzte gewesen ist. Geradegu veründigt hast du dich an Ili!«

»Geh auch nicht zu weit, Vater. Du kennst Ili so gut wie ich, du weißt, wie flatterhaft sie ist.«

»Das gibt sich mit den Jahren.«

»Du weißt, wie wenig Neigung sie früher zur Ehe gehabt hat.«

»Die kommt mit der Zeit.«

»Vor allem aber: sag' mir auf Ehre und Gewissen, könntest du es einem vom Leben schon recht mitgenommenen Manne aufrichtig raten, daß er Ingerlild heiratet?«

»Da hört denn doch die Weltgeschichte auf! Ich als Vater soll zu jemand sagen: Hören Sie mal — meine Tochter, die müssen Sie aber nicht nehmen. Das ist nichts für Sie.

Für die sind Sie zu gut —?« Der Stadtrat schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirn. »Herrgott nochmal! Muteest du mir wirklich zu, daß ich das ernst nehmen soll?«

»Gewiß. Ich sah meine Aufgabe darin, Doktor Godwief mit seinen Kindern zusammenzuführen. Das war das Richtige und Natürliche für ihn. Halb ist mir mein Plan nur geglückt, aber wenn mir überhaupt etwas davon glücken konnte, so ist mir das ein Beweis, daß Herr Doktor Godwief noch keine tiefere Neigung für Ili gefaßt hatte.«

»Da war aber doch schon was im Werden. Verlaß dich drauf.«

»Seine Tochter wird ihn nicht hindern, sich noch weiter um Ili zu bewerben, wenn er sie tatsächlich liebgewonnen hat.«

»Nein. Jetzt wird das nichts mehr mit den beiden. Er hat sich ganz von uns zurückgezogen, und Ingerlild gibt die Partie auf.«

»Damit zeigt sie nur, wie wenig echtes Gefühl sie für Godwief hegeht hat.«

»Kind,« entgegnete der Stadtrat, und seine Miene wurde sehr traurig, »du sitzt hier im warmen Nest. Ingerlild bei uns auch, gewiß. Daß sie sich aber doch nach etwas anderm sehnt, kannst du ihr das verdenken? Weißt du nicht, daß bisweilen aus Unerktem was Echtes werden kann? Hättest du nicht mit deiner vermeintlichen Hilfe für Godwief warten müssen, bis du dir über Ilis Gefühle ein wirkliches Urteil erlauben durdest? Du willst so klug sein, und dir fällt nicht mal ein, daß ein Mädchen in Ilis Jahren nur noch sehr wenig Zeit hat. Da geht ein Jahr hin, als wären es vier. Du hast in deiner sogenannten, für eine verheiratete Frau höchst überflüssigen Freundschaft zu einem fremden Menschen nichts weiter getan, als deine Schwesterpflicht schöne unter die Füße getreten. Laß es dir wohl bekommen! Mich siehst du hier nicht wieder.«

In starker Erregung begab sich der Stadtrat heim. Dieser Mann, der sonst allem, auch dem Schlimmsten, eine heitere Seite abgewann, der es bis zu einer Kunst bei sich ausgebildet hatte, gute Miene zum bösen Spiel zu machen — er war furchtbar niedergeschlagen.

Liebe Zeit, viel Liebe war er ja von Groa nie gewohnt gewesen. Damit hatte er sich auch immer abgefunden. Jedes Kind mußte seine Liebe eben nach dem eignen Charakter äußern, das eine mit Zärtlichkeiten, das andre

höchstens mit einem freundlichen Wort. Er hatte doch wenigstens immer an Groas Liebe geglaubt. Daß seine Älteste aber so allem verwandtschaftlichen Bewußtsein ins Gesicht schlagen könne, wie es ihm Groa — noch dazu mit einem Gesicht, als habe sie Wunder was Rühmendes vollbracht — heute eingestand, das hatte der Stadtrat nicht für denkbar gehalten.

Nun also! Dann hatte er ja seine Tochter Groa verloren, oder, besser gesagt, er hatte gelernt, daß Frau Stadtsbaumeister Olbekopp nie seine Tochter gewesen war, und beläß dann nur eine Tochter: seine Ili, seine liebe, arme Ili, die nirgend Ruhe fand und deren gute und liebevolle Seele er, der Vater, doch so genau kannte.

Wachte denn Groa mit ihrer öden Theorie von Freundschaft und vom Richtigen und Natürlichen bleiben, wo sie wollte. Für steinerne Herzen hatte er nichts übrig!

Dahin schloß er Ingerlilb an die Brust, und das war das erste Mal, daß sie Tränen in den so wohlgepflegten, zu dieser Stunde aber recht zerzausten Bart ihres Vaters hinabrinneu sah.

Zu verschweigen war da nichts. Der Stadtrat hatte keine Ursache, Groa zu schonen. Ingerlilb erfuhr, was ihre Schwester wider sie angezettelt hatte.

Daß verzerrte ihr erst das Antlitz. Sie brauchte, um Groas Handlungsweise richtig zu bezeichnen, Ausdrücke, vor denen sich die Mutter die Ohren zuhielt, während der Vater ein über das andre Mal rief: »Ganz recht hast du, ich weiß nicht — wer das tut, der ist ... für den kann man gar keine Worte finden, die scharf genug sind!«

Dann rettete sich Ingerlilb vor der Gefahr des Erstickens zu einer Verachtung dieser Person, die sie bisher ihre Schwester genannt hatte.

Erst ganz allmählich trat wieder etwas Stille im Dessenschen Hause ein.

Des Stadtrats strenger Befehl lautete, daß jede Verbindung mit den jungen Olbekopps aufhören solle. Selbst seine Frau durfte sich dort nicht mehr sehen lassen, ja sogar Rosemarie sollte nicht mehr zu den Großeltern eingeladen werden. Es war durch Groas Handlungsweise zwischen den beiden Häusern alles aus und zu Ende. —

Und wie stand es an der Raßbergallee?

»Mir, dem Beidhändigen, mußt du schon verzeihen, Groa, ich kann dir nicht allein recht geben,« sagte Jürgen. »Als dein Vater mir die Sache erzählte, hab' ich das meinige getan, um dich zu verteidigen, aber hier unter uns lähmt mich dein eignes Bekenntnis darin. Ich will dich ja gern zu begreifen suchen, wenn ich auch nicht weiß, was du so viel an Godwiel findest, daß du deine Schwester für zu schlecht hältst, seine Frau zu werden.«

»Was ich an ihm finde? Weiß man so etwas? Kannst du mir erklären, wie in einem die Sympathie für jemand anders entsteht?«

»Doch wohl dadurch, daß wir das Gefühl oder die Gewißheit haben, mit jemand anders zusammenzugehören. Aber du und Godwiel — zusammengehören? Daran glaub' ich nicht. Ich meine viel eher, du gehörst überhaupt mit keinem Menschen ganz zusammen. Nicht einmal mit mir.«

»Das ist nicht meine Schuld.«

»Schuld! Wollen wir das Wort nun nicht mal beiseitelassen, Groa? Wenn wir uns selbst immer für schuldlos erklären, laden wir andern Leuten die Verantwortung für alles auf, was uns im Leben unangenehm ist. Das mag leicht sein, aber es ist auch herzlich selbstgerecht.«

»Und warum soll man das nicht sein, wenn man seine Pflicht gegen sich und andre tut?«

»Ja, wer das nur immer genau entscheiden könnte, ob er seine Pflicht tut oder ob er dagegenhandelt.«

»Ich habe darüber nie einen Zweifel in mir gespürt.«

»Nein, das hast du nicht. Es wäre aber vielleicht gut gewesen, wenn du bisweilen an dir gezweifelt hättest. Du wärst dann nicht so starr geworden. Ja, bei all deiner sonstigen Güte, Groa: starr. Du kennst es nicht, jemand freundlich zu dir heranzuwinken. Das macht es mir schwer, so ganz zu dir zu kommen, wie ich es mir wünschte.«

»Allerdings. Es liegt mir nicht, zu winken. Aber ich bin immer für dich da.«

»Wer sich so allein hinstellt wie du, von dem wird man den Eindruck nicht los, daß er auch allein bleiben will.«

»Du mußt fühlen, daß ich nicht unnahbar bin. Tußt du das nicht, so habe ich kein Mittel, mich dir verständlich zu machen.«

»Wirklich nicht? Du gibst dir freilich wenig Mühe, so ein Mittel zu suchen.«

»Ich verlange und kann verlangen, daß du an mich glaubst.«

»Das tu' ich, Groa. Es ist merkwürdig, was man für gebogene Wege gehen muß, um ein so einfaches Geschöpf wie dich zu begreifen. Ich will's ja mit Freuden, Groa, ich bin dir ja dankbar, weil du mir Rätsel aufgibst; dadurch bist du mir neu, alle Tage, aber du kannst es nicht von deinen Eltern und vor allen Dingen nicht von Ingerlilb erwarten, daß sie gerecht werden. Diesem Godwief deine Familie zu opfern, das grenzt an Gemütslosigkeit!«

»Euch scheint es gemütslos, wenn jemand aufrichtig ist. Ich will eben durchaus wahr sein.«

»Sei nicht zu stolz, gute Groa. Ich habe es schon häufiger von Frauen gehört, daß sie sagten: Ich bin eine Fanatikerin der Wahrheit. Und je mehr solche Frau damit prahlte, desto tiefer steckte sie schließlich in Heimlichkeiten. Gewiß! Du verheimlicht nichts, und insofern darfst du dich wahr nennen. Aber vor Irrtümern bist du deshalb noch lange nicht geschützt. Was hat dir Ingerlilb getan?«

»Ich hasse das Männeranloden. Ein Mädchen, das einen Mann durch Koketterie gewinnen will, wird ihn nie lieben. Meine Schwester hat immer zu denen gehört, die bei jedem freundlichen Blick ihre Berechnung haben. Hat sie's denn mit dir anders gemacht?«

»Wann?«

»Jedenfalls, bevor wir uns nahestanden. Und meinst du, ich wäre nachher blind gewesen?«

»Und was hast du gesehen?«

»Daß Ingerlilb sehr danach strebte, dir, um mich milde auszudrücken: notwendig zu sein.«

»Und wenn sie's mir nun war, Groa? Wenn mir Ingerlilb Gutes getan hätte, so daß ich ihr Dank schuldig bin?«

»Dann hab' ich dich also nicht ganz ausfüllen können?«

»Das können wir von einem einzigen Menschen gar nicht erwarten, wenn er auch noch so hoch steht und wir ihn noch so lieben.«

»Es fragt sich nur, ob wir es von mehreren Menschen erwarten können.«

»Nein, das glaub' ich jetzt nicht mehr.«

»Und ob wir das Recht haben, es von

andern zu erwarten, wenn uns der Mensch, dem wir am nächsten stehen, es nicht bieten kann.«

»Ja, wer immer so Herr über seinen Verstand ist, daß er alles, was ihn hin und her zieht, damit unterdrückt, der gerät nicht in die Wildnis. Aber es gibt auch noch Kräfte, gegen die unser Verstand nicht ankommt. Du verlierst dich nie, Groa. Du bleibst immer klar und deiner gewiß. Das ist schön, aber schilt nicht auf uns andre, die wir nicht so mit der Erde verwurzelt sind, daß uns kein Sturm herausreißen kann.«

»Euch? Dich und ...?«

»Ja, Ali gehört auch dazu. Aber sie hat in einer recht gefährlichen Stunde doch noch fester gestanden als ich.«

»Was war das für eine Stunde, wenn ich fragen darf?«

»Weil du deine Schwester falsch beurteilst, und weil ich endlich den Druck von der Seele loswerden will, sag' ich es dir: ich habe eine Zeit gehabt, wo es mich sehr zu Ingerlilb hingog.«

»Ja, bevor wir uns genauer kannten.«

»Da war es noch lange nicht so schlimm wie später mal.«

»Während unsrer Ehe?«

»Ja.«

»Und da?«

»Ich war in einem Zustand — es hat keinen Zweck, ihn dir zu beschreiben. Da sind ja Dinge in meiner Seele, für die du auch nicht das geringste Gefühl hast. Es tobte alles in mir, es hat in mir geschrien nach einer Erfüllung, von der du nichts ahnst. Bei Ingerlilb glaubte ich erlöst zu werden. Ich habe mich vor sie hingestürzt, ich hab' — nun — es war alles so, wie es immer ist, wenn ein Mann die Besinnung verliert und ein Weib auch so weit bringen will. Und ich hab' es deiner Schwester allein zu verdanken, daß alles nicht so gekommen ist, wie ich wollte. Deiner Schwester allein! Du mußt zugeben, das sieht nicht nach Anloden aus, wenigstens hat in ihr damals irgend was Besseres die Oberhand behalten.«

»Und das war?«

»Als du mit Rosemarie an der See warst. Den Tag, ehe ich euch nachreiste.«

»Und du hast dann mit mir gesprochen, als wäre nichts vorgefallen?«

»Man legt sich das zurecht. Es war ja auch nichts vorgefallen.«

»Also nur das Grobe zählt für dich. In Gedanken kann der Mensch tun, was er will.«

»Wenn jemand mit seinem Gewissen zu schaffen hat, so bin ich es. Daß ich trotzdem nicht immer danach handle, ist traurig genug und kostet mir viel Selbstverachtung. Aber ich kann nicht anders. Es ist manches in mir, was auch sein Recht hat, so sehr es mit meinem Gewissen in Zwietracht liegt. Abri-gens: zuletzt bekommt ja diese Stimme alle-mal ihren Willen. Zum Beispiel jetzt. Ich will dir deine Schwester im rechten Lichte zeigen, damit du einsehst, daß Ili nicht so schlecht ist, wie du denkst, und ich kann das nicht anders, als indem ich dir beichte. Das wird mich ja freilich nicht in deiner Achtung heben, aber es befreit mich von der Heimlichkeit, die ich bis jetzt vor dir hatte. Die hat mich viel mehr gequält als die Sehnsucht, für die ich bei deiner Schwester auf Erfüllung hoffte. Was kann der Mensch schließlich für seinen Hunger, wenn er nicht satt zu essen kriegt? Du spürst ihn in unsrer Ehe ja auch — nur in andrer Weise.«

»Mag sein. Aber ich bezwinge ihn.«

»Darin ist nun der eine so, der andre so.«

»Außerordentlich bequem.«

»Ach nein, Groa. Bequemer als ich und meinesgleichen haben es die Menschen meines Schlages. Du stellst Steine auf, rund um dich herum und sagst: So, das sind einfach die Grenzen, darüber wird nicht hinausgegangen. Jedesmal, wenn dein Blick auf diese Steine fällt, erinnerst du dich brav daran, daß dort dein Reich zu Ende ist und daß du kein fremdes betreten darfst. Aber ich, der ich keinen solchen Abschluß anerkenne —

»Warum nicht?«

»Weil mir das Leben damit zu eng ist, und weil ich weiß, ich stolpre ja doch mal drüber weg; was hat er also erst für Zweck? Unsichtbare Grenzen einzubalten ist bedeutend schwerer, und unsereins büßt es genug, wenn er einmal auf verbotenes Gebiet hinüber-schweift, aber es ist für solche Natur wie meine geradezu nötig, die Grenzen nicht immer zu beachten.«

»Ich kann niemand dies Recht auf dop-pelte Fesseln gestatten. Jürgen, weder mir noch auch meinem Manne. Aber etwas andres brächte ich am Ende fertig.«

»Das wäre?«

»Bist du davon überzeugt, daß meine

Schwester dir heute noch das schenken könnte, was du damals vergeblich bei ihr gesucht hast? Sei ehrlich.«

»In Ingerlild liegt viel Unausgeschöpftes.«

»Was dich glücklich machen würde?«

»Ich glaube wohl.«

Groa trat dicht vor ihn hin: »Jürgen, meine Grenzsteine kann ich nicht umreißen, ich kann dir nur freistellen, durch sie hindurch-zugehen, aber hinter dir setz' ich sie dann so nahe zusammen, daß eine ganze Mauer dar-aus wird. Du kommst nicht wieder zu mir herein. Also freue dich der Freiheit.«

»Wer denkt daran, Groa!« rief Jürgen be-stürzt.

Groa verließ das Zimmer. —

Die Frau kam sich wie gestorben vor. Doch nicht! Sie hatte ihr Kind, also lebte sie. Im übrigen aber: sie hatte keinen Men-schen mehr.

Durfte sie sich beklagen? Lag's nicht wirk-lich in ihrem Wesen, daß niemand recht zu ihr kam? Und dennoch fühlte sie ihr Herz voller Liebe, nur wollte sie nie ins Gewöhn-liche hinabsteigen, und die andern, ach, die fühlten sich da sehr wohl, denen fiel es gar nicht ein, sich zu ihr heraufzubemühen.

Ihre Familie ... Groa konnte sie entbeh-ren, denn sie war nie mit den Ihrigen ver-wachsen.

Jürgen ... der Verdacht, dessen sie sich schämte, als er Ingerlilds Bild beiseitegelegt hatte, war also berechtigt gewesen.

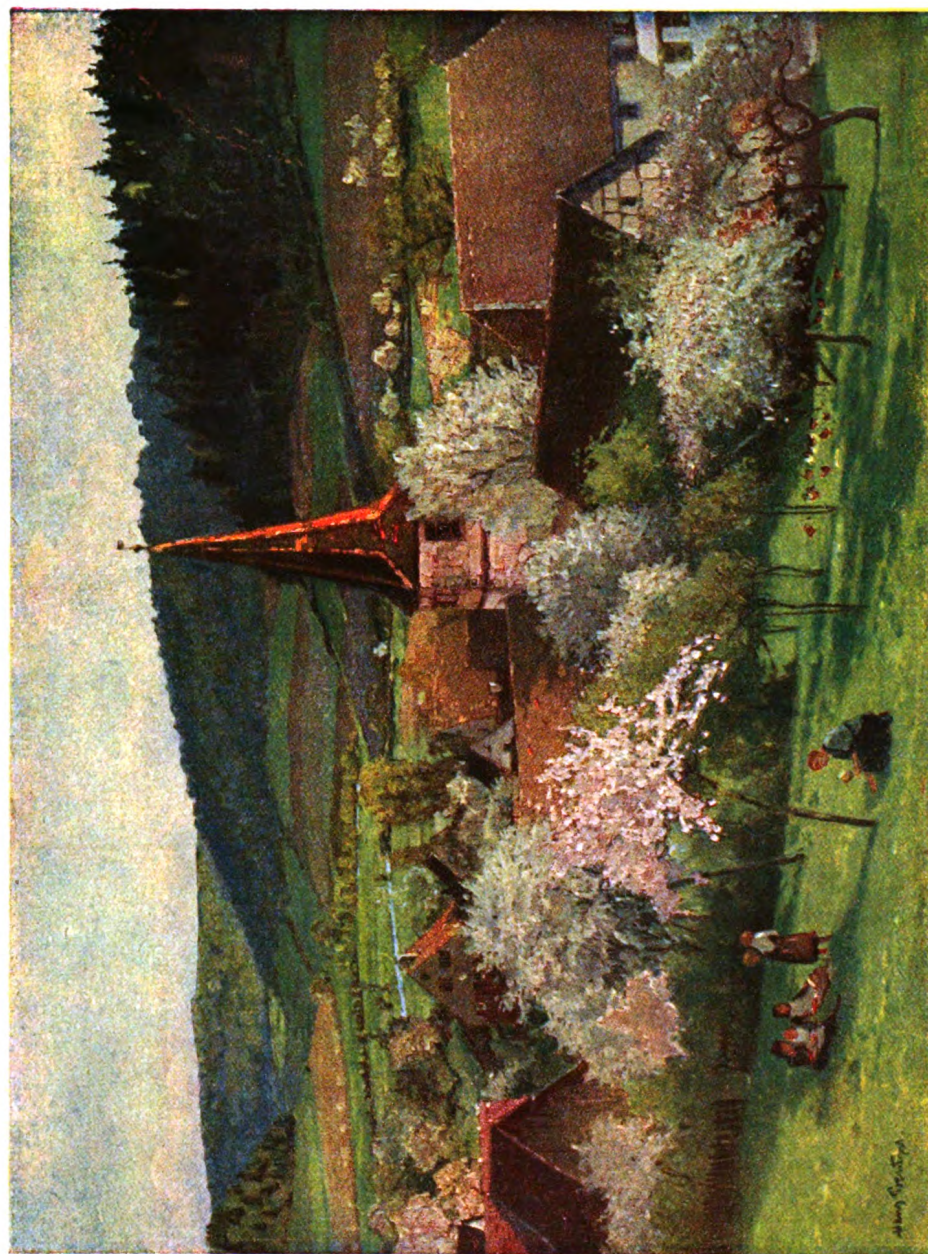
Merkwürdig, wie wenig sein Geständnis sie eigentlich überraschte. Er sprach ganz wahr: derlei Wünsche, die ihn hinausdrwei-fen ließen, gehörten zu seinem Charakter. Trotzdem: es war doch unter seinen Worten etwas in ihr erstoren.

»Wer denkt denn daran!« Den Ruf hatte er erschrocken ausgestoßen, als sie ihm den Weg frei machen wollte. Nun, ihr war es nicht unmöglich, sich das Weiterleben ohne Jürgen zu denken.

Mochte er sich ein größeres Glück, als sie es ihm bieten konnte, da suchen, wo er es seiner Meinung nach fand. Ob bei Inger-lild, ob vielleicht noch bei einer andern — das konnte Groa ja gleich sein.

Bei Ingerlild?

Die Frau mußte lächeln: auf die Art wurde dann ja auch das Unrecht gelöhnt, das sie ihrer Schwester angetan haben sollte.



Hans Prenzkel: Im Blüten[s]hnee

Zweimal war sie beschuldigt worden, Ingerlild um das Frauenglück gebracht zu haben. Sie führte ja eine Ehe durch Ingerlilds angebliches Verzicht, und sie hatte verhindert, daß Ingerlild bei Godwief das ersehnte eigne Heim fand. Jürgen war gewiß Ingerlilds ursprüngliche Liebe, aber welches Mädchen heiratete denn nicht schließlich einen andern, wenn jede Aussicht fehlte, den Geliebten der Jugend zu bekommen? Und außerdem war Groa ihrer Schwester noch zu Dank verpflichtet, denn diese hatte Jürgen in der gefährlichen Stunde den Widerstand geleistet, ohne den Jürgen seine Ehe nicht nur in Gedanken, sondern auch in Wirklichkeit zerbrochen hätte.

Als Betrogene, als heimlich Hintergangene hätte Groa all die Jahre dahingehen müssen, wenn Ingerlild nicht das edle Geschöpf war, Jürgens Begehren zurückzuweisen. Hatte Groa also ihre Schwester nicht sehr unterschätzt?

Womit konnte sie ihr Unrecht besser wieder gutmachen, als indem sie nun ganz zurücktrat und die beiden tun ließ, was ihnen beliebte?

Wie sollte sie überhaupt weiter mit einem Manne leben, dessen Fühlen und Denken ihr nicht treu war? Mochte es ihm ernst gewesen sein, als er sagte, die Beichte sei ihm eine Erlösung. Wer so lange warten konnte und wer vor allem eines Anstoßes von außen bedurfte, ehe er sich durch ein Geständnis entlastete, der war immer in Gefahr, sich eine neue Last aufzupacken. Und wenn er sich nun schon erlöst fühlte: reuig hatte er nicht zu ihr gesprochen. Er pochte noch auf sein Recht. Sie aber beharrte bei der reinen Pflicht. Sie war eine Frau des Gesetzes. Gab's ein Schwanken in der Seele — nun wohl, das mochte hingehen. Nie jedoch durfte daraus ein wahrnehmbares Wanken werden. Solches Wanken war schon ein Sturz, und wer da stürzte, war verloren. —

Die Tage, die nun kamen, waren für Groa wie in Eis und Schnee gehüllt, so warm auch die Sonne über Blättern und Blumen lag.

Ihr war sehr einsam zumute, obgleich sie ihr Kind eng ans Herz zog.

Jürgen ging schau um sie herum. Nachdem er aus Ritterlichkeit gegen Ingerlild den Mut zu seinem Bekenntnis aufgebracht hatte, fürchtete er, doch zuviel gesagt zu haben.

Vom Hause am Markt zu dem an der Raßbergallee führte kein Weg mehr, und auch der alte Oblekopp, der seine Schwieger-

tochter sonst wegen ihres praktischen Sinnes wohl leiden mochte, hatte jetzt so gut wie ganz mit ihr gebrochen.

Der Zerfall zwischen den Familien wurde stadtkundig, und das ärgste war: auch von dem Manne, dem sie geholfen hatte, wurde Groa nicht verstanden.

Godwief erfuhr durch Jürgens immer redseliger werdende Stiefmutter den Sachverhalt. Groa hatte durch seine Versöhnung mit seiner Tochter hindern wollen, daß er sich Gräulein Jessen näherte. So, so! Warum das? Auch Marus Godwief sah keine andre Erklärung als die, die ihm Mama Hannchen andeutete: Aus Eifersucht!

So, so! Hatte diese scheinbar ruhige, ernste, nie im geringsten etwas Zweifelhafte zeigende Frau doch in der Freundschaft mit ihm mehr gefühlt, als sie fühlen durfte? War er ihr gegenüber irgendwie unvorsichtig gewesen? Er wußte das nicht. Aber einerlei, erhöhte Vorsicht war am Platze, besonders gerade um dieser von ihm aufrichtig verehrten Frau willen.

Marus Godwief ging kaum noch einmal zu den jungen Oblekapps und vermied es vor allem, mit der Frau Stadtbaumeister allein zu sein.

Ja, Groa war sehr verlassen.

Die Freiheit? Das hieß: Boneinander? Wer dachte denn daran? Weiß Gott, Jürgen nicht, wenigstens nicht bis zu dem Augenblick, wo Groa dies Wort aussprach. Jürgen nicht!

Seine Bestürzung darüber, wie Groa ihm die Grenzsteine beiseiterückte, so gelassen, als handle es sich um etwas ganz Selbstverständliches, weiter gar nicht ins Leben einschneidendes — ja, diese seine Bestürzung war aufrichtig gewesen.

Frei sein von Groa? Nein, das wollte Jürgen nicht. Wie sollte er ohne diese Frau atmen?

Sie sprachen nicht wieder über die Dinge, wovon sie beide bewegt wurden. Er ging gedrückt einher, Groa war still und gütig, kein unfreundliches Wort gab es zwischen ihnen, aber — es war doch anders als früher. Kaum daß ihr Kind noch etwas richtig Gemeinsames für sie war.

Ein trübes, fruchtloses Dasein! Ein elendes Versanden ihrer Ehe.

Aber sieh! Wie das so oft ist, wenn wir

mit unserm ganzen Sein und Fühlen nicht mehr ein noch aus wissen, wenn wir glauben, daß wir ewig in der öden Tiefe verharren müssen, in die wir schuldlos oder durch eigne Schuld hinabgeglitten sind, so geschah es auch für Jürgen und Groa Olbetsopp.

Es trat an den Stadtbaumeister von außen etwas völlig Neues heran. Das rüttelte ihn auf, zwang ihn, sich die Befreiung aus der Dumpfheit zu erringen, worin er jetzt befangen lag.

So wirr es in ihm ausah, mit so vielerlei sich nie ausgleichenden Empfindungen er zu kämpfen hatte — seinem äußeren Menschen merkte man das immer wenig an, in seiner Künstlerkraft war er von Jahr zu Jahr mehr gereift.

Seine Amtszeit bedeutete für Gündstbargen eine Blüte. Stolz und stattlich entwidelte sich das Bild der Stadt nach Jürgen Olbetsopps Absichten. Das gute Alte war gerettet und verfestigt, das Häßliche war beseitigt.

Schöne neue Viertel erhoben sich, und wenn man Gündstbargen jetzt wirklich nicht mehr als Kleinstadt bezeichnen konnte, dann war das zum großen Teile Jürgen Olbetsopps sicherem Geschmack und reger Schaffensfreude zu verdanken.

Das wußten die Bürger, und sehr gering war die Zahl derer, die dem Stadtbaumeister jetzt, wo er zwölf Jahre unter ihnen wirkte, ihre Anerkennung versagten.

Es war kein Wunder, daß von solch einem tüchtigen Baumeister auch anderswo immer mehr gesprochen wurde. Was er schuf, ward abgebildet; manches davon lobte man als musterhaft, und so kam es, daß im Laufe der Zeit von da und dorthier Anfragen an Jürgen gerichtet wurden, ob er wohl Lust hätte, seinen Wirkungskreis zu wechseln und seine Kraft für größere Aufgaben zu verwenden, als die Vaterstadt sie ihm stellen konnte.

Jürgen wollte aber erst hier sein Werk vollenden und aus Gündstbargen etwas Ganzes machen, darum hatte er auch auf Bitten des Magistrats solche Anträge bisher abgelehnt.

Nun, gerade wie er sich zu seinem Schmerz weit von Groa entfernt sah, forderte ihn eine bedeutende Stadt auf, sich um den bei ihr frei werdenden Posten eines Baurats zu bewerben, versicherte ihm unter der Hand, daß außer ihm so gut wie niemand für das Amt

in Betracht käme — wenn er hinschrieb, war er auch gewählt.

Jürgen schaute sich sein Gündstbargen an.

Ja, es stand so weit fertig da, wie er es hatte haben wollen; die Richtlinien, die er dem Gemeinwesen für eine fernere Entwicklung gegeben hatte, waren so klar, so dem Boden angeschmiegt, daß niemand sie verkennen konnte.

Ja, es war so weit, daß Jürgen Olbetsopp auch einmal anderswo als nur immer in Gündstbargen die Gebilde seiner Phantasie in Stein umsetzen durfte.

Für Groa gab es keinen Zweifel; er mußte annehmen, was sich ihm da bot, und so sandte er seinen Bewerbungsbrief ab.

Wie man es ihm versprochen hatte, geschah es. Als er eines Abends mit Groa am Tische saß, kam das Telegramm, das ihm seine Wahl anzeigte.

Jürgen jubelte auf. Freies Fahrwasser! Nun kam er sicherlich mit Groa aus der ganzen Trostlosigkeit ihres jetzigen Daseins heraus.

»Freust du dich nicht, Groa?«

»Du hast es verdient, Jürgen.«

»Ich meine: freust du dich, Groa?«

»Für dich, ja, Jürgen.«

»Nun soll das Alte vergessen sein, nun erleben wir lauter Neues!«

»Wir, Jürgen? Hältst du es für so selbstverständlich, daß ich mit dir gehe?« —

Jürgen war aufgesprungen. Er eilte auf die dunklen Straßen hinaus. War es denkbar, daß Groa so unerbittlich, so lieblos sein konnte?

In dem Augenblick, wo er ein hohes Glück in der Hand hielt, das Glück des Vorwärtstommens, des Erfolges, die Möglichkeit, ins ganz Weite zu gelangen, da war sie nicht imstande, die kleinen häuslichen Angelegenheiten hintanzustellen? Da verkümmerte sie ihm seine Freude, da dachte sie also schließlich doch nur an sich? Und wenn er nun aufbeehrte und zu ihr sagte: Du willst mir die Freiheit geben, gut, ich nehme sie, ich kann da draußen ohne dich sein, ich will handeln, wie es meine Natur verlangt, ich löse mich von dir, weil ich fühle, daß du selber es wünschst — wenn er nun so sprach?

Er schritt über den Rastberg hinaus, und ihn erfüllte erst etwas unbeschreiblich Woniges.

Wirklich frei sein! Den Druck abstreifen,

den er doch immer unter einer Groa spürte, in ein ganz frisches Leben eintreten und durch nichts mehr im Genießen gehemmt werden — war das nicht köstlich? Hier in Gündstbargen wäre eine Trennung von Groa unmöglich gewesen. Aber dort in der Ferne, wer wußte dort etwas von seiner Ehe?

Dort war er völlig ungefesselt und konnte alles in sich aufsteigen und brausen lassen, was Groa niedergehalten hatte nun schon die langen, langen Jahre hindurch, gewiß zu seinem Besten, aber doch mehr nur zu seinem leiblichen Wohl als zum Nutzen seines inneren Menschen. Und der wollte auch einmal über alle Schranken in das Grenzenlose hinauf-fliegen!

Nur: das war seltsam, und er stuchte plötzlich in seinem Freiheitschwelgen — diesen Flug, von Groa losgebunden, unternahm er ihn nun wirklich ganz allein? War nicht einmal die an seiner Seite, wegen derer die Trübung zwischen ihm und Groa entstehen mußte, weil ihre Art den von ihm ersehnten Gegenpol zu Groas Art bildete, und weil die Nadel seines Seelenkompasses nie gewußt hatte, zu welchem von beiden Polen sie ein für allemal ausschlagen sollte?

Ja, wo war Ingerlild in dieser Stunde, als ihm der Weg zu ihr doch völlig glatt und eben scheinen durfte? Er sah sie nicht, die Jugendgespielin, von der er alle die Jahre gehofft hatte, sie werde ihm noch einmal seinen geheimsten Durst stillen; er erkannte, nicht alles auf Erden brauchte sich zu erfüllen, es gab auch Gefühle, die da starben, während das Herz, das sie barg, noch auf den Gegenstand seiner Wünsche zupilgerte.

So mußte, auch das wurde ihm auf einmal klar, seine Sehnsucht nach Ingerlild auf der langen Wanderung allmählich niedergefunken und für immer eingeschlafen sein. Ihm war, als bedürfe er nun gar nicht mehr der Erfüllung, wonach früher alles in ihm lechzte.

Ja, wenn er sich's richtig überlegte, schon als in der Stadt das Gerücht ging, Jessens Jüngste habe es sich in den Kopf gesetzt, Frau Doktor Godwiel zu werden, da war er merkwürdig ruhig geblieben. Er hatte seiner Schwägerin dies Glück sogar gegönnt, und ihre Enttäuschung hatte ihm leid getan.

Damals mußte er also schon von seiner Leidenschaft für Ingerlild geheilt gewesen sein. Er achtete zu jener Zeit nur nicht darauf und begriff das erst jetzt, wo er sich die

Frage vorlegte: Mit wem könnte ich die ungemessene Freiheit teilen, wer würde mein Glück verstehen?

Ingerlild?

Nein. Sie war es nicht.

Jenes neue Leben schwebte ihm als etwas so Wertvolles vor: es mit ihm auszutosten, dazu brauchte er einen Menschen, der dieses höchsten Gutes auch würdig war.

Einen solchen Menschen konnte er ja da draußen finden, gewiß, aber ob es wirklich einen geben würde, der ihm vollkommen genügte?

Er war doch durch Groa sehr verwöhnt. —

Und so gelangte denn dies Mannesgemüt, das sich im Kampfe zwischen seiner Pflicht, sich das Eigene zu bewahren, und seiner Sehnsucht, ganz in einem andern Menschen aufzugehen, immer wieder selbst in Unruhe stürzte, so gelangte es auf seinen geliebten Umwegen doch wieder zu dem Wesen, das einzig und allein das Gute und Erhaltende in seinem Leben war: zu Groa, dem Allweisen für ihn, der Mutter, der Geliebten, der Freundin und auch, freilich nicht nach seinem Begehren, sondern nach ihrem Charakter, der Gebieterin.

Zu Groa!

Er wußte es: was er da draußen bei seinem neuen Werke für Freuden erlebte, sein erster Gedanke würde immer sein, daß Groa nur ja davon erführe. Sie war es, die noch jeder echten Freude in seinem Dasein durch ihr maßvolles, aber darum nicht weniger inniges Mitfreuen die Weihe gegeben hatte.

Mochte er sich von seinem Kinde trennen, wenigstens für Jahre — das Kind hatte es ja bei Groa so gut wie im Paradiese —, ja, mochte er imstande sein, seine Vaterliebe ganz zu verleugnen, um seine Freiheit auszuschlürfen: eine richtige Trennung von Groa gab es für ihn so wenig, wie er sich hier vom Erdboden zu lösen imstande war.

In dieser ihn wundervoll überstürzenden Klarheit eilte er wieder heim, barg das Haupt im Schoße seines Weibes und bat: »Laß uns beieinander bleiben, Groa! Ich bin nichts ohne dich. Du bist meine Freiheit, und alles sonst ist Kette und Band. Komm mit mir. Bleib Groa für mich. Wert bin ich dessen nicht, das weiß ich wohl, und also mußt du mir alles aus Gnaden geben.«

»Ja, Jürgen, wenn du mich so bittest, will ich denn wohl mit dir gehen.«

»Dank, Groa, heißer, als aller Menschen-
dank je gewesen ist!«

Seine Arme waren um ihre Knie geschlungen.
Ihre Hände aber waren über seinem
Haupte gefaltet.

Groa war allein. Sie hatte gesiegt und
sich besiegen lassen. Sie war zu der
Überzeugung hindurchgedrungen, daß sie für
Dürren Atem und Licht bedeutete, so wollte sie
ihm ferner sein, was sie ihm bisher gewesen
war, vielleicht noch mehr.

Ein großes und fruchtbares Lebensgefühl
lag vor ihnen. Sie mußte ihm in seinem
Schaffen beistehen, indem sie doch noch mehr
als früher seine Arbeit und nicht so sehr ihre
Ehe für die Hauptsache in seinem und ihrem
Dasein ansah.

Sie war am Ende bisher für sich selbst zu
anspruchsvoll; es galt, daß sie auf manches
verzichtete und ihm trotzdem ihre Liebe be-
wahrte.

Damit vollbrachte sie denn ihr Größtes.

Hatte er nun einmal die Scheu, durch das
ihm weit geöffnete Tor ihrer Liebe zu schrei-
ten, gewiß, auch jetzt konnte sie nicht anders,
als ihn deswegen in aller Milde und Mitlei-
digkeit töricht zu heißen, aber es war ja diese
seine menschliche Schwäche höchst wahrschein-
lich die Ursache für sein Künstlertum, und sie
hatte als seine Frau die Pflicht, all das
Kleine und Kleinliche an ihm zu ertragen und
womöglich zu übersehen, damit sie das, was
von Bedeutung in ihm lebte und Dauerndes
schuf, in lauter Sonne erblicken konnte.

Sie war nun einmal mit ihm verbunden,
durch Liebe verbunden, und so wollte sie ihm
zum Segen dienen bis ans Ende.

Und die Frau ging hin, holte die alten heid-
nischen Nordlands-Gefänge hervor und las die
Sprüche, womit ihre Urvorfahrin Groa einst
Schwingtag segnete, als er in seiner Not zu
ihr gepilgert kam:

Zuvörderst dir sing' ich den fördernden Spruch,
Den Rinda der Ran gesungen:

Von den Schultern schieb, was zu schwer dir
scheint,

Und richte dich selbst nach dir selber.

Zum andern dir sing' ich, der ausziehen soll
Ruhlos auf ferne Wege:

Dich wahre der rettende Riegel der Wurt
Überall, wo dir Arges begegnet.

Zum dritten dir sing ich, wenn bedrohlicher
Schwall

Der Wogen sich wider dich wälzet:
Ihr Rauschen und Reizen verrinne vor dir
Und schwinde zum Schoße der Hella.

Zum vierten dir sing' ich, wenn Feinde bereit.
Am Galgenweg dir zu begegnen:

Zaubermacht zwing' ihren Zorn dir zum Heil.
In versöhnlichem Sinn zu schmelzen.

Zum fünften dir sing' ich, wenn Fesseln einmal
Dir Arm' und Beine binden:

Lös'glut haucht dir mein Lied um den Leib,
Es springen die Ketten vom Körper.

Zum sechsten dir sing' ich: siehst du in See
Unerhörte Wogenhöhe,

Die Sturmflut verstecke sich strads dir im
Schlauch

Und lasse in Frieden dich fahren.

Zum siebenten sing' ich dir, such dich heim
Der Frost auf felsiger Höhe:

Nicht schädige den Leib dir die scharfe Lust
Und sette dir Körper und Glieder.

Zum achten dir sing' ich, senkt sich die Nacht
Auf nebligem Wege dir nieder:

Dann könne dir weiter kein fremdes Weib
Gespenstlich den Weg versperren.

Zum neunten dir sing' ich, naht zum Gespräch
Du dem schwertgeschmückten Riesen:

Wortes Genüge und Wißes genug
Behalte dir dann im Gedächtnis.

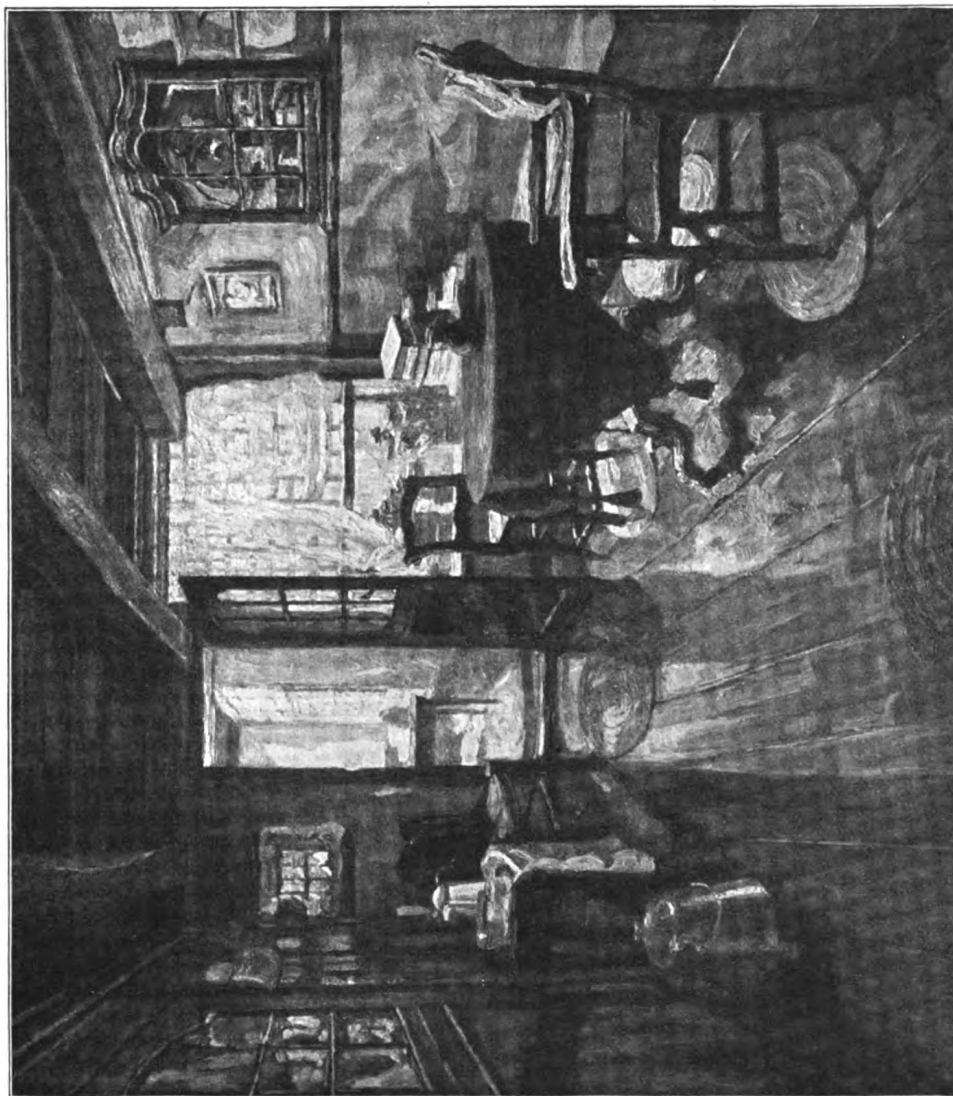
So fahre denn hin! Was Gefahr dich gedeucht,
Soll nirgend den Wunsch dir wehren.

Auf festem Steine stand ich im Grab,
Dieweil ich dir sang mein Wissen.

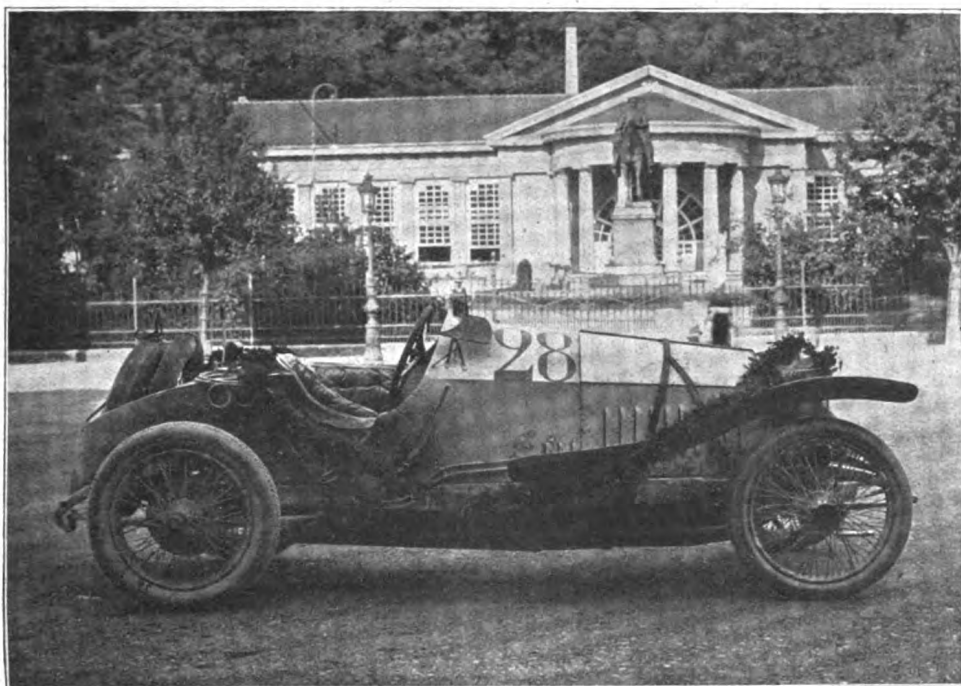
Nun trage mit dir der Mutter Wort
Und heg' es wohl im Herzen;

Nimmer entbehrst du bergenden Heils,
Dieweil du mein Wort bewahrest.





Adolf Zilcher-Gurig: Offfrießischer Innenraum



Abbild. 1. Mercedeswagen, mit dem Lautenschlager 1914 den »Grand Prix« des französischen Automobilklubs errang

Die Entwicklung des schienenlosen Kraftfahrzeuges

Von Dipl.-Ing. Otto Wawrzyniak

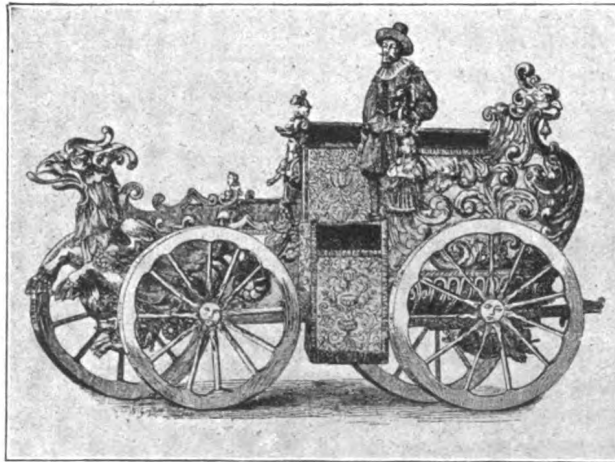
Professor an der Kgl. Technischen Hochschule (Dresden)

Die ältesten Versuche, mechanisch angetriebene Fahrzeuge zu schaffen, reichen, soweit sich mit Sicherheit feststellen läßt, in das 17. Jahrhundert zurück. Im Jahre 1649 erbaute der Uhrmacher Johann Haußsch in Nürnberg den in Abbildung 2 wiedergegebenen Wagen, der durch im Innern verborgene Menschen mittels eines hölzernen Schaltwerks, das auf die Hinterräder wirkte, in Bewegung gesetzt wurde. Die äußere Ausgestaltung des Wagens mit seinen Holzschnitzereien entspricht den Neigungen der damaligen Zeit, so daß der Wagen mehr einem Schaustück als einem ernsthaften Beförderungsmittel gleicht. Er war imstande, zweitausend Schritt in der Stunde zurückzulegen. Eigenartig war an ihm die Warnungsvorrichtung. Zuerst spie der am Vorderteil des Wagens befindliche Drache Wasser auf die nicht ausweichenden Passanten, dann verdrehte er ganz fürchterlich die Augen, und zu guter Letzt erhoben die vor dem Führerstand angebrachten Posaunenengel ein Konzert. Der Wagen wurde schließlich für fünfhundert

Reichstaler an den Kronprinzen Gustav von Schweden verkauft.

Zur selben Zeit bemühten sich verschiedene Erfinder in England, mechanisch betriebene Fahrzeuge zu schaffen, die aber, soweit Beschreibungen vorliegen, ebenfalls nur durch Tretwerke in Bewegung gesetzt wurden, so daß sie nichts Neues brachten (Abbild. 3). Das gleiche gilt für die damals in Frankreich benutzten Fahrzeuge, an denen selbst Ludwig XV. reges Interesse nahm. Nachdem jedoch die hohe Akademie der Wissenschaften 1748 erklärt hatte, daß die Fahrzeuge als nicht unbedenklich zu betrachten und geeignet seien, Menschen und Pferde zu erschrecken, so daß ihr Betrieb in den Straßen von Paris nicht als zulässig zu erachten sei, ließ das Interesse Ludwigs XV. nach, und die Unterstützung der Erfinder hörte auf. Die Folge davon war, daß die Versuche einschliefen.

Als Kraftfahrzeuge im wahren Sinne des Wortes dürfen diese Fahrzeuge eigentlich noch nicht bezeichnet werden, wohl aber sind sie als deren Vorläufer zu betrachten, und sie gaben die Anregung zur Schaffung sich selbst



Abbild. 2. Der erste selbstfahrende Wagen, erbaut von dem Uhrmacher Johann Hautsch in Nürnberg (1649)

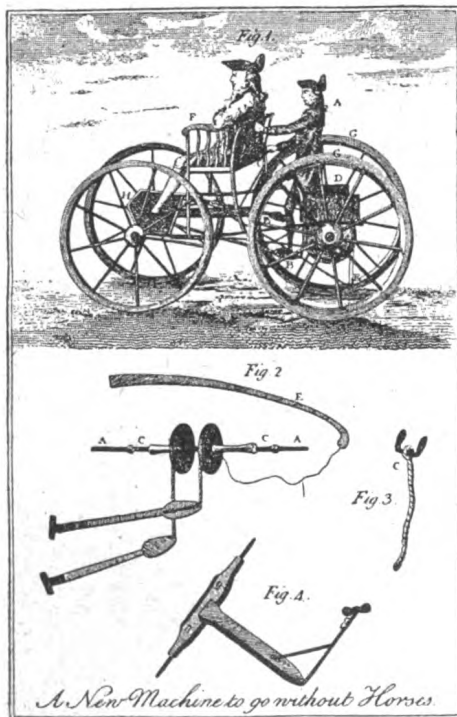
bewegender Fahrzeuge, als man gelernt hatte, die Naturkräfte, insbesondere die Dampfkraft, als Betriebskraft in Maschinen auszunutzen.

Nach den Überlieferungen sollen Papin und Savery, welche die Dampfkraft bereits für Betriebszwecke zu benutzen verstanden, die ersten gewesen sein, die sich mit dem Plan der

Dampfkraftwagen beschäftigten, anscheinend aber fruchtlos, da ihre Wagen nicht zur praktischen Verwendung gelangten. Auch die Anregungen, die Dr. Robinson seinem Freunde James Watt gab, führten trotz dem großen Verständnis, das dieser für die Zukunft der Kraftwagen an den Tag legte, zu keinem Fortschritt, wahrscheinlich wegen der Abneigung Watts gegen solche Fahrzeuge. Erst dem französischen Artillerieoffizier Nicolas Cugnot (geb. 1725) gelang es, mit Unterstützung der französischen Regierung im Jahre 1769 einen Dampfkraft-

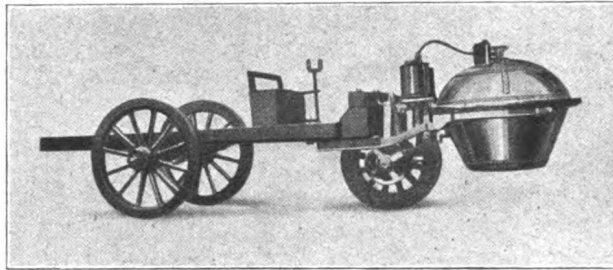
wagen zu bauen. Obgleich seine Leistung bei den Probefahrten, an denen auch der Minister Herzog von Choiseul teilnahm, nicht voll befriedigten, wurde er beauftragt, einen neuen, stärkeren Wagen zu bauen, der auch Geschütze befördern könne. 1770 war dieser Wagen fertig. Wie aus Abbildung 4 zu ersehen ist, besteht er aus einem starken Holzrahmen, der am hinteren Ende auf zwei an einer festen Achse befindlichen Rädern ruht. Das vordere ist dagegen an ein einzelnes lenkfähiges Rad angebracht, das durch eine zweizylindrige Dampfmaschine angetrieben wurde. Die Dampfmaschine bestand aus zwei hinter dem keffesselartigen Dampfkessel angeordneten unten offenen, einfach wirkenden Zylindern mit Kolben, die mittels eines Sperradgetriebes unmittelbar auf das Vorderrad einwirkten. Da dieses bei der Lenkung des Fahrzeuges mit allen daran befindlichen Teilen, nämlich dem Kessel und der Dampfmaschine, vom Führersitze aus verstellt werden mußte, waren große körperliche Anstrengungen des Führers erforderlich. Der Wagen soll mit einer Last von 4500 kg eine Geschwindigkeit von 4 km stündlich entwickeln haben. Er steht noch heute im Conservatoire des Arts et Métiers in Paris.

Schon während der Versuche Cugnots hatte sich in England der Betriebsingenieur Watts, William Murdoch, mit dem Plane beschäftigt, Dampfkraftwagen zu bauen. Trotz den Schwierigkeiten, die ihm Watt bei der Verfolgung seiner Absichten machte, gelang es ihm, im Jahre 1784 ein betriebsfähiges Modell kleiner Abmessungen fertigzustellen,



Abbild. 3. Englischs Fahrzeug mit den Einzelheiten der Tretdorrichtung

das als erster Dampfkraftwagen in England bezeichnet werden darf. Die Abbildung 5 dieses Modelles zeigt einen auf drei Rädern ruhenden Rahmen; der hinten angebrachte Dampfkessel wurde durch einen darunter angeordneten Spiritusbrenner geheizt. In den Kessel eingebaut war ein Dampfzylinder, dessen Kolbenbewegung auf einen Balancier wirkte, der die auf- und abgehende Bewegung mittels einer Pleuelstange auf eine an der Achse der Hinterräder befindliche Kurbel übertrug. Die Hinterräder dienten somit als Triebräder, während dem Vorderrade die Lenkung zufiel.



Abbild. 4. Dampfkraftwagen von Nicolas Josef Cugnot (1770)

Besser ausgestaltet waren bereits die Wagen Richard Trevithicks aus den Jahren 1797 bis 1803. Sie wurden vom Volke die pufsenden Teufel genannt und sollen Geschwindigkeiten bis 16 km in der Stunde erzielt haben. Trevithick war aber mit ihnen nicht zufrieden und gab seine Versuche auf, um sich der Ausbildung der Schienenlokomotive zuzuwenden, die ihm mehr Erfolg versprach.

In den Jahren 1810 bis 1825 finden wir die Erfinder von schienenlosen Kraftwagen auf Abwegen. Es war nämlich die Anschauung aufgekommen, daß die Wagenräder nicht genügend Adhäsion an der Straßendecke fänden, und deshalb verfaß man die Wagen mit Schiebefüßen, die, von einer Dampfmaschine in Bewegung gesetzt und wie Pferdefüße wirkend, ihn vorwärtsschoben (Abbild. 6). Wo solche Füße neben dem Räderantrieb verwendet wurden, zeigte sich sehr bald, daß der Wagen besser vorwärtstam, wenn die Schiebefüße ihren Dienst — versagten. Man ließ daher von diesem Mechanismus wieder ab, nachdem seine Ausgestaltung viel Geld und Zeit verschlungen hatte.

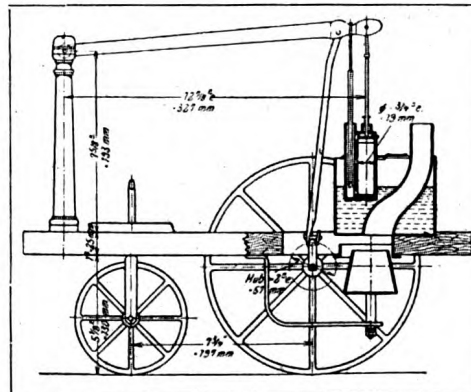
Eine andre eigenartige, ebenfalls auf zu geringer Adhäsion zwischen Rädern und Straßendecke fußende, von Gordon herrührende und im Jahre 1822 patentierte Konstruktion zeigt Abbildung 7. Hier sollte die in der Trommel befindliche Zahnradlokomotive, in dieser emporkletternd und wie ein Tretrad wirkend, den Wagen vorwärtsschieben.

Einen wesentlichen Fortschritt brachte der Wagen von Bursfall & Hill vom Jahre 1824. Bei ihm wurden durch eine am hinteren Ende des Wagens angeordnete Dampf-

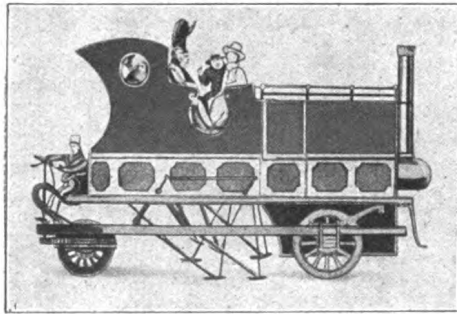
maschine alle vier Räder mittels eines Regelradtriebwerks angetrieben. Außerdem waren die Räder nicht fest auf den Achsen befestigt, sondern mit Sperrwerken, die ermöglichten, daß sich alle vier Räder unabhängig voneinander zu bewegen vermochten. Also eine Anordnung, die dem neuzeitlichen Differentialgetriebe entspricht.

Im Jahre 1831 richtete Dance auf der Landstraße zwischen Cheltenham und Gloucester den ersten Fahrpostverkehr in England mit Wagen des Konstrukteurs Gurney ein. Täglich wurden drei Doppelfahrten gemacht. Der Betrieb soll sich gelohnt haben, trotz den großen Ankosten und dem Widerstand, den die Bevölkerung dem neuen Verkehrsmittel entgegensetzte. Auch die Regierung wollte nichts von diesen Fahrten wissen und führte zu ihrer Unterbindung einen sehr hohen Wegezoll ein, der dem Unternehmen Gurneys ebenso wie dem inzwischen von Hancock ins Leben gerufenen den Todesstoß versetzte. Gurney erzwang auf dem Klagewege vom englischen Parlament eine Entschädigung von 320 000 Mark.

Alle bisher erwähnten Wagen litten an dem Abelfstand, daß ihre Lenkung teils große



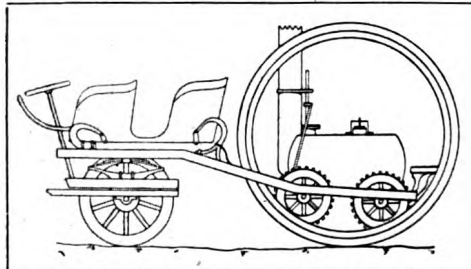
Abbild. 5. Dampfkraftdreirad Murdocks (1784)



Abbild. 6. Dampfkraftwagen mit Schiebefüßen von David Gordon (1822)

Körperkräfte erforderte, teils unsicher wirkte. Es war deshalb ein großer Schritt vorwärts getan, als man erkannte, daß die von dem Münchner Georg Längensperger im Jahre 1818 erfundene und später in England unter dem Namen Aldermann patentierte Achschenkellenkung (Abbild. 8) für Kraftwagen besonders geeignet war. Bei ihr wird nicht, wie bei den Pferdefuhrwerken, die ganze vordere Achse mit den beiden Rädern als Drehschemel gelenkt, sondern die Räder sitzen auf kurzen Achsstummeln, die mit der feststehenden Achse gelenkig verbunden sind und zwangsläufig verstellt werden können. Dadurch wird ermöglicht, daß alle vier Räder, selbst beim größten Einschlag, nur rollen.

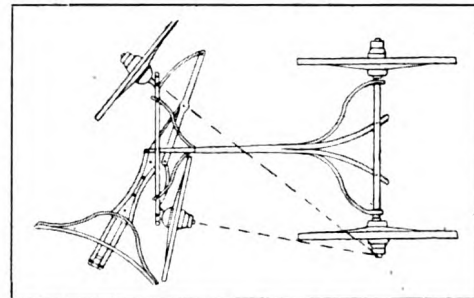
Der erste Dampfwagen, der mit dieser Art Lenkung versehen war, ist der des Franzosen Onesiphore Pecqueur vom Jahre 1828. Dieser Wagen war auch bereits mit einem Differentialgetriebe ausgerüstet. Trotz all diesen Fortschritten auf konstruktivem Gebiete war auch diesem Wagen ein Mißstand eigen, der dauernd zu Schäden Anlaß gab. Das war der Dampfkessel, der infolge der starken Stöße häufig undicht wurde und sich, da er mit Kohlen gefeuert wurde, nur schwierig bedienen ließ. Explosionen waren daher unvermeid-



Abbild. 7. Dampfkraftwagen von David Gordon (1822)

bar, und diese Vorfälle unterstützten die Gegnerschaft des Transportmittels. Es gelang diesen Gegnern auch schließlich, in England das berühmte Kraftwagengesetz durchzusetzen, das bis zum Jahre 1895 in Gültigkeit blieb und verschuldete, daß England auf diesem Industriezweige zurückblieb und Frankreich sowie Deutschland einen wesentlichen Vorsprung gewannen. Nach diesem Gesetz, das im Jahre 1861 in Kraft trat und im Jahre 1865 noch verschärft wurde, durften die Kraftwagen auf dem freien Lande nur mit 6,5 km Geschwindigkeit und innerhalb der Ortschaften mit nur 3,2 km fahren. Außerdem mußte ihnen in einer Entfernung von 100 m ein Mann mit einer roten Flagge vorausgehen, um die Passanten und insbesondere die Führer von Fuhrwerken zu warnen.

Angeregt durch den Erfolg der Postfahrten mit Gurneyschen und Hancockschen Wagen in



Abbild. 8. Achschenkellenkung von Georg Längensperger (1818)

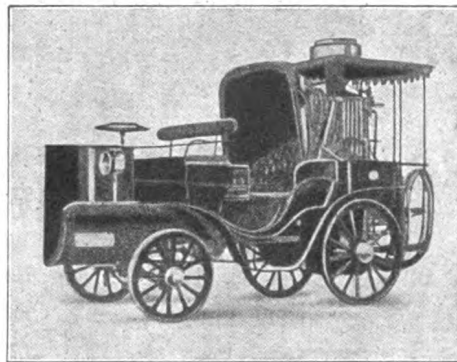
England, nahmen findige Unternehmer auch in Frankreich solche Fahrten auf. Bemerkenswert sind in dieser Beziehung die Unternehmungen von Charles Diez vom Jahre 1833, der nach Art des Eisenbahnbetriebes mehrere Wagen zu einem Zuge vereinigte und durch einen Dampfkraftwagen (Tracteur) ziehen ließ. Diese Tracteurs hatten aber keine Besonderheiten und dienten nicht zur Förderung des eigentlichen Kraftwagenbaues.

Erst im Jahre 1875 begann ein neuer Abschnitt in der Entwicklung der schienenlosen Kraftfahrzeuge durch die Wagen Bollées. Der erste Wagen, »L'Obéissante«, mit einer Maschine von 15 Pferdestärken verkehrte in Paris, mit dem zweiten (»La Mancelle«; Abbildung 9) fuhr Bollée, um seine Gebrauchsfähigkeit nachzuweisen, von Paris nach Wien, und mit einem dritten, »La Nouvelle«, legte er 1880 sogar die 1175 km lange Strecke

Paris—Bordeaux in 89 Stunden 54 Min. zurück. Von besonderer Wichtigkeit war an dem Wagen »La Mancelle« die als Antriebsorgan benutzte Kette, deren Anwendung eine zuverlässig wirksame Ausgestaltung der Federung zuließ, von der die Gebrauchsfähigkeit eines Straßen-Kraftwagens überhaupt wesentlich abhängt.

Alle Wagen waren bis dahin wie die Pferdefuhrwerke mit festbereiften Rädern ausgestattet, die starke Erschütterungen verursachten, trotzdem Gummi-Luftreifen bereits seit dem Jahre 1845 durch das englische Patent 10 990 Robert William Thomsons bekannt waren. Dunlop ist daher nicht der Erfinder des Gummi-Luftreifens, wie vielfach angenommen wird, sondern er war nur derjenige, der einen solchen Reifen in besonderer Ausgestaltung im Jahre 1880 für Fahrräder neu erfand und anwendete.

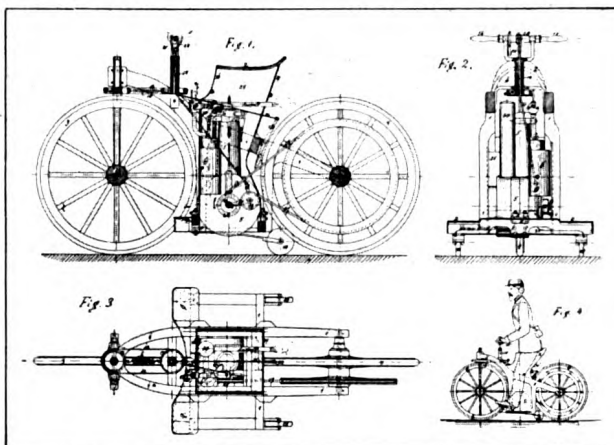
Wie bereits erwähnt, verursachte bei allen Dampfkraftwagen der Dampfkessel Schwierigkeiten. Es war daher ein großer Fortschritt, als es gelang, die kessellose Benzin-Kraftmaschine für den Kraftwagen zu benutzen. Obgleich bereits Siegfried Marcus im Jahre 1863 ein Kraftfahrzeug mit einer Zweitakt-Benzin-Kraftmaschine gebaut und in Wien in Betrieb genommen hatte, muß das Verdienst, uns das erste wirklich brauchbare Benzin-Kraftfahrzeug gegeben zu haben, dem Cannstädter Erfinder Gottlieb Daimler zugeschrieben werden, da erst durch die Anwendung der Daimlerschen Antriebsmaschine diesen Kraftfahrzeugen eine gewisse Leistungsfähigkeit erteilt wurde. Während nämlich die Marcussche Zweitaktmaschine, trotz sehr sachgemäßer Ausgestaltung, nur geringe Umdrehungszahl und keine große Kolbenkraft hatte, wies die Daimlersche Viertaktmaschine bei hoher Umdrehungszahl (500—800 in der Minute) eine große Leistung auf. Bei ihr wurde das fein zerstäubte und mit Luft gemischte Benzin im Zylinder der Maschine selbst so stark verdichtet, daß es sich an den heißen Zylinderwandungen oder einem besonderen Glührohr von selbst entzündete und dann den Kolben mit großer Gewalt vorwärtstrieb. Die Abbildung 10



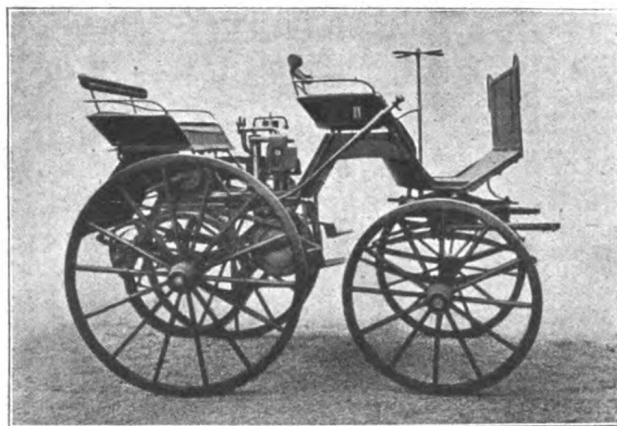
Abbild. 9. Vollées Dampfkraftwagen »La Mancelle« (1878)

zeigt die Patentzeichnung des ersten Daimlerschen zweirädrigen Kraftfahrzeugs und die Abbildung 11 den ersten Daimlerschen vierwädrigen Kraftwagen vom Jahre 1885.

Gleichzeitig mit Daimler beschäftigte sich Benz in Mannheim mit der Aufgabe, Kraftfahrzeuge mit Verbrennungskraftmaschinen zu schaffen, und wir finden in der Benz'schen Patentschrift vom Jahre 1887 einen gut konstruierten dreirädrigen Wagen, der bereits die noch heute für Kraftwagen typischen Teile, nämlich Verbrennungskraftmaschine, Zahnradvorgelege und Differentialgetriebe in brauchbarer Ausgestaltung besaß. Es ist daher schwierig, hier zu entscheiden, wessen Erfindungen für die Förderung des Kraftwagenbaues von größerer Bedeutung gewesen sind, die von Daimler oder die von Benz. Man darf wohl der Ansicht sein, daß es das Verdienst beider Erfinder ist, uns den Kraftwagen



Abbild. 10. Patentzeichnung des ersten Daimlerschen Fahrzeuges mit Gas- oder Petroleumkraftmaschine

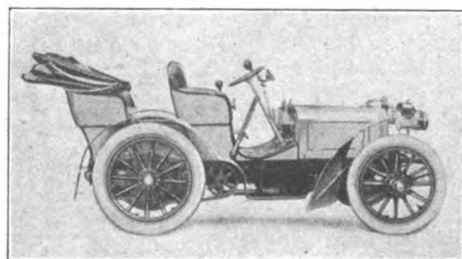


Abbild. 11. Erster Daimlerscher Wagen mit Petroleumkraftmaschine (1885)

zu einer Zeit gegeben zu haben, wo viele Konstrukteure dem gleichen Ziele zustrebten und dabei viele neue Konstruktionseinzelheiten schufen, die nun ein weit ausschauender Geist nur mit seinen eignen Schöpfungen zu einem Erzeugnis zu vereinigen brauchte, das den Anforderungen der damaligen Zeit entsprach. Es wurden deshalb auch in der folgenden Zeit anderwärts Kraftwagen, zum Teil unter Benutzung der Daimlerschen und Benzischen Erfindungen, gebaut. Jedenfalls war es aber deutscher Erfindergeist, der dem schienenlosen Kraftfahrzeug zu seiner raschen Entwicklung und seinem Siegeszuge durch die Welt verholfen hat.

In Frankreich nahm sofort nach dem Bekanntwerden der deutschen Konstruktionen die Firma de Dion & Bouton, die bisher Dampfkraftwagen gebaut hatte, den Bau von Benzinkraftwagen auf und erzielte insbesondere mit ihren leichten, den bekannten Fahrrädern nachgebauten dreirädrigen Kraftwagen einen beispiellosen Erfolg.

Mit der den Franzosen für derartige Neuerungen eignen Unternehmungslust setzte bald

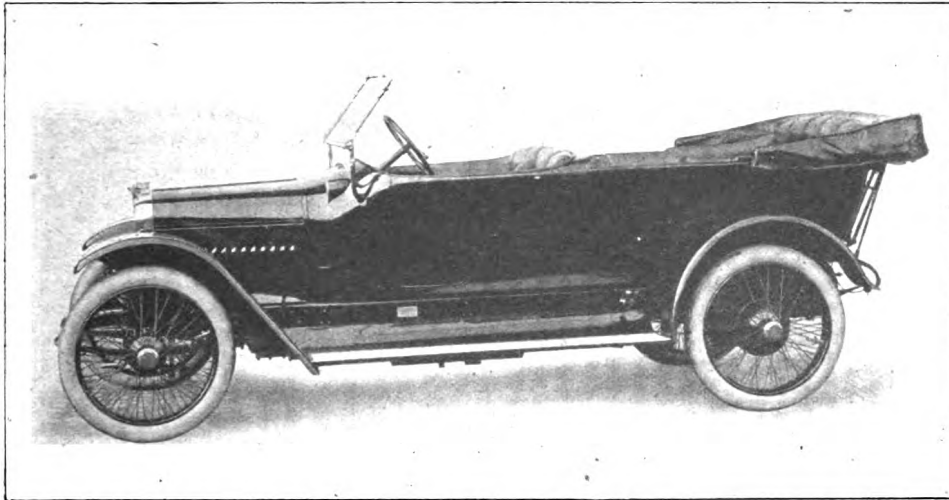


Abbild. 12. Der erste Mercedeswagen (1901)

in unerhörtem Tempo eine rasche Entwicklung des Kraftwagenbaues und -betriebs in Frankreich ein, so daß bereits in den Jahren 1894 und 1895 Rennen auf der Strecke Paris—Rouen und Paris—Bordeaux stattfinden konnten. Besonders das letztere Rennen, an dem 22 Wagen teilnahmen — darunter der Wagen der Firma Panhard & Levassor, der mit Levassor am Steuer die 1175 km lange Strecke in 48¼ Stunden ohne Unfall bewältigte —, bewies, daß der Bau der schienenlosen Kraftwagen den Rinderschuh ent schlüpft

und auf eine Stufe gebracht worden war, die den Kraftwagenverkehr zum Wettbewerb mit dem Eisenbahnverkehr fähig machte. Dabei muß berücksichtigt werden, daß die damaligen Wagen noch mit Vollgummireifen ausgerüstet waren, die große Erschütterungen des Wagens verursachten und daher auch große Anforderungen an die Nerven des Führers stellten. Die Durchschnittsgeschwindigkeit von 24 km in der Stunde war ja gegenüber den jetzigen Verhältnissen nicht groß, aber für die damaligen überraschend.

In den folgenden Jahren schritt die Entwicklung mit ungeahnter Schnelligkeit weiter fort. Fast jeder gebaute Wagen brachte Konstruktionsverbesserungen, die ihn zuverlässiger machten. Nicht wenig haben hierzu die jedes Jahr stattfindenden Rennen und die zahlreichen Ausstellungen beigetragen, die den einzelnen Konstrukteuren ermöglichten, die bekannten Ausführungen zu studieren, sie zu verbessern und neue zu schaffen. Aus den anfangs kurzgebauten, plumpen, unschönen, mit ihren hohen Rädern den Pferdewagen ähnlichen Kraftfahrzeugen wurden deshalb sehr bald Gefährte, die auch ästhetisch befriedigten. Die Wagen wurden länger und niedriger gebaut, mit kleineren Rädern und mit Pneumatikreifen versehen. Die Antriebsmaschine, die anfangs hinten lag, wurde nun am vorderen Ende des Wagens angeordnet, die Luftkühlung wurde durch eine wirksame Wasserkühlung ersetzt, und an Stelle der Ein- und Zweizylindermaschinen traten die Vierzylindermaschinen. Selbstverständlich gewann durch diese Änderungen auch die Betriebssicherheit



Abbild. 13. Neuzeitlicher offener Personenkraftwagen der Adlerwerke (vormals Heinrich Kleyer) in Frankfurt a. M.

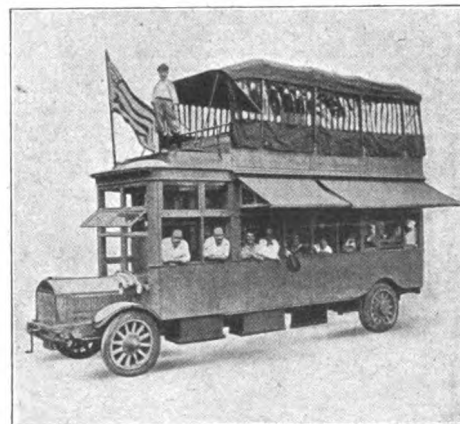
der Wagen. Die Geschwindigkeit konnte gesteigert werden, und schon 1900 finden wir bei Automobil-Rennen Geschwindigkeiten von 65 km in der Stunde bei Entfernungen von über 1000 km. Bei dem Rennen Paris—Bordeaux am 29. Mai 1901 erzielte Fournier auf einem Mors-Wagen sogar eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 90 km. Während also noch sechs Jahre vorher bei dem Rennen auf der gleichen Strecke die Durchschnittsgeschwindigkeit von 24,4 km eine unerhörte Leistung darstellte, finden wir nach so kurzer Weiterentwicklung eine mehr als dreimal so große Geschwindigkeit.

Da diese Strecken nur selten ohne sogenannte Pannen zurückgelegt wurden, zeigten sie den Konstrukteuren, wo Verbesserungen notwendig waren, und wo der Hebel angelegt werden mußte, um die Zuverlässigkeit der Wagen und Motoren zu steigern. Die Rennen waren deshalb eine wesentliche Hilfe für die Ausgestaltung der Kraftwagen. Nebenbei machten sie auch die breiten Massen des Volkes mit dem neuen Beförderungsmittel bekannt.

Gelegentliche Brüche von Konstruktionsteilen an den Wagen wiesen die Fabriken auf die Anwendung besserer Materialien hin, wodurch wiederum die Eisen- und Stahlerzeuger angefeuert wurden, solche Materialien zu schaffen. Das Bedürfnis besserer Bereifung veranlaßte die Gummireifenfabrikanten, ihre Fabrikate zu vervollkommen, und so wirkten diese Bedürfnisse des Kraftfahrzeugbaues befruchtend auch auf andre Industriezweige.

Im Jahre 1901 brachte die Cannstädter Daimler-Motoren-Fabrik ihre sogenannte Mercedes-type heraus (Abbildung 12), die alle bisher bekannten Konstruktionen an Zuverlässigkeit übertraf und auch in den meisten Rennen den Sieg davontrug. Der Name »Mercedes« wurde der Type von Daimler gegeben, dem im Jahre 1900 der Verkauf der Daimler-Motoren übertragen worden war. Er hatte den Namen »Mercedes« nach dem seiner Tochter gewählt.

Zu verdanken hatte die Mercedes-type ihre Überlegenheit der benutzten Antriebsmaschine. Diese hatte im Gegensatz zu der anderer Fabrikate eine höhere Umdrehungszahl, und zwar 1100 gegenüber den bisher benutzten



Abbild. 14. Amerikanischer Motorkraftwagen für Reisezwecke (Motorlandjacht)

Linie der Zuverlässigkeitsprüfung von schnelllaufenden, besonders für Rennzwecke gebauten Fahrzeugen. Die bei ihnen gesammelten Erfahrungen kommen aber auch dem Bau anderer Fahrzeuge zugute, denn was sich bei diesen schnelllaufenden Wagen bewährte, mußte auch bei den Wagen mit geringerer Transportgeschwindigkeit Vorteile im Gefolge haben.

So sehen wir ebenfalls auf eine ungeahnte Entwicklung des sogenannten Touren-Personen-Kraftwagens zurück. Es entstanden die schnittigen offenen Wagen mit weichgepolsterten Sitzplätzen (Abbild. 13) und ferner die den verwöhntesten Luxusansprüchen Rechnung tragenden geschlossenen Fahrzeuge (Limousinen).

Aber auch der für den Massentransport in Städten unentbehrliche Kraftomnibus wurde ausgebildet und auf eine solche Stufe gebracht, daß er ein starker Konkurrent der Sträßeneisenbahn geworden ist. Gegenüber dieser besitzt er jedoch den Vorteil der größeren Anpassungsfähigkeit an den Großstadtverkehr und der Unabhängigkeit vom Schienennetze und einer Zentralstation. Er findet sich als elektrisch betriebenes Fahrzeug, und zwar mit Akkumulatorenbetrieb oder mit Stromzuführung von einer elektrischen Oberleitung. In der Hauptsache aber sind in den Städten die mit Benzinmotor ausgerüsteten Fahrzeuge vertreten, und ihnen scheint auch die Zukunft zu gehören.

Auch über Land führende Omnibuslinien waren in Österreich und in Deutschland vor dem Kriege vorhanden, und jeder Alpenfahrer wird noch mit Freude an die Kraftomnibusverbindungen mit sogenannten Aussichtswagen

zurückdenken, die ihm ein rasches Vorwärtkommen ermöglichten, wenn diese Freude auch manchmal durch recht erhebliche Staubzulage getrübt wurde.

Es ist bereits erwähnt worden, daß in England der Bau von Kraftwagen für Personenbeförderung durch die erschwerenden Vorschriften des Gesetzes vom Jahre 1865 so gut wie unterbunden worden war, und daß deshalb England an der weiteren Entwicklung der Personenkraftwagen keinen Anteil nahm. Erst als im Jahre 1895 das Automobilgesetz nach dreißigjährigem Bestehen aufgehoben wurde, lebte der Kraftwagenverkehr mit aus dem Auslande eingeführten Fahrzeugen wieder auf, und die englische Industrie begann sich mit dem neuen Verkehrsmittel zu befassen. Die Fabriken waren dabei so flug, sich die in Deutschland und Frankreich im Laufe der Jahre mit großen Kosten gesammelten Erfahrungen nutzbar zu machen, indem sie einfach die bewährten Wagen- und Maschinenkonstruktionen nachbauten und damit ihre Kraftwagenindustrie rasch auf die Höhe der Zeit brachten. Bemerkenswerte Eigentümlichkeiten besitzen infolgedessen die englischen Wagen nicht, und es ist daher auch nicht nötig, näher auf die englische Kraftwagenindustrie einzugehen.

Eine ganz ungewöhnliche Entwicklung nahm indessen der Kraftwagenbau in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Unbeeinträchtigt durch behördliche Vorschriften, wurden hier alle möglichen Fahrzeuge mit Dampf-, Benzin- und elektrischen Betriebsmaschinen geschaffen und in den Verkehr gebracht. Die Notwendigkeit der Bewältigung großer Strecken in

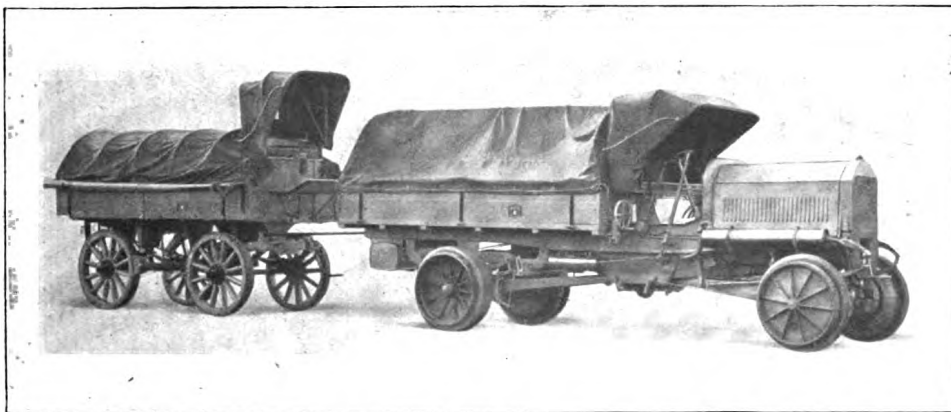


Abbildung 16. Daimler-Coloniallastzug, bei dessen Zuwagen alle vier Räder angetrieben sind

den größeren Städten und auf dem flachen Lande war aber auch ein gewaltiger Anreiz für die Industrie, Kraftwagen für jedermann zu schaffen. Auch für den Minderbemittelten sollte das Verkehrsmittel erschwinglich sein. Es wurde deshalb der Kraftwagenbau sehr bald auf große Verhältnisse zugeschnitten und eine Verbilligung der Fahrzeuge angestrebt. Die Fabriken nahmen einen raschen Aufschwung und gewannen bald an Ausdehnung, da ein geschickt eingerichteter Verkaufs- und Kellamepparat für Bekanntwerden der Erzeugnisse sorgte. So finden wir, daß bereits im Jahre 1915 die Zahl der in Amerika im Verkehr befindlichen Personenkraftwagen die Zahl von zwei Millionen erheblich übersteigt, während vor dem Kriege in Deutschland nur 94 000 Kraftfahrzeuge zum Verkehr zugelassen waren.

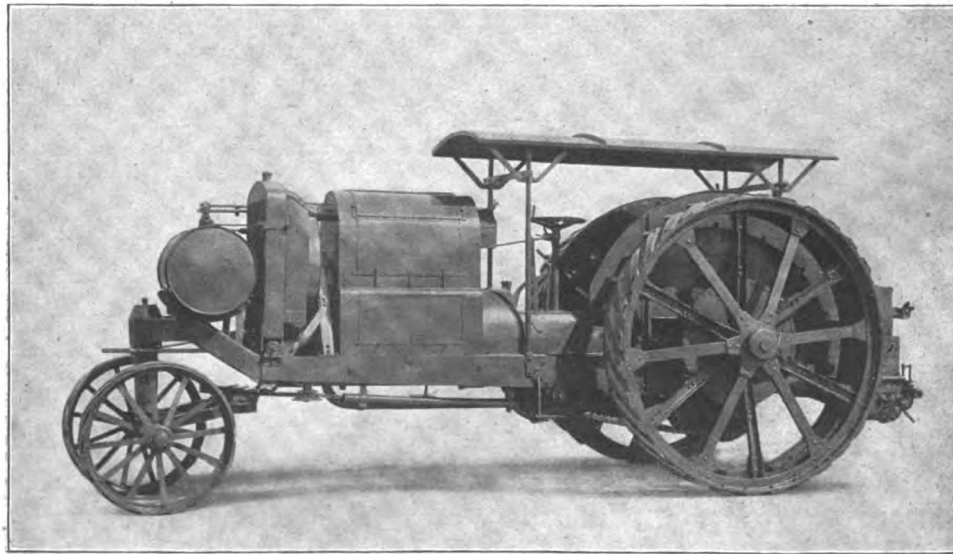
Dabei sind natürlich leichte Wagen in der Überzahl vorhanden. Daneben finden wir aber auch größere und starke Wagen aller Art in Bauart und Ausstattung wie bei uns, freilich auch, entsprechend den amerikanischen Neigungen, sonderbare Ungetüme, wie sie Abbildung 14 zeigt.

Um ein Bild von der Leistungsfähigkeit der amerikanischen Kraftfahrzeugfabriken zu geben, mögen folgende Angaben dienen.

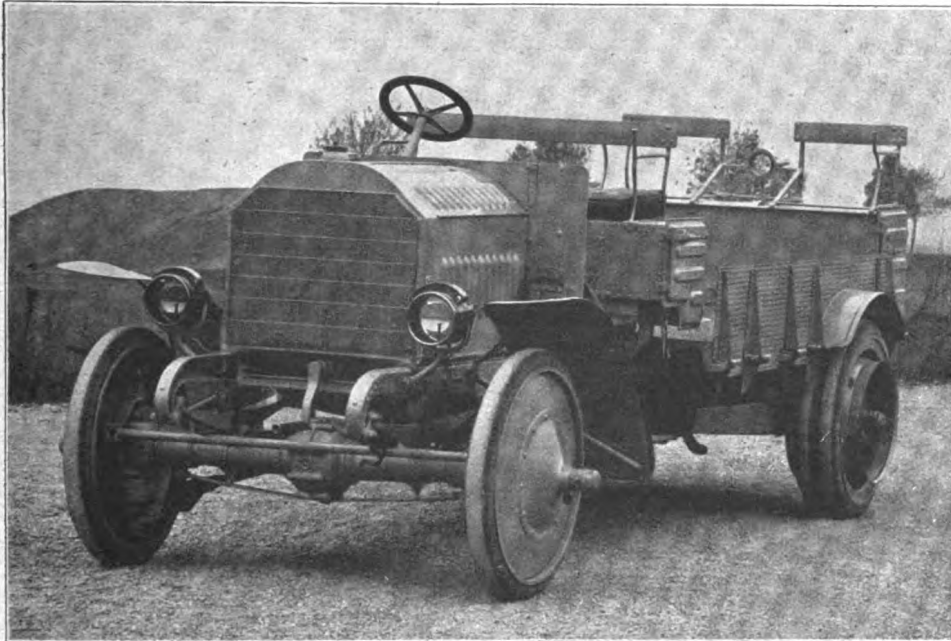
Die zurzeit größte Kraftfahrzeugfabrik der Vereinigten Staaten, nämlich die Ford Motor Comp. in Detroit, die im Jahre 1909 nur 100 Fahrzeuge fertigte, hatte 1915 be-

reits eine Jahreserzeugung von 598 000, also von mehr als einer halben Million Kraftfahrzeuge erreicht. Es entspricht dies einer durchschnittlichen Leistung von 1700 Fahrzeugen für den Arbeitstag. Dabei beträgt das Kapital dieser Firma nur zwei Millionen Dollar, und sie war in der Lage, für das im Juli des Jahres 1916 zu Ende gegangene Geschäftsjahr die Rekordividende von 2970% zu bezahlen. Es ist dies ein Gewinn, der selbst für amerikanische Verhältnisse als ein ganz außergewöhnlicher bezeichnet werden muß.

Diese Massenerzeugung von Kraftfahrzeugen ist natürlich nur dadurch möglich, daß sie verhältnismäßig billig sind und der amerikanische Markt eine ganz außergewöhnliche Aufnahmefähigkeit für Transportmittel besitzt. Ein vierfziger Fordwagen, wie wir ihn vor dem Kriege auch häufig in Deutschland sehen konnten, kostet jetzt in Amerika nicht ganz 2000 Mark. Allerdings sind die Wagen auch nicht derartig solide und unsern Schönheitsbegriffen entsprechend ausgestaltet, sondern sie tragen mehr der Zweckmäßigkeit Rechnung. Insbesondere sind die Wagen durchweg leichter gebaut. Die Wagenkasten sind aus Blech gepreßt, wie überhaupt Holz nach Möglichkeit vermieden ist. Die Folge ist eine beträchtlich kürzere Lebensdauer der Wagen. Außerdem werden nicht so viele Typen hergestellt wie bei uns, sondern jede Fabrik baut nur eine oder einige wenige Typen, wodurch die Herstellungskosten wesentlich verringert werden.



Abbild. 17. Daimler-Zugwagen (Straßenlokomotive)



Abbild. 18. Daimler-Vierräderantriebswagen zur Aufnahme eines Luftschiffabwehrgeschützes

Nach einem Bericht der schweizerischen Gesandtschaft in Washington darf damit gerechnet werden, daß in Amerika im Jahre 1916 etwa 1 200 000 bis 1 300 000 neue Kraftfahrzeuge in Betrieb genommen wurden. Dadurch kommt nunmehr auf etwa je 30 Bewohner der Vereinigten Staaten ein Kraftfahrzeug. Sicherlich ein deutliches Zeichen für den wachsenden Wohlstand dieses Landes.

Die große Leistungsfähigkeit der Fabriken hat es natürlich auch möglich gemacht, daß Amerika in der Lage war, unsern Feinden riesige Mengen von Kraftwagen für Kriegszwecke zu liefern. Von Kriegsausbruch an bis zum Anfang des Jahres 1915 soll die Ford-Motowagen-Fabrik allein 27 000 Wagen an die Verbündeten geliefert haben. Davon waren etwa 13 000 Panzer- oder leichte Maschinengewehrfahrzeuge, während etwa 12 000 für den Truppentransport und weitere 2000 für Verwundetentransporte bestimmt waren. Diese Zahlen haben sich seit dieser Zeit natürlich noch wesentlich gesteigert; man sieht hieraus, daß die amerikanischen Fabriken auch auf diesem Gebiete aus dem europäischen Kriege Nutzen zu ziehen wissen.

Von Interesse ist auch die Leistungsfähigkeit der französischen Kraftfahrzeugindustrie während des Weltkrieges. Als der Krieg ausbrach, waren fast sämtliche französischen

Kraftwagenfabriken von Arbeitern entblößt, so daß sie ihren Betrieb zum Teil einstellen mußten. Bald zeigte sich aber, daß die vorhandenen Kraftfahrzeuge nicht ausreichten und daß neue in ungeahnter Menge beschafft werden mußten. Den Fabriken wurden daher ihre Arbeiter von der Front zurückgeholt. Sie wurden militärisch organisiert, insbesondere verblieben die Arbeiter zur Vermeidung von Streiks oder dergleichen im Militärverhältnis, trotzdem sie ihren normalen Arbeitslohn erhielten. Außerdem wurde die Arbeiterschaft ergänzt durch Militäruntaugliche und durch geeignete Flüchtlinge aus Nordfrankreich und Belgien. Die Fabriken kamen durch diese Maßnahmen wieder in Gang und konnten durch Nacharbeit ihre Leistungsfähigkeit beträchtlich steigern.

Schwierigkeiten bereitete jedoch die Materialbeschaffung, und zwar in sehr hohem Maße, da die leistungsfähigsten Stahlwerke sich im Besetzungsgebiete befinden. Außerdem war Frankreich im Anfang des Krieges nicht in der Lage, Zündapparate für die Antriebsmaschinen herzustellen, und die Not war so groß, daß die Heeresverwaltung eingreifen mußte. Durch Vermittlung des Fabrikanten Renault wurde die französische Filiale der deutschen Bosch-Magnetapparate-Fabrik, die beschlagnahmt worden war, wieder in Betrieb

Außenhandel Deutschlands in Kraftfahrzeugen in den Jahren 1912 und 1913									
Einfuhr	1912		1913		Ausfuhr	1912		1913	
	Stück	Wert in Mark	Stück	Wert in Mark		Stück	Wert in Mark	Stück	Wert in Mark
Personenkraftwagen .	1689	11 643 000	1830	12 185 000	Personenkraftwagen .	7953	65 056 000	7849	70 963 000
Kraftfahräder	377	229 000	503	391 000	Kraftfahräder	3084	2 492 000	3214	2 664 000
Lastkraftwagen	201	2 519 000	159	1 936 000	Lastkraftwagen	695	7 773 000	1999	13 150 000
Gesamtwert	—	14 391 000	—	14 512 000	Gesamtwert	—	75 321 000	—	86 777 000

gesetzt. Die bisher dort beschäftigt gewesenen Arbeiter wurden von der Front zurückgerufen und die Fabrik auf eine derartige Leistungsfähigkeit gebracht, daß sie schließlich auch für den Flugzeugbau hinreichend Magnetapparate zur Verfügung stellen konnte.

Da Paris mehr als jede andre Großstadt auf den Kraftwagenbetrieb angewiesen war, machte sich die Einstellung des Kraftomnibusverkehrs daselbst besonders störend bemerkbar. Die Pariser Omnibusse mußten nämlich am ersten Tage der Mobilmachung von ihren Strecken sofort zurückkehren, da sie auf Grund von Abmachungen mit dem Kriegsministerium bei Kriegsausbruch in das Eigentum des Staates übergingen. Sie wurden in den Reparaturwerkstätten der Omnibusgesellschaften ihrem Verwendungszweck entsprechend umgeändert, und da dafür bereits alle Vorbereitungen getroffen waren, konnte diese Arbeit in kürzester Zeit erledigt werden. Alle Wagen waren sogenannte Subventionswagen, für die die Heeresverwaltung einen jährlichen Beitrag zahlte. Dafür mußten sie aber nach bestimmten Grundsätzen gebaut sein, die besonderes Gewicht auf stabile Bauart legten. Die Omnibusse sollen den Anforderungen des Krieges durchaus gewachsen gewesen sein und sich bewährt haben.

Für die Londoner Omnibusse, die ebenfalls zum großen Teil von der Heeresverwaltung übernommen und nach Frankreich geschafft wurden, trifft dies nicht zu. Sie waren lediglich für den Großstadtverkehr gebaut und daher zu schwach, so daß viele Brüche vorkamen.

Daß unsere deutschen Wagen den Kriegstrapazen in jeder Weise gewachsen sind und im Betriebe nichts zu wünschen übriglassen, braucht nicht besonders betont zu werden. Unsere Heeresverwaltung hat in weiser Voraussicht bereits viele Jahre vor dem Kriege die Wichtigkeit der Kraftwagen für die Krieg-

führung erkannt und nicht nur Vorschriften für die Ausgestaltung der vom Staate subventionierten Lastwagen erlassen, sondern auch in ihren Kraftfahrtruppen eine Organisation geschaffen, die sich dem Kraftwagenbetriebe im Kriege voll gewachsen gezeigt hat. Aus naheliegenden Gründen kann auf Einzelheiten in dieser Beziehung hier nicht eingegangen werden. Bemerkt darf werden, daß das deutsche Heer eine riesige Anzahl von Kraftfahrzeugen in Benutzung hat, von denen einige besondere Formen aus den Abbildungen 15—18 ersichtlich sind, und deren Wert, einschließlich der großen Vorräte an Ersatzteilen, Reifen usw. eine Milliarde Mark ganz wesentlich übersteigt.

Welchen wichtigen Faktor die noch so verhältnismäßig junge Kraftwagenindustrie im Wirtschaftsleben Deutschlands vor dem Kriege bildete, zeigt die obenstehende Zusammenstellung von Zahlen über den Außenhandel Deutschlands in Kraftfahrzeugen während der beiden Jahre 1912 und 1913. Man erkennt aus ihr, daß der Gesamtwert der Einfuhr erfreulicherweise nicht groß ist und insbesondere im Jahre 1913 gegenüber dem Vorjahre nicht zugenommen hat. Die Ausfuhr ist demgegenüber erheblich größer gewesen und zeigt eine wesentliche Zunahme im Jahre 1913. Bemerkenswert ist noch bei diesen Zahlen, daß bei der Einfuhr von Personenkraftwagen Amerika im Jahre 1913 an Wert doppelt soviel Wagen in Deutschland einfuhrte als im Jahre 1912. Dieser Umstand weist uns darauf hin, daß die außerordentliche Leistungsfähigkeit der amerikanischen Kraftfahrzeugfabriken in Deutschland nicht unbeachtet bleiben darf, und daß unsere heimische Industrie rechtzeitig wird Vorkehrungen treffen müssen, daß der deutsche Markt nicht von den billigeren amerikanischen Wagen überschwemmt wird.

Ein deutscher Freiheitskämpfer

(Alexander von der Marwitz)

Von Dr. Bertha Badt

Rüchlich fiel mir Barnhagens Galerie von Bildnissen in die Hände. Im zweiten Bande fand ich einen Menschen verewigt, wie ich ihn nie im Geiste noch gesehen habe: Alexander von der Marwitz. Selten ergriff mich etwas wie diese Seele, stets blidend in die Höh' — nach allem Edelsten, innerlichst glühend ohne die Stütze irgendeiner Superstition, frei von aller Schwelgerei im Geistesreichsein, und doch Welt und Menschen und Bücher im Spiegel des vornehmsten Geistes zu der wahren Befreiung des Schauenden widerspiegelnd, seiner Vornehmheit so bewußt und doch von allem Hochmut als ein echter Mensch unsäglich fern. Das lies doch, lieber Freund!

Der diese Worte schrieb, hieß Erwin Rohde, selbst eine der edelsten Jünglingsgestalten deutscher Geistesgeschichte, ehe er mißmutig und Professor wurde; der angerebete Freund aber ist der junge Nietzsche in jenen Jahren, da er »ungefättigt gleich der Flamme« glühte. Wer aber ist der dritte, den dieser begeisterte Weckruf aus den dämmernden Gefilden der Unterwelt heraufbeschwören soll in den Verband lebendigster Jugend?

Als Alexander von der Marwitz, vormals Referendarius in Potsdam, aber jetzt Adjutant im Yorkschen Korps, bei Montmirail am 11. Februar 1814, »hoffnungsvoll und sehr geliebt«, wie die Zeitgenossen von ihm sagen, sein junges Leben lassen mußte, da hat er nicht eben viel schwarz auf weiß für die Nachwelt hinterlassen: Entwürfe von kriegstechnischen und volkswirtschaftlichen Arbeiten, Übersetzungen aus dem Griechischen u. ä. Nicht um ihre willen würden wir uns heute seiner er-

innern. Aber wir bewahren in seinen Briefen und in den Briefen seiner Freundin an ihn, die »keine Briefe, sondern lebendige Menschen« sind, das Bild eines in atmen der Frische uns anblickenden Menschen aus der Zeit vor hundert Jahren; aus jener Zeit, die der unsrigen mit jedem Tage mehr zu sagen hat. Mit ihrer großen Krankheit, dem Kampfe zwischen Grübeln und Tun, Bewußtsein und Schaffen; und mit ihrer großen Befreiung — dem Kampf für deutsche Freiheit.

Eine antike Jünglingsgestalt nannte man damals den jungen Marwitz. Nicht ganz mit Unrecht; obwohl er zugleich sehr preußisch, sehr heimatisch, sehr märkisch war. Er war aus dem Stoffe, aus dem man die Götter bildet; nicht die seligen, schmerzfreien, ewig lächelnden — aber jenes Geschlecht der Dämonen, die Plato kennt: Kinder der Fülle und des Mangels, des Himmels und der Erde; mit dem Scheitel die Sterne rührend und nirgend festen Fuß unter den unsicheren Sohlen — zu ewiger Sehnsucht verurteilt.

Dieser Gast aus der Ferne sah die Erde zuerst aus dem Bereich eines echten märkischen Adelschlosses. Aber hinter den dicken Mauern und inmitten der ruhevoll wogenden Felder wuchs ein unruhiges, tatendürftiges und eigenwilliges Geschlecht. Wenig andre Häuser haben Preußen so viele Generale gegeben. Die Tradition des Hauses wahrten die drei Brüder, die nach dem frühen Tode ihres Vaters Zeugen von Preußens Erniedrigung und Erhebung waren. Der Älteste ist jener trohige August Ludwig von der Marwitz, der bei Jena mit zusammengebissenen Zähnen kämpfte, bis ihm das Pferd unter



Alexander von der Marwitz
Nach einer Zeichnung aus dem Nachlaß von Barnhagen von Encke
Mit Genehmigung der Handschriften-Abteilung der
Kgl. Bibliothek in Berlin

dem Leibe weggeschossen und der runde Hut von Kugeln durchlöchert war, den 1809 sein adelsstolzer Protest gegen die Hardenbergschen Reformen ins Spandauer Gefängnis brachte, der aber 1813 sich mit dem Widersacher einte im Kampfe gegen den Feind des Vaterlandes. Neben der gedrunghenen, steifnackigen, kurzhalsigen Gestalt des märkischen Junkers vom alten Schläge steht der jüngere Bruder Alexander wie die Palme neben der knorrigen Eiche. Eine Zeichnung in Barnhagens Nachlaß bewahrt uns das schöne Knabenbild: schlank und edel mit großen dunklen Augen und klarer hoher Stirn, leidenschaftlichen Lippen und einer kleinen überraschenden Rundung im Kinn, wie man sie wohl bei gärtlichen Frauen findet — ob Unsicherheit des Willens? ob Ratlosigkeit der Jugend? Schon im Antlitz meinen wir die Widersprüche seines Wesens zu erkennen. Herrisch und aufbrausend, von zitternder Leidenschaftlichkeit und maßlos heftig; einen unverschämten Wirt in Olmütz hat er, sinnlos vor Zorn, niedergestochen und hinterher zeitlebens seine einsamen Stunden von dieser Tat belastet gefühlt. Und dabei konnte er sanft wie ein Kind sein, wo ihm verstehende Liebe entgegentrat, »biegsam wie ein jüngerer Bruder«, sagt seine Freundin von ihm. Sein halbes Leben stürmt er fort in Unrast, Selbstunzufriedenheit, Lebensüberdruß; und hatte doch dabei Trieb und Neigung zu einer freundlich »winterstüblichen« Geschäftigkeit, konnte studieren und spazierengehen wie ein deutscher Gelehrter alten Schlages. Von ferne sieht man den Prinzen Louis Ferdinand in diesem Jüngling; vielleicht reiner, schladener, auch weniger nach der künstlerischen als nach der wissenschaftlichen Seite hin begabt — aber krankend am selben Uebel: der Zeit.

Das Außerordentliche dieses Geistes wurde früh erkannt. Seine Lehrer am Grauen Kloster bewundern ihn. Steffens und Schleiermacher leiten ihn in Halle zur Philosophie, und der ältere Bruder erzählt halb stolz und halb geringschäßig, daß Alexander mit den Hallenser Professoren »Herr Bruder war« und mit dem Philologen Wolf griechisch diskutierte. Das Jahr 1806 rief ihn vom fröhlichen Leben und eifrigen Lernen fort. Der Bruder zog ins Feld, Alexander mußte an seiner Stelle die Verwaltung des Vatergutes übernehmen. Der neunzehnjährige Jüngling führte die Aufgabe beherzt

und tüchtig durch — freilich nicht, ohne daß ihm seine rasche Unbesonnenheit einmal einen bösen Streich spielte, der ihn fast vor ein französisches Gericht geführt hätte. In die stillen Sommertage von Friedersdorf bringen die Berliner Freunde Barnhagen und Adolph Müller zuerst die böse Zeitung von dem Tilfiter Frieden und damit die trostlose Gewißheit für alle mutigen Hoffnungen und gespannten Erwartungen.

Dieser unheilvolle Friede, der keinem preussischen Herzen Ruhe gab, bildet einen Wendepunkt im Leben des Jünglings. Alle Zukunftspläne sind damit abgeschnitten; es begann die elende Zeit, die jeden, der jung ins Leben trat und nicht rheinbündischen Verrat üben wollte, zu quälender Tatenlosigkeit verdammt. Der fleißige Student gab sich zunächst alle Mühe, die Zeit im Studierzimmer zu überwinden »am Kamin mit Plato und Schleiermacher«, lange aber hält's ihn nicht dabei. Im November geht er zu Stein nach Memel, lernt dort Niebuhr kennen, der ihn sehr schätzte, und gerät auch mit den neuen »pseudophilosophischen Staatskünstlern« des Tugendbundes, wie sie der Bruder nennt, in engere Berührung. Als dann die Kunde kam vom tapferen Schill, der mit den Franzosen sich schlagen will, ist er gleich dabei; freilich muß er bald einsehen, daß der wadere, aber beschränkte Mann sein Unternehmen zu keinem guten Ende würde führen können, und trennt sich von ihm. Nicht lange darauf finden wir ihn bei den österreichischen Waffen. Sein jüngster Bruder Eberhard, ein prächtiges junges Blut, der schon 1806 nach einer halbrecherischen Flucht aus der Gefangenschaft der Ecole militaire sich zu dem Marwitzschen Greitcorps geschlagen hatte, war bei Aspern schwer verwundet worden; zu ihm will er, in seinem Regiment kämpfen, »nicht so warten und herumstehen wie ein Kind, ein Alter oder ein Pflastertreter«. Aber das Glück will ihm nicht wohl: den Bruder muß er begraben, und für seinen Tatenbegriff findet er auch hier kein Feld. Statt eines siegreichen, weitausschauenden Krieges überrascht ihn der Waffenstillstand, wo er weder praktisch den Drang befriedigen, noch theoretisch, wie es das Ziel des eifrigen Lerners war, seine Einsicht in die Kriegskunst erweitern konnte. Es ist bezeichnend für ihn, daß er in der erzwungenen Muße eine größere kriegstechnische Arbeit verfaßte, wie der Krieg nach

dem Waffenstillstand zu führen sei. Immerhin stößt ihn dieses Leben, dem nun sowohl die geistige wie die militärische Ausbildung fehlt, so ab, daß er im Herbst 1810 wieder in die Heimat zurückkehrt.

In die nächsten drei Jahre drängen sich nun alle Kämpfe zusammen, die Natur und Schicksal diesem Menschen auferlegt hatten. Ein günstiges Geschick fügt es für uns, daß wir bei mancher Unsicherheit über die Gestaltung seines äußeren Lebens doch diese inneren Kämpfe mitansehen dürfen, als hätten wir sie miterlebt. Bald nach seiner Rückkehr von dem Schill'schen Zuge hatte er in Berlin die große Menschenfischerin Rahel Levin kennengelernt, die ihm bald Beichtmutter, Ratgeberin und vertrauteste Freundin geworden ist. In den Briefen beider enthüllt sich uns dieses merkwürdige seelische Drama.

Wie schon 1807 kommt er mit dem Vorsatz nach Berlin, »viel zu lernen«; und eine Zeitlang gelingt es ihm, die Absicht durchzuführen. Vielfältig und streng ist die geistige Gesellschaft seiner Studierstunden. Adam Smith, der neben Napoleon jetzt der mächtigste Monarch in Europa ist, wird ernstlich durchgearbeitet und scharf kritisiert. Eigne umfangreiche politische und staatswissenschaftliche Arbeiten werden in Friedersdorf noch heute aufbewahrt. Daneben geht — bei einem Soldaten und Studenten überraschend, bei dem Freunde Rahels natürlich — eine heiße und innige wahrhafte »Fasernliebe« für die Natur. Mitten im österreichischen Kriege erlebt er Naturbilder, die wie Gebichte wirken. Und doch ist seines Bleibens nicht bei Büchern und Blumen, so sehr er sich manchmal als »Sohn Gottes und der Natur« empfindet und versucht, »im Anschauen der geistigen Gewalten die ewige Ruhe des Gemütes zu finden«. Immer war das Vaterland Ende und Anfang seiner Gedanken gewesen. Als sein Freund Adolph Müller auf einer Reise nach Paris den Gedanken erwog (wie ihn nur der Verzicht auf jedes politische Gefühl zeugen kann und wie ihn uns heute allzu gern mancher Feind wieder einimpfen möchte), ob nicht Preußens Niederlage sein Heil wäre, ob es nicht bestimmt sei, sich mit einem geistigen Siege in der Welt zu begnügen, da weiß ihm Marwitz aus voller Seele zu erwidern: »Erinnern Sie sich Ihres Vaterlandes, mein lieber Müller. Von ihm

kann gerühmt werden, was Herodot an dem antiken Griechenlande preist: daß an den vier Enden der Erde viel einzelne Herrlichkeiten gezeigt werden und manches Wunder daselbst erscheint, nur in Griechenland, dem Mittelpunkt, die geübliche Mischung aller Elemente sich darstellt. Dieses gilt in geistiger sowohl wie in leiblicher Beziehung von dem modernen Deutschland; und wie es dem Griechen, solange er Grieche blieb, unmöglich erschien, jemals von Barbaren beherrscht zu werden, ebenso wird auch der Deutsche, solange sich seine Nationalität ungeschwächt erhält, niemals die Herrschaft eines Ausländers dulden ... Hat er doch die Idee des einen modernen Staates in der unvergleichlichen Glorie seines alten Kaiserthrons realisiert; hat sich doch nirgend in der ganzen Geschichte die Idee eines Freistaates so göttlich rein und ungetrübt erhalten wie in der schweizerischen Republik; hat doch in unsern Tagen von neuem in dem nördlichen Deutschland der Staat sich erhoben, an und durch welchen sich der Protestantismus — ebenfalls ein deutsches Werk — als Gesinnung, Wissenschaft und Kunst zur herrlichsten Blüte entfaltet hat. Alles zum Beweise, daß dem Deutschen die Kraft, welche die Staaten gründet, nicht fremd ist. Wenn von den übrigen Nationen Europas jeglicher vergönnt war, einzelne Ideen in ihrer Vollenendung meist bewußtlos zu realisieren, so ist ihm beschieden, die Totalität aller Ideen bewußt auszusprechen. Daher wird entweder der Deutsche durch eigne Kraft aus der schmählichen Erniedrigung sich erheben, der er jetzt unterlegen ist, oder das charakteristische Wahrzeichen, welches ihn durch die ganze Geschichte hindurch begleitet, ist bereits verschwunden, und es gibt kein Deutschland mehr.«

Näher noch tritt das gedemütigte Vaterland jetzt in den Kreis seiner Lebenspläne. Wirken will er für das Land, dem sein Herz gehört; dieser beherrschenden Idee soll sein Leben gewidmet werden. Und doch: als Niebuhr ihm 1809 einen Staatsratsposten anbietet, da schlägt er ihn aus, »er habe noch viel zu lernen«. Als Humboldt dem »ausgezeichneten jungen Manne, der so viel Griechisch kann«, seine Nachfolgerschaft in Rom anbietet, da bittet er ihn, nichts für ihn zu tun. Woher dieses Schwanken? Wenn man Barnhagens schriftlichen Notizen (im Barn-

hagen-Nachlaß der Kgl. Bibliothek zu Berlin) Glauben schenkt, so scheint es, als habe er im geheimen die Hand nach dem Wirkungsfreife hoch ausgestreckt, den er sich träumte. Die Patrioten vom Schlage des älteren Marwig hatten, wie bekannt, den heimlichen Plan, dem zaubernden König zuzufolgen und, sei es auch gegen seinen Willen, Preußen für ihn oder für Prinz Wilhelm zu erobern. Auch Alexander soll in diesem Plan seine Rolle zugeteilt erhalten haben, wie Barnhagen aus einem in Rahels Besitz befindlichen Dokument wissen will. Vielleicht ist manche Andeutung in seinen Briefen dahin zu deuten.

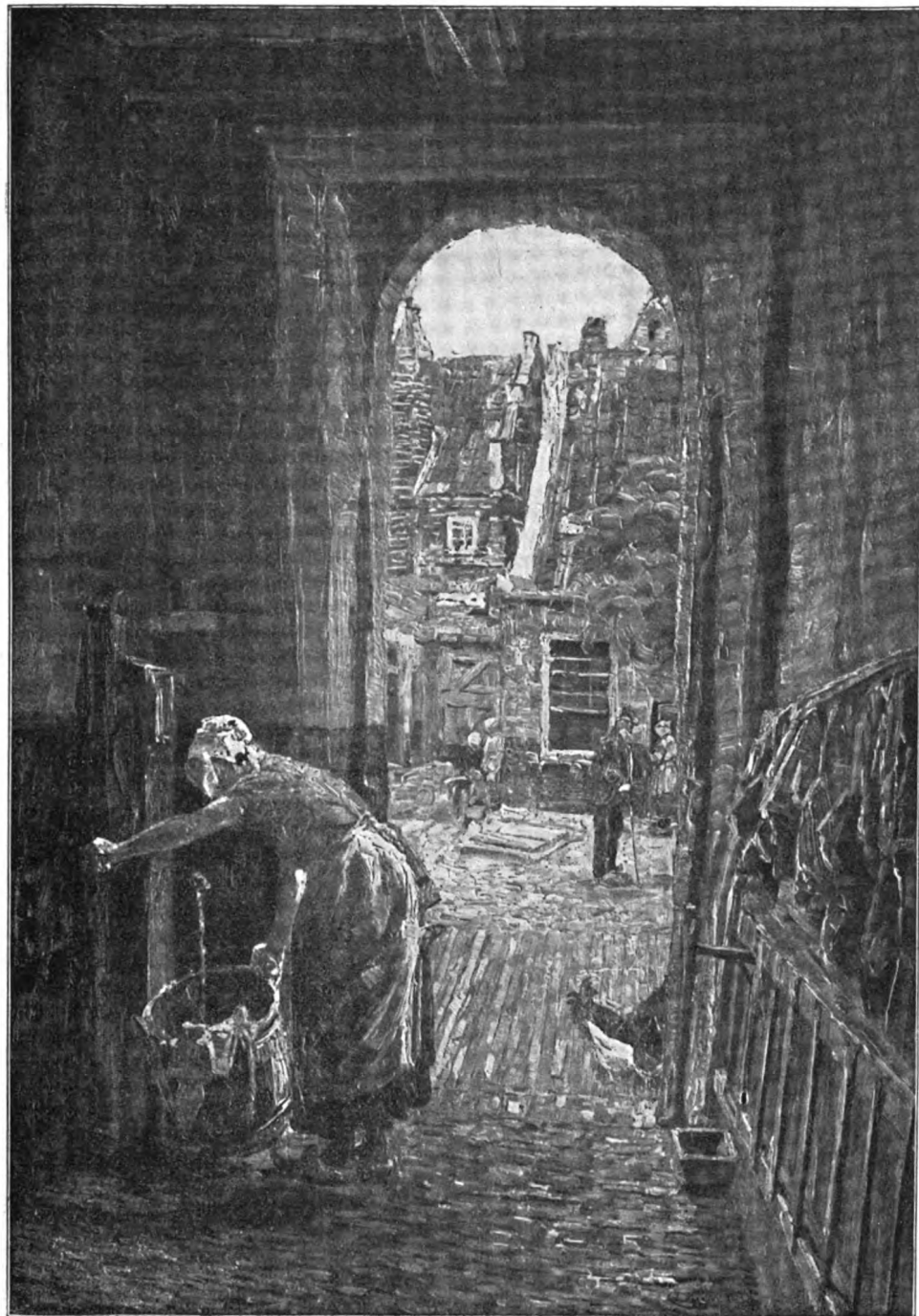
Immerhin: auch diese weitaussehenden Pläne werden nicht zu Taten. Denn nun tritt in dieser Natur von Stahl und Nerven der innere Zwiespalt zutage, an dem die Zeit krankt: der Zwiespalt des Romantikers zwischen Gedanke und Tat. Wie Friedrich Schlegel einmal von Hamlet sagte: er wäre größer gewesen, wenn er weniger Verstand besessen hätte. Der grübelnde Gedanke lähmt dem romantischen Dichter die künstlerische Tat — er raubt dem romantischen Menschen die Lebenstat. Mit ihrer herzdurchforschenden Einsicht erkennt Rahel diesen Kampf klarer, als er sich Kämpfenden selbst ausspricht: »Sie können der Zeit nicht entfliehen ... Unre Zeit ist die des sich selbst ins Unendliche bis zum Schwindel bespiegelnden Bewußtseins. Und die größten Helbenanlagen, die wirkungsreichste und fähigste Natur muß austrocknen, vergehen, in Luft und Flammen aufgehen, wenn sie doppelt begabt, echt menschlich begabt ist ... Staatshelben, die erst vernichten und erobern sollen, dürfen kein großes Bewußtsein haben ... Sie nun sind der Mensch mit den doppelten Gaben, mit dem zweiseitigen Sinn; und wie getriebelt, erdrückt stehen Sie mitten drin. Dies ist Ihr Unglück, Ihr Leid!«

Bis hierhin versteht die Frau, die sagen konnte: »Wenn Sie mir schreiben, ist es, als wenn Sie zu sich selbst sprächen«, den Freund, als lebte sie in seiner Seele mit. Kommt's aber zu Lösungen, zu einem Ausweg aus dem Weltenwirrwarr, so zeigt sich auch hierin die Tragödie der Freundschaft, die sie selbst klar erkannte, »einsam steht jeder; auch liebt jeder allein; und helfen kann niemand dem andern«. Verschärft wird der Zwiespalt hier noch dadurch, daß einer von

den beiden Freunden ein Weib ist, das den Gedanken an die Allgemeinheit nach eigenem Geständnis nur durch den Gedanken an jeden einzelnen fassen konnte. Was rät sie ihm? Eine Kolonie von guten Menschen solle er gründen und »leben, lieben, studieren, fleißig sein, heiraten, wenn's so kommt; jede Kleinigkeit recht und lebendig machen. Das ist immer gelebt, und das wehrt niemand.« So hätte Epikur zu einem spartanischen Jüngling sprechen können.

Der alte Fontane, der auf seinen Wanderungen durch die Mark auch Marwig mit scharfem Auge angeschaut hat, gibt sich doch wohl allzu rasch zufrieden, wenn er meint, daß diese Worte einen Wendepunkt im Leben des jungen Heißsporns bedeuten. Gewiß verspricht er, nicht mehr über die Zeit zu klagen, »fernab sind mir längst alle Träume von Heldengröße und äußerer Bedeutsamkeit gezogen«. Und doch reißt ihn der Ekel an der Welt und an sich selbst schon einige Wochen später in einen solchen Abgrund der Verzweiflung, daß man Kleist zu hören meint: »Ich habe in dieser Zeit zuweilen an den Selbstmord gedacht, und immer ist es mir vorgekommen wie eine verrückte Noth, das heilige Gefäß so blutig, so überlegt zu zerstören. Auch die kann unvermeidlich werden durch Übermaß der Noth; das fühle ich wohl.«

Rettingspläne tauchen in ihm auf. Nach England will er reisen, in Spanien Kriegsdienste nehmen; überall hin, wo Freiheit und Handeln erreichbarer erscheinen als im Lande des Gedankens. Da tut ihm die Zeit, die so bitter auf ihm lastete, den größten Dienst. Der »Kampfgeselle der Natur« gelangt in den Moment, in dem er kämpfen muß. Und als Motto über seinem Kampfe stehen die schönen Worte, mit denen er von dem Jahre 1812 Abschied nimmt: »Es ist eine wunderliche und wirklich mystische Zeit, in der wir leben. Was sich den Sinnen zeigt, ist kraftlos, unfähig, ja heillos verborgen; aber es fahren Blitze durch die Gemüther, es geschehen Vorbedeutungen, es wandeln Gedanken durch die Zeit, es zeigen sich Gespenster in mystischen Augenblicken dem tieferen Sinn, die auf eine plötzliche Umwandlung, auf eine Revolution aller Dinge deuten, wo alles Frühere so verschwunden sein wird, wie eine im Erdbeben untergegangene Erde, während die Vulkane unter entsetzlichem Ruin eine neue, frische emporheben.



Adolf Jilcher-Gurig: Aus dem Waisenhaus in Emden

Und der Mittelpunkt dieser Umgestaltung wird doch Deutschland sein mit seinem großen Bewußtsein, seinem noch fähigen und gerade jetzt keimenden Herzen, seiner sonderbaren Jugend ...»

Da kommt der Krieg.

Zu Ende ist nun die Geschichte des Grübelns und Zauberns, es beginnt die Geschichte des Handelns. Auch die Wirrnisse eines Herzenserlebnisses, über das uns Barnhagens Nachlaß berichtet, seiner erwiderten Liebe zu der jungen Gattin seines Lehrers Schleiermacher, werden mit dem Schwerte durchhauen. Schon in den ersten Januar Tagen eilt er nach Ostpreußen, wirkt dort mit, daß sich die Provinz für Rußland, für Jort und für die Freiheit erklärt; schließt sich dann selbst Tettensborn an, kämpft bei Lüneburg, bei Halberstadt, bei Leipzig. Gleich nach dem Waffenstillstande greift er mit seinen Kosaken in der Nähe von Wittenberg polnische Infanterie an. Sein Pferd wird erschossen, die Polen umringen ihn, Arm und Hand werden ihm von Säbelstichen ganz zerhauen; ein polnischer Offizier rettet ihn vor dem Tode. Gefangen wird er nach Leipzig geführt, entflieht in einer Sturmnacht dem Gefängnis und schlägt sich unter vielen Abenteuern durch Deutschland durch, bis er Prag erreicht. Denn dort wußte er Rahel, die ihn wie eine Mutter aufnahm. »Als ich eben mit Tied und dem jungen Jäger verhandle, geht meine Tür auf und — Marwitz steht vor mir. Den Arm in einer Binde, ruppig, abgemagert steht er da. Einen zerrissenen Bauernkittel an und ein Stück Kommißbrot eingewickelt in der linken Hand. Welcher Jubel! Er lebt, ist der alte, ist gesund, hat aber acht Wunden.« Nun ist

dem Genesenden mitten im Kriege noch ein friedliches Beisammensein mit der Freundin gegönnt. Wie Abendrot liegt's über diesen Monaten, den letzten, die er zu leben hatte. Er wohnt im selben Hause wie Rahel; ist den ganzen Tag bei ihr; führt Gespräche über Goethe, zu dem ihn die Freundin erzogen hatte. Das ganze Haus wartet ihm auf »aus Rahel- und aus Preußenliebe«.

Nicht lange dauert die Rast. Mit lahmem Arme noch stürmt er davon, sehr gegen den Willen der Pflegerin. Jetzt tritt er bei der I. Brigade des Jortschen Korps ein, nun endlich unter preußischen Fahnen. »Da die Österreicher über den Rhein gegangen sind, wird es unfehlbar auch bald mit uns losgehen«, schreibt er in seinem letzten Briefe an Rahel. Seit den Unglückskämpfen von Montmirail fehlt jede Nachricht von ihm. Aber man hört zu Hause nicht auf, zu hoffen. »Nun fehlt nur noch Marwitz. Aber ich hoffe. Der kommt wieder, ganz durchlöchert an Körper und Wäsche, zu mir.« — »Wer von Marwitz hört, schreibt dem andern« — so klingt's immer wieder aus den Briefen der Freundin. Dore, das alte treue Mädchen Rahels, das Marwitz gepflegt hat, will's auch nicht glauben, daß ihm etwas geschehen sei. Bis endlich ein Brief eines Freundes die tödliche Gewißheit bringt. Da wird Rahel ganz still, wie bei jedem großen Unglück ihres Lebens. Ich schweige. Ich kann mich über nichts mehr ausdrücken ... Jeder Freund von Marwitz fühlt seinen Tod nach Maß seines eignen Wertes.« Das ist ihr Nachruf.

Aber der Jüngling fallend erregt unendliche Sehnsucht

Allen Künftigen auf, und jedem stirbt er aufs neue.

Juninächte

Weit hinter den Bergen leuchtet es schon
Tief bis in die Nächte;
Dort halten die Wacht am Sonnenthrone
Helden aus Göttergeschlechte.

Sie schweigen und dämpfen sorglich die Glut
Heiliger Feuerbrände.
Ihr hoher Gebieter sitzt und ruht,
Müde gefaltet die Hände.

Sein Auge findet den Schlummer nicht.
Sinnend sucht es die Ferne.
Im letzten, sinkenden Abendlicht
Scheinen verblaßt die Sterne.

Die Flammen drängen mit Urgewalt
Wider der Wächter Mühe.
Hoch über die Berge lodern bald
Feuer der Morgenfrühe.

Erich Ostmark

Heimstätten

Von Fritz Müller (München)

Als der Krieg vorüber war, hatte der Kommerzienrat Schnürpel eine Idee: Ein großes Kurhaus für Kriegsmüde. Kriegsmüde mit Geld natürlich. Ein befreundeter Psychiater hatte ihn darauf gebracht: »Ich versichere Ihnen, Herr Kommerzienrat, die Psychosen haben zugenommen. Nein, nicht die der Kämpfer draußen. Bei denen überwiegt Gefundheit. Aber bei den Kämpfern drinnen —«

»Ah, Sie meinen Leidbetroffene, Herr Doktor?«

»Ach nee, Kriegsprofitler mein' ich, Herr Kommerzienrat. Sie glauben gar nicht, wie nervös es macht, die dicken Kriegsprofite durch die dünnen Paragraphendrächte der Gesetze — hushdibusch und hastdunichtgesehen — ungeschoren in den Frieden durchzuschleifen. Es gelingt ja schließlich mit Schmiegsamkeit und Seitensprüngen, und was an den Paragraphendrächten von Profiten hängenblieb, ist nicht der Rede wert. Aber das wissen Sie ja besser, Herr Kommerzienrat —«

»Herr Doktor, ich muß bitten —«

»Sehen Sie, da haben wir's: Nerven bleiben hängen. Vor dem Kriege konnten Sie mit Ihren wundervollen Nerven jeden Spaß verstehen — jetzt hängen sie —«

»Herr Doktor, ich muß wieder bitten!«

»— sie' klein geschrieben, mein' ich — jetzt hängen Nerven an den Drächten — es wird eine Massenkur einsetzen müssen nach dem Kriege —«

»Man wird sie loden müssen, Doktor.«

»Die Nerven, meinen Sie?«

»Nein, den Draht.« Kommerzienrat Schnürpel machte eine leichte gelbausezahlende Gebärde.

Dann ging er hin, gründete eine große Kurhausgesellschaft und nannte sie »Germania«. Und darauf hatte er die zweite Idee: Nach Ostpreußen damit, möglichst in eine von den Russen besetzt gewesene Landschaft. Das mußte ziehen. Gerade bei den besseren Kreisen.

Und endlich die dritte Idee, die er nicht mal mehr zu haben brauchte, die von selbst kam: Dort hinten war das Land ja noch un-

sinnig billig, und wenn man sich da tüchtig für private Rechnung Grund dazu kaufte, der durch das Kurhaus steigen würde — dreifach, fünffach, zehnfach ...

Die kleine ostpreußische Gemeinde war nicht rosig dran. Zweimal geräumt, zweimal die Russen, zweimal tastende Rückkehr der Bewohner, immer die zögernde Hand am Pflug und den unraffig gewordenen Blick nach Osten — da kommen auch die Palme zögernd und dünnlich zu der Ernte. Da schnitt ein Brief des Kommerzienrats Schnürpel in die Bürgermeisterei. Eine Viertelstunde später schnitt der Bürgermeister selber in das kleine Seehaus des Majors Hach. Das war ein verhußeltes pensioniertes Männchen aus dem Siebziger Krieg. Der hatte sich hier niedergelassen. Noch immer fragte er einen Narren an der Gegend, wie sie sagten. Zum Vorstand des Gemeinderats hatten sie ihn gemacht. Sie hätten keinen finden können, der seine Wahlheimat mehr liebte.

»Herr Major, Herr Major, sie wollen uns ein Kurhaus bauen!«

»Das sollen sie hübsch bleibenlassen, Herr Bürgermeister!«

»Aber sie zahlen bar. Geld kommt in die Gemeinde. Sie kann es brauchen, Herr Major, Sie wissen es.«

»Ich weiß, daß die Städter nichts umsonst hergeben.«

»Sie zahlen für den Gemeindegrund am See —«

»Es ist die einzige Allmend, die der Gemeinde blieb, Herr Bürgermeister.«

»Aber wenn wir die Hälfte unserer Schulden damit abbezahlen können — das werden Sie doch nicht verhindern wollen, Herr Major ...«

»Und man sagt, daß seit dem letzten Russeneinfall dort ein Massengrab —«

»Ja, ich weiß — eine aufgeriebene deutsche Kompagnie — aber wohl nur eine Sage — niemand hat sie finden können, Herr Major.«

»Ich gebe zu, es ist nicht sicher, Herr Bürgermeister, aber —«

»Aber das angebotene Geld ist sicher,

bombensicher, tilgt außerdem die Hälfte unsrer Schulden, so daß ein Mann wie Sie, der nur das Beste der Gemeinde will ...»

Die Gemeindefestung war recht stürmisch, trotzdem sie alle einig waren, bis auf den kleinen verhugelten Major aus dem Siebziger Krieg. Der socht mit den Armen, der hielt eine Rede: »... und ich kann nicht glauben, daß ihr eurer Väter freien Grund und Boden —«

Darauf stand der eingeladene Kommerzienrat Schnürpel aus dem verräucherten Ehrensessel auf und erhöhte im Namen der Kurhausgesellschaft Germania sein Gebot um ein paar pralle Tausender.

»Aber wenn ihr bedenkt, daß wir später selbst einmal den alten Seegrund nötig brauchen könnten —«

Darauf stand der Kommerzienrat Schnürpel zum zweitenmal aus dem Ehrensessel auf und erhöhte im Namen der Kurhausgesellschaft Germania sein Gebot um ein paar pralle Tausender.

»Freunde, stellt euch vor, die schlafende Kompagnie da drunten wachte auf, erführe, ihr hättet für Geld ihre ewige Heimstätte über ihren Kopf verkauft — diese selben Köpfe, die mit Russenblei durchbohrt sind, weil sie euch den Boden verteidigten, euren Boden —«

Im Ehrengastsessel bewegte sich's nervös. Einige Gemeinderäte begannen bedenklich zu niden. Voran, alter Siebziger, weiter aufgerissen ihre Herzensbreche — keine schneidigste Attade reiste für den Durchbruch!

»Freunde, was ihr tun wollt, ist nicht ehrlich!«

»Oho, oho!« Die sentrecht an zu niden angefangen, waren wieder wagheret in das Schütteln eingeglitten.

»Unehrlich, sag' ich: die Allmend ist schon verkauft. Die sie kauften, haben sie zuhöchst bezahlt. Mit ihrem Blute hat sich ein jeder da drunten sein schmales Gelas ertauft —«

Der Ehrensessel war umgefallen: »Meine Herren, der Herr Major ist ein Ehrenmann — Gut ab vor ihm — er ist mehr als das — sogar ein bißchen Dichter ist er — Dichter dürfen unbewiesene Dinge sagen — kühl denkende, verantwortliche Gemeinderäte aber, wie Sie, meine Herren — na, meine Herren, ich bin kein Redner — um die Sache kurz zu machen: im Namen der Kurhausgesellschaft

Germania verdopple — verstehen Sie, verdopple ich mein Angebot ...«

Der alte Major sah sich im dunklen Saale um, mit einem Blicke: er und seine Kompagnie, seine unterirdische Kompagnie, hatten verspielt.

Kommerzienrat Schnürpel ging aufs Ganze. Eine Woche später trat er schnurstracks in das Häuschen seines Widersachers: »Nichts für ungut, Herr Major, daß ich es wage —«

»Einen Unterlegenen zu besuchen, ist kein Wagnis. Sie wünschen?«

»Sie!«

»Mich?«

»Die Waffen haben gegen Sie entschieden. Seien Sie vernünftig. Werden Sie der Unsrer, Sie sollen's nicht bereuen, Herr Major.«

»Nicht bereuen?« Nur einen Augenblick lang war der alte Haubegen unsicher, bevor er grimmig sagte: »Aha, wieviel?«

Jetzt wurde der andre unsicher: Teufel, begriff der schnell! Na, desto besser: »Herr Major, wir sind nicht kleinlich; wir wissen, daß es mit dem Gemeindecbeschlusse noch nicht getan ist, es wird noch manche Schwierigkeiten geben, bevor der Kurhausgrund niet- und nagelfest verbrüht ist.«

»Sie meinen den Landrat, der den Ratsbeschlusse bestätigen muß?«

»Nicht nur den. Wir wissen, daß der Gemeinde inzwischen angelonnen wurde, Kriegerheimstätten zu errichten.«

»Ja, auf der Allmend.«

»So daß ihr also nicht nur kein Geld bekämt, sondern womöglich selber welches geben sollt.«

»Man sagt uns, Heimstätten seien die beste Anlage für die Kraft und Sitte eines Volkes.«

»Ja, das sagt man. Aber die Kosten! Woher das Geld?«

»Man sagt uns, Heimstätten würden nicht mit Geld gebaut.«

»Haha, ein guter Witz! Womit denn sonst?«

»Mit Stein und Holz und Arbeitshänden, lauter Dinge, die wir hätten. Reichlich, sagt man.«

»Ja, fast so reichlich wie Schulden.«

»Und man sagt uns ferner, es sei unsre Pflicht, deutsche Kriegerhände auf eigener Scholle wieder kräftig, deutsche Kriegerherzen in eignen Heimen wieder freudig werden zu lassen.«

»Die übliche Deklamation. Dennoch haben wir Verständnis — es soll uns auf 'n paar Tausender nicht antommen — für Kriegerheimstätten anderswo, wenn nur das Kurhaus Germania auf der Allmend —«

»Man sagt uns ferner, daß die Kriegsbeschädigten in unsrer eignen Gemeinde in erster Linie auf diese Heimstätten Anspruch —«

»Man sagt, man sagt — Herr Major, was sagt man nicht alles, wenn der Tag lang ist. Wir sagen nichts, wir handeln jetzt.«

»Ja, ich weiß — mit mir.«

Herr Schnürpel sah das verwitterte Soldatengesicht mißtrauisch an. Aber dann wagte er es doch: »Herr Major, alles in der Welt hat seinen Geldwert; glauben Sie einem Praktiker: wer's leugnet, dem hat man einfach nicht genug geboten. Ich mache den Fehler nicht. Ich bin beauftragt, Ihnen, wenn Sie uns unterstützen, fünf Prozent unsrer Aktien gratis zu überlassen — Herr Major, das sind Hunderttausende von Mark!«

Es war heraus. Das Pulver war verschossen. Gespannt blickte der gewiegte Geschäftsmann auf das steinern gewordene verschumpelte Majorsgesicht. Es blieb unbewegt, es brauste nicht auf? Gott sei Dank, die Sache war auf gutem Wege.

»Herr Major, lieber Herr Major, wenn ich Ihr Schweigen recht deute —«

»Kennen Sie die Allmend?« Es klang sehr ruhig.

»Kennen? Gewiß doch, ich weiß, sie hat eine wundervolle Lage, sie ist ungemein für unsre Zwecke geeignet, nach dem Urteil unsrer Sachverständigen und —«

»Sie sollten sich doch selbst ein Urteil bilden, Herr Kommerzienrat. Kommen Sie mit. Ich führe Sie.«

»Meinetwegen, lieber Herr Major, wenn ich auch um diese Zeit meinen Mittagschlaf gewohnt bin — man verneist sich so was schwer. Aber eins, Herr Major: und wenn sie noch so schön ist, mehr als fünf Aktienprozent kann ich in unsrer entscheidenden Generalversammlung unter keinen Umständen für Sie —«

»Kommen Sie, kommen Sie!«

Draußen war Ostpreußen. Es hatte auf sie gewartet, auf den einen so und auf den andern anders. Es hatte eine Rechnung glattzumachen, eine Heimstättenrechnung. Es hätte gleich den Fingerring auf die Rechnung brüden können: »Zahlen, bitte!« Aber es

ließ sich Zeit. So ein Land hat immer Zeit und hastet nicht, es läßt die andern hasten, in es hinein. Dazu kam, es hatte die Rechnung irgendwo verlegt, in einer Wiese, einem Walde, irgendeinem Moor. Nun gut, die beiden mochten sie sich holen — es war eine Bringschuld —; der Major wird dafür sorgen, der ließ nicht eher lud, der war zäh, wie dieses Land, und hatte Zeit, wie dieses Land.

Herr Schnürpel mußte heftig schnaufen. Der gute Greifschritt des Majors setzte sich ihm in Getrippel um, in atemloses. Jetzt blieb der Major stehen. Er stand auf einer Anhöhe. Deren breiter Rücken lag wie ein ungeheures schlafendes Walroß über dem Land. Die Schlafbeden dunkler Moore hatte es zurückgeschoben. Hundertjährige Waldgitter umsäumten seine Bettstatt. Zwei Seen schlugen in der Ferne ihre ruhevollen Augen auf — die Augen einer Mutter, die jenseit der Bettstatt ihres Walroßkindes wacht: Schlaf, Rindlein, schlaf ...

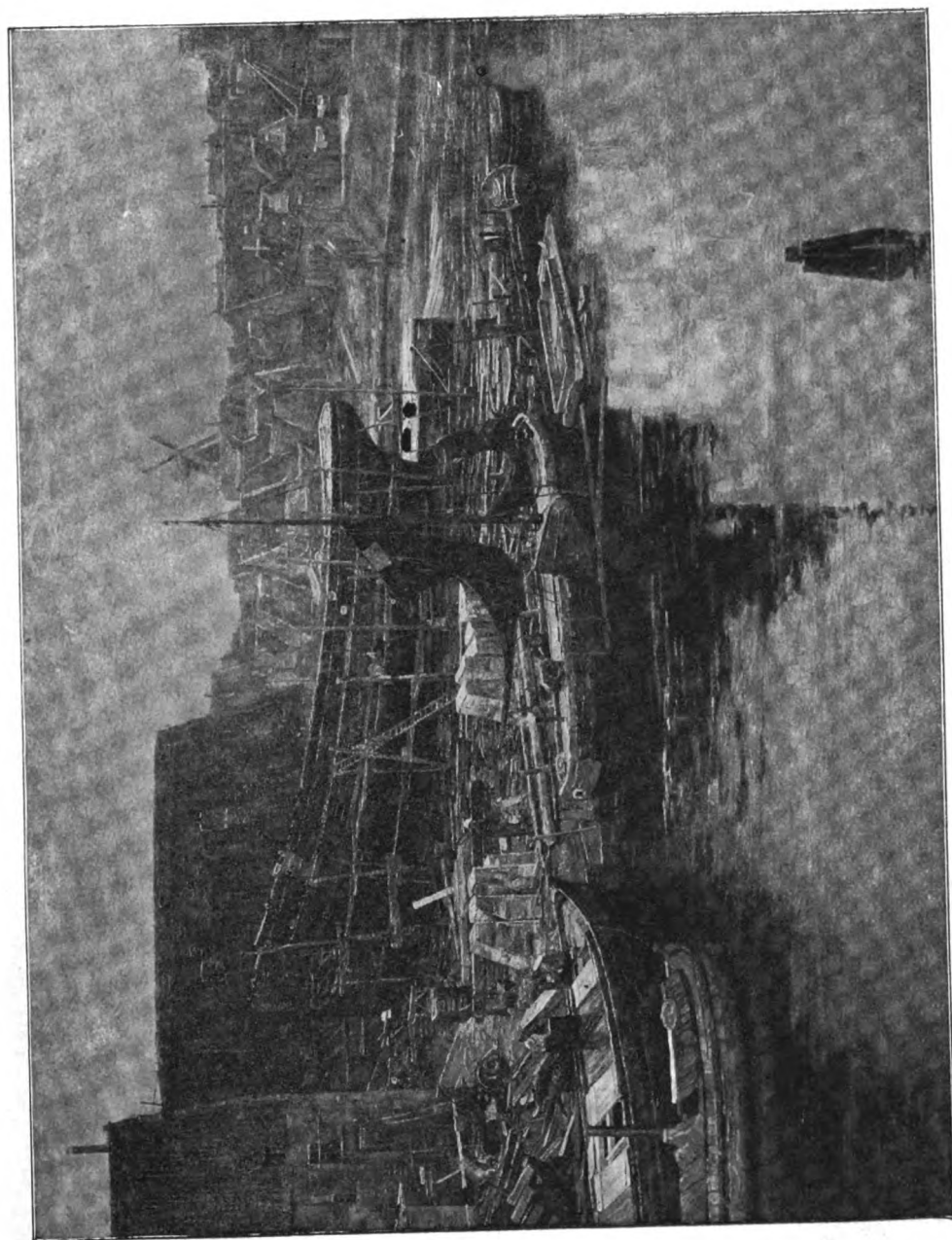
Wie der alte Major so da stand, floß er in die träumerische Landschaft ein, ein Stück von ihr. Schnürpels zappelnde Stadtgestalt blieb ihr fremd. Auf einer dunkelglühenden Herdplatte tanzt ein bider Wassertropfen, der sich nicht mit ihr vermählen kann, mit dem sie hin und wider werfend Fangball spielt, bis sie ihn verbunstet hat in nichts, den Schnürpel.

»Herr Major, Sie rennen schredlich!« leuchte er.

Der Major wies stumm auf das friedvolle Landschaftsbild. Wildenten flogen auf, ein Schnepfenschwarm kreuzte senkrecht ihren Flug, ein Hirsch schrie, ein Fuchs am Fuß des Walroßrückens hob den Vorderfuß und blieb so horchend —

»Ja, ja, entzündend, ganz entzündend,« haspelte der Kommerzienrat; »exzellent geeignet für das Kurhaus. Die Nerven möcht' ich sehen, die wir hier nicht wieder auf die Höhe brächten. Gestörte Nerven und Ostpreußen werden eine Zwangsverbindung eingehen — allen Ärzten wird es auf der Zunge liegen müssen — wir werden dafür sorgen: Nervös, Verehrter? Ei, da ist das neue Kurhaus Germania in Ostpreußen ... — Major, Major, es wird sich zahlen — prachtvoll zahlen! Sie werden Ihre Freude an Ihren drei Prozent Gratisaktien haben — oder sagt' ich fünf?«

»Fünf, Herr Kommerzienrat. So viel ich Finger an der rechten Hand hier habe. Fünf



Adolf Zilcher-Gurig: Alte kurbrandenburgische Schiffswerft in Emden

braucht eine Hand, damit sie kräftig fassen kann, ganz fest, unentwischbar, Herr Kommerzienrat.«

Schnürpel hörte gar nicht hin. Er umfaßte liebevoll den schweren trächtigen Himmel dieser Landschaft und hatte ihn in einen fruchtbaren Dividendenhimmel umgebeutet: »Major, ich lass' mich hängen,« murmelte er entzückt, »wenn wir nicht schon im zweiten Jahre zwanzig Prozent Dividende von unsern Kurhausaktien herunterschneiden können, und im fünften Jahre fünfzig.«

Die langen Spinnenbeine an dem kleinen Majorkörper webten schon wieder den Hügel hinunter.

Stoßweise mußte Schnürpel hinter ihm die Aktienzufunft weiterweben: »Und fünfzig ist erst die Germani dividende, Herr Major; denn was mich allein betrifft — unter uns, Herr Major —: die um das Kurhaus liegenden Grundstücke habe ich mir persönlich sichern können. Das Kurhaus kann nicht schnaufen ohne mich. Na, ich bin nicht so, ich lass' die Schnüre nach und nach schon lodern; mit hundert Prozent Aufschlag gebe ich das Umland her — ich bitte Sie, hundert Prozent ist nicht mal viel! —, ich könnte Ihnen da Terrainsfälle von Berlin erzählen, Bombenfälle, sag' ich Ihnen!«

Wie in einem Schraubgewinde hatte sich der Majorskopf im Schreiten langsam zurückgedreht: »Fälle mit gefallenem Heimstätten, Herr Kommerzienrat?« sagte er langsam.

Aber der hörte noch immer nur sich selbst: »... und Sie meinen wohl, daß ich den eignen Boden glatt an die Germania verkaufen wolle? Nee, Verehrter, solcher Stümper bin ich nicht, das wird mit dem Aufschlag in 'ne Tochtergesellschaft eingebracht. Die Tochter der Germania ist 'n gesundes Kind, Herr Major, habaha — wetten wir, daß sie gedeiht? Baupläne legen wir ihr um das stramme Mieder an, fein gezeichnete Baupläne mit Fluchtlinien, Vorgartenlinien — hol' mich der Henker, wenn das nicht die höchstbezahlte Villenkolonie für bessere Stände gibt! Wenn das Ding mal erst in Mode ist, so können Sie den Kubikmeter ostpreussische Luft über den Villen glatt mitberechnen. Da klettert einer am andern mit den Preisen in die Höhe — fenne das — hab's mehr als einmal mitgemacht. Na, mit einem Wort, die Tochter der Germania wird sich zu 'ner Goldgrube auswachsen, sag' ich Ihnen! Ich

bin natürlich erstbeteiligt und schneide mir den dritten Happen von der Tochter ... Aber was rede ich da alles? Die Terraintchnik werden Sie doch kaum verstehen — die höhere Terraintchnik, meine ich natürlich! Hören Sie mal, alter Krieger, Sie rennen ganz abscheulich — hundemüde haben Sie mich jetzt schon gemacht — und in einer Stunde geht mein Zug — ich wollt', ich säße drinnen — was tu' ich eigentlich hier draußen? Ihr Einverständnis, uns zu unterstützen, hab' ich doch schon, nicht wahr — mündlich, selbstverständlich — solche Dinge werden nicht geschrieben — auch unsre Gegenleistung mit den Gratisaktien nicht — so was geht nur Zug um Zug und mit 'n bißchen Augenblinzeln — Sie verstehen, Herr Major: Distretion gegeben und verlangt', wie es in den Hochzeitsinschriften heißt. Hochzeit, sag' ich? Na, Major, Sie soll'n mal sehen, wenn die Germania mit der Tochter Hochzeit macht — mit der Terraintochter, die ich am Bündel halte, am Dividendenbündel. Wenn's in dieser Generalversammlung nicht Champagner gibt, so heiß ich Hans und — und — Herr Major, Herr Major, Sie rennen ja verrückt — ich — ich kann nicht mehr — nee, nee, lassen Sie mich — ich muß hier rasten, sonst fall' ich um!«

Wieder drehte sich der Majorskopf langsam zurück, wie in einem Schraubgewinde: »Herr Kommerzienrat, ich wollte Ihnen noch die Stelle zeigen, wo ich vermute, daß die gefallene Kompagnie beim zweiten Russeneinfall ein Massengrab —«

»Lassen Sie mich zufrieden mit dem Massengrab! Ich will rasten, sonst schlaf' ich noch im Gehen ein und —«

»Aber Sie wollen doch das Massengrab mitkaufen und haben ein Recht darauf, sich die gekaufte tote Kompagnie auch anzusehen. Ihre Kompagnie, Ihre Ehrenkompagnie, Herr Kommerzienrat, und —«

»Ach was, gestohlen kann sie mir werden, wenn ich jetzt nicht auf der Stelle —« Er warf sich im Laufenden auf eine Moosbank.

Der vorausgeeilte Major war stehen geblieben und betrachtete von ferne mit einem unverwandten Gesicht den Mann auf der Moosbank, wie er erst ausgepumpt dalag mit aufgestütztem Kopf, wie dann dieser Kopf allmählich aus der stützenden Handfläche glitt, sich noch einmal, zweimal mechanisch aufzurichten suchte und endlich selber schwer aufs Moos sank.

Herr Schnürpel schlief.

Der Major trat leise näher, setzte sich vor ihm auf einen Baumstumpf. Magnetisch war sein Blick geworden. Nicht aus den Augen ließ er den Schlafenden. Mit rätselhaften Handbewegungen hämmerte er dem auf der Moosbank die Gedanken in den Schlaf: »Du willst nicht zu der abgekauften Kompagnie?« murmelte er, »na warte, dann soll die Kompagnie zu dir ...«

Vom Moor her kam ein langgezogenes Klagetrommeln der Rohrdommel. Der Major griff nach den Tönen und webte sie mit einem eignen Muster in den Schlaf. Aufschaukelnde Bewegungen machten jetzt die Hände des Majors nach der Ferne. Das Moor in der Ferne wölbte sich, blähte sich, machte weit auf ein Massengrab zum Auszug einer Kompagnie aus ihren Moorheimstätten. Noch einmal griffen des Majors Hände nach und tiefer: Elentiere aus der Vorzeit schaukelte er mit herauf. Mit breitschaukeligen Geweißen zogen sie daher im Gleichschritt mit der toten Kompagnie. Der Major streckte den Zeigefinger nach dem Moosbühl: »Dahinein«, sagte er, »in seinen Traum!«

Schnürpel stöhnte auf im Traum.

Der Major horchte hin, entzifferte den Seufzer. »Ein Prozent,« sagte er langsam, abrechnend, und faltete das Traumgewebe ein wenig auseinander ...

Unterm Vorsitz Schnürpels tagte die siebente Generalversammlung der Germania und die dritte ihrer Tochtergesellschaft. Wertwürdigerweise unter freiem Himmel. »... und da unser verehrtes Aufsichtsratsmitglied, Major Pasch, der uns so viele Wege ebnete, diesmal darauf bestanden hat, daß die Generalversammlung auf diesem äußersten Moorzipfel unsers aufgeschlossenen Willenterrains stattfinden soll, von dem die vaterländische Sage geht, daß unter seinem Schoß beim zweiten Russeneinfall eine ganze deutsche Kompagnie ...« Die Begrüßungsrede klang in ein Hoch aus. »Hoch, Germania!« klappte ein Großaktionär lachend nach, »und nun zur Sache, Herr Kommerzienrat!«

»Zur Sache habe ich Ihnen die freudige Mitteilung zu machen, daß die Germania diesmal in der außerordentlichen Lage ist, an Dividende —«

»Ein Prozent,« sagte langsam, abrechnend, der Major am Aufsichtsratsstisch. Gelächter.

»Haha, ein Prozent — unser verehrter Herr

Major macht einen guten Witz, meine Herren —; gestatten Sie, daß ich ihn mit hundert multipliziere — jawohl, meine Herren, hundert Prozent Dividende kann die Germania in diesem Jahre verteilen —«

»Bravo — bravo — hurra, Germania — hoch, Schnürpel ...!«

»— verteilen, dank unsrer auserwählten Lage, dank ferner dem ungewöhnlich billigen Einstandspreis, und dank schließlich dem ungemeinen Andrang des erholungsuchenden Publikums an diesen privilegierten historischen Ostpreußenfleck, was uns gestattete, auch unsre Patienten erglücklich zu wählen und die Preise so anzusetzen, daß —«

»Wacht, die Presse — die Berichterstattung!«

»Gut. Und ferner kann ich mitteilen, daß unsre Tochtergesellschaft, das Terrainunternehmen, diesmal imstande ist, eine Dividende von —«

»Zwei Prozent,« sagte langsam, abrechnend, der Major am Aufsichtsratsstisch. Wieder Gelächter.

»Haha, zwei Prozent ist gut — unser Herr Major bleibt witzig —, aber an der Zwei ist doch was Wahres, insofern, als unsre Tochtergesellschaft diesmal in der Tat zwei Dinge zu verteilen hat — einmal die seit Jahren gewohnte feste Dividende und zum andern einen Extrabonus in Gestalt eines zweifach gratis zurückbezahlten Aktienkapitals mit der Aussicht, im nächsten Jahre —«

Schnürpel konnte nicht weitersprechen. Die Aktionärversammlung umwogte ihn mit solch lautem Beifall, daß darin alles ertrank. Nach und nach konnte seine Stimme wieder durchbringen: »Meine Herren, ich nehme Ihren Dank gerne an und bitte Sie, einen Teil desselben auf die Schultern unsers verehrten Herrn Majors übertragen zu dürfen, der unermüßlich die Interessengruppen unsrer Gesellschaft durch alle lokalen Schwierigkeiten so geführt hat, daß —«

»Bravo, der Major — bravo! Wo ist der Major?«

»Er ist fortgegangen — da hinüber ins Moor. Ja, ja, er sagt, er hätte versprochen, jemand zu holen. Da kommt er den Hügel herauf — was sind das für eine Menge Leute, die er bei sich hat? — und was für sonderbare Tiere traben nebenher? Nun, ich muß sagen, eine Generalversammlung ist doch keine Zirkusschau. Den Major und seine Eigenschaften in allen Ehren, aber ich finde, Herr Kom-

merzienrat, daß zunächst die geschäftsmäßigen Regularien unsrer Generalversammlung —

»Drei Prozent!« rollte es den Hügel herauf.

Es war der kleine verschrumpelte Major an der Spitze der toten Kompagnie. Wie ein langer dünner Faden zog sie herauf. Das andre Ende schien bis an die beiden stillen Seen zu reichen, die Mutteraugen hinterm tannenvergitterten Bettstatthügel: »Schlaf, Kindlein, schlaf ...« Die ersten der Kompagnie waren schon da oben angekommen, und noch immer schien es in der Ferne aus dem See zu steigen.

Die Aktionäre rieben sich verstört die Augen. Wie seltsam diese grauen Leute starrten, und wie sie aussahen! Erde, Ostpreußen-erde in den gebrochenen Kleiderfalten, Erde in den kriegszerzausten Bärten, Erde über schlaf-erwachten schweren Augenlidern. Mancher stöhnte, mancher hintte, mancher schleppte sich. Stumm umringten sie die Aktionärversammlung auf einen Wink des Majors. Aber ihre Köpfe weg sahen die Elentiere aus der Vorzeit her.

Das glanzgebügelte Gesicht Schnürpels war freideweiß geworden vor Ärger: »Herr Major, nun ist's genug! Was wollen Sie mit diesen Leuten, diesen Tieren?«

»Vier Prozent!« Es sollte wie ein Scherz klingen. Aber es war ein grausamer Klang darin.

»Vier Prozent? Erklären Sie sich deutlicher oder —«

Ein Großaktionär schnellte auf: »Ich beantrage den Ausschluß dieser — dieser gemischten Gesellschaft, die nicht eingeladen ist und keinerlei Rechte an unsre Gesellschaften geltend machen kann!«

»Rechte?!« Der alte Major war auf den Tisch gesprungen. Seine Gesichtsmuskeln arbeiteten wild. Einen Rundblick warf er auf die Moore, auf die Seen, auf die Tannengürtel, sog Kraft daraus und Ruhe und sagte: »Die tote Kompagnie hat Rechte, wenn sie auch nicht reden kann. Nach den Russenfugeln haben sie das Schweigen angelobt. Mich haben sie gewählt zu reden. Ich vertrete ihre Rechte.«

»Wenn Sie nicht in der Lage sein sollten, solche mit Urkunden zu belegen, so —«

»Urkunden? Ganze Kompagnie, hoch die Urkunden!«

Die Gesichter der Kompagnie hoben sich. Die Aktionäre zuckten zusammen. Was für Gesichter! — die Schlacht war drüberhinge- stampft, die große Russenschlacht. Zertretene Stirnen und erloschene Augen, zerstörte Wangen und verrenkte Kiefern, und nur eins bei allen ungebrochen: der Nacken, Germaniens Nacken.

»Wenn diese Urkunden nicht genügen sollten, so kann ich sie verstärken lassen. Kameraden, hoch die Gewehre!«

Verbogen und verrostet hoben sich Gewehre und hingen ohne Zittern in der Luft. Die Angst schrie aus den Reihen der Versammlung. Großaktionäre duckten sich mit verzerrten Gesichtern. Ein kleiner Aktionär fing an zu beten.

Wie ein Lächeln ging es über des Majors Gesicht: »Keine Angst, verehrte Herren, die Gewehre tun nichts mehr, so lange bleibt im Moor kein Pulver trocken. Wir haben andres Pulver, die Versammlung hier zu sprengen, wenn sie die Rechte meiner Kompagnie nicht anerkennen sollte.«

»Wir — wir bitten Sie, uns diese — diese Rechte mitzuteilen,« stotterte Schnürpel, »wir werden — werden sie wohlwollend prüfen.«

»Meine Kompagnie behauptet, ihre Heimstätten unter der Erde nur unter der Bedingung bezogen zu haben, daß diese Heimstätten wachsen dürfen.«

»Wohin?«

»Durch die Erde durch, aus der Erde heraus, in die Luft hinauf, die freie, hinein in Herzen anderer Krieger, die der Krieg ver- sehrte, ohne sie zu töten. Wo sind die Heimstätten über der Erde, die aus den schmalen Heimstätten unter der Erde herausgewachsen sind?, fragt meine Kompagnie.«

Unsicher wies der Finger Schnürpels hin- über nach der lustigen Villenkolonie und dem beherrschenden Kurhaus.

»Augen rechts!« kommandierte der Major die tote Kompagnie. »Wo die frischen, froh- gemuten Häuser rot und weiß herüberleuchten, wohnen eure Kameraden, wohnen in Heimstätten, die das dankbare Vaterland ihnen gab, eure Angehörigen, die ihr zurüdliegt und die jetzt auf eignem Grunde neue Kräfte aus dem Boden saugen, den ihr düngtet —«

»Entschuldigung,« stammelte Schnürpel, »hier liegt ein Irrtum vor. Die angesehenen Leute, die in jenen neuen Häusern wohnen — auf Grund von wohlervorbenen und ver-

brieften Rechten wohnen —, sind — sind
keine Krieger — keine Kriegerwitwen —»

Hoch zogen sich die Augenbrauen des Majors: »Kameraden! Heimstätten, die aus euren Leibern wuchsen, haben Fremde mit Beschlag belegt. Wie dünkt euch dieser Dank?«

Die tote Kompagnie blieb stumm, nur ihre Naden, die kein Grausen eines Weltkrieges beugen konnte, knidten, tief sanken die zerschundenen Köpfe. Ihre Leiber darunter, die strafften, wuchsen riesenhaft ins Breite, und ihr Herz zersprang. Aber dennoch standen sie aufrecht, die zu Kolossen Gewordenen, und gehorchten noch übers Herzerspringen hinaus, wie Riesenpuppen, den Befehlen ihres Führers: »Kameraden, die Gewehre ab! Für diese da seid ihr umsonst gestorben. Unterirdische Heimstätten, geht wieder heim. Halt — die alten Kammern werden euch zu klein sein; wartet, weiten will ich sie euch!«

Eine einzige mächtig schürfende Bewegung machte der Major hinaus ins ostpreußische Land, Das schwoh auf wie ein Vulkan — das riß auseinander — das legte eine kilometerweite Höhle bloß — das winkte mit den Randhänden hinauf zur Aktionärversammlung, hinüber in das vergnügte Rot und Weiß der neuen Häuserstadt — das schob alles, was da lebte, marschbereit in Reihen zusammen.

»Marsch!« kommandierte der alte Major.

Und hinein mit einem fürchterlichen Taktstritt zog alles in das Riesengrab, die tote Kompagnie, ihr Hauptmann, die Elentiere aus der Vorzeit, Schnürpel und die Aktionärversammlung, das Kurhaus Germania und die Villenkolonie. Und über ihnen schloß sich von links und rechts Ostpreußen, wie zwei sich ineinanderfaltende Hände, die am Abend Amen sagen. Nur aus einem schmalen Erdbriß hörte man noch langsam, abrechnend, die Stimme des Majors nach oben gurgeln: »Fünf Prozent!«

»Ja, Herr Kommerzienrat, ich vergaß ganz, Ihnen für die mir bewilligten fünf Prozent zu danken — oder — oder haben Sie schon die Quittung? Sie schauen so verstört drein, Herr Schnürpel — wohl ein kleines Alpdrücken gehabt während des Niderchens?«

Schnürpel war, wild um sich sehend, aufgesprungen, jetzt jagte er den Hügel hinab in der Richtung nach dem Bahnhof.

»Herr Kommerzienrat,« scholl es hinter ihm, »und wann werden Sie also die entscheidende Generalversammlung des Kurhauses Germania —?«

Dem Laufenden bog es den Kopf herum, einen schredverzerrten Kopf. Eine Grimasse huschte darüber. Abwehrend, gepreizt hoben sich im Lauf die Hände: »Nie — nie — niemals!«

Der Schellenbaum

Wir feiern's in der Kirche nicht,
Nicht unter grünen Mai'n;
Unterm goldnen Schellenbaum,
Da soll die Hochzeit sein.

Der Schellenbaum hat Glöcklein viel,
Die klingen klar und hell;
Sie läuten froh, sie läuten fein,
Wie in der Dorfkapell'.

Den Schellenbaum, den trug mein Schatz,
Zog 's Regiment vorbei:
Ein Schwänzlein weiß, ein Schwänzlein rot,
Die flogen frisch und frei.

Der Schellenbaum ist schlank und hoch,
Drum pflanz' ihn in den Grund,
Tritt zu mir unters güldne Dach
Und schwör's auf meinen Mund:

„Und wenn der Schell'nbaum Wurzel schlägt
In dieser grünen Au,
Und wenn er bunte Blättlein trägt,
Dann nehm' ich dich zur Frau.“

Gertrud Kolmar



Marga Jesh: Entwurf einer Truhe für Kriegserinnerungen (Ebenholz und Silber)

Das Reich der Frau

XL

Deutsche Goldschmiedinnen

Von Jarno Jessen

Von jeher hat die Goldschmiedezunft eine bevorzugte Stellung im Kunsthandwerk eingenommen. Heißt es doch auch bei Goethe in seiner Schilderung des Benvenuto Cellini: »Zu damaliger Zeit genoß der Goldschmied vor vielen, ja, man möchte sagen, vor allen Handwerfern einen bedeutenden Vorzug. Die Kostbarkeit des Materials, die Reinlichkeit der Behandlung, die Mannigfaltigkeit der Arbeiten, der beständige Verkehr mit Großen und Reichen, alles versetzte die Genossen dieser Halbkunst in eine höhere Sphäre.« In Italien, während der Glanzzeit der Kunst, gingen unsterbliche Meister wie Donatello, Brunelleschi, Ghiberti, Verrocchio, Pollajuolo aus der Werkstatt des Goldschmieds hervor. Holbein stammte aus eblem Künstlerheim und war vom Gottesgnadentum des großen Kunstschöpfers erfüllt, und doch dünkte er sich nicht zu vornehm, um auch Entwürfe für Schmudgebilde zu er-

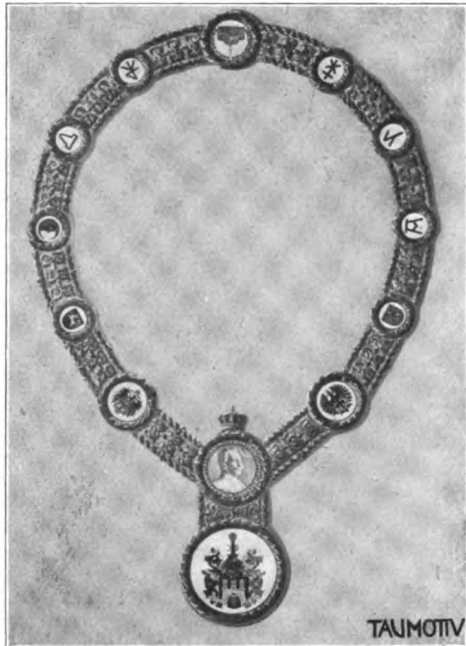
finnen. Als Maler großer Raumwerke und Bildnisse wie als Kunsthandwerker wurde er von Behörden und Gönnern in der Schweiz, vom König und Hochadel Englands beschäftigt. Schon im Mittelalter fand die Arbeit des deutschen Goldschmieds besondere Anerkennung bei den Briten. In einer der belebtesten Straßen Londons, in Cheapside, reichte sich Laden an Laden voll ihrer Auslagen. Anstre geistreichen



Marga Jesh: Brosche (Eüneburger Meisterstück)

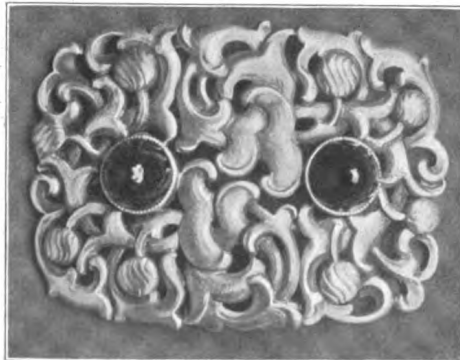
Kleinmeister der Dürerzeit, selbst die drei »gottlosen Maler« unter ihnen, standen mit entzündenden Ornamentstücken auf dunklem Grund häufig im Dienst der Edelschmiedezunft. Von den Vorlagen der Aldegrevier, Pencz, der beiden Beham gingen die Grotesten, die Mischgeschöpfe aus Mensch und Tier, die Masken und Ranken auf viele Schmudfachen über.

Die Ausübung der Schmudkunst war lange allein Mannesleistung. Nur im Ausnahmefall hören wir in vergangener Zeit auch von der



Marga Jesh: Aus einem Wettbewerb für die goldene Amtskette der Stadt Lüneburg
Entwurf im Besitz der Stadt Lüneburg

Frau, die mit Hammer und Punze auf der Pechfugel arbeitete, ohne daß es zu einem weiblichen Eisenhoit oder Jamnißer käme. Daß die Vorzüge dieses Kunsthandwerks, wie Goethe sie rühmt, auch der Frau zum Magnet werden könnten, scheint eigentlich erst der neueren Zeit aufgegangen zu sein. Die mächtige Werbekraft des aufblühenden Kunstgewerbes vor dem Kriege und der Drang der Frauenwelt, alle ihre Leistungsmöglichkeiten zu entwickeln, hat im reichen Verzeichnis neuer weiblicher Berufe auch die Goldschmiedin entstehen lassen. Im Auslande genießen einige Schmuckkünstlerinnen schon hohe Schätzung. Sie schaffen zu-



Marga Jesh: Gürtelschloß aus Silber und zwei spanischen Topasen

weisen, wie Frau Ashbee und Frau Gaslin, in enger Gemeinschaft mit dem Gatten. Auch in den Wiener Werkstätten wirken ein paar sehr begabte Frauen in diesem Kleinkunstfach. Bei uns hat sich jetzt in verschiedenen Städten des Reiches eine Anzahl tüchtiger Begabungen durch ihre Arbeiten eingeführt, und ohne das Thema dieses Aufsatzes erschöpfen zu wollen, haben wir



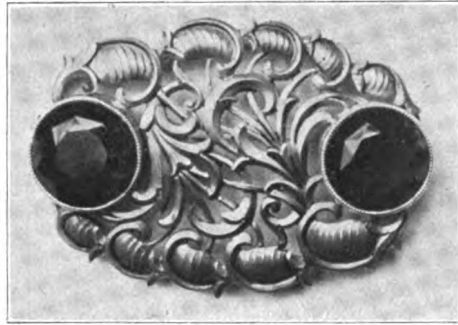
Marga Jesh: Anhänger aus Silber, Gold, Turmalin, spanischen Topasen und Perlen

Angekauft für die Vorbildersammlung der Kgl. Zeichenakademie in Hanau

hier ein paar verschiedenartige Talente herausgegriffen, um ihre Schöpfungen zu prüfen.

Wie die meisten Kunstgewerblerinnen, so haben auch die meisten Goldschmiedinnen fast alle vorerst den Weg in die hohe Kunst gesucht. Ogerndwie führten dann Enttäuschungen oder eine zufällige Anregung zu der bleibenden Tätigkeit. Die Freude, mit handlichen Werkzeugen,

mit feinen Stoffen, mit fesselnden Techniken, mit Dingen hoher Geschmackskultur zu tun zu haben, gewinnt zweifellos diesem Frauenberuf mehr und mehr Anhänger. Schon sind Verarbeiten entstanden, die der Prüfung der Kenner genügen. Eigenart hat sich erwiesen und ein Berufs- ernst, den keine Mühe bleicht. Überraschendes



Marga Jesh: Goldene Brosche mit Feueropaln

ist in einer verhältnismäßig kurzen Probezeit geleistet, aber noch fehlt das Außerordentliche. Noch gilt es bei einigen jungen Talenten den Beweis zu erbringen, daß es sich um einen Lebensberuf handelt. Auch in den hohen Künsten findet sich häufig beim weiblichen Geschlecht Talent und ausgesprochene Eigenart. Ein leidenschaftlicher Anlauf wird gemacht, aber oft läßt der Eifer nach. Die Ehe kann zum Hemmnis werden, auch ein Mangel an Energie oder die bittere Erkenntnis überschätzter Anlagen.

Bei dem Verantwortlichkeitsgefühl, mit dem heute im allgemeinen Frauenberufswahl vorgenommen wird, ist aber anzunehmen, daß sich ein Fach der Goldschmiedin herausbilden wird.

Wir können durchaus nicht behaupten, daß der Begriff Juwelier im landläufigen Sinne heute ausgeschaltet ist. Noch gibt es

genug der Käufer, die verzüßt, wie die Prinzessin des Märchens, die Wunder funkelnder Steine und goldener Fülle vor sich ausgebreitet sehen. Schmuck bedeutet ihnen nur den Anzeiger des Kapitalbesitzes. Aber unsere Geschmacksentwicklung hat mit dem Erwachen des Persönlichkeitsgefühls Schritt gehalten, und mehr und mehr sollen Schmucksachen vom inneren Wesen des Trägers berichten. Auch dies wurde zum Anreiz für die Frauen, den Weg ins Unbetretene des Edelschmiedehandwerks einzuschlagen.



Annie Hystak: Moderner Schmuck (Neueste Modelle)

Kunst. Alice Maydorff, Berlin

Hier eröffnete sich ebenso für die Bewunderer des Geschichtlichen wie für die modernen Empfindenden freie Bahn. Besitzen doch gerade die Frauen eine zarte Einfühlbarkeit, und ihre bildnerischen Finger werden persönlich Gewünschtes mit Erfolg zu gestalten vermögen. Auch ist die Frau vor allem die Trägerin des Schmudes, und gerade sie weiß, ob sein Was und Wie den Anforderungen entspricht. Es dient diesem jungen Frauenberuf zum Sporn, daß neuerdings in allen größeren Kunstgewerbeschulen Lehrkräfte für dieses Fach vorbereiten, auch daß erste Juwelierfirmen bereits weibliche Lehrlinge ausbilden und ausgebildet haben.

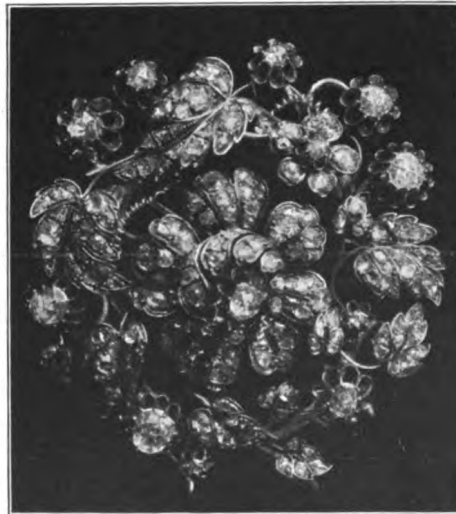
Als die Schleswig-Holsteinerin Marga Jesh im Juli 1912 vor der Handwerkskammer in Flensburg ihre Prüfung als Goldschmiedemeister bestand, hatte zum ersten Male eine Frau diesen Titel errungen. Mit Recht waren die Mitschwester stolz. Hier handelte es sich um keine Laune einer begabten Kunstgewerblerin, um keinerlei Fortsetzung eines vom Urgroßvater her geübten Wirkens. Es war der selbstverständliche Abschluß einer Berufsausbildung. Diese junge Meisterin war die Tochter eines Juristen, des heutigen Landgerichtspräsidenten in Lüneburg. Malerin wollte sie vorerst werden, hatte bei Hugo Friedrich Hartmann, dann bei Wilhelm von Debschitz in München Lehrkurse durchgemacht, und dessen Doppelnatur als Künstler und Kunstgewerbler war es, die ihr die Freude an einem mit dem Leben eng verknüpften Schaffen aufgehen ließ. Natürlich war der Malertraum noch so lebendig, daß vorerst nur an eine künstlerisch entwerfende Tätigkeit gedacht wurde. Es stellten sich auch keine Enttäuschungen ein, und das Wohlgefallen an der angewandten Kunst wuchs durch die Berührung mit der Wirk-



Annie Hystak: Alte belgische Goldmünze mit Smaragden und Perlen

nigkeit, doch wurde nach zweijähriger Lehre die Gesellenprüfung mit dem Zeugnis »Sehr gut« erledigt. Allerlei ergänzendes Können, vor allem das Fassen von Juwelen, wurde noch in der Berliner Werkstatt geübt, und nach fünfjähriger Lernzeit konnte Marga Jesh sich in Lüneburg selbständig machen. Im eignen Geschäft entstand die Arbeit, die der ersten deutschen Frau den Titel eines Goldschmiedemeisters eintrug. Ihn erhöhten bald besondere Erfolge, denn zwei Arbeiten erwarb die Königliche Zeichenakademie in Hanau und reichte sie in ihre Vorbildersammlung ein. Sympathisch berührt auch das unablässige Streben nach

handwerklicher Vervollkommenung, denn bald wurde noch ein Lehrgang für Galvanotechnik in Köln und dann ein Silberschmiedkursus in Schwäbisch-Gmünd durchgemacht. Die Zahl der Kunden wuchs, und man bestellte bei Fräulein Jesh auch umfangreichere Metallarbeiten. Nach Kriegsausbruch drängte es sie zu zeitgemäßen Schmudfachen, aber nicht zu den landesüblichen im Zeichen des Eisernen Kreuzes. Und was sie erfannt, trug ihr Beifall ein. Sie hatte den künftigen Geist der Kunstgewerblichen Umwand-



Annie Hystak: Diamantrosen in Goldfassung nach alter Art

Kunst. Franz Kullrich, Berlin

lungen seit der Jahrhundertwende mit durchlebt, und weder der schnörkelreiche Jugendstil noch die Nüchternheit der zierformenlosen Werke vermochte sie zu befriedigen. Eine Freude am schönen Linienpiel ist ihr künstlerisches Ziel.

»Es sind keine wilden Formen,« sagt sie selbst, »die willkürlich aneinandergereiht sind — Gefröße, wie mein geistvoller Lehrer v. Debitsch sagte —, nein, ich bemühe mich, meine Ornamente innerhalb äußerlich umgrenzender Linien nicht nur organisch, sondern auch so reich wie



Aufn. Franz Kullrich, Berlin
Annie Hystak: Mondstein in Goldfassung mit kleinen Brillanten

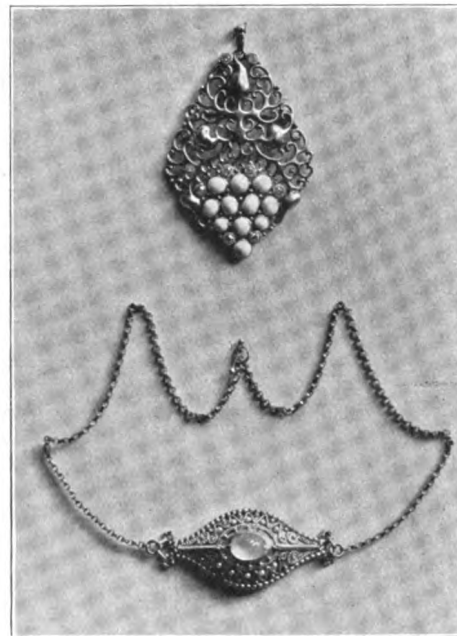
möglich zu entwickeln.« In ihrer frischen, tüchtigen Art nennt sie all ihr bisheriges Schaffen nur »einen Patrouillenritt ins feindliche Lager«, denn sie will noch manches Gebiet des Faches erobern.

Obgleich viel schmückende Dinge aus ihrer Hand hervorgehen, ist all ihren Arbeiten eine gewisse Mannhaftigkeit eigen. Sie ist der Anmut nicht bar, aber Kraft und Sicherfügigkeit bestimmen den Eindruck. Die Ebenholztruhe mit Silberbeschlägen, die sie für Kriegserinnerungen erfand, trägt den Charakter der Werke, die in besten neudeutschen Werkstätten entstanden sind. Edle Stoffe kommen klar zur Wirkung, die zurückhal-



Annie Hystak: Verschiedenfarbige Korallen in Goldfassung

tende Verzierung spricht eindrucksvoll Zweckbeziehungen aus. Geschickt sind die Reichsabler als Edstücke verwendet. Krallenbildungen der Füße erinnern an Löwentägen, und die Lorbeerfränze auf der Schmuckplatte des Dedels haben



Aufn. Franz Kullrich, Berlin
Annie Hystak: Hänger aus grünem Gold, Türkisen und Brillanten. Halskette mit Mondstein und kleinen Perlen



Ruth Galland: Dose mit Emailledeckel

nichts biedermeierisch Gefühlseliges. Die Amtsfette der Stadt Lüneburg wird zum würdigen Sinnbild des Bürgerbewußtseins. Sie ist reich ohne Prunk, weist in ihrem Wahrzeichen auf Reichstreue und Zunftstolz. Die Einzelglieder des bandartigen Gefüges zeigen zierliche Goldornamente, aber alles scheint energisch zusammengebunden durch tauartige Schnüre. In ihnen gerade äußert sich ein Hochgefühl für die Stätte ihres Wirkens, denn das steinerne Tauwerk ist das Wahrzeichen der ragenden Kaufhäuser Lüneburgs. Ein Studium der Arbeiten, die Marga Deß bisher geschaffen hat, erfüllt mit Vertrauen auf ihre Ausführung großzügiger Metallwerke. Fast scheint ihre Art mehr in dieser Richtung angelegt. Viele Schmuckstücke von ihr werden gefallen, befriedigen stets in hohem Maße als Qualitätsarbeit, doch fehlt im ganzen ein gewisser fraulicher Reiz. Pflanzenformen und Ornamente werden viel benutzt, aber die Gottheit der Regelmäßigkeit thront



Ruth Galland: Emaille (Ruhe auf der Flucht)

über allem. Hier gibt es keinen Einfall, nichts Schwingendes, Überraschendes. Es ist durch und durch ehrlicher Schmuck, der ernster, deutscher Sinnesart entspricht.

Annie Hystak vertritt ihr Fach in ganz anderer Art. Sie ist von Geburt Österreicherin, stammt aus einem Familienkreis von Gutsbesitzern und höheren Beamten und hat sich in Berlin ansässig gemacht. Aber in norddeutscher Umgebung hat sie nichts von der Liebenswürdigkeit und dem beweglichen Reiz süddeutscher Herkunft eingeübt. Ihr Ehrgeiz ist vor allem gediegenes Handwerk. Sie will als einsichtsvolle



Ruth Galland: Anhänger mit Elfenbein

Mitkämpferin für die Höherentwicklung der Frau nicht blenden, sondern überzeugen. Dieser Wille zum Tüchtigen muß fest bei ihr die Zügel lenken, denn ihre entwerfende Hand gefällt sich in Krausheiten, wie ihre Schöngestaltigkeit in malerischen Wirkungen und Stimmungsbilderung. Sie ist Goldschmiedin geworden, nachdem sie sich in München auf ein Malstudium vorbereitet hatte. Der Anblick eines köstlichen Metallgefäßes hatte mit solcher Verzauberungsmacht auf ihre Schönheitsempfänglichen Sinne gewirkt, daß ihr die Sehnsucht, in diesen Stoffen zu schaffen, unbefieglbar wurde. Man kannte in München den weiblichen Goldschmiedelehrling nicht, und so begegnete ihr Wille nach rechter Schulung starken Hemmungen. Nur zu Anfangskennt-



Ruth Galland: Emaill (Flötenbläser)



Ruth Galland: Emaill (Beckenschläger)

chung einer französischen Kunstzeitschrift ein. Dann führte ein Aufenthalt in England sie zu Ashbee, dem verdienstvollen Bahnbrecher und Übersetzer der Lehren Cellinis. Unerhört kühne Stoffzusammenstellungen und geistvolle Formungen hatte sie in Paris gesehen, hier gab es mehr landläufige Entwürfe, aber die Silberbehandlung und die Steinverwendung lehrten vieles. »Bei den Besten sah ich unter zufriedenen Gästen«, durfte sie nach ihrer Rückkehr versichern, und doch beruhigte erst noch eine Lehrzeit unter einem Goldschmied ihr kunstgewerbliches Gewissen.

Auch Fräulein Hystak hat sich bereits einen beträchtlichen Kundenkreis erworben. Sie ist eine glühende Verehrerin schönen alten Schmudes, weiß, wie die Meister früherer Zeit als unvergleichliche Techniker glänzen. Diese Vorbilder im Ziselieren, Färben, Löten, Fassen zu erreichen, ist ihr Streben, und doch wünscht sie in ihren Schmudsachen durchaus als Künstlerin der Neuzeit anerkannt zu werden. Sie schätzt edlen Schmud so hoch, daß er ganz zeitlos, ganz unabhängig von wechselnden Moden sein muß. »Mein Bestes«, sagt sie, »entsteht nur, wenn ich vom Wesen des Trägers den Hauch spüre.« Sie braucht die inneren Beziehungen. Nannte sie doch die schöne

nissen brachte sie es hier und ging kurz entschlossen 1906 nach Paris. Es glückte ihr, Förderung durch René Lalique zu erhalten, und im vollen Strom neuer Kleinkunstbestrebungen sah und lernte sie vieles Wertvolle. Ein kleiner Schaukasten voll ihrer Arbeiten war schüchtern im »National-Salon« aufgestellt worden und trug ihr eine Sonderbespre-

chung im kunstgehobenen Heim eines Freundes scherzhafterweise immer ihr »Stellagechen«, weil sie an dieser klassischen Erscheinung gern die Wirkung neuer Stücke ausprobt. Höchst fesselnd ist es, diese Goldschmiedin über Technisches sprechen zu hören. Dann tritt ihre künstlerische Seite am klarsten hervor. Das Metall vergleicht sie dem Ton, den sie wie der Bildhauer fühlen muß; das Anlöten des Drahtes mit kleinen Kügelchen ist ihr wie das Phrasieren beim Klavierspiel; die Fassung des Steines wie das Rahmen des Bildes. Ihr Wesen wie ihr Heim zeugt

von vielseitigem Kunstverständnis, und ihrer ersten Liebe zur Malerei hat sie auch in ihrem Kunsthandwerk die Treue gewahrt. Wesentlich ist ihr die malerische Seite des Schmufes. Das Gold und Silber muß für die Tönung der Steine auf das feinste abgestimmt werden, und Färbungen, Kristallisationen der Steine sucht sie zu vollster Wirkung zu bringen. Ihre Werke müssen ein gedämpftes, wäbliches Wesen tragen, dürfen nicht auffallen, schillern und funkeln. Sie ist für die Köstlichkeiten dieser Augenweiden auf das höchste empfänglich, liebt aus dem Meer schimmer des Mondsteins, dem wolftigen Farbenspiel des Opals geheimnisvolle Offenbarungen.



Ruth Galland: Anhänger



Gertrud Lefèvre: Halschmuck in Silber geschnitten mit Eapislazuli

Sie könnte wie der Minnesänger an den wunder-
tätigen Gürtel, wie die Orientalen an tiefe Be-
ziehungen der Steine zu den Gestirnen glauben.
Ihr Entzücken am Material hat etwas Fort-
reißendes, und Aufgaben, die ihrem künstleri-
schen Schaffen volle Freiheit lassen, beglücken



Gertrud Lefèvre: Silberner Halschmuck
(gegossen und ziseliert)

sie. Daher versucht sie auch den Halbedelstein,
dem schon die frühe Zeit viel Gunst bezeugte,
wieder in seine Rechte einzusetzen. Obgleich
unter ihren Arbeiten manches Stück, wie der
abgebildete Renaissanceanhänger mit der alten
belgischen Goldmünze, der einem karolingischen
Brustgehänge ähnelnde Korallenhalschmuck, der
barocke Diamantrosenstrauch oder die Halskette
in indischer Art, historisch gehalten sind, tragen
ihre persönlichen Schöpfungen ein gemeinsames
Gepräge. Immer haben ihre Ornamente etwas



Gertrud Lefèvre: Silberner Halschmuck mit
Türkismatrix und Perle (geschnitten)

Krauses, Durcheinandergewirrtes, das an kleine
Moosbildungen, an Korallen anklängt. Der Ge-
samtumriß dieser Treibarbeiten verläuft einheit-
lich, gleitet jedoch über zahllose kleine Schwin-
gungen dahin, und oft scheint die Einbettung der
Perlen und des Gesteins rein willkürlich an-
geordnet.

Eine kleine Ausstellung von Schmucksachen um
die Weihnachtszeit des letzten Jahres hat den
jungen Ruhm der Kunstgewerblerin Ruth
Galland begründen helfen. Man stand hier
Dingen gegenüber, deren Entwurf nicht moder-
nen Richtlinien folgte, sondern die sichtlich Re-

naissanceart fortführten. In Broschen, Anhängern und Glaschmelzarbeiten waltete ein anspruchsvoller Bildnergeist. Vielfache Ausführungen, reiche Bildungen, die Freude am Aufwand schienen wie ein gewollter Gegensatz zu geometrischer Nüchternheit der Ausstattung und stofflicher Bescheidenheit. Man sah Schmuck und Kleingerät für mediceische Neigungen. Suchte man die Bekanntschaft der bisher unbekannten Goldschmiedin, dann fand man ein sehr junges Mädchen schon zur frühen Morgenstunde hoch oben in eigener Werkstatt in der Berliner königlichen Kunstgewerbeschule. Hier hatte sie, die Tochter eines Juristen, mehrere Jahre gelernt. Sie hatte sich vorerst der Webekunst ergeben, ohne das gelobte Land zu finden. Unterricht bei Professor Petersen, der sie für Schmuck und Silbergerät entwerfen ließ, zeigte ihr den Wur-



Mus. Franz Aufrich, Berlin

Emmy Roth: Korallenputte in Gold
Elfenbeinschnitzerei mit Gold und Perlen



Gertrud Lefèvre: Silberne Gürtelschnalle (getrieben)

zelboden für eine Berufsarbeit. So keimte die Liebe für die Erzeugnisse alter deutscher Goldschmiedekunst. Ganz besonders wurde sie jedoch durch ihren Lehrer, den Architekten Pfeiffer, beeinflusst. Bei ihm arbeitete sie fast ausschließlich für Schmiedeeisen und große Metallgeräte, aber seine ausgesprochene Neigung für das Appige, für verwickelte Behandlungsweisen bedachte sich ganz mit eigener Herzenssehnucht. Er riet zum Erlernen der Glaschmelzkunst, die auf sie stets wie ein Magnet gewirkt hatte. Während all dieser Tätigkeit übte sie zwei Jahre wirkliche Goldschmiedearbeit unter dem ausgezeichneten Fachlehrer Josef Wilm. Seit 1915 arbeitete sie selbständig. Sie kannte aber ihre Verpflichtungen gegen einen schweren Beruf und festigte sich weiter für ihn durch ergänzende Unterweisungen im Glaschmelzverfahren bei dem Fachaltmeister Professor Bastannier und durch Modellieren bei Bildhauer Waderle. Sie wollte selbst Schmuckformen für den Guss her-

stellen. Ruth Galland ist sich bewußt, daß sie an die alte Überlieferung anknüpfen will. Ihr stolz-bescheidenes Bekenntnis lautet: »Die Sicherheit des Geschmacks und die Vielseitigkeit der technischen Möglichkeiten sind mir eine immer neue Freude und Quelle der Anregung. Mag dieser Einfluß heute noch auffallend stark sein und meinen Arbeiten vielleicht ein wenig den Stempel der Abhängigkeit aufdrücken, so hoffe und glaube ich, diesen Einfluß immer mehr zu überwinden.«

Ihre Schmuckstücke und Glaschmelzeinlagen fesseln meist durch reichbelebte Entwürfe, in denen Figürliches eine große Rolle spielt. Zuweilen, wie bei unserm Anhänger, findet sich ein Anklang an das Kokoslo oder, wie bei der Dose, an das Biedermeier. Anmut, Warmblütigkeit und Schalkhaftigkeit äußern sich, oft



Mus. Franz Aufrich, Berlin

Emmy Roth: Schmuckkasten aus Corniol mit
Füllung aus geschnitztem Horn

eine gewisse Schrullenhaftigkeit, die durch Anregungen altmeisterlicher Vorlagen und heutiger Kunstsonderbündler hervorgerufen scheint. Gräulein Galland geht kühn vor. Sie scheut sich nicht vor der Ausführung irgendeines Schmuckstückes, das wie ein kleines Wunderwerk des 14. Jahrhunderts die Meisterschaft des Goldschmieds oder wie ein Prunkgebilde der Renaissance die Vollendung der Juwelierkunst darstellen soll. Ihr angestrengtester Fleiß gilt augenblicklich dem Glaschmelzgebilde, denn auch sie, wie viele Besten des Fachs, sieht in ihm eine Krone unter den Zieraten für Prunkdinge. Als Ziel für zukünftiges Schaffen schwebt ihr die Pracht der Arbeiten aus alten Augsburger Werkstätten vor.

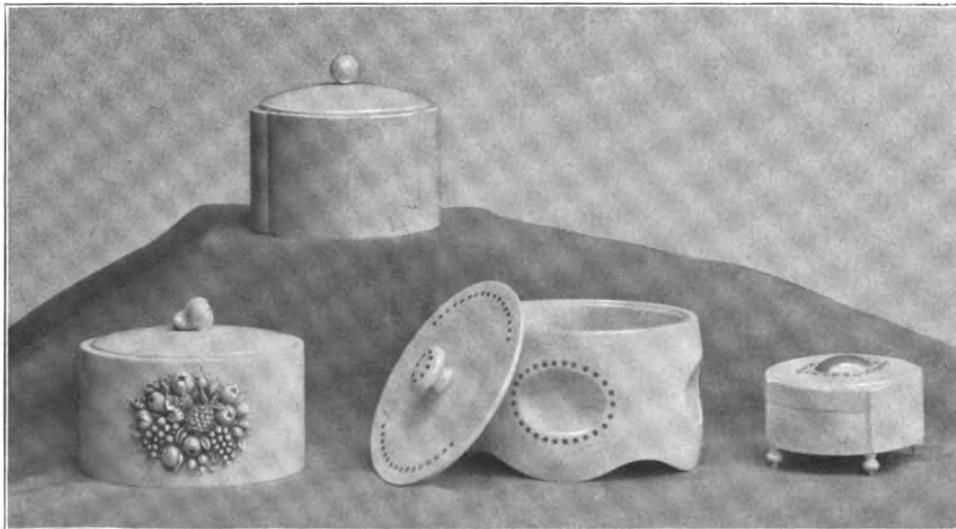
Die Formvollendung und Schönheitsfülle der Renaissance bedeutet auch einer andern Schmuckkünstlerin das Ziel alles Schaffens. Noch hat die Stettinerin Gertrud Lesèvre nur eine kleine Anzahl fertiger Leistungen aufzuweisen, aber deren sorgfältige Ausführung und Ge-



Aufn. Franz Aufrich, Berlin
Emmy Roth: Verschiedene Anhänger. Kalzedon mit Silber und Perle; Dioptas in Silber; Karneolpendel mit Silber; Silber mit Malachitköpfchen

schmadsreise heben sie dem Kennerauge als bemerkenswert unter der Fülle gleichgültiger und oft häßlicher Neuheiten hervor. Auch hier fesselt der Befehlsnermut, der sich entschieden auf die Seite einstiger Kunstleitfäden stellt. Die ebenfalls noch sehr junge Kunstgewerblerin ist eine Studiengenossin Ruth Gallands an der Berliner Kunstgewerbeschule gewesen. Auch sie ist still auf gerettetem Kahn in den Hafen der angewandten Künste eingefahren, denn die Bildhauerei war zuerst ihr Hofsen. Bearbeitungsweisen, die sie unter der Leitung des bekannten Plastikers Engelhart erlernte, wie Treiben

und Ziselieren, konnte sie dann für kunstgewerbliche Arbeit fruchtbar machen. Sie hat auch in ihr ein Land der Verheißungen erkannt, schon während der vier Lernjahre in verschiedenen Zeichen- und Modellierklassen, vor allem in der Werkstatt des Goldschmieds Joseph Wilms und im Entwerfen unter Professor Petersen. Jetzt arbeitet sie selbständig in Stettin und hat sich durch eine Ausstellung im vorigen Jahre der



Emmy Roth: Verschiedene Dosen

Aufn. Franz Aufrich, Berlin



Kunst. Alice Maydorst, Berlin
Emmy Roth: Schmuck ohne Metalle
(Elfenbein)

Öffentlichkeit erfolgreich vorgestellt. Verfolgen wir ihren Entwicklungsgang in der Betrachtung einzelner Arbeiten, dann scheint sie folgerichtig vom Einfachen zum Zusammengesetzten vorgeschritten zu sein. Sie hat an allerlei Gebrauchsdingen für die Tafel und den persönlichen Bedarf ihr Kunsthandwerk erprobt. Sie hat immer den Werkstoff, der



Kunst. Alice Maydorst, Berlin
Emmy Roth: Schmuck ohne Metalle
(Koralle)

oft die Zeichnung ihrer Hammerschläge möglichst zur Geltung kommen zu lassen und dennoch, bei großer Zurückhaltung, innerhalb der schmuckgehörten Teile überquellende Zierlust entwickelt. Die runde Gürtelschnalle zeigt die Feinheit ihrer Treibkunst in schlankem Gerank, durch das reierartige Vögel gleiten. Immer wird auf den gutgeschnittenen oder gegossenen Silberanhängern der Frührenaissance-Schmuckgedanke des beweglichen Putto auf blumigem Grund wiederholt, wie auch im gefälligen Hängewerk ihrer dünnen Halskette ein besonderer Geist künstlerischer Anmut walzt.

René Lalique war es, der Elfenbein und Horn für Schmuckfachen salonsfähig machte. Man hatte zur Barockzeit ihren Wert entbedt, und die Schnitzer und Drechsler ließen bei der Ausstattung der Prachtkabinette oder der Herstellung von Edelgeräten die urdeutsche Kunstbegabung der Steinmetzen und Holzschnitzer wieder aufleben. Unter unsern Goldschmiedinnen setzt Frau Emmy Roth diesen Weg fort. Sie hat ihn eigentlich aus sozialem

Fühlen beschritten, um auch den Wenigerbemittelten Schmuckbesitz zu ermöglichen. Damit will sie jedoch keineswegs künstlerische Eigenschaften einschränken. Ihr ist es vielmehr ein Ziel, in dieser Bescheidenheit durch Form, Farbe und Technik auch dem geschulten Geschmack etwas zu bieten. Schon ihre kindlichen Spiele bewiesen ein eigenes Sehvermögen und Handgeschicklichkeit, und der Ernst, mit dem diese Westfälin ihre heutige Stellung errang, bezeugt das »So mußt du sein« der eingeborenen Begabung. Als Gattin eines vielbeschäftigten Arztes ist die Aufrechterhaltung ihrer Arbeitsenergie nicht leicht. Aber sie ist täglich stundenlang von früh auf in der Werkstatt, entwirft und führt aus und bedarf des geschulten Gesellen, um stets genügende Auswahl vorlegen zu können. Ihre Arbeiten sind in den besten Kunstgewerbegeschäften begehrt. Sie hat in Berlin und Düsseldorf studiert, noch während der Kriegszeit bei dem bekannten Juwelier Banner gearbeitet. Obgleich ihre Kunst in der Elfenbein- und Hornarbeit ihr Sonder-



Kunst. Franz Kullrich, Berlin
Emmy Roth: Silberner Anhänger
(Aquamarin)

gebiet hat, schafft sie auch in Gold und Silber. Sie mischt gern die Stoffe, zieht Halbedelsteine, Perlen, Perlmutter, geschnittene Steine als Zierate hinzu. Den Eigenentwurf strebt sie vor allem an, verschmähst aber auch das historische Vorbild nicht. Wie sie im Ornament naturalistisch oder geometrisch sein kann, auch Figürliches wählt, trägt ihre ganze Schmuckkunst doch das einfache Gepräge neuerzeitlichen Geschmacks. »Mein Wunsch geht dahin,« versichert sie, »jeder Frau begreiflich zu machen, daß man ebenfogut eines persönlichen Schmuckes bedarf als eines Eigenkleides oder Hutes.« Wer mit einfachen Mitteln gutes Kunstgewerbe schafft, leistet tatsächlich einen wichtigen Beitrag zur künstlerischen Volkserziehung, und in diesem Sinne ist die Arbeit Emmy Roths hoch zu bewerten. Die elegante Dame ist noch nicht recht gewöhnt, sich eine Brosche, einen Anhänger aus Horn oder Elfenbein anzulegen. Es gibt aber so reizvoll gearbeitete und farbig so



Emmy Roth: Hornkamm

wählerisch zusammengeordnete Dinge von der Hand dieser Kunstgewerblerin, daß sie dazu beitragen werden, manches Vorurteil zu besiegen. Wie dem Bildhauer der Marmorblock, befiehlt ihr die Naturbildung ihres Stoffes oft die Formgebung. Sie liebt ihre Stoffe, und daher wachsen ihr die Schwingen bei der Verarbeitung. Findet sich unter den neuen Arbeiten im Schaufenster der Werkstatt doch auch schon der Versuch eines in japanischer Art farbig eingelegten Elfenbeinziergerätes.

»Die lieblichsten Dinge sind eigentlich die nutzlosesten«, hat Ruskin gesagt und dabei auf die Lilien und Pfauenfedern hingewiesen. Schmuckstücken zählen auch zu den lieblichsten Dingen, und doch fordert ihre Herstellung so viel künstlerisches und handwerkliches Können, daß der Lehrer der Schülerin, die Zutritt in dieses Neuland begehrt, immer nur mit Mephistopheles raten kann: »Du mußt es dreimal sagen.«

Dämmerung

Sie saß im Winkel, den die Abendröte
Nicht traf. Um ihre Schläfen hing
Nachtdunkles Haar, ein wundervoller Glanz.
Sie spielte die Gitarre, mild bewegt.
In ihren Augen lag die Sehnsucht nach
Alten, vernehten Stunden, die dem Glück
Des Mai gehörten. Jetzt war Herbst im Hag.
Draußen erklang das Rauschen goldner Bäume,
Und manchmal stob ein Kranich durch die Luft,
Der schrie nach Süden.

Sie aber spielte sanft und sah den Mai
Und glaubte, daß ihr Haar voll Blüten wäre.
Nur einmal, plötzlich, ward ihr seltsam weh:
Von draußen kam der Duft verwelkter Reiser
Und eine Kühle, die sie tief durchdrang.
Die Griffe ihrer Hände wurden leiser,
Und sie vergaß, was ihre Laute sang.

Hans Bethge



Adolf Tischer-Gurig:

Alte Straße in Emden

Vom gotischen Geist in der deutschen Tonkunst

Eine musikpsychologische Studie von Richard Müller-Freienfels.

Vielleicht ein wenig zu oft für seinen gedanklichen Gehalt hat man den Schlegelschen Ausspruch wiederholt, daß die Baukunst eine gefrorene Musik sei. In dieser Allgemeinheit ausgesprochen, ist der Satz eine Binsenweisheit. Er stellt eine Verwandtschaft der beiden Künste fest, die in der Tat besteht, und zwar in dem Umstand, daß beide keine Inhalte des Lebens gestalten, sondern ihre künstlerische Wirkung durch abstrakte Formen erzielen.

Zu tieferer Erkenntnis indessen führt jener Gedanke erst, wenn wir ihn aus seiner vagen Allgemeinheit zur Anwendung auf einzelne Fälle führen, wenn wir aufzeigen können, daß in bestimmten Baustilen der gleiche Geist lebt wie in parallelen Musikstilen. So läßt sich dartun, daß eine innere Verwandtschaft besteht zwischen der glänzenden, pompösen Tonkunst eines Händel und den prachtvollen Bauten des deutschen Barock oder zwischen der zierlichen Anmut Haydnischer Melodien mit den graziösen Linien der Rokokozeit. Geht man solchen Parallelen nach, so läßt sich mancherlei für das psychologische Verständnis beider Künste gewinnen. Es läßt sich die Gefühlswirkung der einen Kunst durch verwandte Erscheinungen der andern ergänzen und erhellen; der Sinn einzelner Formen, der auf dem einen Gebiete vielleicht dunkel bleibt, kann von dem andern her erleuchtet werden.

Unter diesem Gesichtspunkt soll hier ein Grundproblem der Stilentwicklung aller Künste entrollt werden, indem wir von der Baukunst her, wo sich seit alters alle Stileigenheiten am reinsten ausprägen, in die Stilpsychologie der Musik einiges Licht zu bringen suchen.

Wir gehen aus von einem der polarsten Gegensätze, die die Geschichte der Künste kennt: dem Gegensatz zwischen Klassik und Gotik. Und zwar fassen wir diese Begriffe nicht bloß in dem engen Sinne, daß wir mit jenem die Kunst des griechischen Altertums, mit diesem die Kunst des späteren Mittelalters bezeichnen. Nein, wir verwenden die beiden Begriffe, um einen psychologischen Stilgegensatz zu kennzeichnen, der in jenen beiden Epochen nur zu

reinsten Auswirkung gelangt ist, aber auch in andern Zeiten immer wiederkehrt. So lebt der Geist der Klassik, wenn auch verquidt mit fremden Elementen, weiter in der frühchristlichen Kunst, auch noch in der sogenannten karolingischen Periode, er erwacht aufs neue in der italienischen Renaissance und beherrscht fast die ganze französische Kunst der neueren Zeit. Andererseits ist die gotische Stilgebung vorgebildet in der Ornamentik des frühgermanischen Nordens, sie ringt sich in der romanischen Epoche auch in der kirchlichen Baukunst allmählich durch und erreicht ihre höchste Entfaltung in der Hochgotik und Spätgotik. Nachdem sie eine Zeitlang in der Renaissanceperiode zurückgedrängt war, bringt die gotische Formgebung aufs neue im Barock, und zwar vor allem im deutschen Barock, durch und ist bis auf unsre Tage noch immer, wenn auch selten ganz rein, am Werke.

Was nun ist das Wesen des klassischen, was des gotischen Stils? Wir versuchen in kurzer Gegenüberstellung die beiden zu charakterisieren. Der Klassiker will Schönheit, das heißt eine klare, übersichtlich gegliederte, wohl-abgerundete Formung. Alle Einzelheiten müssen harmonisch zusammenstimmen, symmetrisch geordnet sein und im Gleichgewicht ruhen. — Man betrachte einen griechischen Tempel! In vollendetem Gleichmaß klingen Vertikale und Horizontale, tragende Kräfte und lastende Massen zusammen. Breit und fest ruht der Bau auf der Erde und ist zu klar faßbarer Silhouette geschlossen, während die Ordnung der Säulen eine übersichtliche Gliederung schafft. Vollendete Einheit in der Mannigfaltigkeit ist das Stilprinzip der Klassik.

Ganz anders wirkt die Gotik auf uns ein. Sie geht nicht in erster Linie auf Klarheit aus, sie will verschwenderische, verwirrende, berückende Fülle. Man trete ein in das Straßburger Münster oder eine der Kirchen Nürnbergs! Statt klassischer Klarheit umfängt uns überströmender Reichtum und phantastische Formenpracht. Nicht im Gleichmaß sind tragende Kräfte und ruhende Lasten ausgewogen, nein, in hundertfältigen Vertikalen, in Pfeilern, Säulen, Strebebögen,

Gialen und Türmen drängt alles nach oben, in schwindelnde Höhe, die die Berührung der Erde zu fliehen scheint und — statt wie der klassische Stil in fester Geschlossenheit zu beharren — hinaufstrebt ins Grenzenlose, Aberirdische, Transzendente. Und damit haben wir das Wesen gotischer Art: statt klassischer Klarheit und Ausgewogenheit die Freude am Unübersichtbaren, Maßlosen, Erhabenen; statt geschlossener Einheit die Freude am Wechsel, an der Überraschung; statt abgeklärter Ruhe die lebendigste Bewegtheit und Vieltimmigkeit; statt Geschlossenheit im Irdischen den Drang in unirdische Fernen und Höhen, in die kein Auge, nur noch die Phantasie zu reichen vermag.

Dieser tief verwurzelte Gegensatz findet sich in allen Künsten und ist entsprungen aus zwei grundverschiedenen Typen menschlicher Begabung. Man kann im großen und ganzen auch ethnographisch das Vorkommen dieser Typen begrenzen. Ist die Klassik unter südlichem Himmel daheim, wo die Natur selber schon Klarheit und Harmonie darbietet, so entstammt die Gotik dem Norden, und zwar dem germanischen Norden, wo die Gegensätze schroffer, der Lebenskampf schwerer, sonniges Glück und lichte Heiterkeit nur mit Mühsal und Anstrengung, ja vielleicht ganz nur in der Phantasie erreichbar sind.* Jede dieser verschiedenen Seelenverfassungen hat sich ihren Ausdruck in der Kunst geschaffen, von denen jeder in seiner Art berechtigt und wertvoll ist, wenn auch die Gotik oft genug, selbst in der eignen Heimat, verkannt und gering geachtet wurde, weil die Klassik, die ältere Rivalin, als fertig und ausgereift in den Kampf trat in einer Zeit, wo die Gotik erst sich entwickeln sollte.

Und doch hat sich die Gotik in allen Künsten durchgesetzt. In der Malerei und Bildnerei ebenso gut wie in der Baukunst. In der Dichtung verwendet man zwar nicht ihren Namen, und doch trifft für die Form wie den Gehalt des deutschen Heldenepos wie des Shakespeariischen Theaters, für Goethes Faust wie für die Romane Jean Pauls und noch hundert andre Dichtungen des echtsten deutschen

* Die Entstehung der Gotik fällt zwar nach Nordfrankreich, das aber überwiegend germanisch war. Im übrigen ist für die nationale Zugehörigkeit eines Stils nicht nur die Entstehung, sondern auch die konsequenteste Entfaltung bezeichnend, und deren Ort ist Deutschland.

Gepräges genau jene Charakteristik zu, die wir an den gotischen Domen ablesen. Sie alle sind unklassisch durch und durch, sie alle sind eines Geistes, der nicht auf Einheit und Harmonie, der auf Reichtum, berückenden Wechsel, Aufschwung ins Aberirdische strebt.

Vielleicht drängt sich bei dem, was wir als »gotisch« beschreiben, der Begriff des »Romantischen« auf, und in der Tat ist dieser Begriff vielfach verwandt worden, um den Gegensatz zur Klassik zu kennzeichnen. Mit Unrecht, wie uns scheint. Dieser Begriff ist gewonnen von einer verhältnismäßig späteren Richtung in der Literatur, die zwar ein Ableger des gotischen Geistes, aber ein schwächerer und wenig fest umschriebener Begriff ist. Wo aber in aller Welt bezeichnet man eine Dynastie statt nach dem wahren Ahnherrn, der sie geschaffen und zur Höhe gebracht hat, nach einem schwächlichen Nachkommen, der längst die Reinheit der Rasse verloren hat? Nein, wir müssen zu den Quellen zurückgehen! Nicht die sentimentale Romantik, sondern die mit Urgewalt dem nordischen Geist entsprungene Gotik, die stolze, freie, unverfälschte Äußerung germanischer Art allein ist würdig, selbständig neben der Klassik zu stehen. Und nur dann wird man gerecht werden, wenn man die Romantik als bläßliche Nachfahrenschaft der altährwürdigen Gotik ansieht, statt in der Gotik so etwas wie eine Vorbereitung auf die späte Romantik zu erblicken. So nur kann man die spezifisch deutsche Stilentwicklung begreifen, die in allen Künsten mit der klassischen Tradition um die Palme gerungen hat und noch immer ringt.

Wir versuchen nun, dieselben Stilgegensätze und die gleichen Stilentwicklungen in der Musik zu erweisen und besprechen zunächst kurz die wichtigsten Stilmittel, die in der Tonkunst eine ähnliche Rolle spielen wie in der Baukunst der Klassik etwa der Rundbogen und in der der Gotik der Spitzbogen. Wir können sagen: in der Musik spricht sich der nach Klarheit, Übersichtlichkeit, Einheit strebende klassische Geist am liebsten in der Form der Einstimmigkeit, der nach Fülle, berauschem Wechsel, überirdischer Berückung strebende gotische Geist in der Form der Vieltimmigkeit aus. Natürlich ist nicht alle Klassik einstimmig, noch jede Vieltimmigkeit klassisch, so wenig als der Rundbogen nur in der klassischen Architektur

vorkommt. Und so wenig der Spitzbogen ausschließlich gotisch ist, so wenig ist es die Vieltimmigkeit. Es gibt eine Mehrstimmigkeit (und sie findet sich häufig in der echt klassischen italienischen Musik), die durchaus den Eindruck der Klarheit und Übersichtlichkeit erweckt. Trotzdem ist kein Zweifel (und wir werden es nachweisen), daß der klassische Stil stets auf Monodie drängt, während der gotische Stil die Vieltimmigkeit bevorzugt, eben weil jedes dieser Stilmittel der spezifischen, schon umschriebenen Stilwirkungen am genehmsten ist. Keins dieser Stilmittel ist in seiner Wirkung absolut festzulegen. Das gilt z. B. auch von der begleitenden Akkordwirkung. Diese dient in der klassischen Musik (womit wir natürlich nicht das Wort »klassisch« in dem oberflächlichen Gebrauch der Umgangssprache als »gut, vortrefflich« verwenden, sondern nur in dem oben fest umschriebenen Sinne) dazu, die Klarheit und Übersichtlichkeit zu stärken und zu vertiefen, während sie, in der gotischen Musik kompliziert, unerwarteten Wechsel hervorruft und alle Linien ins Vage, Unübersichtbare, Unendliche hinüberleitet.

Wie in den andern Künsten, hat der klassische Geist auch in der Musik seine erste und vielleicht reinste Ausprägung bei den Griechen gefunden. Leider wissen wir, trotz schönen neuen Entdeckungen, von der Musik der Griechen weit weniger als von ihrer Plastik oder von ihrer Poesie. Das aber steht fest, daß auch ihre Musik vor allem nach klarem, durchsichtigem Bau strebte wie ihre bildende Kunst. Wenn manche Forscher, wie Westphal und Gebaert, auch der Ansicht sind, daß die Griechen die Mehrstimmigkeit gekannt haben, so überwog doch ohne Zweifel weit aus die Einstimmigkeit; denn diese kam dem klassischen Kunstideal der Klarheit viel näher. Aus diesem Grunde bevorzugten die Griechen auch die Vokalmusik vor der reinen Instrumentalmusik, weil nur jene durch den Text klar und deutlich angab, welche Stimmungen im Hörer angeschlagen werden sollten. Denn das wollte der Grieche wissen! Er liebte es nicht, wie der Nordländer, in gestaltlosen, unirdischen Stimmungen sich zu wiegen. Mit sichtlichem Unbehagen bemerkt deshalb Plato im »Eratosthenes«, daß man bei der Instrumentalmusik nicht genau wissen könne, welche Gefühle sie anschlagen wolle. Deshalb ist »Musik schlecht hin« dem Griechen stets Text-

musik. Aus diesem Bedürfnis nach Eindeutigkeit ergibt sich ferner, daß sie ihren Tonarten in viel weitgehendem Maße, als wir das tun, ein bestimmtes Ethos zuordneten. Eine Begleitung (*χοῶν*) bestand zwar, aber nicht entfernt so entwickelt wie unsere heutige, und stand in einem weit untergeordneten Verhältnis zur Melodie, deren Rhythmus sie zu verstärken hatte. Denn Rhythmus war dem Griechen das »männliche« Prinzip des Gesangs, demgegenüber das Melos als »weiblich« galt, und zwar diente dieser Rhythmus in erster Linie der Verstärkung des Sprachakzents. Wenn auch die spätgriechische Musik zur Komplizierung neigt, die schon im Altertum als »klassisch« geltende Tonkunst strebte wie alle klassische Kultur in erster Linie nach Klarheit, Übersichtlichkeit und Einheit des Eindrucks.

Diese Formprinzipien wirkten auch in die frühchristliche Musik hinüber. Auch der gregorianische Choral und die Ambrosianischen Hymnen sind klassischen Geistes wie die frühchristlichen Basiliken. Erst um das Jahr 1000 bringt ein neuer Geist durch in der kirchlichen Musik. Und dieser Geist ist der der Gotik.

Es ist beklagenswert, daß uns nichts von der frühen nordischen Musik überliefert worden ist. So können wir nicht wissen, ob darin die vieltimmige Musik des Mittelalters vorgebildet war wie die Hochgotik in den Ornamenten der frühgermanischen Zeit.

Sicher ist nur, daß um dieselbe Zeit, in der in den bildenden Künsten der Geist der Klassik zurückgedrängt wird, auch in der Musik ein ganz anderer Stil sich anbahnt. Dieser ist gekennzeichnet durch Ausbildung der Mehrstimmigkeit. Neben die der Antike bekannten Formen der »Homophonie« und »Antiphonie« (in Oktaven verlaufender Parallelismus) tritt die »Paraphonie«, d. h. die in Quarten oder Quinten verlaufende zweite Stimme, und damit beginnt der Sinn für Harmonie im heutigen Sinne sich zu entwickeln. Auch die Terz erhält Geltung, und nicht lange dauert es, so bildet sich im Diskantus (die »ars nova«) das Prinzip der Gegenbewegung heraus, und der erste Schritt zum Kontrapunkt ist getan. Diese Entwicklung weg von der klassischen Klarheit und Einfachheit greift dermaßen um sich, daß im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts ein Papst öffentlich Einspruch erhebt gegen den neuen Stil, »der

den kirchlichen Text mit allerlei kleinen Noten überlade, durch stoßweises und wieder pausierendes Dazwischensingen die Melodie zerschneide, sie durch Diskante schlüpfrig mache, gemeine Triplen und Motetten hineinmische und alle Kirchentöne durcheinanderwerfe.« — Paßt eine solche Schilderung nicht mit entsprechender Übertragung auf das phantastische Ranken- und Blätterwerk der gotischen Architektur?

Ja, diese »neue Kunst« war nicht durch päpstliche Bullen zurückzudämmen! Sie breitete sich aus mit unwiderstehlicher Gewalt über das ganze mittlere Europa; denn sie entsprang mit psychologischer Notwendigkeit dem Geist dieser mittelalterlichen, im Kern germanischen Menschheit. Immer kunstvoller wurde das Gewebe der Stimmen; in rätselvollen, überraschenden Verschlingungen umspielten sie einander, ähnlich den verwirrenden Formen der nordischen Wandornamente; sie türmten sich empor, sie rangen miteinander und ergaben in ihrer Masse einen berausenden, berückenden Zusammenklang, der zwar oft in Künstelei ausartete und für unser Ohr manchen Mißklang enthielt, aber ohne Zweifel in der Gesamtwirkung nicht minder großartig ist als die Kunst der gotischen Dombaumeister. Auch räumlich hat man diese Musik dort zu suchen, wo die Gotik blühte: in den Niederlanden, in Deutschland, in Frankreich, auch in England. Die Rota, die Imitation, der Kanon, die Fuge, der doppelte, dreifache, vierfache Kontrapunkt sind die gebräuchlichsten Formen; Odeghem, Josquin des Prés, Orlando Lassus sind die wichtigsten Meister. Schier unbegrenzt ist die Zahl der Stimmen, die man zusammenwebt. Und bezeichnend: während die Klassik die eindeutige Vokalmusik bevorzugt, ja dazu neigt, auch die reine Instrumentalmusik nach Gesangsstimmenart zu behandeln, drängt die gotische Kunst zur vageren, phantasieanregenderen, mystischen, absoluten Musik. Nicht nur, daß sie unbedenklich menschliche Stimmen durch Orchesterstimmen ersetzt; es ist auch bei der Gesangstimme selber das Wort nebensächlich, was schon dadurch gegeben ist, daß bei dem wirren, durcheinanderwebenden Stimmengewoge eine klare Auffassung des Textes ganz unmöglich ist, da die vielen Stimmen zu gleicher Zeit die verschiedensten Worte singen, was im Gesamteffekt auf das gleiche hinauskommt, als längen sie überhaupt keine Worte. Ja, bis auf ur-

klassischen Boden, bis nach Rom hin, bringt die gotische Kontrapunktkunst vor und findet in Palestrina einen ganz großen Meister, der aber oft auch in seiner Polyphonie wieder eine Klarheit und Einfachheit offenbart, die innerhalb gotischer Form doch klassischen Geist am Werke zeigt. Ähnlich wie die sogenannte »Frührenaissance« in der bildenden Kunst noch starke gotische Elemente aufweist (man denke an Filippo Lippi oder an Botticelli!), so ist auch diese Kunst des Palestrina und seiner Landsleute eine merkwürdige Mischung von gotischen Mitteln und neu sich regendem klassischem Geist.

Dieser klassische Geist besinnt sich in der Renaissancezeit in südlich-klassischen Ländern wieder auf sich selbst, und um das Jahr 1600 findet er zu seiner eigentlichen Form zurück. Aus der Vieltimmigkeit zum Einzelgesang. In Florenz wird die Arienform gefunden, das heißt die kunstvoll gebaute, symmetrisch gegliederte Monodie. Waren auch die Lehren, die man aus der Antike zu holen glaubte, vielfach mißverstanden, der Geist ist doch der gleiche, der auch die antike Musik beherrschte. Die Tonkunst soll nicht bloß das Gehör befriedigen und die Seele in unbestimmte Rausche und Ekstasen versetzen, wie das die mittelalterliche Musik getan hatte; sie soll die Gemütsbewegungen nachahmen, klaren, eindeutig faßbaren Sinn haben. Wieder tritt auch der Text und die sichtbare Handlung hinzu: die Oper wird das eigentliche Feld der neuklassischen, italienischen Renaissancemusik.

Indessen, so rasch sich auch die neue, einfachere Kunst verbreitet, im Norden vermag sie doch die bodenständige gotische Kunst nicht so bald zu verdrängen. Wohl kann sich der Deutsche nicht ganz dem südlichen Zauber entziehen, aber wahrhaft schöpferisch ist er doch nur in der vieltimmigen Kunst, die seiner Wesensart tiefer entspricht. In dem großen Meister Heinrich Schütz (1585—1672) kämpfen südliche Einflüsse und nordischer Charakter miteinander. Aber seine wahre Größe entfaltet er doch dort, wo er in himmelsstürmender Kühnheit die Vielzahl der Stimmen übereinandertürmt.

Genau genommen ist dieser Stil nicht mehr Gotik im strengen Sinn, sondern Barock. Aber der Barock in der Baukunst ist ein Stil, der zwar klassische Formen, z. B. die Kuppel, übernimmt, aber sie von innen heraus im

gotischen Sinne umwandelt. Ein seltsames Schauspiel, wie hier klassische Stilelemente ins Nordische übertragen werden! Die würdevolle Ruhe wandelt sich in phantastische Lebensfülle und wilde Bewegtheit, das Einfache verkehrt sich zum Bunten, Wirbelnden, Überquellenden. Mit Unrecht hat man (abgestoßen durch schlechte moderne Nachahmungen) das Barock gering geschätzt. Gerade deutsche Meister (ich nenne Balth. Neumann, Fischer v. Erlach, Hilbrandt, die die herrlichen Schlösser von Würzburg, Bruchsal, Wien usw. gebaut haben) schufen die bedeutendsten Barockbauten. Und ganz parallele Erscheinungen zeitigt die deutsche Musik in Händel und vor allem in J. S. Bach. Italienisch-klassische Formen werden übernommen (wie die Arie), aber sie werden im Sinne des gotisch-Vielftimmigen und Phantastischen behandelt. Es herrscht zwar oft eine Stimme vor (nicht daß, wie in der alten Gotik, alle Stimmen gleichmäßig wirkten), aber sie wird aufs mannigfachste kontrapunktiert, variiert, d. h. mit buntestem Rantenwerk umflochten, und in der thematischen Arbeit zu immer neuen Formen umgebildet. So gilt, obwohl starke italienische und französische Einflüsse ihn berührt hatten, doch von Sebastian Bach alles, was wir von der gotisch-nordischen Kunst im allgemeinen gesagt haben: hier haben wir die berausende, verwirrende Vielftimmigkeit, die geheimnisvolle Versflochtenheit der Gedanken und das Hinüberstreben ins Transzendente, Überirdische. Und wenn der unendlich vielseitige Meister auch gelegentlich in klassischer Einfachheit zu reden vermag, seine eigenste Art entfaltet er doch dort, wo er in nordischer Phantastik und berausender Fülle sich ergeht, in seinen Fugen, Konzerten, und vor allem den großen Chören der Kantaten und Passionen.

In der neueren Zeit sind, wie in allen Künsten, auch in der Musik die Stile nicht mehr so klar zu scheiden. Der Individualismus, der sich bewußter regt, durchbricht die einfachen Entwicklungsreihen. Trotzdem ringen klassische und germanische Wesensart noch immer miteinander: Haydn und Mozart, als Österreicher Italien benachbart, scheinen uns eher klassischen Geistes zu sein, obwohl die Italiener Mozart durchaus als nordisch empfinden. Beethoven dagegen, besonders in seinen späten Werken, ist wesentlich Gotiker,

so unergründlich, so vielstimmig, so mystisch! Und die Romantiker, wie Schumann, obwohl ihnen das Gewaltige der Gotik fehlt und sie das Dämonisch-Mystische ins Verträumt-Schwärmerische übertragen, sind dennoch ganz unklassisch. Die neueste deutsche Musik wiederum, also die Zeit nach 1850 etwa, lenkt ganz offen zur Polyphonie zurück. Es war mehr als Altertümerei, es war tief innere Verwandtschaft, was Richard Wagner zur nordisch-germanischen Frühzeit hinstieg. Im »Tristan« und den »Meisteringern« vor allem hat er Werke geschaffen, die mit ganz modernen Mitteln doch wieder ähnliche Wirkungen erzielen, wie wir sie als gotisch schilderten. »Unendliche Melodie« ist eine Metapher, die unsre Stilpsychologen gern von der gotischen Ornamentik brauchen. Bei Wagner wird sie Stilprinzip. Man lasse sich nicht zu sehr durch seine Theorien täuschen! Seine Musik ist vielleicht gar nicht so dramatisch, wie er meinte. Dazu übertönt sie den Text viel zu stark. Aber sie erhebt die Klarheit des Geschehens ins Geheimnisvolle, Mystische, Überirdische, und das ist die gotische Wirkung.

Und die Meister der jüngsten Zeit, Bruckner, Hugo Wolf, Richard Strauß, Max Reger? Was man ihnen vorwirft, Schwerverständlichkeit, zu große Kompliziertheit, ist das nicht ins Positive verkehrt als Freude am Unübersehbaren, als berausende Fülle, als mystische, ins Unendliche strebende Ekstase, gerade das, was wir als Stilprinzipien und innerste Wesensart des gotischen Geistes erkannt haben? In diesem Zusammenhang betrachtet, ist ihre polyphone Kunst echt deutsch. Billige Sentimentalität setzt oft das echt Deutsche mit dem Einfachen gleich. Nichts falscher als das! Sind Bach und Beethoven, Goethe und Hebbel, Kant und Hegel einfach? Man frage Ausländer, was sie als deutsch empfinden. Man wird immer das hören, was wir als die Wesenseigenheit des gotischen Geistes gekennzeichnet haben.

Wir sind, indem wir dem gotischen Geist, wie er sich in der Musik ausgewirkt hat, nachgingen und indem wir zeigten, wie er mit den südlich-klassischen Einflüssen zu kämpfen hatte und noch immer kämpft, fast zu einem kurzen Abschnitt der gesamten Musikgeschichte gelangt. Die beiden Gegensätze des Klassischen und des Gotischen (das heißt des ursprünglich Deutschen) sind gewiß nicht die einzigen Stil-

arten, die man in der Musik aufzeigen kann, aber doch wohl die fundamentalsten und tiefstgreifenden Gegensätze. Die Psychologie des Kunstgenießens und besonders die des Musikverständnisses ist ein Gebiet, auf dem noch unendlich viel Arbeit zu leisten ist. Es gibt nicht eine Art des »richtigen« Genießens für alle Werke.* Was jedes Kunstwerk billig verlangen kann, ist, daß der Genießende sich bemühe, ihm gegenüber seine besondere Eigenart zu erfassen und die Seele danach einzustellen. Ein klassisches Kunstwerk erfordert eine ganz andre Einstellung als ein nordisches;

* Für die Psychologie des Kunstgenießens gestatte ich mir, auf meine Werke »Psychologie der Kunst« (2 Bände, 1912), »Poetik auf psychologischer Grundlage« (1914) und »Persönlichkeit und Weltanschauung« (1917) zu verweisen. — Zur Psychologie der gotischen bildenden Kunst lese man besonders das Buch von W. Worringer, »Formprobleme der Gotik« (1912). Aber gotische Dichtkunst findet man manches bei R. Benz, »Von deutscher Art und Kunst« (1916).

man muß sich einer Fuge von Bach gegenüber ganz anders einstellen als einer Arie von Verdi gegenüber. Wir haben versucht, hier an zwei der wichtigsten Stilgegensätze zu zeigen, wie verschieden ihre innerste Art ist, wie ganz anders also der Hörer ihnen entgegenzukommen hat. Daß man vielfach, auch in Deutschland, gerade demjenigen, was wir hier als Gotik bezeichnet haben, recht hilflos gegenübersteht, ist leider eine Tatsache. Es war die leise Hoffnung dieser theoretischen Analyse, auch für die Praxis des Musikverständnisses einige Wegweiser geben zu können und daneben vielleicht dem gotischen, d. h. urdeutschen Schönheitsbegriff die Ehre zu retten, die ihm gebührt. Denn gotische Schönheit und Größe ist nicht etwas, was sich ängstlich zu verstecken braucht neben der klassischen Überlieferung; nein, sie ist ein Wert ganz eigener Art, der berechtigt ist, sich als gleichwertig neben die Klassik zu stellen, und zwar nicht auf dem Gebiet der Architektur allein, nein im gesamten Geistesleben.

Deutschland

Ich schlendre durch ein russisches Nest, wo viele Truppen liegen. Auf dem Marktplatz, wo deutsche Pioniere einen Brunnen angelegt haben, um die Bewohner und die Truppen vom verseuchten Wasser zu retten, steht eine breite schwarze Holztafel und darüber in deutscher Schrift: »Bekanntmachungen des Bürgermeisters!«.

Vielfarbig leuchten mir Plakate und Zettel entgegen. In drei Sprachen: Deutsch—Polnisch—Hebräisch. »Es ist verboten, entwichene Kriegsgefangene zu beherbergen!« — »Wer Telegraphenleitungen zerstört, wird bestraft!« — »Die Bewohner sind verpflichtet, Asche gegen das Glätteis zu streuen!« — »Unrat darf nicht auf die Straße gegossen werden!« — und ähnliches, was die Notwendigkeit erfordert.

Neben mir steht ein russischer Jude und lacht, während er das neue, soeben frisch angeklebte Plakat liest. Neugierig lese auch ich's — finde aber alles eher denn einen Grund zum Lachen. Wie ich ihn erstaunt ansehe, sagt er: »Kann ich niz verstehn de Daittschen! Rimmen in Russenland und tun behandeln russisch Gutt als eigenes!« Das Plakat hatte folgenden Wortlaut:

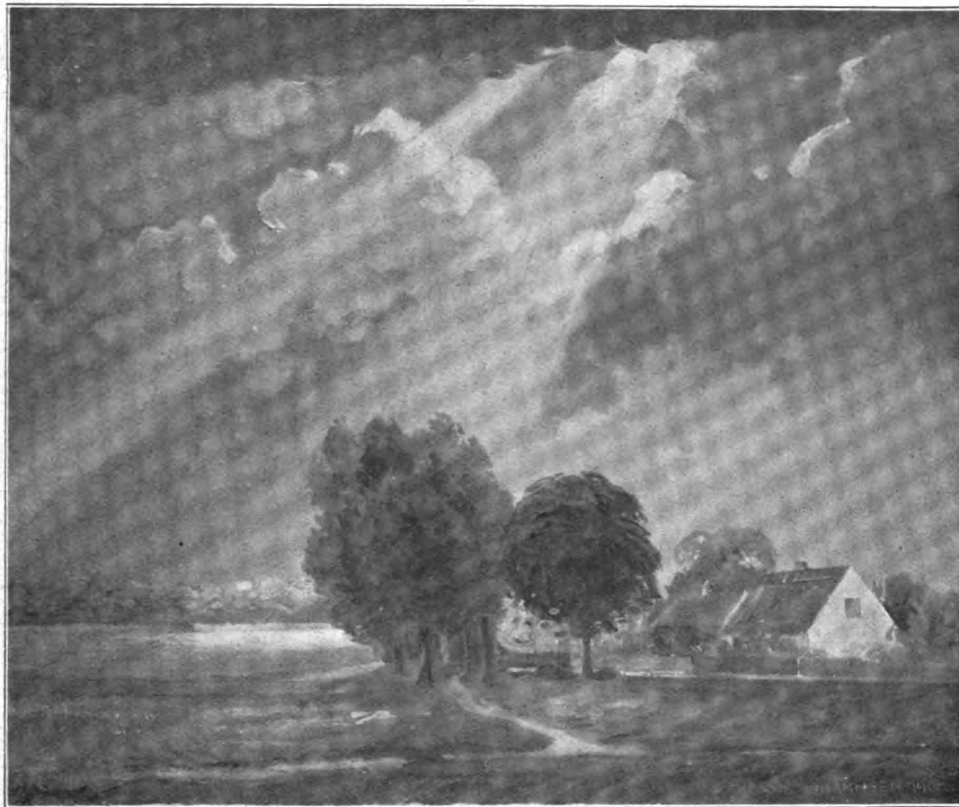
»An die Bewohner und Truppen von L. Im Interesse einer gesunden Forstwirtschaft ist das Schlagen von Holz ohne Erlaubnis verboten. Wo Brennholz geschlagen werden darf, bestimmt Einwohnern und Truppen der Bürgermeister. Bürgermeisteramt.«

»Im Interesse einer gesunden Forstwirtschaft« — ach so! — deshalb das Lächeln des Juden. Er konnte nicht einsehen, was deutsche Truppen für ein Interesse an einer gesunden Forstwirtschaft im besetzten feindlichen Gebiet haben. Und er erzählt mir, daß diese Bekanntmachung schon zum zweitenmal erscheine, immer wenn strenge Kälte herrsche. Statt zu erlauben, das Holz gleich im nahen Walde hinter der Stadt zu holen, müßten Bewohner und Soldaten über zwei volle Stunden weit nach Holz fahren. Der Wald hinter der Stadt solle geschont werden. »Wozu nur? Hier de Russen? Werden de Russen schonen daittsche Wälder, wenn wärren als Sieger in Daittschland?«

Gewiß nicht — aber, so sagte ich ihm, die würden ja auch keine Brunnen anlegen und auch nicht den Unrat von den Straßen verbannen ...

Als ich kurz darauf vor die Stadt kam, spürte ich erst die Wirkung des Plakats: deutsche Soldaten, hart und steif gefroren, die Bärte und Augenlider voll Eis, Gesichter blau und rot angefroren, kamen mit Holzfuhrn aus dem zweieinhalb Stunden entfernten Walde, wo sie bei 33 Grad Kälte mehrere Stunden Holz geschlagen und ausgeladen hatten. Und hätten es doch so bequem gehabt — gleich hinter der vor dem Nordwind schützenden Stadt ... Im Interesse einer gesunden Forstwirtschaft in Feindesland opfern sie Zeit, Gesundheit und Kraft von Mensch und Tier ... Deutschland!

Robert Albert, Landsturmann im Osten



Theodor Johannsen:

Durchbrechende Sonne

Von Kunst und Künstlern

Theodor Johannsen: Blühende Kastanie; Alkajie im Kornfeld; Durchbrechende Sonne — Hans Prentel: Im Blütenstee — Emilie von Hallapanya: Morgensonne — Adolf Fischer-Gurig: Alte Straße in Emden; Aus dem Waisenhaus in Emden; Alte kurbrandenburgische Schiffswerft in Emden; Ostfriesischer Innenraum — Arthur Schlubek: Bildnis des verstorbenen Generalgouverneurs von Belgien, Generals der Kavallerie Freiherrn Moritz Ferdinand v. Bissling — Ein Gedenkblatt für die schneeschippende Jugend von Bruno Héroux — Berichtigung (Steinhäusen — Breitner)

Wenn sich nun auch die abgedroschene Redensart von der Reizlosigkeit der Mark Brandenburg nicht mehr recht hervorwagt, eine gewisse trübselige Eintönigkeit glaubt man immer noch mit diesem landschaftlichen Begriff verbinden zu dürfen. Selbsts Leistikows Gemälde haben dem Vorurteil nicht wirkungsvoll genug entgegenzuarbeiten vermocht, und Karl Hagemeyers aus der Umgegend von Ferch geschöpfte Bilder, farbenfreudiger und lichtfroher als die Leistikows, sind bis heute in weiteren Kreisen zu unbekannt geblieben, um der Kurzsichtigkeit das erwünschte Ende zu bereiten. Da kommt nun Theodor Johannsen und wirft gegen den alten bösen Feind, der sich nicht ergeben will, sein leuchtendes, farbenschmetterndes Banner auf. Vielleicht daß es ihm gelingt, den Ritter Wahn ein für allemal in den Sand zu streuen. Zeit dazu wäre es!

Johannsen ist, wie unsere Leser schon aus dem im Oktoberheft 1913 erschienenen Aufsatz »Unter märkischem Himmel« von Walther Anus wissen, kein Märker von Geburt. Er kam aus Schles-

wig und brachte von dort viel von dem nordischen Grüblertum mit. Voll leidenschaftlicher Ehrlichkeit und deshalb wenig zum Nachbeten und Nachahmen dessen geneigt, was Akademie und Kameraden ihn hätten lehren können, ging er früh seine eignen Wege. Um so höhere Liebe und Andacht brachte er der Natur entgegen. Durch bittere Jahre voller Nöte und Sorgen schlug er sich charaktervoll durch. Seine Trösterin war die Einsamkeit, und die sprach nirgend beweglicher und ermutigender zu ihm als im Havellande. Zunächst war es die selbst zarte Atmosphäre dieses Gebietes weiter Wasserflächen, die ihn bewegte, waren es die Blicke in die dunstigen, sanftgeschwungenen Fernen, diese weichgebuchteten Seeufer, diese leichten Wellen der Wald- und Wiesenründe. Dann aber faßte er bald auch den Mut zu der leuchtenden Pracht der endlosen Obstgärten, die hier, zumal im Vorfrühling, alle sonnigen Hänge in Lichtwolken hüllen, und endlich kam eine Art malerisch-dramatischer Leidenschaft über ihn: jetzt hieß es, all das leidenschaftliche Drängen,

Sprießen, Blühen und Wachsen zu-paden, wie es der Lenz bringt, aber auch das nicht minder leidenschaftliche Sichausbreiten und -ausleben, wie es dem Sommer, jenes hartnäckig widerstrebende Ermatten, Müdwerden, Welken und Sterben, wie es dem Herbst eigen. So ward ihm die Natur im jährlichen Kreislauf ihres Lebens, der doch unenblicher, unerschöpflicher Wandlungen voll, ein lebendiges Wesen, dem er jede Bewegung, jeden Pulschlag, jeden Atemzug abzulauften verstand. Nie aber hat ihn dieser dramatische Umgang mit der Natur dazu verführt, ihr verblüffende »Wirkungen« anzubichten. Die Anspruchslosigkeit, ihres Wesens Wesen, behielt sie, sie so gut wie der Künstler, der ja nur deshalb, dank dieser inneren Verwandtschaft, so vertraut mit ihr geworden war. »Bäume«, hieß es in jenem Aufsatz mit Recht, »sind die Helden dieser Welt, und um ihre laubreichen oder fahlwerdenden Äste bricht und sammelt sich die Handlung der Dramen. Tausende von Wiesenblumen wirken wie Heere zahlloser Individuen, und die beweglichen Elemente der Seen und Flüsse, des Windes, des Lichts bedeuten hier so viel wie Atem und Blut.« ...

Johannsen liebt die großen Formate. Er liebt sie nicht nur, er fühlt sich zu ihnen verpflichtet: angesichts dieser überall weitausladenden Landschaft müßte er sonst wohl fürchten, sie ins Kleinliche und Niedliche zu verfälschen. Deshalb findet man bei ihm so oft einem einzelnen Baum, einem einzelnen Strauch, wohl gar einem einzelnen Grasbüschel oder Blütenzweig eine ganze große Leinwand gegönnt. Aber ist wirklich nur dies einzelne »Objekt« auf der Fläche? Hat der Maler nicht vielmehr den ganzen Boden, die Umgebung, die landschaftliche Atmosphäre festgehalten? Man spürt das schöpferische Wohlgefühl, das ihn dabei beseelt hat, und genießt seine jubelnde Freude an der Garbigkeit mit. Dabei verlieren wir nie auch nur einen Augenblick die Gewißheit, vor den Werken eines nordischen, eines deutschen Malers zu stehen, dem die Treue gegen wahrhafte Erscheinung in der Natur ein unbedingtes Gebot ist, der sich nicht vermißt, sie zurechtzubiegen, sie seiner launischen Willkür zu unterjochen, der sich ihr vielmehr demuts- und andachtsvoll hingibt, erwartungsfromm, was sie ihm zu sagen hat, um es dann gehorham in Musik der Empfindung umzusetzen.

»Staffage«, selbst Häuser, findet man auf Johannsens Landschaften nur selten, Tiere und Menschen kaum oder nie. Hans Prenzkel, ein Märker von Geburt (geb. 1880 in Biesenthal bei Berlin), Schüler Vorgangs und Kallmorgens, kann und mag solche belebenden Momente nicht entbehren. Er liebt es, zu schildern, zu erzählen; das anmutige Bild, das ihn auf einer frischbeschwingten, erlebnisreichen Wan-

derfahrt überrascht, gepackt und entzückt hat, er möchte es in heiter aufgeschlossener Mitteilbarkeit auch den andern vor Augen zaubern. So zog es ihn von Berlin und aus der Mark, die ihm auf die Dauer nicht viel zu sagen hatten, bald hinweg auf Studienreisen in die »malerischen« Städte und Dörfer Süddeutschlands, etwa nach Besigheim am Neckar, dem Paradies der Maler, oder nach Rothenburg ob der Tauber, dem Schlaraffenlande des Pinsels und der Palette. Dort im Taubertal, in Rothenburgs Umgebung, fand er denn auch an einem prächtigen Frühlingstage das Dörfchen mit den weißen Hauswänden, den hohen roten Dächern, dem spitzbehelmteten Kirchturm und den spielenden Kindern auf der Wiese, eingehüllt in »Blütenschnee«. Wie friedvoll und besänftigend ist diese liebliche Idylle! Man möchte unsern Feldgrauen dies Blatt in ihre Schützengräben und Unterstände schiden als einen Gruß und Dank aus der Heimat, denn sie sind es doch, die uns mit ihren Leibern diese Kleinodien deutscher Erde vor aller Not und Zerstörung bewahren.

Auch die »Morgensonne« der Münchner (aber aus Graz stammenden) Malerin Emilie von Pallavanja könnte man versucht sein für ein »erzählendes« Bild zu nehmen. Ein junges Mädchen vor dem Toilettenspiegel, zu ihren Füßen die Bullbögge, im Hintergrund ein festlich geschmückter Tisch — die Lust zu fabulieren läßt sich kaum unterdrücken. Aber bei näherer Betrachtung des Bildes entdeckt man doch wohl auch in seiner nur getönten Wiedergabe die Lichtreize, um derenwillen es gemalt worden ist. Denn das war Ziel und Ehrgeiz der Malerin: die malerische Erscheinung des Gegenständlichen unter der Einwirkung des Lichtes wollte sie wiedergeben, hier also hauptsächlich den malerischen Gegensatz, den die im kühlen Ton stehende Figur des weißgekleideten Mädchens zu dem mit warmem Sonnenlicht durchleuchteten hinteren Raum bildet. Farbiger wäre das gewiß noch weit besser zur Geltung gekommen, aber mir scheint, den Reiz dieses Gegensatzes, dieser zwei Atmosphären in dem Bilde, spürt man auch noch in unsrer Übersetzung. — Emilie von Pallavanja war Schülerin des Münchner Professors Ludwig von Perlerich, ehe sie sich selbständig machte und, inzwischen mit mancher öffentlichen Auszeichnung bedacht, fleißig in der Münchner Sezession sowie in Berlin ausstellte. Seit fünf Jahren ist sie an der Münchner »Damen-Akademie« als Leiterin einer Figuren- und Stilleben-Klasse tätig.

Den Dresdner Maler Adolf Gischer-Surig kennen unsre Leser aus dem Aufsatz über die Stadt Bautzen, der hier vor einiger Zeit (Septemberheft 1916) mit Hilfe



Zeichnung von Bruno Héroux

von Aufnahmen, mehr noch von künstlerischen Darstellungen die bisher ziemlich unbekannt gebliebenen Schönheiten dieser alten Wendensiedlung ausbreitete. Es war Heimatkunst, die uns Fischer dort zeigte, denn in der sächsischen Oberlausitz, in Obergurig bei Baugen ist er am 2. Juni 1860 geboren worden. Auf der Dresdener Akademie waren Pöhle und Mohn seine Lehrer; in Berlin und München bildete er sich dann weiter aus, bevor er 1898 in Dresden seinen bleibenden Aufenthalt nahm. Aber häufige

Studienteisen führten ihn von hier nach Oberbayern und Tirol, denn von seinem Berliner Lehrer K. Ludwig war ihm die Liebe für Hochgebirgslandschaften eingepflanzt worden. Erst um 1902 fand er das Gebiet, auf dem er hinfort sein Bedeutendstes leisten sollte: er wurde der Schilderer der Städte, Häfen und Landschaften Ostfrieslands. Alljährlich zeigte er seitdem, hauptsächlich in Dresden und Berlin, Darstellungen dieser Art in Öl oder Wasserfarben. Einige davon sind inzwischen in öffent-

liche Sammlungen übergegangen, so die von uns in Mattondruck vervielfältigte »Alte kurbrandenburgische Schiffswerft in Emden« 1910 in die Galleria nazionale in Rom. Echter und getreuer als in den hier teils mehr-, teils einfarbig gezeigten Blättern kann ostfriesische Landschaft, Außen- und Innenarchitektur nicht gut wiedergegeben werden. Mag man nun die »Alte Straße in Emden«, den Hof des Waisenhauses oder den Innenraum betrachten, das Herbe, Seelstige beizte dieses Landschafts- und Lebensgebietes drückt sich aufs bezeichnendste auch in der herben, kräftig-gefunden, man möchte sagen widerfesten Malweise aus.

Zu unsrer Abteilung »Der deutsche Weltkrieg« gehört das Bildnis des Freiherrn von Bissing, des kürzlich seinem verdienstvollen Wirken in Brüssel entrisenen Generalgouverneurs von Belgien. Wir verdanken es dem Berliner Maler Arthur Schlöbed, der Bissing als General der Kavallerie kurz vor dem Kriege nach dem Leben gemalt hat. Was wir im Oktoberheft 1914 über die zeitgenössischen Bildnisse Schlöbeds in einem eignen Aufsatz gesagt haben, gilt besonders von diesem Bildnis: es verbindet persönliche Ausdruckskraft mit jener Vornehmheit und Würde der Repräsentation, die in solchen Dokumenten der Zeitgeschichte nicht gut entbehrt werden kann. Es ist der Mann der ehesten, unerschütterlichsten Pflichterfüllung, der hier zu uns spricht; sein letztes Wort: »Über alle Anschauungen und über alle verschiedenen Auffassungen der Verhältnisse wie der Menschen nur die Pflicht«, es steht schon in seinen Zügen geschrieben.

Zu einem Gedächtnisblatt der Zeitgeschichte, das noch unsern Kindern und Kindeskindern teuer sein wird, ist nun auch die Zeichnung des

Leipziger Graphikers Bruno Héroux geworden: »Den modernen Schneeschippern« — wie Leipzig, so haben im harten Kriegswinter 1917 gewiß noch tausend andre deutsche Städte an manchem frühen Morgen oder späten Abend dies herzerquickende Bild beobachten können: Schüler, klein und groß, kräftig und schwächlich, beim Schneeschippen, ganz erfüllt vom Ernst der Arbeit und doch plötzlich vom Jugendübermut zum fröhlichen Zwischenpiel einer Schneeballschlacht hingerissen. Wer von uns möchte dies Erlebnis, dies Erziehungsbeispiel sozialer Hilfsdienstpflicht missen! —

*

Im Aprilheft haben wir als Kunstblätter zwei Gemälde des Frankfurter Meisters Wilhelm Steinhausen wiedergegeben. Nun schreibt uns Steinhausen, daß unter dem einen dieser Bilder, dem Kruzifixus mit der Sünderin, sein Name nur mit halbem Rechte verzeichnet stehe. Dieses Gemälde sei vielmehr von dem Maler Edgar Breitner im Auftrag der evangelischen Gemeinde Rothkirchen bei Breslau nach einem Entwurf von ihm ausgeführt worden. »Da kann ich denn«, fährt er in lebenswürdiger Bescheidenheit fort, »das Lob, das Sie dem Bilde geben, nur zum Teil — kaum halb — annehmen. Ich möchte es gern dem jungen Maler, der schon bei Beginn des Krieges in den Kampf mußte, schwer durch einen Lungenschuß verwundet wurde und jetzt, nur halb geheilt, in Darmstadt Garnisondienst tut, gönnen. Würden Sie dem lieben jungen Mann diesen Dienst noch leisten können? Etwa durch eine Berichtigung in irgendeiner Form? Ich hatte nur einen flüchtigen Entwurf gemacht, den er dann ziemlich selbständig ausgeführt hat.« Dieser »Dienst« wird hier gern geleistet, dem Meister wie dem Jünger. F. D.

Wie mancher Soldat ...

Wie manchen Soldaten hat die Trommel geworben,
Wie mancher ist stöhnend und blutig gestorben,
Verlernte allen Haß und Hohn und Spott —
Und glaubte wieder an einen Gott!

Wie mancher grub sein eigenes Grab,
Sant mit seinen Wünschen und Träumen hinab,
Hatte lang vergessen Bett, Wein und Weib:
Opferte hin seinen blutwarmen Leib!

Wie mancher jungfrische, frohe Soldat
Eine gute, treusorgende Mutter hat!
Wieviel Mädchen und Mütter müssen weinen!
Und wird doch wieder die Sonne scheinen.

Wie mancher junge tapfere Soldat
Tat eine kühne, herrliche Tat,
War Saatfarn für Zukunft und Kindeskind!
Verweht hat seinen Namen ein wilder Wind ...

Paul Ringens



Hufs. Jander & Rabisch, Berlin

Bühnenbild aus Karl Schönherrs »Volk in Not«: Anna Bahr-Mildenburg als Wolfsgruberin, Else Lehmann als Notadlwirtin, Eduard von Winterstein als Andrä Hofer

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Dösel

»Volk in Not« von Karl Schönherr — »Madame Tégros« von Heinrich Mann — Molières »Geiziger« in der Bearbeitung von Karl Sternheim — Goethe-Gesellschaft und Deutsche Shakespeare-Gesellschaft i. J. 1917 — Beiträge zur Theaterkulturbewegung — Noch einmal Emil Milan

Nan mag der zeitgenössischen Dramatik noch so zweifelsüchtig und schwarzseherisch gegenüberstehen, eines läßt sich nicht mehr verkennen: mit der großen Zeit und ihren gewaltigen Erlebnissen wachsen unsern Bühnen auch die großen Stoffe wieder zu, und die Geschichte, noch vor kurzem das Aschenbrödel des deutschen Theaters, trägt heute wieder die Königskrone. Solche Wandlungen vollziehen sich für gewöhnlich nicht über Nacht und nicht an einem Zweige des vielverästelten Baumes, manchmal aber gibt es auch im geistigen Leben Erscheinungen, die auf engem Raume wie Sinnbilder der Allgemeinheit wirken und gleich untrüglichen Wetterzeichen den Wechsel der Atmosphäre verkünden.

Zwei solche nahe beieinanderliegende Erscheinungen halte ich für denkwürdig genug, um festgehalten und als Wendepunkt dem Gedächtnis eingeprägt zu werden. Da ist der Elsäßer

René Schidele. Vor dem Kriege gab er sich ganz als einen jener selbstzufriedenen, mit ihrem eignen lieben Ich übergenug beschäftigten Narkünstler, die sich um die Mächte des Gewordenen und Bestehenden wenig kümmern; da erscholl der Trommelruf des Kampfes, und auf einmal war sein eben noch zügellos umherschweifendes Denken und Dichten, wie uns sein Schauspiel »Hans im Schnakenloch« bewiesen hat, mit dem Pulschlag des allgemeinen völkischen Lebens verbunden. Und nicht viel anders als diesem Westdeutschen erging es dem Österreicher Karl Schönherr. Zwar war der Dichter des »Sonnwendtages«, der »Erde« und des bodenständigen Reformationsdramas »Glaube und Heimat« den erd- und zeitgeborenen Geschehnissen seines Tiroler Heimatlandes nie entfremdet, aber kurz vor Ausbruch des Krieges, als die Ungebundenheit unsrer schöpferischen Geister in Wurzellosigkeit auszuarten drohte, schien auch seine starke schollenbüftige Begabung sich an

allerlei ihr weisensfremde romantische Verbläsenheiten oder ins Ungefunde entartete Geschlechtlichkeiten verlieren zu wollen. Da kam der Krieg, und Italien streckte, nachdem es eine Weile feig lauend dem leuchtenden Ringen seines einst verbündeten Nachbarn mit dem Aufsen zugehört hatte, seine Diebstahls nach dem Land Tirol aus: das war für Schönherr, seinen im Innersten treugebliebenen Sohn, der Augenblick, wo der »Weibsteufel« durch das deutsche Heimats- und Heldenlied »Volk in Not« entführt wurde, wo die schwülen Dünste triebhafter Erotik zerstreut wurden durch den kräftigen Höhenwind einer mitten ins Herz der Gegenwart treffenden Geschichts-dramatik. Beide Fälle nebeneinander sprechen, scheint mir, eine deutliche Sprache.

Ja, aus dem Erlebnis der eisenklirrenden, tobesmutigen Gegenwart ist Schönherr's deutsches Heldenlied geboren, unserm eigensten lebendigen Gefühl will es Seele und Junge lösen. Zwar sind die drei dramatischen Bilder, in denen er mit dem Waffenaufbruch der Männer und Buben, mit dem Büchsen- und Kolbenkampf am Berge Isel und der todwunden Heimkehr des grausam gelichteten Fährleins in knappen, herben Zügen den Verlauf des zweiten Tiroler Aufstandes vom Jahre 1809 schildert, durchaus ins harte Gestein ihrer eignen Zeit gebettet, kein aufdringliches Mahnwort, keine billige Prophezeiung pocht an die Tür der Aktualität, aber doch fühlen wir vom ersten bis zum letzten Wort dieser drei Akte (Buchausgabe bei Staadmann in Leipzig), daß wir gemeint sind, daß aus diesen über hundert Jahre zurückliegenden Szenen unser Jörn, unsere Not, unsere Kraft und unsere Schmerzen widerhallen. Schönherr hat es sich versagt, den historischen Führer des Aufstandes, den Sandwirt Andreas Hofer, zum aktiv-pathetischen Helden seiner Bilderfolge zu erheben. Vielleicht schredten ihn die nicht gerade ermunternden Spuren, die diese oft beschworene Gestalt im deutschen Drama von Immermanns »Trauerspiel in Tirol« bis auf Kranewitters »Andre Hofer« hinterlassen hat. Vielleicht aber bedurfte es für ihn dieser literarfundigen Warnung erst gar nicht.

Gerade bei ihm, dem echten und getreuen Sohn des Tiroler Volkes, dessen Vorfahren unter dem Sandwirt gekochten und ihre angestammte Büchse von Kind auf Kindeskind vererbt haben, wäre es verständlich, wenn er von vorneherein den Entschluß gefaßt hätte, das Volk in seiner breiten, schweren Gesamtheit barzustellen, ohne daß es einem Einzelnen vergönnt wäre, sich darüber zu erheben. In der Tat ist denn auch sein Andra Hofer, dem es daheim in seinem Passeiertal keine Ruhe läßt, der so im Land herumflattert, wie ein versprengtes Schaf,

nur einer unter vielen. Gerade so schwer und mühsam wie den andern ringen sich ihm die Worte von den Lippen, und der stärkere Wille, der in seiner breiten Brust, der überlegene Verstand, der hinter seinem eisernen Schädel wohnt, sie halten sich klug und kurz im Zaum. Um so zündender und aufreizender wirken nun seine knappen, wohlberechneten Worte, wenn sie mit beißendem Hohn oder gutgespieltem Mißtrauen den entscheidenden Funken in die durch Druck und Drangsal bis zur Verzweiflung wunden Seelen der Bauern werfen. Bei der rauen Verletzung ihrer frommen Bräute, ja selbst bei der Zwangsaushebung ihrer Söhne zum Napoleonischen Heer haben sie noch wortlos die Lippe gebissen, als aber einer der Ihrigen selbst höhnisch nach der altvererbten grünweißseidenen Fahne, dem Familienstück mit dem roten Adler drin, fragt, da ist kein Halten mehr: einer, der eben noch von friedlichem Familienglück träumte, reißt sie hervor aus der Höhlung des alten Nußbaumes, wo sie verborgen war, und pflanzt den zerschossenen, blutgetränkten Segen, das Sinnbild der Heimatsehne, vor aller Augen im Hofe auf. Da braucht der Sandwirt nur die Knie zu beugen vor der alten Schlachtfahne und um ihren Segen zu bitten, und alle tun es ihm nach, alle wissen, worum es geht, keiner will zurückbleiben, und um die Ehre, Fahnenträger zu sein, werden die beiden Söhne des Notadlwirts beinahe handgemein miteinander. Die verhaltene Blut und Gewalt, die in dieser Szene brennt, die hinwegstürmt über alle gramvollen Erinnerungen des ersten vergeblichen Kampfes, die aller ahnungsangen Bitten und Klagen der verlassenen Bräute, Frauen und Mütter nicht achtet, sie flammt um so mächtiger auf, je tiefer und dumpfer sie aus dem dunklen Urgrunde des Volksgefühls heraufgeholt wird von einem, der selbst dieser Dumpfheit und Schwerfälligkeit teilhaftig ist.

Auch im mittleren Bild, dem Kampf am Höhenrücken des Iselberges, wo sich die hart-rassigen, luchsäugigen Schützen in langer, unübersehbarer Zeile wie bissige Dackel in jeden Fußbreit Boden verpreißen und vergraben haben, um dem stierwütig antrennenden Feinde das Vorwärtskommen zu wehren, erhebt sich Hofer kaum über die andern, den Notadlwirt und seine Söhne, den Griesbacher und den Jörg von Heiligwasser, den Kugelgießer, den Büchsenlader und die Wolfsgruberin, die wie ein Mann unter Männern mitkämpft; auch hier ist es das Tiroler Volk, Greis und Mann und Bub und Weib, das den Todestampf für die Heimat aussucht, bis der letzte Feind mit dem Büchsenkolben vom Hügelrand in die Tiefe gestoßen ist und die mildtätige Nacht sich über die Toten, die Sterbenden und die Verwundeten herabsenkt. Nur das Endwort wird dem gegönnt, den doch alle still-

Waren es hier die Männer, die Eisen und Blei sprechen ließen, so sind es im Schlußbilde, der Heimkehr, die Frauen, deren bitteren Schmerzen und weher Trauer der Dichter die Zunge löst, sie, denen der Liebste, der Mann, der Sohn nicht wiederkehrt. Und nun, wo das Kampfgetöse, das handgreifliche, stoffliche Geschehen wieder abgelöst wird durch das gefühlschöpferische Wort des Dichters, spüren wir am nächsten den schneidenden Athem der Gegenwart. Was die junge Hiesin an der Wiege ihres vaterlos gewordenen Kindes, was die Rotablwirtin, der der Mann und zwei erwachsene Söhne geblieben sind, und die auch von ihrem Nesthächchen, dem munteren Kugeltträger Seppel, nur das Kinderbüchel mit dem weißen Ablersflaum wieder zu Gesicht bekommt, was all die andern Verwaisteten und Verwitweten zu tragen und zu klagen haben, das ist unser Leid und unsre Last; all die Wunden, die hier aufgerissen werden, bluten auch an unserm Leibe, all die Schwerter, die hier gezückt werden, bringen auch in unsre Herzen. Aber das Land ist wieder frei, und die Tiroler sind wieder ihre eignen Leute! Und diese braunhändigen, hartknöchigen Weiber mit ihrem sparsamen Gehaben und ernsten Blick sind fest und tapfer genug, das Leben und ihre nun verdoppelten Arbeitspflichten wiederaufzunehmen in Haus und Hof, auf Feld und Ader. Und es liegen ja auch noch Kinder in der Wiege! Dem kleinen Hies-Büchel trägt der Sandwirt die heimgebrachte Ablersfahne zu: »Und jetzt schau, daß d a richtiger Kerl werst. Und wenn s wieder amal losgeacht, nacher nimmst den Fahnen und trägst n wie deine Vatersleut durch Bluet und Toad und Teufel.« Und zu den Weibern: »Schaugt s enf um richtige Mannen und laßt s die Leutmühl nit laar gahn. s Land braucht Bueben; streitige Kampf. Es ist a schmiedeisene Zeit.«

Paul Hartmann als Franz in Schönherr's »Volk
in Not«.

Digitized by Google



Hofn. Becker & Naatz, Berlin

Heinrich Mann

liner Feuerprobe an der Wiener Hofburg andern Sinnes geworden ist. Das aber weiß ich, und dafür setze ich mich ein, daß dieses Werk gespielt werden mußte, auch mitten im Kriege. Welch schwächliches Argument, in dieser Zeit, wo so viel kostbares Blut um uns dampft, wo so viele junge blühende Leben dahinsinken, an die Schonung unsrer Nerven zu denken! Die Kunst, zumal die dramatische, ist kein Schnuller, mit dem man greinende Kinder zur Ruhe bringt. Sie hat, so gut wie das Leben selbst, das Recht, uns hart anzupacken; ein Feigling, wer sich, aus Angst, Schaden zu nehmen an seinem löblichen Wohlbefinden, davor duckt! Gewiß hätte Schopenhauers Dichtung, die in künstlerischer Beziehung den Vergleich mit »Erde« und »Glaube und Heimat« nicht aushalten kann, ihren sittlichen Zweck und ihre stählende Wirkung noch besser erfüllt, wenn sie in einem weniger starren, dafür aber desto strengeren, um nicht zu sagen erhabeneren Stil gehalten wäre, und wenn sie auf gewisse empfindsam-gefühlseelige genrehafte Zutaten, die zumal uns Norddeutschen leicht salontirolesisch anmuten, hätte verzichten können; aber entbehren möchten wir dies »Volk in Not« nicht, denn es ist eine echte Geburt der Zeit und würdig des Grillparzerpreises, der ihm inzwischen zuteil geworden ist.

Als historisches Drama, ja als eins, aus dem uns der Atem der Weltgeschichte entgegenweht, ist auch Heinrich Manns jüngstes Werk, das dreiaktige Schauspiel »Madame Legros«, angesprochen worden. Das gilt doch aber nur in bedingtem Maße. Wohl finden wir hier die Zeitfarbe und Zeitstimmung der französischen Revolutionsjahre, aus denen die Dichtung schöpft, getreuer festgehalten, als es bisher der Ehrgeiz des leidenschaftlich modernen Romanschriftstellers war, aber seinen ungebundenen Subjektivismus, der sonst so eifrig wider den historischen Stachel lödte, hat der ältere Bruder des Buddenbrook-Dichters doch noch keineswegs verabschiedet.

Im schroffsten Gegensatz zu dem Tiroler Volksdichter, der seinen Hofer »keinen bessern Mann als alle andern« fein läßt und sich die Masse zum Helden erwählt, pflanzt Heinrich Mann den Gedanken oder wenigstens den Gefühlskeim der großen Weltensende von 1789 in die Seele eines Einzelnen, in das von leidenschaftlichem Mitgefühl erfüllte Herz der kleinen Pariser Puzmacherin, die eines Tags beim Gang durch die Straßen einen Zettel vor ihre Füße flattern sieht und darauf den Not- und Hilfescrei eines seit dreiundvierzig Jahren unschuldig Eingekerkerten liest. Seitdem hat sie daheim bei ihrem braven, aber nüchternen Mann und ihren zarten Epigonenhäubchen keine Ruhe mehr. Ihr Nervensystem war ohnedies von einer Frühgeburt arg mitgenommen, so bedarf es nur dieser geheimnisvollen Volkshast aus der Bastille, dieses Hilfescreies der Unschuld, dieses Winkes vom Himmel, um alle Regungen ihres großen, edelmütigen Frauenherzens, alle Kräfte ihrer in kleinbürgerlicher Umgebung geknebelten Phantasie geradlinig und einseitig auf das eine Ziel zu lenken: Befreiung des unschuldigen Leidenden! Weiter weiß und ahnt ihr enges Hirn nichts von den sozialen und politischen Zusammenhängen der Dinge, und es ist die bewußte Absicht des Dichters, uns gerade in dieser eng und starr beschränkten, fast an Wahnsinn grenzenden Einseitigkeit seiner mehr leidend getriebenen als bewußt und tätig handelnden Helden die Größe und Gewalt der von neuen Gedanken und Willenskräften schwangeren Zeit spüren zu lassen. Mit ihrem in tausend Abwandlungen immer wiederholten Ruf »Ein Unschuldiger schmachtet in der Bastille, rettet, befreit ihn!« stürmt dies im Innersten aufgewühlte Kind aus dem Volke durch die Pariser Gassen, verheißt es seinen Leib einem Hülse versprechenden jungen Aristokraten, der allein die Schönheit dieses flammenden Herzens versteht, dringt Madame Legros bis an die Stufen des Thrones, bis zu den Ohren der blasierter-frivolen Königin vor, der dies bürgerliche Tugendwunder nicht mehr als eine unerhörte Sensation in der

Langenweile ihres leeren Daseins bedeutet, reißt sie unversehens die Bürger zum Sturm auf die Bastille fort, wird sie zur Prophetin und Heiligen in den Augen eines längst auf das Wunder des Ungewöhnlichen brennenden Volkes. Jäh vom plötzlich erwachten Sturmwind der Zeit auf diesen Gipfelpunkt emporgetragen, erwacht sie aber ebenso jäh. Dies Ungeheure hat sie sich niemals träumen lassen, geschweige denn gewollt. Für sie, die echt weiblich nur das Nächste, nur mit den Augen der Seele ihren unschuldig Gepeinigten sah — den sie mit den leiblichen Augen nie zu Gesicht bekommen —, ist mit dem persönlichen Erlebnis alles zu Ende. Nun er befreit ist, was hat sie mit dem ganzen Handel noch zu schaffen? Vor den weltgeschichtlichen Folgen schridt sie ebenso zurück wie vor den Forderungen des Volkes und dem Tugendpreis, mit dem die Akademie sie auf Befehl der in ihrer Sensationslust gekittelten Königin krönen will. Auf einmal ist sie wieder nur Gattin und Bürgerin. Was schiert sie Staat, Volk, Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit! Ihren Gatten, ihr Haus, ihr Geschäft will sie wiederhaben. Aber die findet sie nicht mehr beim alten. In ihren vier Wänden hat sich eine lästerliche Verwandte eingenistet, schon im Begriff, ihr auch die Liebe ihres Mannes zu stehlen, an ihrer Schwelle klebt das Blut des jungen Aristokraten, dessen, der allein sie verstand, und den sie doch verraten mußte. Sie war zu weit weg, aus dem Bürgerlichen zu weit verirrt ins Ungewöhnliche, Absonderliche, als daß sie so schnell zurückfinden könnte. Unendlicher resignierter Geduld wird es bedürfen, sie wieder mit ihrem Gatten und ihren Spitzenhäubchen zu versöhnen — aber sie wird diese Geduld haben, denn im Inneren blieb sie, die sie war. *Eina Lossen*, die in der beseelten Ruhe stets bezwingender ist als in der Verzückung des Gefühls und des Willens, bot in dieser häuslichen Versöhnungsszene mit dem Gatten und mit sich selbst ein unvergeßliches Bild stillen und reifen Frauentums.

Heinrich Manns Drama (Buchausgabe bei Kurt Wolff in Leipzig) ist in den Münchner Kammerspielen und einige Monate später auch im Berliner Lessingtheater — das sich neuerdings mit dankenswertem Eifer um ein besseres Verhältnis zwischen Bühne und zeitgenössischer Literatur bemüht — mit unverkennbarem Erfolge aufgeführt worden, wenn auch die literarische Kritik, wie es bei einem solchen Problematiker selbstverständlich, um ein paar Grade wärmer war als das Publikum. Zweifelloso ließe sich zur inneren Rechtfertigung dieses Erfolges manches sagen, was für einen Durchschnittsdramatiker übergenug an Preis und Ehre bedeuten würde. Nicht nur die erfindungs- und gestaltenreiche Handlung, auch den Aufbau und inneren Rhythmus des dramatischen Geschehens,

die Bühnensicherheit, die gedankenreiche, vornehme und doch schnellkräftige Sprache, ja selbst die glückliche Abmessung des Zeitbustes könnte man rühmen, in den das Ganze getaucht ist, ohne irgendwo ein aufbringliches Parfüm auszufließen. Mehr noch als das alles erfreut den, der sich für das lebendige Drama nichts Verderblicheres vorstellen kann als die noch vor kurzem so beliebte selbstgefällige Absonderung des hochmütigen Geschmädertums, die beherzte, frisch entschlossene Art dieses Dramas, ein Stück Menschenleben zu packen und es im Gefühlsgrund der Allgemeinheit zu verankern. Das ist neu an Heinrich Mann und eröffnet einen tröstlichen Ausblick auf seine Entwicklungsmöglichkeit, eine Gabe der Jugend, die ihm, dem äußerlich Kühlen, innerlich Glühenden, länger treu bleiben wird als andern. Aber darf man dieses Stück deshalb schon als die Erfüllung des »neuen historischen Dramas der Deutschen« begrüßen, »nach dem wir uns alle sehnten«? Versteh' ich solch überschwengliches Lob recht, so gilt es dem Verzicht Heinrich Manns auf alle »Staatsaktionen«, auf alles große historisch-politische Geschehen überhaupt und dem dafür austretenden Beginnen, ein weltgeschichtliches Ereignis sich allein aus den Gefühlserregungen und Herzensnöten eines einzelnen, in der großen Masse verlorenen Menschen widerpiegeln zu lassen. Der Triumph des Individuellen über das Allgemeine — er ist es, dem hier der Lobgesang erschallt. Ich kann dies Verfahren im historischen Drama so hoch unmöglich schätzen. Die



Bruno Ziener und Eina Lossen als Ehepaar Pegros in Heinrich Manns »Madame Pegros«



Aufn. Jander & Labisch, Berlin

Max Pallenberg als der Geizige

»großen Mächte« des Gewordenen und Seien-
den lassen sich nun mal in solcher Sphäre nicht
spotten. Und wenn schon diese Begrenzung und
Zusammenfassung, darf es dann eine geistig so
unbedeutende, von einer einzigen Vorstellung
schier krankhaft verfolgte, psychopathisch veran-
lagte Kleinbürgerin sein, der das ganze Sinn-
bild des mächtigen Revolutionsgeschehens auf-
gebürdet wird? Zum mindesten ergibt sich zwi-
schen diesem Bierwände-Geschid und dem pom-
pösen Gerüst, das um Madame Legros auf-
gebaut wird, ein Mißverhältnis, eine Störung
des inneren Gleichgewichts, über die man nicht
gut hinwegkommt. Es hieße in meinen Augen
Heinrich Manns künftigen Weg unterschätzen,
wollte man dies Drama schon als etwas Voll-
endetes — wenn auch nur für ihn selbst Voll-
endetes — bezeichnen. Wir dürfen Reiferes
und Höherstrebendes von ihm erwarten.

Mit wachsender Besorgnis sehen wir nun
schon eine ganze Weile zu, wie Rein-
hardts Theater, die in ihren Anfängen Tummel-
plätze der Ausstattungskunst waren, dann aber
zu Pflanzstätten gepflegtester und vollendetster
Theaterkunst wurden und diesen ihren Beruf
planmäßig in die Tiefe und Weite auszubauen
strebten, jetzt mehr und mehr zu Schauspieler-
bühnen werden. Das soll heißen, daß sie sich
ihren Spielplan nicht nach einem überlegenen
geistigen Plan aufbauen, sondern ihn von den

Zufälligkeiten, Möglichkeiten und Bedürfnissen
ihrer Darsteller bestimmen lassen. Früher waren
Kräfte wie Bassermann oder Wegener die
Spielplanbauer, jetzt ist es Max Pallen-
berg. Seine schauspielerische Begabung, vor-
nehmlich seine Erfindungskraft, seine geistige
Frische, sein Feuer und seine geschmeidige, nie
erlahmende Gestaltungslust in allen Ehren, aber
um einer Bühne vom Range des Deutschen
Theaters den dramaturgischen Weg vorzuzeich-
nen, ist er nicht bedeutend genug. Und auch
seiner ganzen Art nach nicht berufen; zumal
jetzt nicht. Denn seine Neigung geht auf Rollen
französischen Geblüts, in denen Witz und Tem-
perament sich mit einem starken Tropfen Komö-
diantentums verbinden. Das zog ihn zu Beau-
marchais' Figaro, das läßt ihn jetzt — wo doch
eigentlich der Deutsche Zyklus fortgesetzt werden
sollte! — zu Molières Geizigen greifen.
Anders als mit dieser eigenwilligen Schauspieler-
sehnsucht wäre die Wahl dieses Stückes kaum zu
erklären. L'Avare ist heute noch eine beliebte
Schullektüre, viel Glück auf der Bühne hat er
nie gehabt, weder auf der französischen noch auf
der deutschen. Reinhardt erkannte, daß er da
nachhelfen müsse, wollte er seine verwöhnten
Kostgänger nicht hungern lassen. Da man nun
aber mit Meister Niedbings Künsten in diesen
hochbeinigen Zeiten sparsam sein muß, sah er



Aufn. Jander & Labisch, Berlin

Hermann Thimig und Margarete Christians im
»Geizigen« von Molière-Sternheim



Moritz Ferdinand Freiherr v. Bissing †

Generalgouverneur von Belgien

Nach dem Ölgemälde von Arthur Schlöcker

sich nach einem »Bearbeiter« um, geschickt und fest genug, um aus der abgetragenen Robe einen neuen Staatsrod zu schneidern. So gab es nun ein Ünding schon auf dem Zettel: Der Geizige, Komödie in vier Aufzügen nach Molière, eingerichtet von Karl Sternheim. »Nach« und noch dazu »eingesetzt« — was mochte da von dem alten Kleid viel übrigbleiben! Sternheim, dem seine eignen bürgerlichen Komödien, vornehmlich »Die Kassette«, wohl den Glauben an eine gewisse Verwandtschaft mit Jean Baptiste Poquelin beigebracht haben, ist denn auch mit dem französischen Original von 1668 höchst selbstherrlich umgesprungen. Die verwegenste, aber auch verfehlteste und verzerrendste Aenderung, die sich Molière von ihm gefallen lassen muß, quillt aus dem Einfall, Harpagon's Sohn Cleanth zu einem spbaritisch-jnobistischen Schwelger, zu einem Lüstling und Wüstling zu machen, der unter Musikbegleitung sein Leder hält, sich mit Dienern und Koffbarkeiten umgibt und seine teure Person in alle Wohlgerüche des Orients hüllt — ein Bild verweichlichter Dekadenz, wie Sternheim selbst es in seinem Christian Maste, dem »Enob« in der Tragikomödie gedehnter Unnatur, kurz vor dem Kriege gezeichnet hat. Hat der Bearbeiter denn gar nicht gesehen, daß ein solcher schnöder Mißbrauch des Geldes den Alten in seiner Knidrigkeit fast rechtfertigen muß? Damit würde doch der ganze Charakter, der ganze Sinn und moralische Zweck des Stückes verschoben werden. Aber nicht genug damit! Es wird die Figur eines Geldverleihers hinzuerfunden, Harpagon muß auch noch zum Diebe an dem Luxus seines Sohnes werden, aus seinen zehntausend Talern werden zwanzigtausend, aus seinem einen Monolog deren drei, und was dergleichen barocke Maßlosigkeiten sonst noch sind. Es ist die alte Geschichte: wo Pfeffer wächst, soll auch noch Paprika gebaut werden; wo eine Rakete steigt, soll gleich ein ganzes Feuerwerk abgebrannt werden. Dabei hat der Favorit, um dessentwillen alle diese Aufschwellungen geschehen, nicht einmal viel von dem Aufwand. Man könnte sich sogar vorstellen, daß Wallenbergs Harpagon, eine tragikomische Gestalt, die jeden Augenblick mit einem vulkanischen Ausbruch teuflischer Gewalten droht, bei schmälerer Kost besser gedeihen müßte als bei diesen Trüffeln und Pasteten aus Sternheims Küche. Man braucht ihm, der berufen erscheint, uns über Viktor Arnolds frühen Verlust zu trösten, wirklich die Schüssel nicht so voll zu füllen; er hat Einbildungs- und Schöpferkraft genug, selbst schon aus einem Senforn einen Baum zu ziehen. Was neben ihm blühte, kam in seinem Schatten nicht recht auf — Hermann Thimigs frischer Cleanth, der nur ein wenig zu gutmütig geriet, allenfalls ausgenommen.

Wesermanns Monatshefte, Band 122, II: Heft 730

Nichts liegt uns ferner, als die Feindschaft, die jetzt auf den Schlachtfeldern des Landes und Meeres zwischen den Völkern ausgefochten wird, auch auf die fremden Dichter und Stoffe früherer Zeiten zu übertragen. Den Genius bewirten, komme er woher er wolle, bringt ebensoviel Ehre wie Gewinn. Dennoch sollte sich ein Theater, das kurz hintereinander »Dantons Tod«, den Sigaro und den Harpagon sah, fragen, ob es nicht mittlerweile Zeit würde, bei der deutschen Geschichte einzuflehren. Es ist und bleibt ein Anstern, der über uns funktelt, und sein Schein dünt uns jetzt besonders böse und giftig: für das Fremde haben wir immer Zeit und Obdach, das Eigene stellen wir gern Gott und dem gütigen Zufall anheim. Um bei dem Nächstliegenden aus neuester Zeit zu bleiben: die Jahresversammlung der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft ist zu Weimar auch im dritten Jahre des Krieges mit der gewohnten Würde und Liebe gefeiert worden — Professor Alois Brandl, der erste Vorsitzende, hat schöne, herzerquickende Worte gefunden für unsre allzeit offene geistige Gastlichkeit für allgemeine Menschenwerte, aber auch der kritiklosen Auslandsfucht gewisser Bühnen und ihrer Vernachlässigung unsers heimischen dramatischen Nachwuchses tapfer ins Gewissen geredet — unser Weimarer Goethe tag hat »aus äußeren Gründen«, über die man die Mitglieder weiter nicht zu unterrichten für nötig hält, ins ungewisse verschoben werden müssen. Und dabei sind wir uns doch alle darüber einig, daß solche Gemeinschaften gerade im Drangsal der Kriegszeit mit dem Zusammenhalt der Gemüter eine besonders wichtige und wertvolle Aufgabe der Kultur zu erfüllen haben. Was werden die »Leute aus den Schützengräben« dazu sagen, die gerade bei den letztjährigen Versammlungen mehrmals ihrem »dankbaren Gefühl« Ausdruck gegeben haben, »daß in allem Gebraus des Krieges die idealen Güter am meisten zu erquiden vermögen« —?

Der junge »Verband zur Förderung deutscher Theaterkultur«, ein Kind der Kriegsnot, arbeitet still, aber mit wachsender Sachlichkeit und Selbstklärung weiter. Er hat in seinen Reihen nicht gerade Aberfluß an sachkundigen und kenntnisreichen Fachleuten, und das, was seine Führer bei der Gründung in Hildesheim gesagt haben, stellt sich auch gedruckt, wie es jetzt in dem ersten Hefchen der Schriftenfolge »Deutsche Theaterkultur« vorliegt (Jena, Eug. Diederichs), nicht gedankenreicher und zielsicherer dar, als es nach den Preßberichten im vorigen Herbst geschah. Desto dankbarer werden alle die, denen die Erfahrungen des Lebens noch nicht die Hoffnung auf solche Vereinsbestrebungen geraubt haben, für Feststellungen, Anregungen und Belehrungen sein, wie sie

Dr. Ernst Leopold Stahl, einer, der literarisch und künstlerisch etwas von Theater- und Bühnendingen versteht, in dem zweiten dieser Hefchen gibt. »Wege zur Kulturbühne« nennt er es, und auf seinen achtzig Seiten setzt er mit einer hier allein angebrachten Nüchternheit auseinander, wie das heutige deutsche Theater tatsächlich ist, was es heute schon geleistet hat, und was es — immer nur von der Praxis aus gesehen — als künstlerischer Ausfluß der herrschenden Kultur heute leisten kann. Solche realpolitische Thesenarbeit tut gegenüber gewissen Schwarmgeistern, die im Umkreis des Verbandes ihr geschäftiges Wesen treiben, doppelt wohl! Mehr davon, und wir wollen hoffen!



Prof. Emil Milan †

Emil Milans, des unübertrefflichen Meisters einer echt deutschen Vortragskunst, ist schon im vorigen Hefst gedacht worden. Aber ein unglückliches Versehen hat verschuldet, daß jenen Worten des Gedächtnisses und Dankes das Beste, sein Bildnis, fehlte. Wir holen das Ver-

säumte jetzt nach und freuen uns, daß es ein echtes, ein wahres Abbild des Menschen und Künstlers Milan ist, das wir zeigen können: so schlicht, ruhig, poseslos und gelassen und doch geistig gespannt und »momentan«, wie er uns hier begegnet, trat er uns im Leben und in der Ausübung seiner Kunst entgegen. Er war die Unbewegtheit, die Gelassenheit selbst bei all seinen Vorträgen. Er wollte nichts von seinem Ich, er wollte nur die Dichter mit ihren Worten, ihren Lauten sprechen lassen. Einmal aber habe ich ihn doch weinen sehen. Er weinte wie ein Kind, dem die hellen Tränen stromweis über die

Baden laufen. Es war am Sarge Erich Schmidts. Damals schlossen wir Freundschaft, ohne daß ein Wort, auch nur ein Blick zwischen uns gewechselt worden wäre. Denn nun wußte ich, wie tief und mächtig nicht nur Künstlergebilde, nein auch schöne Menschlichkeit zu ihm sprechen konnte. Wie selten ist es uns im Getriebe dieser lauten Welt vergönnt, solchen Einklang zwischen Instrument und Seele zu erfahren!

Feldpostbriefe

Tausend Frauen sinnen einsam im Abendschein,
Öffnen mit bebenden Händen ihrer Gedanken Schrein,
Locken die hellen Vögel, die voller Farben sind,
Scheuchen das dunkle schwere Nachtgeflügel geschwind,
Tausend Federn gleiten emsig beim Lampenlicht,
Durch die lastende Stille schüchtern die Wanduhr spricht, —
Knackt ein Wurm wo im Holze, sinkt die Feder so schwer,
Zuckt und zittert das Herze, was wohl geschehen wär' —
Tausend Frauen gehen schleppenden Schrittes zur Ruh,
Winken dem weißen Monde Gruß für den Fernen zu.

Christine v. Winkler.

Literarische Rundschau

Wilhelm Arminius, der Weimarer Erzähler und Romanschriftsteller, der am 3. Mai auf der Höhe kräftigsten Menschenalters durch einen schnellen Tod dahingerafft worden, ist auch der Literatur in einem Augenblick gestorben, wo er sich vom Umschwung des Zeitgeistes für seine besondere Begabung am ehesten Anerkennung und Erfolg erhoffen durfte. Denn diese Begabung ging auf den geschichtlichen Roman, und darüber herrscht wohl heute kein Zweifel mehr, daß diesem lange arg vernachlässigten Literaturzweig eine neue Blüte bevorsteht, nachdem uns die blutige Wirklichkeit auf den Schlachtfeldern des Westens und Ostens gelehrt hat, wie wenig sich die großen Mächte des Staats- und Völkergeschehens auf die Dauer verachten lassen.

Arminius, der eigentlich gut norddeutsch Wilhelm Hermann Schulze hieß, war Altmärker von Geburt (geb. 20. August 1861 in Stendal) und hat mit Heimatdichtungen bescheidener Spannweite begonnen, um sich allmählich, in besonnener und sorgfamer Ausbildung seiner Gaben, umfassenderen und bedeutsameren vaterländischen Stoffen zuzuwenden. Aus der Mark wurde Preußen, aus Preußen Deutschland, und der Begriff Deutschland wiederum vertiefte sich ihm zu jener von seelischen Kräften durchwärmten Kulturmacht, deren Herdfeuer in Thüringen, auf der mittelalterlichen Wartburg und in dem klassischen Weimar brannte. In den »Wartburg-Kronen«, dem Roman aus der Zeit der Minnesinger, war es Arminius vergönnt, die Blüteperiode höfischen Ritter- und Sängertums wieder lebendig zu machen, in der der Puls nationalen Bewußtseins so voll und kräftig pochte wie kaum je zuvor und so bald nicht wieder. Gleich einem hohen Stern, einem Stern der Gewißheit und des Irrtums, des Glüdes und des Verhängnisses, leuchtet über diesem aus reichster Fülle politischer und kulturgeschichtlicher Zusammenhänge geschöpften Werke das Leitbild der mittelalterlichen Treue und Eide, an dem sich Groß und Klein, Gut und Böse scheidet; im übrigen aber wird die engsinnige Altertümerei, die den deutschen Geschichtsroman dreißig Jahre zuvor so bald in Verruf gebracht hatte, glücklich vermieden, und der moderne Geist rückschauender Zeit- und Menschenbetrachtung findet sich keineswegs verleugnet. Wie Arminius hier mit verbürgten Geschichtsvorgängen des 13. Jahrhunderts uralte Sagenmotive (von der Frau Venus und dem Hirsberg) innerlich verflochten hat, so spinnt sein zweiter großer thüringischer Roman, »Die Goethe-Eichstädts« (Leipzig, Elischers Nachfolger), den Faden der Handlung aus der Gegenwart hinüber in die klassische Zeit Weimars, da Wieland plauderte

und Goethe erlebend dichtete; doch auch hier bleibt der moderne Einschlag stark genug, um das dichterische Phantasiegebilde nicht etwa der lehrhaften Literaturgeschichte auszuliefern.

Noch zahlreiche und vielerlei andre Novellen und Romane hat Arminius geschaffen: kulturgeschichtliche Snerenbilder wie den »Hegereiter von Rothenburg«, Chroniknovellen wie »Die beiden Reginen« (aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges), Künstlererzählungen, venezianische und vaterländische Novellen, historische und Heimatromane, wie »Yorks Offiziere«, »Die Amtmännin von Dranienburg« und »Heimatfucher« (wohl sein tiefstes Buch), endlich sogar zwei umfangreiche, zum Teil humoristisch gefärbte Romane aus dem Oberlehrerleben — der Dichter selbst war Lehrer am Wilhelm-Ernst-Gymnasium in Weimar — und zwei sozialphilosophische aus dem Gebiet der modernen Frauenfrage, auch als Lyriker und Dramatiker hat er sich mehrfach versucht: so viel Gutes und Traudliches darunter sein mag, seine eigentliche Bedeutung liegt doch auf dem Wege zu der vergeistigten historischen Erzählungskunst, die hervordrückt aus einem gesteigerten vaterländischen Bewußtsein und erfrischt wird von einem sich neben der Hingebung an die Vergangenheit selbstigewiß behauptenden Gegenwartsgefühl. So nimmt Arminius etwa zwischen August Sperr und Hans Hoffmann eine Stelle ein, die für die weitere Entwicklung unsrer volks- und heimatstreuen Erzählliteratur nicht unfruchtbar bleiben wird. F. D.

Der Verlag von Hans von Weber in München erfreut den Liebhaber schöngeprägter und künstlerisch geschmückter Bücher mit drei neuen Bänden der sogenannten »Dreiangeldrucke«. Außerlich wird für alle drei Bände dasselbe Großquartformat, derselbe mit buntem Papier beklebte Umschlag, auch ungefähr dieselbe Bandstärke innegehalten, innen aber ist alles, Papier, Drucktype und Bilderausstattung, auf den besonderen Zweck, d. h. auf die geistige und poetische Stimmung des betreffenden Wertes zugeschnitten. Für E. T. A. Hoffmanns romantische Gespenstergeschichte »Der Sandmann« hat man eine schlanke Fraktur gewählt, und die Ursteinzeichnungen von G. Röninger haben das leicht Verschwappende, neblig Dunstige, das dieser phantastischen, vom Boden der Wirklichkeit sich lösenden Erzählung ansteht. Es ist gewiß keine leichte Aufgabe, Hoffmanns spukhaften Phantasmagorien mit dem Griffel nahezu kommen; der Weg vom Bühnen zum Lächerlichen ist hier manchmal nur ein Schritt: Königer bewahrt Freiheit, Würde und Schönheit. Ganz anders führt Bruno Gold-

schmitt den Stift in seinen Ursteinzeichnungen zu Kleists »Michael Kohlhaas«, für den man mit Recht auch eine gedrungene Schrift gewählt hat: da ist alles herb, herb, kantig, edig, mit einem Wort: eine gelungene Wiedererweckung der altdeutschen Holzschnittmanier, zuweilen grotesk, aber niemals kleinlich oder spielerisch. Endlich Dantons Tod von Georg Büchner mit Ursteinzeichnungen von Walo von May. Für dieses Revolutionsdrama, das so viel innere und äußere Beziehungen zur römischen Antike hat, taugt besser als die Fraktur die ebenmäßige, abgeseifene Antiqua, und in den Bildern herrscht jene düster schwälenbe, unheilgärende, vulkanische Stimmung, die wir aus Reinhardts Inszenierung kennen. Manchmal aber lösen sich die Bilder auch von dem Text der Dichtung, um im weiteren Umkreis des Dramas, doch nie seinem Mittelpunkt untreu, ihre eignen Phantasiewege zu gehen, wie es denn überhaupt diesen Buchkünstlern ein Bedürfnis ist, mehr zu sein als sklavische Illustratoren des Wortes. So rechtfertigt es sich, daß man die Bilder auch für sich in Mappen vereinigt haben kann.

Mit den farbigen, in leichten Wasserfarben kolorierten Zeichnungen, mit denen Emil Preetorius ein so leichtes Unterhaltungsbuch wie Gerstäders Erzählung von Herrn Mahlhübers Reiseabenteuern begleicht, dürfte man das nicht wagen. Schon das bescheidenere Format dieses fünften Dreieckbrudes sorgt für die angemessene Entfernung von den drei Vorgängern; mehr noch die leichte, zwanglose Art, wie diese höchst belustigenden Bildchen, Kreuzungen von Hofmann, Spitzweg und Busch, in den behaglichen Text, einen echten Zeitgenossen der seligen Postkutsche, verstreut sind. Die behende Erfindungsgabe des Zeichners findet auf diesem nicht gerade mit weltbewegenden Ereignissen überladenen Felde einen glücklichen Tummelplatz. Schon die Art, wie Preetorius den schlafenden Herrn Kommerzienrat durch alle Stationen des Schlummers begleitet, ist zum Ergötzen komisch.

Wir haben wohl, mit alter, unverbesserlicher Schwäche, vor dem Kriege allerlei russische Einflüsse in Literatur, Kunst und Lebensführung über uns Herr werden lassen, nur zu leicht geneigt, die Türen weit aufzutun, wo immer uns etwas Neues, Geheimnisvolles entgegenkommt; an der kühlen Erkenntnis und Abschätzung des russischen Wesens hat es uns aber durchaus gefehlt. Diesem Mangel sucht nun eine von Tag zu Tag anschwellende Reihe von Aufklärungsschriften abzuhelfen. Eine der besten und zweckmäßigsten, sicher aber die geschickteste und anregendste dieser Einführungen in den Charakter des russischen Geisteslebens ist das Buch von

Karl Nögel: »Die Grundlagen des geistigen Rußlands« (Jena, Dieberichs; in Pappband 5 M.). Dem Verfasser kommt zugute, daß er zwanzig Jahre in Rußland gelebt und sich schon dort an Ort und Stelle planmäßig und gründlich mit den Fragen der russischen Geistesart beschäftigt hat. Auch hat er es sich zum Grundsatz gemacht, nur aus ursprünglichen russischen Quellenwerken zu schöpfen. Das allein aber hätte sein Buch noch nicht so überzeugend und nutzbar gemacht, wie es ihm geraten ist. Das Hauptverdienst an diesem Vorzug hat vielmehr die mit gutem Bedacht gewählte und mit ungewöhnlichem Geschick durchgeführte Methode der Darstellung. Es ist eine psychologische, wie es bei einem so innerlichen, auf das Allmenschliche hinsteuernden Volke selbstverständlich, aber sie bedient sich eines eigentümlichen Parallelismus: Nögel geht aus von den Hauptkulturschicksalen Rußlands und entwickelt aus den geistigen Einflüssen eines jeden immer eine der Aufseherseiten des russischen Geistes. Dies Verfahren sichert seiner Darstellung eine vertrauenerweckende Sachlichkeit und überhebt ihn der Notwendigkeit, von einem im Grunde doch nur willkürlich angenommenen national-russischen Naturell auszugehen. So konnte er denn die Haupttatsachen der russischen Geschichte ganz im allgemeinen und die der russischen Geistesgeschichte im besonderen völlig ungezwungen, d. h. immer nur durch den Zusammenhang veranlaßt, anführen und umschreiben, wobei sich jede einzelne Tendenz bei ihrem ersten Auftreten auch gleich bis in ihre letzte Entwicklung hinein verfolgen ließ. Man sagt wohl, für die Kenntnis eines fremden Landes- und Volkscharakters gebe es kein besseres Lehrmittel als die Schriften der bodenständigen Dichter und Denker. Dabin weist uns auch Nögel. Aber der Krieg hat ihn gelehrt, daß gegen die Selbstverführung, die von dort droht, in uns eine Schutzmauer der eigenstolzen Kritik aufgerichtet werden müsse, und zu der will sein Buch dem deutschen Leser verhelfen.

Seit dem Erscheinen des Aufsatzes »Ein deutsches Einheitsgymnasium« von Prof. Dr. Budde (Hannover) im Juniheft 1916 ist diese Angelegenheit über die Grenzen einer Lehrfrage weit hinausgewachsen in das Gebiet der Politik und des völkischen Lebens. Schon beginnt sich eine ganze Literatur um die Frage zu sammeln. Wer den Gedankengängen weiter nachgehen möchte, sei namentlich auf drei dieser Schriften verwiesen. Die erste ist von Leopold Lang (»Die Einheitschule«; Leipzig, Schulwissenschaftlicher Verlag von A. Haase), geht aus von der nationalsozialen Lehre des Weltkriegs im Verhältnis zur Schule und beschäftigt sich dann eingehend mit der

nationalökonomischen Gestaltung unsers Schulwesens sowie der pädagogischen Wertung der Einheitschule, das alles im Lichte sozialer Gerechtigkeit und mit der Forderung einer inneren Einheit für unsre öffentliche Bildung. Die zweite, von Wilhelm Schremmer (verf. Verlag), zeichnet die Grundlinien für »Die deutsche Schule auf deutscher Grundlage« und stellt für Deutschland und Österreich zugleich ein einheitliches vollstümliches deutsches Bildungsziel auf. Hier paaren sich Begeisterungsfähigkeit und Wirklichkeitsinn, Großzügigkeit und Einfachheit, Geistigkeit und Volksgefühl; die deutsche Schule ist hier zu einer Volksangelegenheit erhoben. Gegen die Einheitschule nimmt der Generalsekretär des Konservativen Landesvereins im Königreich Sachsen, Curt Frißche, Stellung. Seine Schrift (»Die Einheitschule«; Heft 21 der Bibliothek für Volks- und Volkswirtschaft, Dresden, Globus, Wissenschaftl. Verlagsanstalt; geb. 1 ½ M.) stellt sich auf den Standpunkt der Eltern, des christlichen Hauses und der Allgemeinheit, untersucht die Triebfedern der Einheitschulforderung und sucht zu zeigen, wie ganz verschiedenen Zwecken die verschiedenartigsten Vorläufer der Einheitschule zustreben. Die Frage geht nicht nur die Lehrerschaft, sondern jeden Familienvater an. — Die alte Forderung »Mehr Schularbeit — weniger Schularbeiten« stützt und verteidigt mit neuen Gründen Prof. Dr. Max Stod in einer bei Stalling in Oldenburg erschienenen Schrift.

»Wie baue ich mein Haus?« Diese Frage wird nach dem Friedensschluß eine erweiterte und erhöhte Bedeutung gewinnen. Wir denken dabei nicht an die, denen der Krieg in überraschendem Maße Glücksgüter in den Schoß geworfen hat, und die nun mit progiger Betonung ihrer neuen Lebensstellung den Herrn spielen wollen. Wir denken an die, die sich in den aufgeregten Jahren des Krieges mehr als zuvor ihres bescheidenen Besitzes bewußt geworden, die der Güter der Wurzelhaftigkeit, der Naturnähe, der Bodenständigkeit innegeworden sind und Haus und Herd doppelt haben schätzen lernen, mag ihnen diese Weisheit nun daheim oder draußen in den Schützengräben aufgegangen sein. All diesen springt der Berliner Baukünstler Hermann Muthesius mit dem aus der lebendigsten Erfahrung hervorgegangenen, den lebendigsten Bedürfnissen dienenden Buche bei, das er unter dem genannten Titel bei Brudmann in München erscheinen läßt (geb. 4 ½ M.). Mehr als 200 Grundrisse, Pläne und Entwürfe helfen hier das Wort erläutern; keine einzige, noch so nebensächlich erscheinende Frage bleibt unbeantwortet. Zweckmäßigkeit und Schönheit sind die Leitgedanken, die all diese

Beratungen beherrschen; ihre Versöhnung im Geiste einer gesunden Zeitgemäßheit sorgt für die praktische Durchführbarkeit; die Periode zügelloser Architektenphantasien ist hier gründlich überwunden.

Städtebilder und Landschaften aus Flandern und Brabant, das Malerische, was es auf der Welt gibt, können nicht anders als künstlerisch wiedergegeben werden, wenn sie zu ihrer eigensten und tiefsten Wirkung kommen sollen. Das hat sich offenbar auch der Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig gesagt, und so hat er eine bunte Reihe solcher flämischer und brabantischer Städte- und Landschaftsbilder nach Originalen des Karlsruher Maler-Rabierers Roland Anheiser auf gutem Kupferdruckpapier zu einem Bande zusammengestellt, der das Entzücken jedes feinen, geschmackvollen Auges sein muß (geb. 8 M.). Da grüßen uns die malerischen Kanäle in Brügge, Gent und Mecheln; die hohen Belfriede ragen in die feuchtnebelige Luft; alte Windmühlen reden gespenstisch ihre Flügel; in stillen Wassern spiegeln sich die düsteren Gipfel ernster Patrizierhäuser. Auch das Leben auf Markt und Straße, im Schatten hoher Rathhäuser und weiter Tuchhallen hat der Künstler mit deutschen Maleraugen liebevoll erfasst und mit sicher geübter Hand wiedergegeben. Mancher Bau, der im Kriege gelitten hat oder ihm gar zum Opfer gefallen ist, wie die berühmte Tuchhalle von Ypern, ist von ihm, wenigstens als künstlerisches Bild, der Nachwelt erhalten geblieben. So findet sich in dem Werke ein gutes Stück der germanischen Kulturbüte eines Landes erschlossen, dem wir jetzt besonders lebhafteste Teilnahme entgegenbringen.

Der »Heimatschutz« für das Elsaß. — Allzuwenige wissen bei uns vom Elsaß, von der lieblichen Anmut seiner Täler und Rebhügel, von der Schönheit seiner Wälder und Burgen, der großen stillen Pracht seines Hochlandes und der klingenden Romantik seiner Gleden und Städte. Wohl hat der Krieg darin manches geändert, indem er viele Tausende Feldgrauer dorthinführte und das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit wachrüttelte — hüben wie drüben. Aber noch ist die Brücke gegenseitigen Verstehens nicht vollendet. Freudig wird man deshalb das neueste Doppelheft der Mitteilungen des deutschen Bundes Heimatschutz, »Elsaß« (2. u. 3. Heft, Jahrgang 1916, herausgegeben vom geschäftsführenden Vorstand, Verlag von Callwen, München), begrüßen, in dem von berufenster Seite mit Hilfe zahlreicher guter Bilder Land und Leute, Volkstum, Trachten, Schrifttum und Mundart, Vergangenheit und Gegenwart des Elssasses aufs

anschaulichste geschildert und die Aufgaben der nächsten Zukunft gezeigt sind. Hoffen wir, daß der Zweck dieser Veröffentlichung erreicht wird: für die großen Aufgaben nach dem Frieden die rechten Kräfte zu finden und Mißgriffe zu vermeiden, wie sie zwischen 1871 und 1914, besonders in den Bauten, begangen worden sind.

*
Deutschkunde. Ein Buch von deutscher Art und Kunst. Herausgegeben von Walter Hostätter (Leipzig, B. G. Teubner; mit 2 Karten, 32 Tafeln und 8 Abbildungen; geb. 3 M.). Wir hatten bisher noch wenig gute Hilfsmittel, die uns zu einem deutschbewußten Verständnis und Ausdruck unserer vaterländischen Eigenart verhelfen können. Zumal für Schul- und Erziehungszwecke fehlte es an solchen Büchern. Hier ist ein Versuch und für den ersten Anstoß ein sehr tüchtiger und gelungener. Deutsches Land und deutsche Geschichte, deutsche Arbeit und Sitte, deutsche Wissenschaft und Kunst, sie werden hier planmäßig und zielbewußt auf ihren deutschen Gehalt und ihre deutsch-erzieherische Wirkung hin behandelt. Besondere Anerkennung verdient es, daß der Herausgeber und die Mitarbeiter sich einer schlichten, doch ansprechenden Darstellung und einer sprachreinen Ausdrucksweise befleißigen. Ein solches Beispiel in diesem Stoffgebiet muß doppelt anspornend wirken.

*
Staatsbürgerliche Erziehung vor und nach dem Kriege. Von Dr. Adolf Matthias (Leipzig, S. Hirzel). Diese Schrift hält sich nicht in den engen Grenzen schulmäßiger Betrachtung, sondern bespricht die wichtige Frage von höheren Gesichtspunkten aus und geht auch auf ihre Geschichte ein. Sie erörtert die staatsbürgerliche Erziehung der Jugend im Zusammenhang mit der politischen Bildung des ganzen Volkes und die Wechselwirkung des politischen Denkens überhaupt mit der Politisierung der Jugend. Dabei kommt sie zu dem Ergebnis, daß die staatsbürgerliche Erziehung nur dann eindringlich und dauernd wirken kann, wenn im künftigen Frieden die »Neuorientierung« des bürgerlichen und politischen Lebens in großzügigem Geist durchgeführt wird. Matthias schreibt also nicht nur für berufsmäßige Erzieher, sondern für jedes Haus, in dem Fragen des Staates, der Politik und der vaterländischen Betätigung Gegenstand der Betrachtung und des Willens sind.

*
 Jetzt hat auch Bongs »Goldene Klassikerbibliothek« ihre Shakespeare-Ausgabe. Sie ist von Professor Wolfgang Keller besorgt und umfaßt 5 Leinenbände (geb. 11 1/2 M.). Trotz aller Vollständigkeit darf man sie eine streng wissenschaft-

liche nennen. Mit gutem Recht hat Keller sich an die Schlegel-Tiedtsche Übersetzung gehalten und nur da verbessert und ergänzt, wo offenbare Irrtümer vorliegen. Dankenswert ist die Beigabe der kaum bekannten beiden Epen Shakespeares, »Venus und Adonis« und »Lukretia«, sowie der Sonette. Mit diesen Beigaben, die den andern, auch kostspieligeren Shakespeare-Ausgaben größtenteils mangeln, wird die neue Ausgabe vielen ihrer Wettbewerber den Rang ablaufen.

*
 Aus dem Nachlaß von Hermann Löns kommt als erster, hoffentlich nicht letzter Band eine Sammlung von vierzig Tiernovellen: »Aus Forst und Flur« (mit Einleitung von Karl Cossel, Bildnis des Verfassers und 15 Bildern freilebender Tiere; Leipzig, Voigtländer; geb. 5 M.). Hier haben wir den meisterhaften Naturbeobachter, der in jeder Zeile zugleich Dichter war, im vollen Glanz seiner Gaben — ein Freilustbuch, wie es gerade dieser von aller verstorbenen Stubenluft so gründlich kurierten Zeit besonders wohl tun muß. Man fürchte nicht, daß Löns nur als Jäger für Jäger schreibt; an seiner Liebe zum Geschöpf der freien Natur kann jeder teilnehmen, dessen Herz und Sinnen dem Dichterwort nicht verschlossen sind. Auch die Bilder sind unmittelbar der Natur abgewonnen.

*
 In Carl Heymanns Verlag (Berlin 1917) ist beim fünfzigjährigen Bestehen der verdienstvollen Vereinigung eine Geschichte des Vaterländischen Frauen-Vereins erschienen. Sie ist im Auftrage des Hauptvorstandes verfaßt von Carl Miß, dem für seine Darstellung alle Aktenbestände des Vereinsarchivs zur Verfügung standen. Doch verfährt die Arbeit übersichtlich und selbstkritisch genug, um auf ein Interesse auch bei den Fernstehenden rechnen zu können.

*
 Das Bildnis Herweghs, das wir dem Gedenaussatz beigegeben haben, ist dem Briefwechsel Georg Herweghs mit seiner Braut entnommen, der bedeutungsvollsten Veröffentlichung, die es über Herweghs äußeres und inneres Leben gibt. Das Buch ist schon vor elf Jahren in der bei Rob. Luz in Stuttgart erscheinenden Memoirenbibliothek (2. Reihe, Bd. 10; geb. 5 M.) hervorgetreten und hat die literarischen Briefwechseln sonst nur selten vergönnte zweite Auflage vollauf verdient. Denn auch abgesehen von der kräftig pulsierenden Aussprache zweier frei und hochschlagender Herzen bietet es für die Zeitgeschichte der vierziger Jahre viel dankenswerten Aufschluß, spiegelt sich in ihm doch ein gut Teil der vormärzlichen Geisteskonflikte. Eingeleitet wird es durch einen Lebensabriß des Dichters, geschrieben von seinem Sohne Marcel Herwegh.

Der deutsche Weltkrieg



Zeichnung von Leutnant d. R. Heuß

Stoßtrupp vor!

(Zu der Zeichnung von Leutnant Heuß)

Das Feld ist fahl, der Morgen graut,
Der Schnee bricht, wo wir schreiten.
Still liegt die Welt. Das Herz schlägt laut.
Kam'rad, wir müssen streiten!

Rückt tief den Stahlhelm in die Stirn
Und laßt die Herzen schlagen!
Der Feind hat auch nur Herz und Hirn —
Voran! Wir wollen's wagen.

Walter Flex

Die Religion in und nach dem Kriege

Von Universitätsprofessor D. Dr. Martin Schian (Sießen)

Einst hat Friedrich Nietzsche verkündet: Gott ist tot! — Wie schnell doch die Jahre dahinschreiten! Auch über manche Prophetenrede der letzten Zeit sind sie hinweggeschritten. Gott ist tot? Ob er auch heute noch so sagen würde?

Der Krieg scheint im Gegensatz zu aller Religion zu stehen. Ganz trifft das freilich nicht zu. Die Völker des Altertums zogen zum heißen Kampf gegeneinander, jedes im Namen seines Gottes. Stritten die Völker, so stritten die Götter mit; und der stärkere Gott siegte. Auch Israels Jahve Zebaoth ist ursprünglich der Gott gewesen, der den streitbaren Scharen des Volkes voranzog. Bis dann tiefere sittliche Erkenntnis den Gottesglauben der Höhe zuführte. Auch der Islam führte Krieg für seinen Gott. Aber die Religion, die in diesem Weltkrieg zu allermeist in Frage kommt, ist die christliche. Zu ihren Idealen bildet der Krieg allerdings einen Gegensatz; denn Christentum ist Liebe. Es ist Tatsache, daß Christen in allen Völkern diesen Gegensatz so tief und schwer empfinden, daß sie im Namen des Christentums jeden Krieg, ganz gleich welcher Art, weit von sich weisen. Es ist Tatsache, daß zahllose andre, die den Gegensatz nicht derart absolut fassen, dennoch hart tragen an den inneren Nöten, die ihrem Glauben aus den Geschehnissen des Krieges erwachsen. Und dennoch ist Gott in den Herzen der europäischen Kulturvölker niemals lebendiger gewesen als während dieses Krieges, wenigstens während seiner ersten Periode.

Wir haben jetzt, nach bald drei Jahren, von jener Periode schon einen zeitlichen Abstand gewonnen, der uns erlaubt, sie geschichtlich zu betrachten. Und da haben wir erkannt, daß unmöglich von einer Wiebergeburt des deutschen Volkes gesprochen werden kann, wenn man das Wort einigermaßen ernst nimmt. Aber wir haben das Recht behalten, ebenso entschieden die Bezeichnung der Bewegung als eines religiösen »Rausches«, die von jenseits der deutsch-schweizerischen Grenze kam, abzulehnen. Greift jene Charakteristik zu hoch, so diese zu tief. Es war eine wirkliche, echte religiöse Bewegung. Gewiß bot die ungeheure Erregung, in der das ganze Volk damals lebte und in der es durch die Siegesbotschaften der ersten Monate, durch die gewaltige Spannung, die nach der Marneschlacht entstand, endlich durch die nahezu allgemeine Erwartung eines raschen, glorreichen Kriegsendes erhalten wurde, den Ausgangspunkt und den Untergrund für die Bewegung. Aber diese Erregung zeitigte nirgend Erscheinungen, die das gesunde Denken, die ernste Überlegung ausgeschaltet hätten. Von einem Rauschzustand kann also gar keine Rede sein. Die Erregung ließ Empfindungen, die sonst in jarten Ansätzen

vorhanden waren, wachsen; sie steigerte sie bis zur Deutlichkeit. Sie bewirkte auch, daß verborgengehaltene Stimmungen hervortraten. Wo schon vordem religiöse Empfindungen und Überzeugungen deutlich vorhanden gewesen und zu sichtbarer Äußerung gelangt waren, da steigerte sich jetzt deren äußere Betonung. Wer sonst nur an hohen Feiertagen die Kirche besucht hatte, kam jetzt auch an einfachen Sonntagen. Wer sonst alle vierzehn Tage zum Gottesdienst gekommen war, kam nun sonntäglich. Wer sonst nur von Zeit zu Zeit einen betenden Stoßseufzer aus bebrängtem Herzen zum Himmel gesandt hatte, der betete in jenen Wochen ernst und eifrig um des Vaterlandes Sieg.

Verstehen wir die Bewegung so, dann ist zugleich die Erklärung für ihre Entstehung gegeben. Es war nicht an dem, daß Irreligiöse mit einem Schlage religiös geworden wären. Ich will damit nicht in Abrede stellen, daß auch wirkliche, völlige Umstimmungen vorgekommen sind; namentlich aus dem Heere haben viele bezeugt, daß sie im Feldzug »andre Menschen« geworden seien. Aber man darf diese Wendung nicht so verstehen, als schließe sie ein volles Umwenden von gänzlicher Gottlosigkeit zu herzlicher Frömmigkeit ein. Auch der Leichtfuß, der im Granatfeuer den furchtbaren Ernst der Stunde gekostet hat, sagt von sich, er sei »anders« geworden; und er meint vielleicht nur, daß er, im Gewissen gepackt, fortan das Leben ernster nehmen wolle. Auf's Ganze gesehen, ist die Bewegung eine Aufweckung, eine Verlebendigung, eine Stärkung vorhandener — ob auch verborgen oder nur in Ansätzen vorhandener — religiöser Empfindungen gewesen. Das Neue, das sie brachte, war die mit einemmal bei Zahllosen gleichzeitig einsetzende, darum um so wichtiger wirkende und Zögernde mitfortreisende, in der öffentlichen Äußerung rücksichtsloser werdende Steigerung vorhandener religiöser Empfindungen.

Wir erlebten damals eine ungemeine Steigerung aller unsrer Empfindungen: wie hätten nicht auch gerade die religiösen Kräfte an ihr teilnehmen sollen? War doch der Anlaß wie geschaffen, um Religion in den Herzen lebendig werden zu lassen! Die ungeheure Größe des Augenblicks, die alle weltgeschichtlichen Vorgänge früherer Tage hinter sich ließ, überwältigte; für den irgendwie religiös Empfindenden steht hinter solcher Größe immer Gott. Der plötzliche Zusammenbruch aller Berechnungen, die (anfangs vielleicht überschätzte) völlige Unsicherheit der gesamten persönlichen Existenz, die für viele sofort eintretende Notwendigkeit, sich aus allen gewohnten Lebensbeziehungen herauszureißen und ihr Haus zu bestellen: alles das

ließ die völlige eigne Abhängigkeit von höheren Gewalten schärfstens erkennen. Und wo hätte je Religion kräftigere Wurzeln geschlagen als in dem Bewußtsein der menschlichen Abhängigkeit von Mächten, die unsagbar groß die Erde regieren? Vordem war gerade das Gefühl der eignen Selbstherrlichkeit, der immer lüdenloser ausgebauten Sicherung gegen Zufälle und Unfälle, das Bewußtsein der Geborgenheit für alle Möglichkeiten der größte Feind religiösen Ernstes gewesen. Dieser Feind war jetzt aus dem Sattel gehoben; so hatte das religiöse Empfinden freie Bahn.

Vielleicht ist noch ein Wort darüber am Platze, ob diese religiöse Bewegung in irgendeinem Sinn ein »Angstprodukt« gewesen ist. Das ist oft behauptet worden; und es lassen sich einige Gründe dafür anführen. Namentlich bei den Kämpfern draußen ist die Stunde der Feuer-taufe sicher oft die Stunde lebhaftester religiöser Empfindung gewesen. Das Wort »Not lehrt beten« hat in diesen Zeiten ganz gewiß seine Richtigkeit erwiesen. Es mag oft genug die Furcht vor der tobbringenden Kugel gewesen sein, die dem Herzen den Gebetsseufzer entquellen ließ. Das zugeben heißt aber durchaus nicht die ganze Bewegung als Angstprodukt kennzeichnen. Es haben auch die an ihr teilgenommenen, die daheim weit vom Schuß waren. Freilich haben auch sie viel zu erbitten gehabt: das Leben ihrer Angehörigen im Felde, den Sieg der vaterländischen Waffen. Aber es wäre mehr als unnatürlich, wenn religiöses Empfinden in solchen Lagen nicht zum Gebet aus tiefer Not würde. Wird es dazu, so ist noch lange nicht bewiesen, daß es nur aus Angst geboren ist. Menschenseelen sind sehr verschieden organisiert; wer wollte leugnen, daß es auch im deutschen Volk viele gegeben hat, die über ein im religiösen Sinn ganz oberflächliches Angstgebet nicht hinausgekommen sind? Aber so war es längst nicht bei allen. Vielleicht darf ich auf die ergreifende, in ihrer ungeschminkten Offenheit ganz wahrhaftige Schilderung hinweisen, die Oskar Höder in seinem Buch »An der Spitze meiner Kompanie« gegeben hat:

»Wir wollen in diesen ernstesten Stunden unsers Lebens, wo wir in jeder Minute zwölftmal, zwanzigmal sterben, ganz frei und klar zum Herrgott ausbliden.

Nein, darum bitt' ich dich nicht, lieber Gott, daß mir der Tod noch fernbleibe. Nein, wer sterben muß, der sterbe hier einen raschen, tapferen Soldatentod. Aber um das eine bitt' ich dich: laß mich recht sterben! Nicht mit einem Wimmern auf den Lippen! Auch nicht mit einem letzten Jammern im Herzen! Um einen frohen, glückhaften Soldatentod bitt' ich dich!«

Und während das grauenvolle Konzert des ehernen Orchesters weitergeht:

»Wie kann ich froh und glücklich sterben, wenn ich noch am Leben hänge?

Ja, ja, ja, ich könnte noch tausend Wünsche nennen, die mich ans Leben fesseln. Aber so groß, so heilig ist keiner wie der: wenn denn geschieden sein soll, so sei es als guter Christ und treuer Deutscher.

Herrgott, in deine Hände befehle ich meinen Leib. Nein, nein, meine Seele bitte ich dich in deine Hand zu nehmen; und es soll mein schönster Gruß an meine Lieben daheim der eine sein: Für diese Pflicht im Felde sein Leben zu lassen ist gerade so schön, wie heimzulehren.«

Solches Gebet ist wahrlich nicht bloß aus der Not der Stunde geboren. So sprechen heißt zugleich die Not bezwingen. »So ruhig ist mir, so gehoben,« heißt es weiter. »Das also war das Wunder des Gebets: die Kraft zu einem glückhaften Soldatentod zu finden.«

Not lehrt beten. Aber wenn sie so beten lehrt, ist sie wahrhaftig kein minderwertiger Lehrmeister. Man muß auch solchen Sprichwörtern ruhig ins Angesicht sehen. Auch wenn ein Stück Wahrheit in ihnen wohnt, brauchen sie noch lange nicht in dem Sinne wahr zu sein, in dem häßliche Verkleinerungssucht sie als Waffen ins Feld zu führen sucht.

Das alles war einmal. Die große Erregung ging dahin. Wir konnten nicht jahrelang auf Höhen wandeln. Der Alltag forderte sein Recht. Und der Kriegsalldag drückt härter als der Friedensalltag. Er birgt Schwergewichte von ganz unsagbarer Wucht. Diese Spannungen vom Morgen zum Abend! Von einem Tagesbericht zum andern! Von einem Feldzugsabschnitt zum andern! Dieses Auf und Ab! Dieses Rechnen und Warten, dieses Bangen und Sorgen, dieses Hoffen und Fahren! Gar nicht zu ertragen wäre es ohne die Arbeit des Alltags. Denn die Arbeit läßt vergessen, sie löst die Spannungen, sie beruhigt und macht die Zeit hingehen. Aber die Hochspannung der ersten Erregung muß in diesem Alltag doch eben aufhören.

So ließ auch die gesteigerte Äußerung religiösen Empfindens nach. Alltagsmotive traten wieder stärker in Geltung. Für manchen Beobachter, der die erste Entwicklung mit staunendem Optimismus angesehen hatte, bedeutete dieses Abebben eine bittere Enttäuschung. Wir müssen aber bedenken, daß das religiöse Empfinden, das jetzt ohnedies durch die Länge der Spannung seinen ursprünglichen frischen Antrieb verloren hatte, in dieser Zeit noch mancherlei neue Belastungen erfuhr. Im ganzen deutschen Volk waren die Vorstellungen vom Kriege lebendig gewesen, die sich etwa an 1866 und 1870 gebildet hatten. Damals waren — das ist nur ein Beispiel — alle Kriegsteilnehmer eines mär-

tischen Dörfchens wieder heimgekehrt, bis auf den Sohn des Gutsherrn sogar alle unverwundet. Und jetzt? Wer die Stimmung in einer deutschen Stadt nach dem ersten Gefecht, in dem das heimische Regiment mitgekämpft hatte, bis zum lang sich hinauschiebenden Erscheinen der Verlustlisten und nach deren Erscheinen erlebt hat, weiß Bescheid. Die Last ward schwerer, als irgend jemand sich hatte träumen lassen. Wir haben alle die Gefühle in Erinnerung, mit denen wir die immer neu kommenden Kriegserklärungen vernahmen. Das alles war Belastung, schwere Belastung auch des religiösen Gefühls. Es ist nun einmal so: das Gebet, das nicht in dem Sinn, wie es gemeint ist, Erhöhung findet, braucht Zeit, oft lange Zeit, bis es tiefer Frucht bringt. Das einfache, schlichte Vertrauen auf Gottes Hilfe für die gerechte Sache braucht, wenn es nicht rasch gerechtfertigt wird, Zeit, oft lange Zeit, bis es sich zu einem Vertrauen in Gottes trotz allem gnädiges Walten wandelt. Die Überzeugung von dem Weltenrichter, der den kriegsantastenden Feinden rasch ihr gerechtes Teil geben wird, eignet sich nur mit harter Mühe den oft in die Ewigkeit weisenden Satz an: Gottes Mühlen mahlen langsam. Der Weg, den fromme Überzeugung in solchen Kriegsjahren gehen muß, ist ein harter Weg. Er führt über Täler und Höhen, über hundert Anstöße und durch tausend Gefahren. Er verlangt stete Neuorientierung zur Überwindung immer wieder auftauchender Hindernisse. Will sich jemand wundern, daß religiöse Erregung die Länge dieses Weges über nicht vorhält? Daß mancherlei quälende Fragen immer drückender und drängender werden, wie die: Wie kann Gott das zulassen? Daß es Menschen gibt, die in praktischem oder theoretischem Verzweifeln auf die Frage: Glaubst du nun? antworten: Nun erst recht nicht!

Und so ist es gekommen, daß die Religion noch im Kriege wieder einen minderen Platz im Leben des Volkes eingenommen hat. Das hat sich auch im Besuch der Gottesdienste gezeigt. Die Verhältnisse liegen in Gegenden und Ortschaften verschieden. Aber im Durchschnitt wird die Beteiligung an kirchlichen Feiern schon Ende 1915 nicht mehr viel über der der letzten Zeit vor dem Kriege gestanden haben; im Laufe des Jahres 1916 hat sie allmählich ganz den vordem üblichen Charakter angenommen. Besonders haben das die wöchentlichen Kriegsbetsunden zu spüren bekommen. Die kirchliche Statistik der Kriegsjahre wird einmal, wenn man den gesamten Verlauf überschauen kann, ein außerordentlich interessantes Bild ergeben, leider aber kein durchweg erfreuliches.

Und nun die Frage: Wie wird es um die Religion nach dem Kriege stehen? Es

kann sich bei der Antwort freilich nur um vorsichtige Schlüsse aus den dargelegten Tatsachen und ihrem rechten Verständnis handeln. Daß unerwartete Wendungen eintreten können, versteht sich auf diesem Gebiete ganz von selbst. Wer hätte die Bewegung von 1914 voraussehen können? Aber zu rechnen ist mit solchen Wendungen nicht.

Daß die Religion im Bewußtsein unsers Volkes nach dem Kriege sehr viel mehr oder auch nur viel mehr bedeuten werde als vorher, ist nach dem Gang der Entwicklung unwahrscheinlich. Die Wogen gingen hoch; sie haben sich wieder geglättet. So auf politischem, so auf religiösem Gebiete. Anzunehmen ist, daß der Zustand, wie er sich im Laufe des langen Krieges ausgebildet hat, im wesentlichen in den Frieden hinübergehen wird. Vieles hängt dabei natürlich von der letzten Phase des Krieges ab. Ein überraschend schnelles, glückliches Ende könnte eine neue glückhafte Erhebung hervorrufen, die auch das religiöse Leben beeinflusste. Aber solche Erhebung würde wieder nur ihre Zeit haben.

Damit will ich nicht sagen, daß die Entwicklung einfach da wieder einsetzen wird, wo sie bei Kriegsbeginn stand. Das ist natürlich unmöglich. Erlebnisse wie dieser Krieg gehen nicht spurlos vorüber: weder an einem ganzen Volk noch an seinem kirchlichgesinnten Teil. Dieses Krieges Erfahrungen werden noch lange Zeit nachwirken, Fragen stellen, Antworten heißen. Sie werden noch lange als gewichtige Argumente für mancherlei Reformforderungen angeführt werden, und zwar von Vertretern ganz verschiedener, geradezu entgegengesetzter Forderungen. Es ist auch anzunehmen, daß von den vielen, die bekannt haben, im Feuer der Schlachten »anders« geworden zu sein, mancher sich ernste Eindrücke sorglich im Herzen bewahrt haben und sie in seinem späteren Leben zur Geltung bringen wird. Auch wird die harte Prüfungszeit, die unser Volk nun im dritten Jahre trägt, wahrscheinlich manchen unter den Daheimgebliebenen für Lebenszeit ernstest bestimmt haben; wir Älteren tragen alle Erfahrungen in uns, die wir, so alt wir etwa noch werden, nicht aus der Seele bannen können (auch nicht wollen). Wiederum wird vieles dabei von der Gestaltung der äußeren Verhältnisse nach dem Kriege abhängen. Aber sicherlich wird der Krieg die Zahl derer stärken, die den tiefsten Fragen des Lebens, den sittlichen wie den religiösen, verstärkte Aufmerksamkeit widmen.

Wir werden also nach dem Kriege keinen völlig neuen Zustand haben. Auch die heimkehrenden Krieger aus den Schützengräben werden ihn nicht bringen. Es ist irrig, anzunehmen, daß die nach Friedensschluß Heimkehrenden gleichsam eine andre Welt in sich bergen würden

als das Volk daheim. Wohl bestehen gewisse Stimmungsunterschiede zwischen Front und Heimat; sie liegen in den ganz verschiedenen Lebensbedingungen begründet, die hier und dort obwalten. Aber sie werden sich kaum aufs religiöse Gebiet ausdehnen. Zwischen den Daheimgebliebenen und denen draußen findet ja doch ein beständiger Ausgleich des inneren Empfindens statt. Ich denke dabei weniger an die Briefe, die reichlich hin und her gehen, als an die Urlaubsreisen der Mannschaften, an die langen Lazarett- und Erholungsreisen in der Heimat und endlich an die Tatsache, daß Zahllose, die zuerst zu den Daheimgebliebenen gehörten, jetzt längst zu den Kämpfenden zählen; und wieviel Kämpfende sind als Kriegsbeschädigte schon lange wieder unter die Leute daheim eingereiht! In verbundenen Röhren steht das Wasser gleich hoch: dies einfache Gesetz wird auch hier Anwendung finden: die Heimkehrenden bringen uns kein Neues, und sie finden kein Neues vor. Aber die daheim wie die draußen haben Dinge durchgemacht, die sich ihnen tief in die Seele gegraben haben. Sie werden — immer gleichsam im Durchschnitt geredet — ein feineres Gehör für die Stimme Gottes haben und einen gehalteneren Ernst für die Wünsche des Lebens. Sie werden mehr fragen und tiefer antworten. Ein Erlebnis wie dieser Krieg hinterläßt auf alle Fälle seine Spuren. Gott ging durch die Lande; er ging auch durch viele Herzen. Gottes Spuren aber lassen sich nicht so rasch verwischen.

Mit kurzen Worten möchte ich noch auf die Frage eingehen, welchen Einfluß etwa das Kriegserlebnis auf die Gestaltung der religiösen Anschauungswelt gewinnen kann. Es wäre ja denkbar, daß es gerade auf diesem Gebiete zu einem Umlernen führte. Und wer wollte leugnen, daß derartige Wandlungen, ob auch nicht im tiefsten Sinne religiöser Natur, so doch das religiöse Leben stark bestimmen könnten?

Wir lebten vor dem Kriege in einer Welt harter Gegensätze — auch und gerade auf dem Felde der religiösen Anschauungswelt. Auf der einen Seite stand das Christentum, auf der andern Seite ein ganzer Heerbann von Meinungen, die zwar religiös sein wollten, niemals aber kirchlich oder auch nur christlich. Ich denke bei diesen letzteren zumal an die sich Monismus nennenden Bestrebungen, soweit sie eben das Prädikat religiös für sich in Anspruch nehmen. Innerhalb des Christentums aber bestanden nicht nur die Gegensätze der großen Konfessionen und der protestantischen Kirchen, Kirchlein und Sekten, sondern auch die der kirchlichen Richtungen, also — um ganz grob zu skizzieren — zwischen Orthodoxie und Liberalismus oder zwischen Kirchlich-Konservativen und Modernen. Wie wird das nach dem Kriege werden?

Wer jetzt die gedruckten Äußerungen aufmerksam verfolgt, wird überall auf die gleiche Beobachtung stoßen: jede der mannigfaltigen Strömungen will durch den Krieg in ihrem Recht bestätigt worden sein. Jede! Und jede weiß mit bestimmten Hinweisen, allerhand Erfahrungen, nicht zuletzt auch mit persönlichen Zeugnissen zu arbeiten. Der Krieg ist eben ein ungeheuer reiches, vielseitiges Erlebnis; und so gewiß Tausende und aber Tausende in ihm gleiche äußere Erlebnisse gehabt haben, so gewiß haben sie diese Ereignisse je nach ihrem Charakter verschieden aufgenommen und innerlich ebenso verschieden verarbeitet. Dabei mag es schon vorgekommen sein, daß einzelne in ihren religiösen Anschauungen eine starke Wandlung erfahren haben. Vielleicht sind es auch nicht bloß einzelne gewesen. Namentlich wo ein der Religion Abgekehrter sich ihr zugekehrt hat, mußten sich natürlich auch seine Anschauungen ändern. Auch ist der Fall nicht selten, daß einer in bestimmten Einzelfragen »umgelernt« hat; ich nenne z. B. die Fragen nach Wert oder Unwert religiösen Gedächtnisstoffes, nach Wichtigkeit oder Unwichtigkeit kirchlicher Ordnung, nach der besten Gestaltung des Verhältnisses der Kirche zum Staate oder des Zusammenlebens der Konfessionen im Staate. Wie sollte, wer diese Fragen zum Gegenstand seines beständigen Nachdenkens gemacht hat, nicht aus dem, was der Krieg gebracht hat, Argumente sammeln, die seine Ansicht weiter klären? Aber wenn auch auf diese Weise sich die Reihen der Kämpfer mehrfach verschoben haben und vielleicht noch weiter verschoben werden, so ist es doch höchst wahrscheinlich, daß die großen Gegensätze, die vorher bestanden, weiterbestehen werden. Ja, in manchen Stücken werden sie sich noch verfestigt haben. Es ist überraschend, mit welcher Energie viele das und nur das aus all den großen und schweren Tagen in sich aufgenommen haben, was für ihre Ansichten spricht. Unsere Pietisten sind auch im Felde Pietisten geblieben, und die Anhänger einer undogmatischen Deutschreligion sind jetzt noch fester auf ihre Meinungen eingeschwo-ren als vorher. Wie kann es also anders sein, als daß auch nach dem Kriege die großen Kämpfe weitergehen?

Aber sollte nicht in einem Stück eine weiterreichende Umwandlung eingetreten sein? Sollte sich nicht die Überzeugung Bahngebrochen haben, daß die inneren Kämpfe nicht wieder mit solcher Erbitterung ausgefochten werden dürfen wie vorher? Sollte nicht der Wille zur Einheit in allen Parteien und Richtungen stärker geworden sein? Das ist doch die eine große unverlierbare Lehre dieses Krieges: Einigkeit tut uns not wie das tägliche Brot! Wenn das deutsche Volk, das in Zukunft noch stärker von allen Seiten umdroht sein wird als bisher, es

nicht lernt, das, was seine verschiedenen Schichten trennt, im Geist der Versöhnlichkeit zu eröffnen, dann wäre es schlimm um uns bestellt.

Ich glaube, daß die vom Kriegserlebnis ausgehende Mahnung zur Einigkeit in religiöser Beziehung nicht völlig vergeblich sein wird. Freilich, Konfessionen werden bleiben, und innerkirchliche Parteien werden auch bleiben. Nicht minder wird die Auseinandersetzung zwischen ihnen bleiben. Wir können nicht darauf verzichten, für unsre religiösen Anschauungen den angemessensten Ausdruck, die entsprechendste Gedankenform zu suchen. Es wird auch nicht bloß um die Form, es wird auch um die religiösen Werte selber gehen. Ich fürchte sogar, es wird auch nach dem Kriege Streiter geben, die in der gleichen Heftigkeit widereinander kämpfen wie vorher. Dennoch wird das Kriegserlebnis nicht ganz wirkungslos sein. Die Zahl derer wird zunehmen, die das Einigende betonen. Sie können darauf hinweisen, daß die Möglichkeit, Schulter an Schulter zu arbeiten, praktisch erwiesen ist. Ging es in den Jahren des Krieges, warum soll es nicht auch später gehen? Auch der Widerhall, den ihre Arbeit bei weiten Schichten des Volkes findet, wird zunehmen; unfruchtbare religiöse Fehde wird immer weniger auf allgemeines Interesse rechnen können. Allerhand aus der Praxis erwachsende Nötigungen werden in derselben Richtung wirken. Hier wird das religiöse Leben nach dem Kriege wirklich einen Fortschritt aufweisen.

Nüchtern und unbefangen habe ich, was wir erlebt haben und was wir zu erwarten haben, darzustellen versucht. Ich halte es für das Richtige, in diesen Dingen (wie in andern) nicht mit hochfliegenden Hoffnungen, sondern mit Wirklichkeit und Wahrscheinlichkeit zu rechnen. Alles andre nützt uns nichts. Es mag vielleicht mancher Leser den Eindruck haben, als

schätze ich die Erfahrungen und die Zukunftswirkungen des Krieges in religiöser Hinsicht allzu nüchtern ein. Demgegenüber betone ich: das Erlebnis der religiösen Bewegung von 1914 schätze ich außerordentlich hoch ein. Ich bleibe bei dieser Schätzung, obgleich der weitere Verlauf so war, wie ich ihn geschildert habe. Mir ist jenes Erlebnis eine der wichtigsten Tatsachen aus der Geschichte der Religion im deutschen Volke seit langer Zeit. Zur Begründung erinnere ich an die Erklärung der Bewegung, die ich hier zu geben versucht habe. Sie war — so sagte ich — eine Aufweckung, Verlebenbigung und Stärkung vorhandener religiöser Empfindungen gewesen. Vorhandener! Also war, also ist noch ein gewaltiges Kapital religiösen Lebens in unserm Volke vorhanden. Es ruht oft, es zeigt sich nicht an der Oberfläche, es weiß manchmal kaum um sich selber. Aber es ist da. Was für eine hoch erfreuliche Gewißheit! Wir wissen nun, daß unser Volk in seines Herzens Tiefen viel mehr Religion hat, als wir ihm vorher zu meist zutrauten. Das ist eine Tatsache vom allergrößten Gewicht. Auf ihr baut sich eine starke Zukunftshoffnung für das zukünftige Verhältnis unsers Volkes zur Religion auf. In dieser Beziehung bin ich durchaus zuversichtlich. Nur werden wir nicht mit überraschenden Neugestaltungen, mit einschneidenden Wandlungen durch den Krieg selbst zu rechnen haben.

Wer mit allzu kühnen Hoffnungen in die Zukunft sieht, vergißt leicht, zähe Arbeit zu tun, um die Zukunft zu gestalten. Wer ruhig und besonnen die Möglichkeiten abwägt, entgeht dieser Gefahr. Er weiß: es wird Arbeit brauchen, damit die Zukunft werde, wie sie werden soll. Und er wird sich so einstellen, daß er sein Teil an dieser Arbeit leiste. So setzt sich Nüchternheit des Urteils in nimmermüdes Schaffen um. Und das wird das Rechte sein.

Der Tag

Ich frag' nicht nach deiner Vergangenheit,
Kamerad.

Wir tragen alle das eine Leid.

Ich frag' nicht nach deines Lebens Sinn,
Kamerad.

Wir tragen alle das eine hin.

Ich horch' nicht mehr auf deines Herzens Schlag,
Kamerad.

Wir harren alle auf einen Tag.

Der wird seine Tore öffnen angelweit,
Kamerad.

Wir werden still einschreiten zu zweit.

Hermann Claudius

Der Weltkrieg

Zeitgeschichtliche Monatsberichte von Prof. Dr. Gustav Roloß (Sießen)

XXXIII

Der große Kampf in Frankreich — Niegend Hilfe für die Entente

Die gewaltige Spannung, auf die wir seit Monaten hinweisen konnten, hat sich in den Tagen, da wir unsern letzten Bericht abschlossen, in einem englisch-französischen Doppelangriff von unerhörter Wucht zu entladen begonnen. Noch stärkere Vorbereitungen als zur Sommeoffensive waren dazu in eifriger Arbeit den ganzen Winter über getroffen worden: Geschütze zu Tausenden mit riesigen Munitionsmengen waren zusammengebracht, Truppenteile für den Sturm und die erwarteten Verfolgungsmärsche besonders ausgebildet, der Gliederdienst gesteigert worden, und endlich erschienen als neues Kriegsmittel die bisher nur vereinzelt verwendeten Tanks in großen Geschwadern in der Frontlinie. Nach der Zertrommelung der deutschen Gräben sollten diese gegen das Feuer der Infanterie und Feldartillerie gesicherten Angetüme, denen Gräben und Trichter, wie man meint, keine unüberwindlichen Hindernisse waren, wie bewegliche feuerspeiende Bergwälle der stürmenden Infanterie vorausfahren und die Reste der deutschen Grabenbesatzungen mit ihren Maschinengewehren und Revolverkanonen vernichten; ohne schwere Verluste sollten so die nachrückenden Massen zur Verfolgung antreten können.

Wann und an welchen Stellen die Generale Haig und Nivelles den großen Stoß beabsichtigten, können wir nicht sagen, aber so viel ist sicher, daß die deutsche Frontverlegung ihre Pläne gründlich durchkreuzt hat. Nicht nach Belieben konnten sie sich in dem etwa 250 Kilometer breiten Raum La Bassée—Auberive, wo die großen Ansammlungen stattfanden, die Angriffspunkte wählen, sondern sie blieben allein auf die Strecken zwischen La Bassée und Quéant (40 Kilometer) und zwischen der Ailette und Auberive (80 Kilometer) angewiesen. Das verwüstete Zwischengebiet war für einen größeren Angriff unbrauchbar; hier mußten sie sich mit Vorfeldkämpfen und der militärisch wenig ausmachenden Beschießung St. Quentins begnügen, die das französische Ruinenfeld vermutlich bald um ein neues Stück vergrößern wird.

Noch weniger als bei andern taktischen Ereignissen der jüngsten Zeit ist es möglich, eine nur einigermaßen genaue Beschreibung der Vorgänge zu liefern; nur wie durch einen

trüben Schleier hindurch kann man die über jedes Lob erhabenen Leistungen unsrer Truppen ahnen: wie sie in jähem Ausbarren dem wochenlangen Toben der Artillerieschlacht und dem Trommelfeuer der letzten Stunden vor dem Infanterieangriff standgehalten und trotz hohen Opfern die Kampffreudigkeit nicht eingebüßt, sondern die Verteidigung in lebendigster Form geführt haben, sofort zum Gegenstoß bereit, wo sich eine Gelegenheit ergab. Nur in einer ganz knappen Skizze wollen wir deshalb unter Heraushebung der Hauptsachen eine Übersicht über die noch unentwirrbare Fülle der Vorgänge zu geben versuchen. — Fünftermal haben die Engländer und dreimal die Franzosen sich in großen Angriffen versucht. Die Engländer, deren Front vom Meer bis St. Quentin reicht, trafen auf den Kronprinzen Rupprecht von Bayern, die Franzosen auf das deutsche Zentrum unter Kronprinz Wilhelm, während der linke Flügel unter Herzog Albrecht große Kämpfe nicht zu bestehen hatte. Den ersten Stoß führten die Engländer östlich von Arras zwischen Lens und Quéant (vom 9. April bis zur Monatsmitte). Es gelang ihnen anscheinend, an einer Stelle überraschend aufzutreten, wo die deutsche Frontbereitung noch nicht vollendet und namentlich nur schwache Artillerie vorhanden war, aber trotz diesen günstigen Bedingungen erreichten sie nicht mehr, als die Vimphöhe nördlich von Arras einzunehmen und ihre Stellungen ungefähr in die Linie westlich Lens—Croiselles vorzuschieben. Ein Durchbruch auf Douai, womit sie gerechnet hatten, blieb ihnen versagt, und damit war ihre strategische Absicht, die deutschen Truppen zwischen St. Quentin und Douai nördlich zu umgehen, gescheitert geworden. So gering die Früchte der opferreichen Anstrengungen waren, so war es doch der erfolgreichste Angriff, der den Verbündeten in diesem Monat beschieden war; bei allen späteren sanken die Gewinne und stiegen die Verluste.

Unmittelbar nach dem Nachlassen des englischen Sturmes begann ein französischer (16. April). Zwischen Soupir an der Aisne (20 Kilometer östlich von Soissons und Bethune nördlich von Reims) führten sie in 40 Kilometer Breite den Hauptstoß, Nebenangriffe zwischen Dize und Ailette unter-



Kartenausschnitt zu den April- und Maishschlachten
im Westen

stützten ihn, und am folgenden Tage wurde die Schlachtfrent gar noch 20 Kilometer nach Osten, bis Auberive, ausgedehnt. Bis zum 20. April dauerte das Anrennen, bald hier, bald dort durch kurze Ruhepausen unterbrochen. Mit besonderer Festigkeit bestürmten die Franzosen den Höhenzug westlich von Craonne (den »Damenweg«) und den Visne-Marne-Kanal, wo sie die deutsche Hauptstellung bei Brimont überrennen wollten, um die Verteidiger von Craonne in der Flanke und die Champagnetruppen im Rücken zu packen. An allen Angriffspunkten hatten die Franzosen auf schnellen Erfolg gerechnet und ihren Truppen Plätze, die 5–15 Kilometer hinter der deutschen Front liegen, als erstes Angriffsziel bezeichnet. Tatsächlich erreichten sie nur südlich des Damenweges und südöstlich von Craonne im Vorgelände kleine Gewinne, die kaum von taktischer, geschweige denn von strategischer Bedeutung waren.

Drei Tage nach dem Scheitern des französischen Versuchs erneuerten die Engländer an der früheren Stelle ihren Sturm, wurden aber in zweitägiger Schlacht schwer geschla-

gen und mußten die Front fast unverändert lassen (23., 24. April). Denn der Verlust der in der äußersten Linie liegenden Dörfer Gavrelle und Guémappe brachte den Deutschen keinen Nachteil. Ein dritter Angriff scheiterte schon am ersten Tage (28. April); wiederum war der Gewinn des Trümmerhaufens von Arleux kein entfernter Ersatz für die Masseneropfer. Einer längeren Erholungspause als ihre Verbündeten bedurften die Franzosen. Erst am letzten Aprieltage versuchten sie in der Champagne »um jeden Preis«, wie Gefangene ausagten, das Hügelland von Nauroy und Moronvillers zu erobern, um Brimont und Craonne umfassen und die ganze deutsche Front von Süden aufrollen zu können: den hohen Preis mußten sie bezahlen, der Lohn blieb aus.

Hatten die verbündeten Truppen einander bisher im Angriff abgelöst, so begannen sie Anfang Mai den Kampf zu gleicher Zeit. Die Engländer gingen wieder an ihrer gewohnten Stelle vor und zeigten durch die Bereitstellung von Kavalleriemassen, daß sie immer noch an eine schnelle Durchbruchsmöglichkeit glaubten; die Franzosen eröffneten das Infanteriegefecht zu beiden Seiten von Craonne (3. Mai). Aber während der englische Sturm nach zwei Tagen fast ohne Geländeverlust abgeschlagen war und ein bald darauf einsetzender Gegenstoß ihnen gar den einzigen Gewinn, das Dorf Fresnoy, wieder entriß, führten die Franzosen immer neue Divisionen ins Gefecht, so daß vom 4. Mai ab auf der ganzen Strecke von der Willelle bis Auberive mit größter Erbitterung gestritten wurde. Es waren anscheinend die bewegtesten Gefechtstage des Riesenkampfes; mehrere Stellungen am Damenweg, am Winterberg (östlich von Craonne), am Visne-Marne-Kanal und in der Champagne wechselten wiederholt ihre Besitzer, aber schließlich vermochten die Deutschen alle strategisch wichtigen Punkte zu behaupten. Am Damenweg und am Winterberg kamen die Feinde zwar etwas voran, aber da die aufgegebenen Stellungen durch dahinterliegende überhöht wurden, so bringt der Verlust keinen ernstlichen Schaden. Am vierten Schlachttage war zu erkennen, daß der Angriff gescheitert war, und wenn die Franzosen noch einige Tage lang mehrere Teilangriffe machten, so erhöhten sie nur nutzlos ihre Verluste. Kein besseres Schicksal hatte ein fünfter englischer Angriff (11., 12. Mai).

An Todesmut wetteiferten Angreifer und Verteidiger miteinander, aber in der Führung verdient die deutsche Heeresleitung unbedingt den Preis. Überall gingen die Feinde in derselben Weise vor: einer mehrtägigen Artillerieschlacht, die an der Aisne gar zehn Tage dauerte, folgte der Infanterieangriff in dichten Sturmkolonnen unter fortgesetztem Artilleriefeuer und unter Masseneinsatz der Tanks; waren die ersten Divisionen zusammengeschossen, so wurde der Sturm mit neuen wiederholt. Menschen wie Material wurden in gleicher Weise rücksichtslos verschwendet. An Materialaufwendung ließen es auch die Deutschen nicht fehlen, und zum Glück war Sparsamkeit wie in den ersten Sommerwochen nicht nötig, da den ganzen Herbst und Winter hindurch mit angespanntesten Kräften an der Herstellung von Geschützen und Munition gearbeitet und für viele Monate der Bedarf gedeckt worden war. So gelang es der deutschen Artillerie, vortrefflich unterstützt von den Fliegern, deren Leistungsfähigkeit seit vorigem Jahre offenbar gewaltig gesteigert ist, den feindlichen Truppen schon während ihrer Ansammlung in den vordersten Gräben und vollends während des Sturmes furchtbare Verluste beizubringen, und wenn es zum Nahkampf kam, bewährten sich die Handgranaten. Dagegen schonte die deutsche Heeresleitung die Mannschaften um so mehr. Die vordersten Gräben wurden nicht bis zum äußersten gehalten, sondern, wo der Stoß übermächtig wurde, wich die Front zurück, um weiter rückwärts in neue Verteidigungsstellungen aufgenommen zu werden; der nachdrängende Feind wurde durch Gegenstöße und Flankenangriffe zermalmt oder mit Feuer überschüttet. Da die deutsche Stellung ein viele Kilometer tiefes Grabensystem darstellt, so bedeuten solche geringen Geländeopfer, die dem Feinde viel Blut kosten, nichts. Unerbörte Massen haben die Feinde in den vierwöchigen Kämpfen eingesetzt, alles in allem über 100 Divisionen, vielleicht $1\frac{1}{2}$ Millionen Mann, die sie zum Teil auf recht engem Raum vorführen mußten. Z. B. brachten die Engländer am 4. Mai auf 20—30 Kilometer Breite an 300 000 Mann ins Feuer und die Franzosen vor dem Damenweg gar 200 000 auf einer 18 Kilometer breiten Strecke. Dementsprechend waren ihre Verluste noch höher als in den früheren großen Schlachten; schwerlich werden sie weit unter einer halben Mil-

lion bleiben. Wie weit die Tanks unserer Infanterie schädlich gewesen sind, wissen wir nicht; jedenfalls haben sie die großen Hoffnungen nicht erfüllt und sind massenweise zerstossen worden. Mit ruhiger Zuversicht darf man daher feststellen, daß die Durchbruchversuche gescheitert sind und ein entscheidender Erfolg der Feinde um so weniger wahrscheinlich wird, je länger der mörderische Kampf dauert. Auch neutrale Beobachter vertreten diese Ansicht, und selbst in Frankreich beginnt trotz allem geistlich zur Schau getragenen Optimismus der Regierung die Stimmung kritischer zu werden. Schon werden lebendige Angriffe im Parlament gegen die Heeresleitung wegen der riesigen Menschenopfer angekündigt, und die Regierung hat zur Beruhigung der öffentlichen Meinung den General Pétain, den Verteidiger Verbunds, zu ihrem besonderen Berater ernannt, um das Oberkommando besser kontrollieren zu können. Wenn sich daraus ein kollegialer Oberbefehl entwickeln sollte, so könnte das uns nur willkommen sein; geteilte Verantwortung pflegt nicht zur Hebung der Initiative beizutragen.

Noch werden die großen Kämpfe im Westen nicht abgeschlossen sein, da das Artilleriefeuer ungeschwächt weitergeht, aber man fragt sich, in welcher Hoffnung die Feinde die vergebliche Blutarbeit immer von neuem beginnen. Die Zuversicht auf eine Entlastung von einer andern Front her kann sie nicht bestimmen, denn nirgend stehen die Dinge für sie besser. Die verbündete Ostfront ist unerschütterlich; an der Sinaifront haben die Engländer eine neue Offensive versucht, aber eine zweite Niederlage bei Gaza erlitten, und Sarraïl hat einen großen vergeblichen Angriff mit mächtigen Opfern bezahlen müssen (8., 10. Mai). Die Gegner müssen sogar mit einem plötzlichen Vorstoß der Reserven der Mittelmächte an irgendeiner Front rechnen, und ein großer Sieg bringt bei ihrer ohnehin günstigen Lage das Übergewicht unwiderruflich auf ihre Seite.

Offenbar sind die feindlichen Heerführer selbst davon überzeugt, daß diese Möglichkeit nur durch ein schleuniges Zusammenraffen aller Kräfte zu verhindern ist. Von der Zeit, die sie noch im vorigen Jahre als Bundesgenossin betrachteten, haben sie nichts mehr zu erwarten. Der Unterseebootskrieg sowie die deutsche Erfindungs- und Organisationskunst haben die zu Beginn des Krieges aufgestellte

Rechnung geradezu umgekehrt: nicht die vom Weltverkehr abgeschlossenen Mittelmächte, sondern die Entente, vornehmlich England, sieht sich mit Erschöpfung der Hilfsquellen bedroht. Die beständig gesteigerten Leistungen der Unterseeboote — über eine Million Tonnen an Versenkungen im April — rufen in England die Befürchtung wach, daß nicht nur die überseeische Versorgung und die Verbindung mit der Armee in Frankreich in Frage gestellt werden könne, sondern daß England auch nach dem Frieden ohne ausreichende Handelschiffe sein werde und seinen Seevorrang an Amerika und Deutschland abtreten müsse. Schon ist seit dem 1. Februar mehr als der vierte Teil der Tonnage, die Englands Auslandsverkehr im Januar besorgte (2,7 Millionen von 9,5 Millionen Tonnen), versenkt worden; die Weizenverschiffung aus den großen Ausfuhrländern ist auf die Hälfte der im vorigen Frühjahr gesunken, Fracht- und Warenpreise sind in England ungeheuer gestiegen und können nur durch künstliche Zuschüsse der Regierung auf bestimmten Höchstpreisen erhalten werden. Die Klagen über Mangel an Schiffsraum und Nahrungsmitteln verschwinden daher nicht aus der öffentlichen Erörterung, und rückhaltlos wird von allen Seiten die drohende Gefahr und die Unmöglichkeit zugegeben, ein taugliches Mittel gegen den Schrecken des Unterseefrieges zu finden. Immer wieder kommt die Regierung auf Sparsamkeit in der Verwendung von Lebensmitteln und auf Einschränkung der Einfuhr zurück, aber diese findet schnell ihre Grenze, da das Inselreich seinen Bedarf zu drei Vierteln oder gar vier Fünfteln aus dem Ausland zu decken gewohnt ist. Die Bemühungen Lloyd Georges, den Weizenbau so zu vermehren, daß England fast unabhängig von der auswärtigen Zufuhr wird, haben bei den Sachverständigen nur Lächeln erweckt. Oft hat zwar die Regierung die von manchen Seiten, wie der »Times« und ihren Geistesverwandten, verlangte Pflichtverteilung der Lebensmittel nach deutschem Muster angedroht, aber ihre Drohung

noch nicht wahrgemacht. Die Vermutung liegt sehr nahe, daß sie der englischen Beamtenschaft nicht die Fähigkeit zutraut, diese einschneidende und früher so verböhrnte Maßregel wirklich durchzuführen, und deshalb fürchtet, ohne materiellen Nutzen die schon bestehende Unzufriedenheit zu steigern. An Kritik fehlt es ohnehin nicht. Die prahlerischen Ankündigungen, der U-Boote bis Ende März Herr werden zu wollen, die gewundenen und dabei doch vergeblichen Versuche, die Schiffsverluste zu verschleiern, die täglich steigenden wirtschaftlichen Unbequemlichkeiten und die immer fühlbarer werdenden Verluste des Landkrieges geben hinreichend Stoff zu Vorwürfen. Scharf wird namentlich das Verschwinden der englischen Schlachtflotte gerügt, und selbst in Frankreich wagen sich jetzt Stimmen hervor, die der britischen Flotte Mangel an Unternehmungsgeist vorwerfen. Im starken Gegensatz dazu steht wie immer die Rührigkeit der deutschen Flotte, die die englische und französische Küste wiederholt angriff und für uns vorteilhafte Seetreffen erzwang, wie das in den Hoofden (10. Mai).

So günstig ist die Lage zu Wasser und zu Lande für die Mittelmächte, daß sie hoffen dürfen, durch Erfolge auf einem der beiden Kriegsschauplätze den Frieden zu erzwingen, während die Feinde allein von der höchst unwahrscheinlichen völligen Niederklämpfung ihrer Gegner zu Lande den Sieg erwarten können. Und nicht mehr als von den militärischen dürfen sie von künftigen politischen Ereignissen erwarten. Vollends Rußland bereitet ihnen täglich Enttäuschungen, denn von einer schrankenlosen Hingabe an die Ziele der Entente ist hier je länger je weniger die Rede, und die Widerstandsfähigkeit der Armee ist durch das unaufhörliche Politisieren der Soldaten nicht gehoben worden. Von keiner Seite blüht somit den Ententeführern in Paris und London Unterstützung. Wenn sie sich trotzdem zur Fortsetzung des Kampfes entschließen, so kann sie nur die Überzeugung treiben, daß ein Frieden jetzt eine schwere Niederlage ihrer Länder darstellen müsse.

Abgeschlossen am 13. Mai 1917

Verantwortliche Schriftleitung: Dr. Friedrich Däsel in Berlin-Friedenau, Fregestraße 9.
Vertretung für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Bengraf in Wien XIX/1, Porzergasse 8. In Österreich-Ungarn für
Herausgabe verantwortlich: Robert Rohr in Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil
 Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig.
 Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Einwendungen nur nach Anfrage an die Schriftleitung von »Westermanns Monatsheften« in Berlin W 35,
 Lühnowstraße 84 a. Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.

Westermanns Monatshefte

Herausgegeben von Dr. Friedrich Düssel

Band 122. II **Juli 1917**

Fortunat

Roman von Helene Raff

II



ndrießer und Jand, die sich im allgemeinen nicht suchten, waren eines Abends bei Frau von Rudhart zusammengetroffen. Alle Freunde des Amelung'schen Hauses wurden von Sidonie besonders herangezogen, auch wenn Amelung selbst gerade nicht zu haben war. Sie betonte gern eine Art Zugehörigkeit zu ihm und betrieb dabei geschickt und unauffällig einen Nebenkult mit Reimar. Endrießer hatte ihr so oft die Einladungen abgefragt, daß er einsah, diesmal könne er nicht umhin.

Man speiste vorzüglich bei ihr; das war bekannt. Und wenn erst die Stunde der Zigaretten und des Kaffees gekommen war, trat an der schlanken brünetten Frau ein Zug von Sichgehenlassen zutage, der sie verjüngte und eine gewisse Vertraulichkeit herausforderte. Sie ließ sich dann auf Bitten zum Gesang herbei; ihre Stimme war klein, aber tadellos geschult. An diesem Abend mußte Jand sie begleiten und erhielt dafür ein übertriebenes Lob, das er herablassend wie einen Pflichtzoll empfing.

In später Stunde brachen beide Männer miteinander auf. Jand sagte ohne weiteres: »Ich gehe mit Ihnen,« und Endrießer war zu höflich, es abzuwehren.

Unterwegs begann Jand zunächst von der

Grau zu reden, aus deren Hause sie kamen, und fragte in wegwerfendem Tone, wer sie eigentlich sei. Sie habe ihn eingefangen, er wisse nicht wie. Worauf Endrießer kurz berichtete, sie hätte als vermögensloses Mädchen hier an irgendeiner Bühne eine Stellung gesucht, wobei ihr verstorbener Mann ihre Bekanntschaft gemacht und sich in sie verliebt hätte. Er sei hernach lange Zeit krank und die Frau als seine Pflegerin meist im Süden mit ihm gewesen. Jetzt sei sie schon einige Jahre verwitwet und sehe viel Gäste bei sich. »Wie heute uns,« setzte er geistlich hinzu.

Jand schwieg.

Um das Gespräch anders zu wenden, fragte Endrießer: »Waren Sie kürzlich bei Amelung?«

Im Schein einer Bogenlampe, unter der sie eben hindurchschritten, sah er das Antlitz des andern sich verbüßern. Er entsann sich, daß Robert kürzlich etwas enttäuscht über den ehemals mit solchen Erwartungen begrüßten Jünger gesprochen hatte.

Damit mochte die Gereiztheit zusammenhängen, die aus Jands Entgegnung klang: »Ich war jetzt ein paar Tage lang nicht dort. Solche Leute, die oben stehen, haben für den, der hinauf will, kein rechtes Verständnis; und wenn man ihnen lästig wird, ziehen sie sich in ihre Unnahbarkeit zurück.«

»Unnahbarkeit! Ich bitte Sie! Robert ist ein so einfach guter Mensch.«

Jand blieb stehen und lachte rauh. »Ach was. Guter Mensch! Der ist überhaupt kein Mensch.«

»Das ist neu,« sagte Endrießer. »Also was denn sonst?«

»Was weiß ich! Einer, dem man sich nicht zugehörig fühlt, der über oder unter unsrer Welt steht. Ein Gott meinethwegen oder ein Götzenbild mit eingesehten Edelsteinaugen.«

Endrießer nahm den Erregten beim Arm. »Lieber Freund,« sagte er, »jetzt redet der Geist des Weines aus Ihnen. Denken Sie doch: gibt es einen naturhafteren, geradezu kindlicheren Menschen, als Robert ist? Wir sämtlich wirken neben ihm wie lauter Verbildung und Überkultur.«

»Naturhaft! Das ist das Wort. Er steht in einem viel engeren Verhältnis zur Natur als wir, er ist ganz ihr gleich an willkürlicher Güte, Grausamkeit, Weisheit, Unverantwortlichkeit. Wie die frühe Einbildungskraft der Völker sich die Elementargeister dachte, die halb göttlichen, halb teuflischen, die keine Seele haben. Auf die Länge kann man mit so etwas nicht leben.«

»Nun, ich glaubte,« sagte Endrießer kühl, »Sie hätten bisher mit Amelung besonders gut gestanden. Er ist doch Ihr Entdecker, soviel ich weiß.«

»Ja, anfangs ist er mir so warm entgegengekommen wie niemand zuvor. Aber seit einiger Zeit tut er nicht das geringste, mich zu fördern; er scheint ganz vergessen zu haben, daß er meine größte Hoffnung und mein einziger Anhalt war. Er hat mir ein Recht gegeben, auf seinen Beistand zu bauen, und löst nun sein Versprechen nicht ein. Wenn Sie wüßten, wie so etwas empört!«

Da haben wir es! dachte Endrießer. Das war wieder eine Folge von seines Freundes verhängnisvoller Eigentümlichkeit. Er verleitet die Menschen, für die er sich gerade begeisterte, zur Überschätzung ihres Wertes wie seiner Zuneigung, und erbitterte sie dann, indem er gegen sie erfüllte. So wie den jungen Menschen hier, dessen Bedeutung er, Endrießer, von Anfang an bezweifelt hatte. Für jetzt sagte er Jand ein paar begütigende Worte und trennte sich dann von ihm.

Mit seinem steten Drängen erreichte Jand übrigens bei Amelung so viel, daß dieser eine auf Konzertreisen befindliche Kammermusik-

vereinigung dazu vermochte, sein neuentstandenes Streichquartett aufzuführen. Die Musiker, die sämtlich eines begründeten Rufes genossen, hätten sich ohne den Namen und die Person des Fürbitters nie dazu verstanden. So taten sie ihr Bestes, setzten für das schwierige Werk ihre volle Kraft ein, doch ohne Erfolg.

Amelung war darüber geärgert, allerdings nur öffentlich, aus Widerspruch gegen die nichtkünstlerische Außenwelt. Unter vier Augen wies er den Urheber des Wertes selbst auf Mängel hin, die er von Anfang an empfunden, aber erst bei der Aufführung als wirklich störend erkannt hatte. Er beurteilte Jand nach sich. Ihm war die Arbeit Genuß und Hauptsache; sein Ehrgeiz und sein rastloses Vorwärtstreben entstammten nur dem Drange, sich selbst genuggutun.

Jand aber fühlte ganz entgegengesetzt. Die frühe Bewunderung, die seiner musikalischen Begabung gezollt worden war, hatte ihn verleitet, sich als geborenen Künstler zu betrachten und fortwährend nach dem Beifall zu dürsten, der ihm, wie er meinte, von Rechts wegen zukam. Da nun ein Mann wie Amelung ihm so viel Anerkennung entgegenbrachte, wähnte er sich vollends geborgen und sein Ziel beinahe erreicht. Der Gedanke, noch lange und streng an sich arbeiten zu müssen, ging ihm nicht ein.

Es gab eine gereizte, unerquidliche Unterredung zwischen Amelung und ihm. Im Eifer brauchte dieser ein paar schärfere Worte, die er im nächsten Augenblick schon vergessen hatte und von denen er deshalb nicht ahnte, daß der andre sie nachtragen könnte.

Aber Jand fühlte sich tödlich verletzt. Er machte sich selten im Hause, zum Leidwesen der Kinder, namentlich Lili, die vom Vater gelernt hatte, ihn zu überschätzen, und zudem ein romantisches Mitleid mit unglücklich gearteten Naturen empfand. Wenn es jemand schlecht ging, meinte sie ohne weiteres, man müsse »recht lieb« mit ihm sein.

Vor andern ließ Jand es klugerweise nicht merken, daß zwischen ihm und seinem Gönner nicht alles wie früher stand. Er gab sich den Anschein des Gegenteils.

Eines Tags traf Endrießer zufällig den Baurat, der ein Stück weit mit ihm ging und im Gespräch behutsam die Frage vorbrachte, ob es wahr sei, daß Herr Jand bald in nähere Beziehungen zum Amelung'schen Hause

treten werde. Endrießer stugte. Da erfuhr er, daß Jand mit einem Angestellten des Baurats im Wirtshaus beisammengewesen war und ihm als einem früheren Kollegen anvertraut hatte, er werde sich mit der jungen Lili Amelung demnächst verloben.

Endrießer war empört über die offenbare Lüge und bat den Oberbaurat um Schweigen über die Sache, der er nachzugehen beschloß. Wirklich entdeckte er, daß der verwegene Mensch in ein paar Geschäften größere Einkäufe gemacht hatte, auf den Kredit hin, den jene Erbsingung ihm verschaffte. Zum Überschuß wandte noch der Verleger, der Jands erstes Opus erworben, sich an Endrießer mit einem Anliegen. Herr Jand habe ihm ein neues Werk angeboten, das Meister Amelung hoch zu bewerten scheine; er habe auch, wie der junge Künstler angedeutet, selbst viel daran getan. Ob der Meister die lobenden Worte, die Herr Jand von ihm gehört, nicht in einer kleinen schriftlichen Einleitung zu dem Werke niederlegen würde? Herr Endrießer, kraft seiner bewährten Freundschaft, könnte ihn vielleicht dazu bestimmen.

Amelungs Lob und Mithilfe waren erst recht erlogen. Das wußte Endrießer. Es blieb nichts weiter übrig, als sich den, der all das zusammengefabelt hatte, kommen zu lassen und ihm ins Gesicht sein Betragen vorzuhalten.

Hugo Jand stand vor ihm mit brennenden Wangen und trotzigem Gesichtsausdruck. Er berief sich in hochfahrendem Tone darauf, daß die Welt stets betrogen werden wolle und einzig nach dem Namen gehe. Amelung selbst habe oft hierüber gespottet, er würde schon Scherz verstanden haben. Und den Verleger hätte man später aufklären können. Wegen Lili zur Verantwortung gezogen, behauptete er kurz: »Ja, ich hab' das eben geglaubt.«

Dabei blieb er. Kein Zureden entrang ihm ein Zeichen von Scham oder beginnender Einsicht, auf das hin man seinen Fehl hätte im stillen begraben können. So mußte Endrießer sich doch entschließen, mit Amelung zu sprechen. Es fiel ihm schwer, aber auch Agathe meinte, es müßte sein.

Fortunat kam eben aus seinem Arbeitszimmer; seine Züge drückten eine schöne versonnene Müdigkeit aus, als Endrießer ihm die leidige Nachricht brachte. Erst hörte er nur halb hin. »Ja, was, wie kommt er denn dazu? Ach, das sind Kindereien!« warf er unmutig hin.

Endrießer schüttelte den Kopf und erzählte ihm das Ganze nochmals, etwas nachdrücklicher als vorher. Diesmal begriff Robert besser. Er begriff, daß Jand nicht eine bloße Eulenspiegelei beabsichtigt, sondern sich mit dem Geslunker hatte Vorteil verschaffen wollen. »Wie man nur so was tun kann!« murmelte er und senkte den Blick, als ob er es sei, der sich zu schämen hätte.

Für ihn waren Geld und Ruhm die neben-sächlichen Folgen der Arbeit. Geld eine beinahe herabsehbende Folge, die nur leider Schönheit, Lebensgenuß, Unabhängigkeit bedingte. Daß man aus Ruhmsucht oder gar Geldgier eine Unwürdigkeit zu begehen vermöchte, dünkte ihn unsäglich. »Was hat er denn bloß gesagt? Wie hat er sich gerechtfertigt?«

Endrießer berichtete wörtgetreu Jands Erwiderung.

»Siehst du,« sagte Robert förmlich erleichtert, »dann hat er doch nicht eigentlich gelogen. Das eine hat er später widerrufen wollen, das andre selbst geglaubt.«

»Er hat zum Teil sich betrogen, zum Teil die andern,« versetzte Endrießer trocken. »Wirklich, bei dir bekommt man die geistige Seeskrankheit, weil alles Feststehende wogt und wankt.«

Er teilte ihm nun mit, was er von Agathe erfahren: die paar kindischen Unflugheiten, durch die Lili Jands sogenannten Glauben genährt hatte. Sie war ihm, wenn sie seine zeitweilige Bedrängnis ahnte, mit ihrem Taschengeld beigeprungen, hatte ihm gefühlvolle Briefe geschrieben, die sich meist auf gemeinsam gelesene Bücher bezogen, denn gleich vielen Halbgebildeten verschlang er wahllos eine Menge von Lesestoff. Auch ein paar holprige Verse zu seinem Geburtstag hatte Lili dem gleichzeitig Bemitleideten und Bewunderten gesandt. Das alles war so unschuldig, daß nur eine krankhafte Eitelkeit daraus ein inneres Recht auf das blutjunge, unreife Ding ableiten konnte.

So sah es auch Amelung. Sein verletztes Vatergefühl bäumte sich gegen den undankbaren Jünger auf — endlich, wie Endrießer dachte. Außerdem ärgerte er sich, daß die Lili doch im Grunde noch so dumm sei.

»Die Lili ist ihres Vaters Kind. Weshalb man mit den Eindrücken, die man ihr zuführt, etwas vorsichtig sein soll.«

Es verstand sich, daß Jands Schicksal, soweit es seine Beziehungen zum Hause seines

bisherigen Gönners betraf, entschieden war. Aber Umelung verabredete mit Endrießer, daß er dem unseligen Menschen noch ein Bestimmtes monatlich zukommen lassen wollte, und daß Endrießer trachten sollte, ihm irgendwo eine Beschäftigung zu sichern, die ihm Zeit zur weiteren Selbstausbildung ließe. »Denn ein begabter Mensch, weißt du, ist er doch. Und ich habe vielleicht nicht gut auf ihn gewirkt.«

Bernb war, als die Tandsche Katastrophe sich ereignete, nicht zu Hause. Gerade im ersten rauhen Herbstwetter war aus Rodegg eine Nachricht gekommen, die ihn schleunig dorthin berief.

Doktor Streits Weisagung hatte sich bewahrheitet: er stand im Begriff, seinem alten Freund in das dunkle Land zu folgen. Ob schon die Reise nach Rodegg Bernb in dieser Zeit nicht gelegen kam, empfand er es als Pflicht, das Hinscheiden des Mannes, der ihm so viel Vertrauen geschenkt, erleichtern zu helfen.

Am Krankenbett des langsam verlöschenden Mannes sah Bernb dessen junge Tochter zum erstenmal. Anfänglich machte sie ihm gar keinen Eindruck; sie sah, wenn der Vater ihrer nicht bedurfte, im äußersten Winkel des Zimmers und kam ihm, verkrochen in die bauschigen Falten ihres formlosen schwarzen Kleides, wie ein Käuzchen vor. Einmal aber, da sie sich über ihres Vaters Lager beugte und vom Fenster her ein Lichtstrahl auf sie fiel, erblickte Bernb ein feines, blaßes Gesichtlein mit ein paar schwermütigen Augen darin.

Während des Todeskampfes kniete sie zur Seite des Bettes, das Antlitz auf der Decke verbergend, daß nur das dunkle Haar noch sichtbar blieb. Ein leises Zittern durchschüttelte ihren Körper, als dulde sie das Grauen der beginnenden Auflösung mit. Sobald ihr Vater den letzten Atemzug getan, fiel sie bewußtlos zu Boden und mußte von Bernb und der Nandl hinausgetragen werden. Die Berührung des schlanken, hilflosen Leibes, den er in seinen Armen hielt, stimmte ihn weich; er nahm sich vor, der Verlassenen ein wirklich treuer, hilfreicher Freund zu sein.

Der Kreisarzt, bei dem nun Heimgegangenen überflüssig, trat herzu und erklärte, das Fräulein gefalle ihm nicht, schon vom ersten Augenblick an. Er sprach von schwerer Bleichsucht, verbunden mit einer Hyperästhesie

des ganzen Nervensystems, und meinte, nur durch sorgfältige Pflege, kräftige Luft und Kost, beruhigende und erheiternde Eindrücke könne eine ernstliche, vielleicht gefährliche Erkrankung vermieden werden.

Währenddessen schlug Ina, die man auf einen Diwan gebettet hatte, die Augen langsam wieder auf. Ihr Blick glitt hinüber zur geschlossenen Tür des Sterbezimmers, dann gewahrte sie plötzlich, daß ihr Kleid über der Brust offen stand, weil der Arzt nach ihrem Herzschlag gehorcht hatte. Erschrocken nestelte sie die Bluse zusammen.

Um ihrer Schwäche willen ward ihr nicht gestattet, am Leichenbegängnis teilzunehmen; nur so viel erreichte sie, daß sie dem Trauergottesdienst beiwohnen durfte. Da geschah es, daß Bernb sie zum erstenmal beten sah; er war von dem verzückten Ausbruch in dem schmalwangigen Kinderantlitz getroffen und überrascht.

Nach dem Gottesdienst begehrte Ina, obwohl der Abschied von dem frischen Grabe sie hart ankam, alsbald ins Kloster zurückzukehren. Es halte sie nichts mehr auf der Welt; so sei sie entschlossen, sich ganz dem, was sie als ihre Bestimmung erkannt habe, zu widmen.

Hiergegen aber trat der Bezirksamtman auf mit dem Hinweis auf den ihm anvertrauten letzten Willen des Verstorbenen. Darin war Bernb ihr zum Vormund bestellt mit der ausdrücklichen Verpflichtung, nie zu gestatten, daß Ina vor ihrer Mündigkeit eine Bestimmung über ihr Leben trafe, welcher Art diese auch sei. Falls ihres Vaters dringender letzter Wunsch nicht hinreiche, sie davon zurückzuhalten, solle der Vormund kraft der ihm zustehenden Rechtsmittel sie daran verhindern.

Ina starrte die Männer angstvoll an, dann schrie sie auf, als würde an ihr innerstes Leben gerührt. Sie beschuldigte ihren Vater und nicht minder die Anwesenden der schrecklichsten Verblendung. Endlich, da keine Worte fruchteten, verfiel sie in unstillbares Weinen und ward von Bernb, der nicht abließ, ihr tröstend zuzusprechen, der Obhut der herbeigerufenen Nandl übergeben.

Bernb und der Amtmann blieben allein zurück in der unbehaglichen Stimmung, die Männer häufig überkommt, wenn sie gegen ein schwächeres Wesen sozusagen Gewalt haben anwenden müssen.

»Das Fräulein ist sehr leidenschaftlich, trotz ihrer Frömmigkeit,« bemerkte der Amtmann trocken.

»Sagen Sie doch,« fragte Bernd gedankenvoll, »wie hängt eigentlich die Geschichte, ihre eigne und die des Vaters, zusammen? Aus den Andeutungen der Nanbl und meines verstorbenen Großvaters schließe ich, daß es sich um eine Liebesünde handelt; aber ich wäre dankbar, Genaueres zu erfahren, und Sie wissen doch vermutlich Bescheid.«

Der andre nickte. »Allerdings. Außer Ihrem seligen Großvater war nur ich eingeweiht und unser verstorbener Pfarrer. Also hören Sie! Die Geschichte ist ganz eigen. Der Doktor, Inas Vater, war glücklich verheiratet mit einer gleichaltrigen hübschen und lieben Frau. Leider blieb die Ehe ohne Kinderseggen, was namentlich der Frau sehr zu Herzen ging und ihre frühere heitere Anmut allmählich in Schwermut verkehrte. Zumeist um ihre willens beschloß der Mann, ein junges Wesen ins Haus zu nehmen, und zwar bot sich ihm die Gelegenheit dazu in Gestalt einer guten Tat. Eine seine ärmeren Patientinnen starb und hinterließ als schuß- und mittellose Waise ein kindjunges Ding, ihre Tochter. Der war es natürlich, als käme sie in den Himmel, wie sich das Doktorhaus ihr auftrat, und sie schmiegte sich den Zieheltern an mit einer richtigen baskischhaften Schwärmerei. So war eitel Freud' und Einigkeit, bis aus dem halben Kind mit den zu großen Gliedern und ungelenten Bewegungen eine erwachsene kleine Schönheit wurde. Da fing das Anglück an.«

»Der Pflegerater faßte Liebe zu ihr?«

»Jawohl. So eine späte Leidenschaft, die einen gesetzten Mann vernunftloser als den jüngsten Laffen macht. Ob das Mädel auch in ihn verliebt war — er galt für einen stattlichen Menschen —, oder ob mit der körperlichen Reife nur die Eva in ihr wach geworden war — wer weiß da richtig Bescheid! Jedenfalls muß sie seine Glut nicht gedämpft haben. Die Entscheidung wurde dadurch beschleunigt, daß die Pflegetochter — so heißt es — plötzlich entfloß und einen von Ekelmut überströmenden Brief zurückließ, der den verliebten Mann in größte Angst versetzte. War es ihr Ernst, oder wollte sie einen Druck auf ihn ausüben? Wir Juristen, wissen Sie, sind Skeptiker. Genug: er setzte ihr nach, brachte sie zurück, und die Frau, scheint es, widerlegte sich nicht mehr. Sie soll vorher absicht-

lich geschwiegen und im stillen auf des Mannes Umkehr gehofft haben; von da an, in Erkenntnis seines hoffnungslosen Zustandes, hätte sie sich zur Nachsicht und zum Dulden entschlossen. Andre wollen wissen, sie hätte überhaupt erst klar gesehen, als es zu spät war.«

Bernd äußerte seine Verwunderung, daß die Frau, wenn sie eine sittliche Natur gewesen sei, in ein derartiges Verhältnis habe willigen können. »Und die übrige Welt? In einem engen Lebenskreis ist die veränderte Beziehung der drei doch schwerlich unentdeckt geblieben?«

»Die Frau, müssen Sie bedenken, hatte immer dem Manne gegenüber ihre Kinderlosigkeit wie eine Schuld empfunden. Dazu kam, daß sie aus streng kirchlicher Gesinnung die Scheidung verwarf und als Argernis scheute. Dagegen bedeutete das heimliche Aufheben ihrer Ehe ein Opfer, das sie allein anging. Wie dem nun auch war, mit dem andern haben Sie natürlich recht. Die Leute munkelten allerhand. Als dann vollends die Junge der Mutterchaft entgegenkam, ward das Gerede und Geraune so laut, daß der Doktor die Unhaltbarkeit seiner Stellung begriff. Er gab seinen Wohnsitz samt einträglicher Praxis auf und übersiedelte mit beiden Frauen aufs Land, nicht weit von hier, wo das Kindchen, das inzwischen zur Welt gekommen war, für das der rechtmäßigen Gattin galt. Die hatte bisher wie ein Schatten neben den Liebenden hingelebt, ihre Tage mehr und mehr mit religiösen Abungen ausgefüllt; das Kleine aber, das so niedlich trahlend in der Wiege lag, rief sie gewissermaßen ins Dasein zurück. Ihr ungestillter Mutterdrang konnte sich endlich betätigen: sie betreute das Kind ihres Treulosen in rührender Weise, während die wirkliche Mutter, die schöner als je erstanden war, sich ihren Pflichten nur zu gern entzog. Sie scheint gleichgültiger auch gegen den Mann geworden zu sein; vermutlich rechnete sie es ihm als Opfer an, um seinetwillen in eine langweilige Einsöde gebannt zu sein, jung und lebensdurstig, wie sie war. Daß die von ihr verdrängte Frau häufig tränkete, ließ sie befürchten, ihr Geliebter werde, falls er eines Tags die Freiheit erlange, darauf bestehen, sie auch gesellschaftlich an sich zu fesseln, und diese Aussicht schien ihr nicht mehr verlockend wie einst. Kurz, was soll ich sagen: während der Doktor ihr

noch heftig anhing, wandte sie sich völlig von ihm ab, trotz der kleinen lebendigen Mittelsperson, dem lieblich heranwachsenden Mädchen. Zuletzt entließ sie ihm, diesmal auf Nimmerwiedersehen und ohne Hinterlassung eines gefühlvollen Briefes. Später verlaute, daß sie einen Jüngeren und Reicheren gefunden habe. Ihr Kind hatte sie nicht mitgenommen; das blieb der Frau, die ihm bisher schon Mutter gewesen war. Sie meinen, so hätte eigentlich die Verwicklung sich gelöst und alles noch gut gehen können? Anscheinend traf das zu: der Doktor näherte sich seiner rechtmäßigen Frau wieder — nicht mit Liebe, aber mit dankbar reuiger Freundschaft. Leider kam das zu spät: die Arme hatte zu viel Leid getragen und dabei ihre Körperkraft erschöpft. Ein Herzübel zehrte sie langsam auf, vor den Augen des Mannes, der die Anzeichen allzuwohl deutete und vergeblich jedes Hilfsmittel dagegen aufbot. Die kleine Ina war noch keine dreizehn Jahre alt, da ward die vermeintliche Mutter ihr geraubt.

»Das war hart für das arme Kind und hart für den Mann.«

»Es war ein schreckliches Unglück. Denn der Mann, der in letzter Zeit der Frau die Hände unter die Füße gebreitet hatte, geriet dennoch angesichts der Toten in einen Zustand verzweifelter Gewissensqual. Er vergaß die Beherrschung, die er wenigstens vor seinem Töchterchen hätte üben sollen: aus den Selbstanklagen des Vaters ersuhr das arme Ding zum erstenmal, welcher Herkunft es sei.«

»Um's Himmels willen!« rief Bernd in unwillkürlichem Schred.

»Ja, das häß' er ihr und sich freilich ersparen müssen! Die Kleine soll damals in Krämpfe gefallen sein. Um sie zu beruhigen, hat er sich irgendwie herausgeredet; aber geholfen hat es nicht. Durch ihre ganzen Entwidlungsjahre, wo man ohnehin erregbar genug ist, grubelte das junge Mädchen über die Sache, stoppelte ihre Erinnerungen zusammen, horchte geschickt den Vater und die Diensthofen aus, bis ihr nichts mehr zu wissen blieb. Da ging mit ihr eine unselige Wandlung vor. Die Mutter — die Doktorsfrau mein' ich — hatte ihr die tiefe Frömmigkeit beizubringen versucht, aus der sie selbst die Kraft im Leiden geschöpft hatte. Die Ina jedoch vergrub sich mehr und mehr in religiöse Schwermut: sie dachte der Toten, an der sie mit voller Kindesgärtlichkeit gehangen hatte,

als eines grausam gemordeten Opfers. Und ihre leiblichen Eltern befahl sie nicht der göttlichen Gnade, sondern glaubte sie der härtesten göttlichen Strafe verfallen. Daß sie ein Sündkind sei und für ihre Eltern büßen müßte, wurde ihr leitender Gedanke. Statt an der Tochter einen Alterstrost zu finden, hatte der Doktor in ihr die Verkörperung seines Gewissens vor Augen. Es war eine schwere Vergeltung für ihn. Nicht etwa, daß ihm die Ina Vorwürfe gemacht hätte! Dafür empfand sie zu kindlich. Sie bestand nur immerwährend darauf, bereinst ganz in das geistliche Schwesternstift einzutreten, wo sie eine Zeitlang den Unterricht genossen hatte. Und der Vater besaß nicht die Kraft, nein zu sagen. Er ließ sie bei den Schwestern, wenigstens als Pensionärin, ob er gleich ihrem Zukunftsplan durchaus nicht beistimmte. Und er selbst fand Aufnahme bei seinem alten Freund, Ihrem seligen Großvater, der in ihm nur den Vereuenden sah. Hätte seine Todeskrankheit die Tochter nicht zum Herkommen veranlaßt, so wäre sie noch dort.«

»Und ihre Mutter! Die rechte Mutter — hat sie nie wieder nach ihr gefragt, sie nie wiedergesehen?«

»Nein. Solche Frauen tun das nicht. Es wäre auch schlimm, wenn die Tochter plötzlich der gegenüberstände, deren Sünde, wie sie glaubt, ihr Leben belastet.«

»Aber das ist ja Wahnsinn! Kann denn irgendein Mensch für seine Geburt?«

»Freilich nicht. Und doch heißt es, die Sünde wird heimgesucht bis ins dritte und vierte Glied. Das ist ein graufames Wort, werden Sie sagen und haben auch recht. Aber wahr ist es leider. Nicht in dem Sinne, als ob der, den wir den lieben Gott nennen, willkürlich ein Unschuldiges für die Schuld anderer straft, sondern nach der einfachen Logik, daß, wenn einer den Acker mit Disteln und Dornen ansät, seine Kinder nicht Weizen darauf ernten können. Alles geht natürlich zu; wir wollen es bloß nicht einsehen.«

»Nein,« sagte Bernd, »allerdings sehe ich das nicht ein. In diesem Falle nicht. Man muß ernstlich dafür sorgen, daß die arme Kleine zur Gesundung kommt. Ein so rührendes Geschöpf!«

Der andre lächelte. »Versuchen Sie's!«

Bernd war selbst hingefahren, um mit der Oberin des Stiftes über Ina zu reden.

Das weißgestrichene Haus lag freundlich im fruchtbaren Tiefland, wo eben die Obsternte gehalten wurde. Im Garten, zwischen Kohlbeeten und volltragenden Apfelbäumen, traf er die hochwürdige Frau, eine kleine, bewegliche Gestalt mit blanken Augen und einer blauleinenen Schürze über dem Ordenshabit: sie überwachte die ringsum arbeitenden Schwestern und legte selbst mit Hand an. Er hatte sich vor einer strengen Äbtissin gefürchtet und freute sich nun an dem Bilde einer tätigen mütterlichen Frau. Was er ihr über ihren Pflegling mitteilte, nahm sie gut auf, obschon sie ihm keinen Zweifel ließ, daß der Weg, den sie selbst gegangen war, ihr auch für Ina der gedeihlichste schien. »Glauben Sie mir,« sagte sie nachdrücklich, »es ist dem Menschen nichts heilsamer als Selbstentsagung.« Doch gab sie zu, der Wille eines Vaters, der seinem Kinde die Zeit zu reiflicher Überlegung sichern gewollt, verdiene Ehrfurcht. »Sorgen Sie nur, daß mir das Kind inzwischens nicht verdorben wird!« bat sie noch, ehe sie ihn freundlich entließ.

Es hätte ihrer Mahnung nicht bedurft; denn da es zum erstenmal geschah, daß die Fürsorge für ein andres Wesen ihm oblag, empfand Bernd sie warm und wichtig genug.

In Robegg traf er Ina gefasster als bei seinem Fortgang. Sie empfing mit sichtlich Beruhigung die Botschaft, die er ihr von der Oberin bestellte; zugleich bat sie ihm Schwestern ihre anfängliche Heftigkeit ab und schien geneigt, sich nun seiner Leitung zu fügen. Er erklärte ihr, daß er sie zunächst in eine Umgebung bringen wollte, in der sie sowohl die sorgfältigste Körperpflege genießen als ihre Ausbildung noch vervollkommen könnte. »Sie sollen zu meiner Mutter! Ich weiß, daß Sie sie lieben werden; jeder tut es, der Mama kennt. Ist Ihnen das recht?«

Sie nickte. Aber in ihren Augen war ein gequälter, angstvoller Blick. —

Bernd traf die Vorsorge, heimlich Doktor Streits Nachlaß durchzusehen, um alles, was Ina schmerzlich erregen könnte, zu beseitigen, ehe er mit ihr die Brieffschaften ordnete. Die Vorsicht war überflüssig: der Verstorbene hatte vor seinem Ende sämtliche Briefe verbrannt, berichtete die Nanbl. Nur im Schubladchen des Schreibpultes fand sich nebst einigen Bildnissen von Universitätsfreunden das Lichtbild einer reizenden jungen Frau. Die Nanbl wußte anzugeben, daß es eben

die darstelle, die so verhängnisvoll in sein Leben eingegriffen und ihm Ina geschenkt hatte. Denn sie hatte die Schöne ja gesehen.

»Was, Nanbl? Du? Wann denn?«

»Mein Gott ja! Schließlich: Augen und Ohren kann unsereins sich auch nicht verbinden! Also einmal, vor langem schon, ist der Herr Doktor auf Besuch gekommen mit einer Dame, die der gnädige Herr selig zuerst für seine Frau gehalten hat, und ich auch. Aber dann haben wir's gefannt, daß sie dafür zu jung ist, und er hat auch gesagt: es ist seine Ziehtochter. Irgend was an der Art, wie er sie anschaut und mit ihr tut, muß dem Gnädigen nicht gefallen haben; denn während er zuvor die Freundlichkeit selbst war — der Herr Doktor war ja sein bester Freund von der Stubi her —, ist er immer fremder und steifer worden, hat beim Abschied dem Doktor kaum die Hand geben und gegen das Fräulein bloß mit dem Kopf genickt. Später haben er und der Herr Doktor sich noch ein paar lange Briefe geschrieben und dann durch etliche Jahre lang keinen mehr. Bis daß endlich wieder einer kommen ist und bald hintennach der Herr Doktor selbst. Wie er da verändert war — das sollt' man nicht glauben! So alt und ernst! Und war zuvor so ein rescher, lebensfrischer Mann!«

Bernd warf einen Blick auf die Photographie, die er in Händen hielt. »Und du weißt sicher, daß sie das ist?«

»Ganz sicher. Ein paarmal noch hab' ich ihn dabei angetroffen, wie er das Bild angeschaut hat. Die Fräul'n Ina sieht ihr auch gleich.« Nun meinte die Nanbl, Bernd sollte das Bildchen beiseitebringen, ehe Ina es erblickte. »So anfällig, wie sie oft ist, hab' ich Angst, sie würd' uns tranken, wenn sie das Bild sieht!«

»Hat sie selber keins?« fragte Bernd.

»Von der richtigen Mutter nicht.«

Er entschloß sich, die kleine Photographie vorläufig in Verwahr zu nehmen. Zuvor sah er nochmals flüchtig darauf hin: die Ähnlichkeit mit Ina war unverkennbar. Es würde schon die rechte Zeit kommen, wo er der Tochter ihr Eigentum wiedererstatte könnte, sagte er sich.

Um nicht mit Ina unter einem Dache zu hausen, was ihr klösterliches Empfinden vielleicht beschwert hätte, zog Bernd für die paar Tage noch in das Bezirksamt. Tagsüber hielt er sich meist in Robegg auf, überwachte

alles, was Ina tat und was für sie geschah, obgleich die Randl brummig beteuerte, das brauche es wirklich nicht. Mit Ungebulb erhartete er die Antwort auf den Eilbrief, den er an Agathe gesandt und in dem er sie um Inas Aufnahme gebeten hatte.

Der Brief kam etwas später, als er gedacht. Gleich zu Anfang entschuldigte sich Agathe deshalb; sie gestand, daß das Eintreten eines neuen, fremden Menschen in ihren engsten Lebenskreis sie zuerst bedenklich gemacht und ihr viel Kopfzerbrechen verursacht hätte. Sie bezog sich dabei auf die Erfahrung mit Jand, deren Ausgang Bernd nun mit nachträglicher Entrüstung erfuhr. Dann aber — so schrieb sie weiter — hätte ihr Mann ihr bewiesen, sie nehme dergleichen ja schwer; und außerdem brächte sie es ja nicht übers Herz, die Hoffnung ihres Bernd zu enttäuschen. »Also«, schrieb sie scherzend, »stehen meine Arme zum Empfang des lieben Nönnchens sperrangelweit offen, und Du wirst nur gut tun, sie vorzubereiten, daß sie hier einigermaßen unter in Freiheit dressierte Menschen gerät.«

Mit dem Brief in der Hand suchte Bernd Ina auf, um ihr die willkommene Kunde zu bringen. Die Randl sagte ihm, das Fräulein sei entweder auf dem Kirchhof, wo sie ja täglich hingehe, oder bei der Kesserbäuerin, wo sie ihre Milch trinke, wie der Herr Doktor verordnet hätte.

Auf dem kleinen Gottesacker, an dem noch frischen Hügel, dessen grüner Kranzschmuck die Besucherin verriet, fand er sie nicht. Also schritt er zwischen bemalten Kreuzen und weißen Steinen zu der Pforte, die ins Freie führte, auf den Feldweg zu dem stattlichen Hofe des Kesserbauern. An der Grenze des Kesserbauerngutes stand ein Nußbaum und darunter eine Bank; darauf saß eine schwarzgekleidete Gestalt, beglänzt von der Sonne, die durch die kahlen Zweige schien. Neben ihr spielte des Kesserbauern Bub und schnitzte mit seinem Taschenmesser an dem stacheligen Gestrauch des Zaunes. Es schien ein frühlingshaftes Bild; denn auf den rauen September war ein milder Oktober gefolgt.

»Tut die Sonne gut?« Bernd fragte es sanft und berührte die kleine Hand, so wie man ein verschüchtertes Vögelchen liebkost. Ina kroch fröstelnd noch mehr in sich zusammen und schwieg.

Er fragte nach ihrem Befinden. Ob sie besser schlafe?

Sie verneinte; es gehe schlecht damit.

»Das muß sich ändern. Sie müssen gesünder werden.«

»Ich will nicht gesünder werden. Ich sollte gar nicht dasein! Ach, Sie wissen ja nicht!« Sie verstummte, trotzig und schmerzvoll zugleich.

Er erriet, daß Scham und Geingefühl ihr verwehrten, ihm von der Sünde zu sprechen, der sie entsprossen war, und die ihr dies Dasein als Schuld erscheinen ließ.

»Alles Leben ist Gottes Geschenk; darum sollen wir es achten und erhalten,« sagte er, ohne die Gebuld zu verlieren. Er erschien sich selbst in seiner Rolle des Trösters und Ermahners. Aber freilich: welch ein erfahrener Mann war er neben dem weltfremden, wie im Treibhaus erblühten Geschöpf!

Ina schwieg und sann vor sich hin. Ringsum dehnte sich das herbstliche Land im Sonnenglanz; die Zweige und Sträucher bewegte ein frischer Windhauch. Des Bauern kleiner Bub, der sich am Zaun eine Gerte geschnitten hatte, sprang mit ihr herum und schwang sie, daß es nur so pfiß.

Bernd teilte Ina aus dem Briefe seiner Mutter mit, daß sie bei seinen Eltern willkommen sei, und daß er sie nächster Tage schon hinbringen wollte.

Sie sah ihn ängstlich an: »Ihre Eltern machen ein großes Haus, was man so nennt; nicht wahr? Ich war nie in der Welt. Ich passe da nicht hin.«

»Zu meinen Eltern paßt jeder, der ein natürlicher Mensch ist. Wenn Sie nur wüßten, was für eine wundervolle Frau meine Mutter ist! Und mein Vater —« Er verstummte plötzlich, weil es ihm ungart schien, seinen Sohnesstolz so auszubreiten vor einer, die über ihre Eltern trauerte.

Des Kesserbauern Hans beendete die kurze Verlegenheitspause, indem er gesprungen kam, sich breitbeinig vor Ina hinstellte und forderte: »Sieg mit mir!«

Ina weigerte sich, aber Bernd, der von ihrem Singen gar nichts wußte, bat sie, dem Bübchen den Gefallen zu tun.

»Ich kann ja gar nicht!« behauptete sie; doch Hansl widersprach: »Freilich kannst es! Geh, bitt' schön: das von dem Engel!«

Mit unsicherer Stimme, vom Hansl kräftig unterstützt, begann sie:

»Es sangen drei Engel einen süßen Gesang,
Sie sangen, daß es Gott im Himmel erklang.«

Allmählich wurde sie freier und ließ ihren schwermütigen Alt voll hineinklingen in das Lärngezwitscher des Jungen. Bernd lauschte mit Ergriffenheit, die ihn selbst wundernahm. Er hatte daheim so viel kunstmäßigen Gesang, wirklich Bewundernswertes gehört, aber merkwürdigerweise ohne so wie heute davon gerührt zu sein. Es war, wie wenn die stille große Weite umher eine Stimme bekommen hätte und mitfänge — »daß es Gott im Himmel erklang«.

Als das Lied zu Ende war, nahm er Inas Hand. »Nun weiß ich's gewiß,« sagte er froh, »die Meinigen werden Sie liebhaben.« Er rief auch den Hansl zu sich und lobte ihn. »Eingst du gern mit dem Fräulein? Tut ihr's öfter?«

»Schon!« nickte der Hans.

Ina fügte wie entschuldigend hinzu, die Bauersleute seien so freundlich mit ihr, und sie möge Kinder gar so gut leiden.

»Sehen Sie,« scherzte Bernd, »weil Sie im Grunde auch ein Kind sind.«

Sie sah ihn nachdenklich an; plötzlich verwandelte die feine Blässe ihres Gesichts sich in ein dunkles Rot. Mit einem eigenfinnigen Zuge um den kleinen Mund setzte sie ihren Hut auf, erhob sich von der Bank und schied sich zum Gehen an. »V'hüt Gott, Hansl,« sagte sie.

Während Bernd stumm neben ihr herschlenbertete, richtete er immer wieder verstohlene Blicke auf sie. So neu kam sie ihm vor; und ihm selbst war seltsam zumute, so sehnsüchtig und unraffig — er wußte nicht wie.

Was ist denn das? dachte er betroffen. Liebe ich sie denn?

Im Hause Amelung war zur Aufnahme des Gastes alles bereit. Agathe hatte eben persönlich die letzten Anordnungen überwacht und stieg die Treppe hinunter in den Flur, wo ihr Mann mit Endrießer plaudernd stand. Sie redeten von der neuen Hausgenossin, die heute eintreffen sollte. Endrießer meinte, da stünde ihm also eine weitere Ontschast bevor, falls Bernd die nicht etwa allein für sich beanspruchte. »Hoffentlich ist das Mädel nett,« setzte er hinzu.

»Oh, sie wird doch!« sagte Fortunat, der stets das Gute voraussetzte, bis zum entschiedenen Beweise des Gegenteils. Schon weil das bequemer war.

»Aber hört,« sagte Endrießer, »müßt ihr

notwendig wieder etwas Fremdes ins Haus ziehen? Nach der kaum verwundenen Erfahrung mit dem seligen Jand?«

Agathe wandte ein, daß der Fall diesmal doch anders liege. Gegen ein Bündel ihres Sohnes bestehe immerhin eine gewisse Verpflichtung. Und es handle sich um eine wirkliche Guttat an einem Wesen, das ohne sein Verschulden viel gelitten hatte.

Sie erzählte dem aufmerksam horchenden Freunde Inas Geschichte. —

Noch am selben Abend traf Bernd mit seinem Schützling ein. Agathe stand am Fenster, als das Gefährt unten hielt; sie lächelte in sich hinein, da sie die sorgliche Gebärde wahrte, mit der ihr Sohn dem fremden Mädchen aus dem Wagen half. Sie schritt beiden auf den Flur entgegen und reichte der Eintretenden die Hände. »Willkommen bei uns!«

Trotz dem herzlichen Empfang stand Ina scheu und unfrei vor ihr, stammelte etwas von »großer Güte« und sah sich bekümmert überall um. Doch taten die wenigen Worte eine Stimme von weichem Wohlklang kund, und die Augen hatten dabei einen feuchten Glanz, der zu Herzen ging.

Agathe geleitete den Gast in ein sorglich hergerichteten Zimmer und ordnete an, was einem zarten Geschöpf nach den Anstrengungen der Reise wohlthun konnte. Inzwischen hatte Bernd draußen gewartet, um die wieder heraustretende Mutter sogleich zu befragen: »Wie gefällt sie dir?«

»Gut bis jetzt,« war ihre Antwort, »anders dürfte es wohl auch nicht sein?«

Unter ihrem Blick errötete er wie in den Zeiten seiner ersten Tanzstundenliebe. Schweigend ging er neben ihr die Treppe hinab. —

Zur Essensstunde ward die Neugekommene auch dem Herrn des Hauses vorgestellt. Er begrüßte Ina mit zerstreuter Freundlichkeit, schien aber, als man sich zu Tisch gesetzt hatte, ihre Anwesenheit wieder zu vergessen; denn er beteiligte sich nicht am Gespräch, sondern summt leise ein paar Töne vor sich hin. Ganz plötzlich ward ihm das Ungebräuchliche seines Betragens bewußt. Er wandte sich unvermittelt an Ina: »Bitte um Entschuldigung! Das ist so eine schlechte Angewohnheit von mir. In meiner Familie ist man dagegen abgehärtet, und wir rechnen Sie doch nun zur Familie — nicht wahr?«

Das war mit so einfacher Wärme gesagt,

daß Bernd dem Vater einen dankbaren Blick zuwarf. Auch Ina empfand offenbar ähnlich: zum erstenmal seit ihrer Ankunft glitt der Schatten eines Lächelns über ihr Gesicht.

Sie gab allmählich ihre Zurückhaltung auf, folgte mit Aufmerksamkeit dem, was gesprochen wurde, wenn sie sich auch nicht mitzureden getraute. Offenbar war sie vom Wesen Fortunats auf eine fast ergötliche Art befreundet: sie wußte nicht, wie sie einen Menschen, dergleichen sie nie gesehen, einordnen sollte. Ihn zu mißbilligen, hätte sie nie gewagt; um ihn zu bewundern, verstand sie ihn noch zuwenig; ein fassungsloses, aber angenehmes Staunen schien ihr Hauptgefühl ihm gegenüber zu sein.

Am zweiten Tage fragte Fortunat die neue Hausgenossin, warum sie sich so unkleidlich anziehe. Sie starrte ihn erschrocken an, gleichwie auf einem Fehler ertappt. Agathe sprang ihr bei, indem sie bemerkte, daß Fräulein Ina doch in Trauer sei.

»Es gibt auch sehr hübsche Trauerkleider,« beharrte Amelung.

Ina schwieg und sah verschüchtert in ihren Schoß. —

Des Abends, entweder weil er sich eben in Stimmung befand oder weil ein unbestimmter Wunsch des Gutmachens ihn trieb, setzte er sich ans Klavier und phantasierte.

Er tat das nur, wenn er sich allein wußte; vom Virtuosen war er weit entfernt. Diesmal aber störte es ihn nicht, daß Ina und Agathe im Nebenzimmer saßen. Es war für Agathe stets ein Fest, ihn zu hören; sie saß ganz still, in ihren Sessel geschmiegt, und vergaß, daß außer ihr noch jemand zugegen sei. Bis plötzlich Ina, die langsam nähergerückt war, neben ihr zu Boden glitt und das Antlitz in ihrem Schoß verbarg. Agathens Hände streichelten die hingefunkene Gestalt, durch die ein schluchzendes Zittern rann. »Liebe, was haben Sie?«

Ohne aufzublicken, murmelte Ina: »Es ist so schön!«

Sie schien, als Fortunat geendet hatte und zu den Frauen hereinkam, wieder gesaßt und fand kaum ein paar schüchterne Dankesworte für ihn. Doch bat sie Agathe in den nächsten Tagen, mit ihr zu gehen und ein Kleid kaufen zu helfen, in dem sie dem Hausherrn nicht mißfiele. Das kam zu rührend und unterwürfig heraus, als daß Agathe nicht freundlich hätte ihrem Wunsche willfahren sollen.

Um die Mittagszeit trat Bernd in das hübsche Biedermeierzimmer, wo seine Mutter meist anzutreffen war. Statt ihrer stand zwischen den kirschbaumenen Möbeln eine andre, schlank und fein im weichfallenden Gewande aus schwarzem Seidentrepp. Nur gegen den durchsichtigen Flor am Halse, der die zarte Haut sehen ließ, hatte sich Ina gewehrt; man hatte ihr etwas Seide darunter legen müssen. Aber die Anmut des ganzen Eindrucks blieb sich gleich; Bernd schlug vor Freude die Hände zusammen.

»Gefall' ich Ihnen? Ja?« Zum erstenmal klang aus ihrer Stimme der schalkhafte Ton, die Lust an dem entzückten Staunen des Mannes.

Bernd empfand wie Pygmalion, da sein schönes Marmorbildnis Leben gewann. »Sie gefallen mir immer! Heute freilich besonders!«

Wie er so, in Betrachtung verloren, ihre Hände hielt, ward sie jählings verlegen, senkte das Haupt und zog ihre Hände zurück.

Lili kam hereingesprungen und warf beide Arme um Inas Gestalt. Sie hatte sich seit zwei Tagen mit einer Begeisterung für den jungen Gast erfüllt, der das Andenken Inas zu verdrängen begann. Ina streichelte ihren Scheitel und fragte nach Wölschen und Bubi. »Die spielen mit Papa,« berichtete Lili, »auf dem Rasenplatz im Garten, da rollen sie sich.«

Bernd ergötzte sich an Inas verblüfftem Gesicht. Ihrem unbändigen Respekt vor Amelung erschien es offenbar unsäglich, daß er an Kleinkindenspielen teilnehmen könnte. »Sie wundern sich wohl? Ich sage Ihnen, wenn mein Vater mit mir gespielt hat, war er immer der Ausgelassene von uns beiden.« Und Bernd erzählte, wie sie einmal zwei Indianer vorgestellt hätten, in höchst naturgetreuer Ausrüstung, und als er, Bernd, mit der Tätowierung nicht zu Rande gekommen sei, hätte sein Vater ihn angemalt, mit den unglaublichsten Schnörkeln und Figuren, hernach aber sich selbst dergleichen. Das ganze Haus sei in Entsetzen geraten, so hätten sie ausgesehen. Lili bekräftigte das, ja, sie übertraf noch seine Schilderung. Da geschah etwas bisher Unerhörtes: Ina brach in Lachen aus.

Eeben trat durch eine Tür Agathe herein, durch die andre Robert mit Wölschen und Bubi, so vergnügt wie diese und ebenso erhigt. Robert bewunderte Inas Kleid und die

zierliche Art, in der Agathe ihr das Haar geordnet hatte. »Nun sieht man, wie hübsch unsre Kleine ist,« sagte er.

Ina blickte zu Boden und lachte nicht mehr. Sie rechnete sich augenscheinlich jedes fröhliche Selbstvergessen noch als Schuld an und suchte es alsbald zu sühnen.

Die nächsten Tage blieb sie meist für sich, einsilbig und abgeschlossen. Einmal ging Amelung durch das Haus und suchte Agathe, die er jedoch nicht fand. Statt ihrer traf er Ina, in einer Ecke der Veranda auf einen Korbstuhl gekauert, eifrig lesend in einem Andachtsbuch. Ihre Augen waren gerötet und ihre Wangen blaß. Sie erwiderte den freundlichen Gruß des Mannes, fast ohne die Augen vom Buch zu erheben.

Da trat er dicht vor sie und schaute von oben mit hinein, so daß ihre Blide sich begegneten. »Wissen Sie an so einem Tag nichts Besseres als zu lesen?« fragte er. Als sie verschüchtert schwieg, schlug er ihr das Buch einfach zu. »Lesen Sie in dem da!« sprach er mit ringsum deutender Armbewegung. »Das hat der Herrgott selbst verfaßt und, wie man sagt, sehr gut befunden. Also dürfen Sie nicht andrer Meinung sein.«

Ina schaute ihn ängstlich an, ungewiß, ob er im Ernst sprach oder es wagte, zu scherzen. Bei Bernd kam diese Besorgnis ihr nie.

Robert gewahrte ihre Hilflosigkeit und wechselte alsbald das Gespräch. »Sie sollen eine so hübsche Stimme haben,« sprach er. »Singen Sie mir doch etwas, irgendein Lied, das Ihnen gefällt.«

Gehorsam hub Ina an und sang, anfänglich mit unsicherem Ton, ein geistliches Lied.

Fortunat hörte zu, die Lider halb gesenkt, den Kopf ein wenig zur Seite geneigt. Als sie geendet hatte, schüttelte er ihr die Hand und lobte ihre Stimme. »Es steckt solch eine schwermütige Kraft darin, Sie sollten sie ausbilden.«

»Bei den frommen Schwestern!« gab Ina Bescheid. Der Klang von Sehnsucht, mit dem sie das aussprach, entging ihm nicht; unvermerkt brachte er sie dazu, ihm von der Schulzeit zu erzählen. Es war die einzige Erinnerung, vor der Ina nicht floh; sie geriet allmählich so ins Erzählen, daß ihr Antlitz sich höher färbte und sie ordentlich redselig ward.

»Was für ein Beleber er ist!« sagte Bernd an diesem Tage zu Agathe, die ihm stolz bei-

pflichtete. Tatsächlich erlangte Amelung oft mit einem einzigen sorglosen Zugreifen etwas, um das andre sich auf Umwegen wochenlang abmühten. Bernd empfand es schon als Gewinn, daß er durch liebevolles Zureden Ina dahin gebracht hatte, sich besser zu nähren. Robert schenkte ihr, die sonst den Wein verschmähte, einfach das Glas bis zum Rande voll und forderte sie auf, ihm Bescheid zu tun; sie wagte kein Nein und gehorchte. So ging es bei den verschiedensten Gelegenheiten.

Auch Agathe tat zur rechten Stunde das ihrige. Als Ina vertraut genug mit ihr geworden war, gestand sie eines Tags der älteren Frau, was sie bedrückte. Es kostete ihr schwere Überwindung, doch bekannte sie, alle Güte und Gastlichkeit, die ihr erwiesen werde, scheine ihr nur erschlichen, solange Agathe nicht wüßte, wen sie bei sich aufgenommen.

Sie war betroffen von der Ruhe, mit der die Freundin ihr Geständnis empfing. Agathe stellte ihr vor, daß sie in der Welt und in menschlichen Verirrungen zu unerfahren sei, um die Schuld und Nichtschuld der Ihrigen richtig zu werten. »Sie werden auch einmal lieben, hoffe ich. Dann werden Sie ihre Eltern verstehen und ihnen verzeihen.«

Ina bekam nasse Augen. Sie hatte sich in ihre Anschauung von Unrecht und Buße völlig eingelebt. Es war ihr erleichternd und doch verwirrend, daß Agathe, für sie die Verkörperung aller Fraulichkeit, anders dachte. Sie bat schämig, Bernd und zumal den Hausherrn nicht in das Geheimnis einzuweißen, da sie ihnen sonst nicht mehr ins Gesicht sehen könnte. Behutsam machte Agathe ihr begreiflich, daß beide Männer so eingeweiht, wie sie selbst, und an Freiheit der Auffassung ihr noch voraus seien. »Mein Mann zum Beispiel sieht dergleichen unendlich harmlos an.«

In diese Denkart vermochte Ina sich noch nicht zu finden. Sie kam im Gespräch mit Agathe mehrmals auf das Leid ihres Daseins zurück. Die Entschulbigung, aus Liebe gefehlt zu haben, ließ sie nur für ihren Vater gelten, dem sie überhaupt kindlich anhing. Ihre Mutter dagegen erschien ihr als ein dämonisches Wesen, dessen Ränken eine Bessere zum Opfer gefallen war. Die Kälte, mit der sie den Geliebten und das hilflose Kind verlassen hatte, wandte das Herz der Tochter vollends von ihr ab.

Bernd hatte seinen Eltern das Bildchen der schönen, sündigen Frau, das er heimlich

an sich genommen, gezeigt. Sie waren sich einig darüber, daß die Ina so ähnlichen Züge nichts Dämonisches hatten; eher sprach aus ihnen eine gewisse Schwäche und Haltlosigkeit. Amelung meinte, solche Frauen seien wie ein Blumenstengel im Winde. Er mißbilligte das »Verstedenspielen«, wie er es nannte, und riet, beim ersten Anlaß Ina das Bild ganz einfach in die Hand zu geben.

Agathe stimmte ihm bei. Sie wußte bald danach, als sie mit Ina allein war, die Frage anzubringen, ob Ina sich eigentlich an das Aussehen ihrer rechten Mutter erinnere. Als diese verneinte, reichte sie ihr die kleine Photographie hin.

Ina erblickte beim Anblick des holdseligen Gesichts. Die Lieblichkeit des Bildes und der Gedanke, daß sie unterm Herzen dieser Frau gelegen, rührten offenbar an ihr Gefühl. »Ich will für sie beten, noch mehr als bisher,« sagte sie leise.

»Vielleicht ist sie schon tot.«

»Dann erst recht.«

Das Bildchen nahm sie zu sich. Es schien ihr eine Art Schutz zu sein gegen die unbestimmten Schreckbilder, die ihre Einbildungskraft mit der unbekannten Mutter in Zusammenhang brachte.

Allmählich wirkte der Geist des Hauses auf sie. Ihr scheues Wesen schwand, sie begegnete den Freunden des Hauses unbefangener und trat ihnen näher. Endbrieger vor allen hatte ihr ein herglicher Wohlwollen zugewandt: er genoß in seiner beschaulichen Art ihren eignen weltfremden Reiz. Anfänglich kühl bewies sich Sibonie Rudhart: sie pflegte in jedem jungen Weibe die Nebenbuhlerin zu sehen. Es mißfiel ihr, daß Amelung seinem Gast so freundlich begegnete, und daß Reimar, als er Ina kennenlernte, sich beflissen um sie bemühte, sie sogar mit den Madonna-Bildern der Präraffaeliten verglich. Nachdem aber trotz Agathens Zurückhaltung hier und da ein Weniges von Inas Geschichte durchgesidert war, änderte sich Siboniens Betragen. Ihre Vorliebe für das Besondere, Erregende gewann die Oberhand; sie zog das Mädchen immer mehr an sich heran, gab ihr wellläufige Ratsschlüsse und erbat sich nedend, von ihr als ältere Schwester betrachtet zu werden.

Ina wußte mit der Schwesternschaft nicht eben viel anzufangen. Sie sagte zu Agathe, manchmal hätte sie Frau von Rudhart gern

und manchmal wieder nicht. Am besten gefiel ihr Sibonie, wenn sie sang; denn sie wußte ihre nicht große Stimme meisterlich zu gebrauchen. Ina erkannte das bewundernd an; sie selbst genoß seit kurzem auf Amelungs Empfehlung den Unterricht einer namhaften Gesangslehrerin und lernte mit dem Eifer eines Schulkindes. Höflich drollig ließ es sich an, wenn Amelung hier und da nach ihren Fortschritten fragte, vielleicht ein paar Tonleitern zu hören verlangte. »Aber so machen Sie doch den Mund auf! Glauben Sie eigentlich, daß es eine Schande ist, Stimme zu haben?

Sibonie hatte es durchgesetzt, einmal wöchentlich mit Ina zu singen; daraus entstand eine wachsende Vertraulichkeit zwischen ihnen. Sie behauptete überdies, Ina erinnere sie so sehr an eine verstorbene, ihr befreundete Frau, ein liebreizendes Geschöpf, das traurige Schicksale gehabt. Alle Menschen rings um Sibonie waren, ihrer Erzählung nach, reich an besonderen Eigenschaften und Erlebnissen gewesen. Einmal aber nannte sie, Ina gedankenvoll betrachtend, den Vornamen jener Freundin: Marion. Es war der Name von Inas Mutter.

Das mochte ein Zufall sein, doch ward Ina aufs heftigste davon bewegt. Sie entschloß sich nach längerem Kampfe, Sibonie das Bildchen ihrer Mutter zu zeigen; die rief beim ersten Blick, den sie daraufwarf: »Das ist sie!«

Siboniens Erinnerung, einmal entfesselt, ergoß sich wie ein Strom. An einem Gesehungs-ort im Orient, am Rande der Wüste, wo sie mit ihrem leidenden Manne geweilt hatte, war dies feine Gesicht, freilich gealtert und vergrämt, ihr aufgefallen. Es gab keinen Irrtum, war es doch ein unvergeßliches Gesicht! Die Kranke hatte ihren Gatten zur Begleitung gehabt, einen rohen Menschen, der sich wenig um sie kümmerte und auch keine Ergriffenheit bliden ließ, als die Arme ihrem Siechtum erlag. Sie hatte es so geduldig getragen, so viel lebenswürdige Dankbarkeit für jeden kleinsten Dienst gezeigt; Sibonie ward ordentlich weich bei der Schilderung.

Ob ihre Phantasie nichts hinzugetan, ihr die überzeugende Ähnlichkeit der Toten mit dem Bilde nicht vorgespiegelt hatte, offenbarte sich nie. In jedem Fall beschrieb sie die Begegnung so eindrucksvoll, daß man das rührende Bild der hinwinkenden Frau zu sehen meinte, von der Glut einer tropischen Sonne

vergolbet. Ina, im Innersten gepackt, brach in leidenschaftliches Weinen aus; aber es war das Weinen der Erlösung.

Sie hatte davor gezittert, die Mutter einmal wiederzufinden — wer mochte wissen, in welcher Gestalt! Nun schwand diese Furcht, und an Stelle der selbstsüchtigen Abenteurerin trat eine Verkörperte, die jede Verirrung ihres Lebens durch standhaftes Dulden und Sterben gelöhnt hatte. Die Tochter brauchte nicht mehr zu bangen und durfte nicht verdammen; sie konnte der Verstorbenen mit eben dem Mitleid wie ihres Vaters und der Pflegemutter gedenken.

Das ganze Haus Amelung teilte Inas Befreiung und ihre Dankbarkeit gegen Sidonie, die nicht verfehlte, daraus Nutzen zu ziehen und sich selbst ins Licht zu setzen. Von da an behandelte sie Ina halb und halb wie etwas ihr Zugehöriges, wie ihr Geschöpf.

Zwischen waren die Tage sommerlich warm geworden; man brachte, wenn es immer anging, die Zeit im Freien zu. Mit Bernd, der ihr jede freie Stunde widmete, unternahm Ina lange Spaziergänge; das kräftigte sie und verhalf ihr zu festem Jugend-schlaf. Einmal lehrten sie beide heim, beladen mit echten Walbsträußen, aus denen das lustige Gezweig der Hängebirke fahngleich hervorsah. Da bekam die vordem so scheue Ina einen Anfall von Redheit, kloss an dem Erdgeschloßfenster, hinter dem Robert arbeitete, hinauf und schlug mit dem Strauß gegen die Scheiben, bis er ihr auftrat und die Gabel lachend hereinnahm.

Es war ihm lieb, wenn sie einmal etwas Lustiges, Natürliches tat. Von Anfang an war sie ihm zu kopfhängerisch gewesen. Doch ließ er Bernd nichts davon merken.

Bernd meinte, den Vater nie so geliebt zu haben wie in dieser Zeit. Er hatte ihm früher viel verdankt — gewiß! Aber nun hatte er in ihm den stärksten Bundesgenossen bei der Gewinnung seines Lebensglückes. Sie alle halfen ja dazu; indes die größte Macht übte das sonnige Licht, das von Amelung ausging.

Der fortschreitende Sommer zerstreute aus dem Kreise der Bekannten die meisten; es wurde auch im Amelung'schen Hause davon geredet, wie man sich etwas freie Luft verschaffen könnte. Zuerst war von einem Stahlbad für Ina die Rede gewesen; allein sie

wollte nicht und versicherte, daß sie es gar nicht nötig habe. Um doch eine Veränderung für sie zu erreichen, schlug Bernd Robegg vor; seiner Mutter erschien dies zuerst als gewagt, weil sie den Einfluß trauriger Erinnerungen auf das genesende Mädchen fürchtete. Doch bezeugte sich Ina im Gegenteil über die Aussicht erfreut; also stimmten auch die übrigen zu. Bernd wollte die Frauen hinbringen; Amelung, der sich stets nur widerstrebend von seinem gewohnten Arbeitsraum trennte, erklärte sofort, er käme erst später nach. —

Als die drei mit Lili und den Kindern anlangten, hatte die Randl alles auf das sauberste und behaglichste eingerichtet; auch ein riesiges Kranzgewinde mit der rotgemalten Aufschrift »Willkommen!« prangte über der Eingangstür. Die Kinder ergriffen alsbald von dem ausgebreiteten Gebiet, das zum Hause gehörte, Besitz; wie verwagene kleine Eroberer brachen sie in jeden Teil des Gartens, in die Ställe, die Waldung ein. Bernd sah seine ehemalige Knabenlust verdreifacht vor sich und geriet dadurch selbst in übermütige Stimmung. Ein weiterer Spielgenosse für die Buben fand sich in des Kesserbauern Hans, der binnen Jahresfrist gewaltig in die Höhe geschossen war und sich dem Flegelalter näherte. Er hegte die volle Verachtung dieser Übergangszeit für »Weiberleute«, befaßte sich daher mit Lili nicht viel; eine gewisse Anhänglichkeit bewahrte er einzig an Ina. Die behandelte ihn als eine Art tölpischen Pagen, war aber mit ihm nicht oft zusammen. Mehr und mehr fühlte sie sich Bernd allein zugehörig und zeigte es ihm auf jede Weise.

Überhaupt bot sie das Bild blühender Jugend und gestand Agathe bei einem vertraulichen Gespräch, daß sie wirklich das Gefühl habe, als sei ein Schleier, der ihr bisher die Welt verbunkelt, völlig zerrissen. Agathe nahm sie in die Arme und gab ihr einen Kuß.

Im Gegensatz zu allen, die Inas Umwandlung erkannten und freudig priesen, verblieb die Randl in einer wahrhaft stoischen Gleichgültigkeit. »Von mir aus!« pflegte sie zu sagen, wenn jemand den Gegenstand zur Sprache brachte; oder sie fügte trocken hinzu: »Wenn's hält!«

Agathe, die sonst der treuen Seele jeden Tadel ersparte, schalt sie einmal geradezu deshalb. Die Alte sah sie zweifelnd von der Seite an und humpelte davon.

Von Anfang an war das so gewesen.

Bernb entsann sich wohl, wie die so grundgute Haushälterin dem jungen Mädchen zwar pflichtgemäß alles tat, was einer Waise und einer Leidenden zuliebe geschehen konnte, ohne daß jedoch Liebe dabei war. Sie hatte es kein Fehl, wie ihrer gerablinig gefunden Natur der krankhafte Zug in Inas Wesen zuwiderlief. Darum äußerte sie auch keine Freude über die im Werke befindliche »Braut-schaft«; es war offenbar: sie hatte »Bernb eine Bessere vergönnt«.

Das verdroß ihn natürlich. Aber es half ihm nichts, ihr deswegen Vorwürfe zu machen und Inas Vorzüge in helles Licht zu stellen. »Wenn's das Rechte ist, soll mir's gewiß recht sein,« war ihre kurze Antwort.

Es war das Rechte — dessen fühlte Bernb sich so sicher wie nie.

Freilich hatten ihm schon andre gefallen. Fast schien es ein Wunder, daß er, warmblütig wie er war, sich nicht tiefer mit einer der andern eingelassen hatte. Mit der reizenden kleinen Baronin etwa, die Haare hatte so hellblond und duftig wie ein reifes Haberfeld. Amelung nannte seine Bedachtsamkeit in Liebesdingen »das Robegg'sche in ihm«. Er wußte nicht, daß er selbst durch seine häufig unvorsichtige Art dem Sohne ein abmahnendes Beispiel gegeben hatte. Zum erstenmal erfuhr Bernb an sich die Macht einer Empfindung, in der man wie in einem vollen Strom dahintreibt und vor dem Uberschwang des Heute an kein Morgen denkt.

Bernb teilte die Leidenschaft vieler junger Großstädter für muskelfördernde Sporte; er liebte es, sich im Gebirge ordentlich »auszurennen«, wie er sagte, und unternahm häufig große Bergwanderungen. Um ihn dabei zu begleiten, war Ina zu zart, doch pflegte sie seine Heimkunft abzuwarten und ihm das letzte Stück Weges entgegenzugehen. Ihm lachte das Herz, wenn er, von den schon in goldigen Abendglanz gehüllten Felsabhängen niedersteigend, auf der Talstraße längs des Flusses die biegsame Gestalt daherwandeln sah. Da das Trauerjahr um den Vater sich zum Ende neigte, trug Ina, von Agathe beraten, meist weiße leichte Kleider; das Brusttuch von duftigem weißem Stoff und das schwarze Gürtelband ließen ihr das Ansehen einer Mädchen-gestalt aus den Befreiungskriegen.

Bei einer solchen Begegnung geschah es wie von selbst, daß Bernb sich Ina offenbarte. Zwar tat er es mit dem Bewußtsein, daß er

nicht gegen den Willen verstoßen dürfe, zu dessen Hüter er berufen war. Denn die väterliche Bestimmung, die Ina bis zur Mündigkeit jeden endgültigen Entscheid über ihr Leben verwehrte, bezog sich ebensowohl auf eine Heirat als auf den Eintritt ins Kloster. Das wußten sie beide. Aber Ina war nun zwanzig Jahre alt. Und sie hing ihm, der ihr das neue Dasein erschlossen hatte, viel zu innig an, als daß sie sich die Zukunft ohne ihn hätte denken können. Ihr wie ihm deuchte ihre Vereinigung eine schöne Naturnotwendigkeit.

In den letzten Wochen war Inas kindliche Herbsheit einer bräutlichen Hingebung gewichen; Bernb fühlte, daß sie reif zur Liebe ward. —

Auf der Talstraße, im Angesicht von Robegg, schritten sie nebeneinander. Ina erzählte Bernb von einem Briefe der Mutter Oberin, die auch für ihn Grüße gesandt hatte. »Sie schreibt, daß sie sich herzlich freut, so Gutes von mir zu hören; was Gottes Wille mit mir ist, sagt sie, das ist ihr natürlich recht. Aber sie hat Angst, daß ihr mich zu sehr verwöhnt, namentlich du. Sie meint, ich dürfe mich nicht als Hauptperson betrachten lernen.«

Bernb lachte und verhielt, nun strengere Saiten aufzuziehen; denn er habe der Frau Oberin versprochen, daß sie nicht verborben werden solle, und trage überhaupt die Verantwortung für sie. »Du bist ja mein,« sagte er, und in seiner Stimme war verhaltene Wonne. »bald ganz mein, ganz die Ansre.«

Ina nickte, sah aber dabei ernsthaft vor sich hin. »Es ist eigentlich sehr gut von dir und von euch allen, daß ihr mich in eure Familie haben wollt. Wo ihr doch wißt —«

»Aber Ina!« rief Bernb peinlich berührt. Er nahm Inas Kopf zwischen seine Hände und schalt sie tüchtig aus.

Sie sah ihn forschend an. »Nicht wahr, du — du glaubst nicht, daß ich so bin wie — Ich meine, weil ihr doch sagt, ich gleiche ihr.«

»Nur an Schönheit!« versetzte er.

»Daß ich imstande wäre, Unheil dahin zu bringen, wo man mir Liebe und Vertrauen schenkt? Oder heilige Pflichten und Gelöb-nisse in den Wind zu schlagen?«

»Liebes Herz, was fällt dir ein! Kein Mensch denkt so etwas!«

Aber plötzlich loderte in Ina die Festigkeit empor, die bisweilen ihr sonst so zaghaftes Wesen durchbrach. »Ihr sollt sehen, ich gleiche

ihr nicht. Nein, ich will ihr darin nicht ähnlich sein! Meine Treue an dir will ich nie brechen, selbst in Gedanken nicht; eher sterbe ich. Das schwöre ich hier!»

»Et!« machte Bernd unwillkürlich und legte, ein wenig erzieherisch, die Finger auf ihren Mund. Er hatte zu lange neben einem so einfachen und unpathetischen Menschen wie Amelung gelebt, um das Gesteigerte dieses Treueschwurs nicht als fremd zu empfinden. Ein gelegentlicher Ausspruch seines Vaters fiel ihm ein: »Schwüre und feierliche Versprechungen sind die Fallstricke, in denen ein anständiger Kerl sich fängt.« —

Übrigens beruhigte sich Ina bald. Sie lächelte sogar wieder wie zuvor.

Nun war auch Robert Amelung in Robegg eingetroffen. Er befand sich in einem Zustand der Tatenlosigkeit, den die Seinigen fürchteten, weil ihn dann alles langweilte und verdroß.

Die Gesangsstudien, die Ina in der Stadt begonnen hatte, feierten hier draußen. Amelung war der Meinung, daß sie nicht ohne Anleitung singen sollte, und verfiel in seiner Untätigkeit darauf, mit ihr bisweilen zu üben.

Ganz leicht war das für Ina nicht. Der melodische Vollklang ihrer Stimme konnte ein verwöhntes Ohr wohl befriedigen, nicht so ihre Trefflichkeit. Leise Schwankungen des Tones, wie sie ihr häufig unterliefen, wurden von Robert sofort gerügt, meist scherzhaft; doch geschah es auch, daß er ungeduldig wurde und sie rauh anfuhr. Das ließ sie in demütiger Hilflosigkeit über sich ergehen; er aber bereute sein Aufbrausen hernach jedesmal. Und dann tat er ihr irgend etwas Besonderes zu Gefallen, sann einen lustigen Unsinn aus, den er den Kindern für sie einlernte, oder schenkte ihr etwas.

»Man kommt sich so roh vor, wenn man sie schlecht behandelt hat,« sagte er zu Agathe und Bernd. »In ihrem weißen Kleidchen sieht sie aus wie — na, wie hieß die, die den ersten alten Revolutionsmenschen umgebracht hat? — ja richtig: wie die Charlotte Corday. Nur viel wehrloser!«

Seine Frau und vollends Bernd waren innerlich der Ansicht, daß er das pädagogische Talent, das er ohnehin nicht besaß, lieber nicht an einem so empfindlichen Geschöpf üben sollte. Dennoch ließen sie ihn gewähren, weil sie ihn nicht anders zu beschäftigen wußten.

Eines Abends saß Ina auf der Terrasse mit irgendeiner leichten Handarbeit; da kam Robert die Stufen herauf und schwenkte ihr eine Rolle entgegen. Während er sonst im Ausführen von Versprechungen und Aufträgen vergeßlich war — vergaß er doch seine eignen Angelegenheiten —, hatte er sich diesmal an ein Lied erinnert, nach dem Ina Verlangen geäußert. Er hatte es aus der Stadt verschrieben und brachte es ihr.

Sie nahm es erfreut; in diesem Augenblick fiel ihr ein, wieviel Dank sie im Lauf elliher Monate ihm überhaupt schuldig geworden war. Das Gefühl davon kam plötzlich stark über sie. Sie beugte sich auf seine Hand, die sie ergriffen hatte, und drückte ihre Lippen darauf. Amelung, betroffen, zog seine Hand schnell zurück. »Ach was, das tut man nicht!« sagte er kurz und ging von ihr.

Er war sehr ärgerlich. Aber sich und Ina. Was dachte sie denn, daß sie ihm begegnete wie einem ehrwürdigen Großvater? Vergleichen Huldigungen waren ihm, wie alles Förmliche und Feierliche, in der Seele zuwider. Aber freilich hatte er selbst Schuld: wenn man einem jungen Weibe immer nur den Schulmeister zeigt, verleitet man es, den Mann zu vergessen. Damit sie sich nicht wieder beikommen ließe, sein ritterliches Gefühl zu verletzen, nahm er sich vor, künftig in seinem Betragen gegen sie voll Ritterlichkeit zu sein.

Ina stand noch an selber Stelle, erschrocken über ihre Tat. Eine dunkle Röte stieg ihr ins Gesicht; sie wandte sich und verließ fluchtartig die Terrasse.

Unter der Böschung der Terrasse, wo die Treppe zu den Wirtschaftsräumen hinabführte, kam die alte Mandl hervor, reckte den hageren Hals und sah der Enteilenden grimmig nach.

Sommerglut. Die Ernte stand reif im Feld. Die Luft zitterte wie feinstes Spinnewebe, wenn man lange hineinschaute.

Die Schlassheit, die Mensch und Tier in solcher Zeit befällt, schien auch auf den Bewohnern des Robegghauses zu lasten. Bernd sogar spürte die Wirkung der Hitze; sie machte ihn faul, wie er scherzte. Er pflog mit Agathe eifrige Beratungen, ob er wohl im Herbst die Verlobung mit Ina veröffentlichen könnte, der die Heirat allerdings erst im Frühjahr, nach Inas Mündigkeit, folgen durfte. Das war

ungefähr auch der Zeitpunkt seiner geplanten Habilitation.

Agathe meinte ja. Sie hätte noch freudiger zugestimmt ohne die Veränderung, die seit kurzem mit dem Mädchen vorgegangen war.

An jenem Abend hatte sie begonnen. Als Ina, noch beschämt über ihre als unziemlich zurückgewiesene Aufwallung, ihr Lager aufgesucht hatte, war erst nach langem Umherwerfen ein unruhiger Schlummer über sie gekommen. Plötzlich war sie emporgefahren, erschreckt von einem quälenden Erstickungsgefühl. Erwachend fand sie, daß sie mit Antlitz und Lippen auf ihrer eignen Hand ruhte — doch hielt das von dem Alpdruck verursachte Herzklopfen sie bis gegen Morgen wach. Davon erzählte sie Agathe nichts; sie verschwieg ihr auch, daß sie seither wieder schlecht schlief. Aber Agathe bemerkte eine Rückkehr des ehemaligen zeitweiligen Trübfinns, ein Flüchten zu den einstigen Beschäftigungen und Vorstellungen. Sie ging viel an ihres Vaters Grab, weilte dort lange und kam verbüstert zurück.

Der Arzt, der befragt ward, machte nicht viel daraus. Er meinte, mit der ersten frischen Luftströmung werde sich alles bessern. Endrießer, der etliche Tage zum Besuch auf Robegg verweilte, übte wie immer eine beruhigende, aufheiternde Macht. Er hatte eine herzliche Art mit Ina und zerstreute die Besorgnisse der andern ihretwegen. Gelegentlich nur verstimmte er Bernd durch die absichtlose Bemerkung, daß Ina ihn an Mörkes Peregrina erinnere. Bernd kannte den »Maler Nolten«, und der Vergleich mit dem schönen, wahngehegten Dichtergebilde war ihm unlieb. Amelung jedoch ward dadurch zum Lesen der Dichtung veranlaßt und fand sich von den Peregrinaliedern so gefesselt, daß er sie zu vertonen begann. Nun hatte er, was er bedurfte, etwas, das ihn ganz und gar dahinnahm. Er war Endrießer förmlich dankbar für die Entdeckung. Aber ihr, die den eigentlichen Anstoß gegeben hatte, noch mehr.

Die schlanke, schmalfingerige Gestalt mit den dunklen Brauen und der schwermütigen Stirn erschien ihm wie die Seele der Peregrinalieder. Während die andern außerhalb der Stimmungswelt standen, in der er jetzt lebte, war sie allein bei ihm in seiner Welt.

Vor dieser inneren Zusammengehörigkeit verschwand das äußere Verhältnis, das sie

seiner Familie einreichte. Verwandtschaftsbande, rechtliche Beziehungen waren ihm nie recht gegenwärtig. Desto wichtiger war alles, was sich auf sein Schaffen bezog. Anfänglich hatte Ina ihm nur leid getan, ihm nicht einmal wohlgefallen. Sie war ihm zu blutlos, zu naturfern. Einzig seine natürliche Güte hatte ihn getrieben, dem im Schatten lebenden anmutigen Geschöpf manchmal von seinem Überfluß an Sonne abzugeben. Nun aber strömte sein Wesen ihr gegenüber eine zärtliche, fast huldigende Wärme aus. Er verlangte nach ihrer Gegenwart, betrachtete sie immer mehr als sein ausschließliches Eigentum.

Ina wehrte sich unwillkürlich gegen Roberts Annäherung. Sie vermied ihn und suchte Bernd, in dem eben dadurch keine Mißstimmung aufkam. Aber Amelung wußte sie stets zu finden und wieder unter seine Macht zu bringen. Er empfand dabei einen naiven Siegerstolz, legte sogar die unnatürliche Erregung, in die sie zuweilen verfiel, als Munterkeit aus. Es hätte ihn in Empörung versetzt, wenn etwa jemand ihn beschuldigt hätte, er gefährde den Seelenfrieden von seines Sohnes Braut. Ohne nachzudenken, genoß er nur das Heiße, Geheimnisvolle, das sich von ihr zu ihm herüberwob.

Die Morgenpost hatte einen zierlichen mattblauen Brief gebracht, der viel Unruhe verursachte. Sidonie von Aubhart sagte sich an.

Niemand begriff, was die bewegliche, abwechslungsbedürftige Frau eben hier wollte. Doch hatte sie schon mehrmals eine besondere Teilnahme — oder Neugierde — für Robegg bekundet, so deutlich, daß man nicht umhingen konnte hatte, sie, wenn auch nicht bringend, einzuladen. Davon machte sie nun Gebrauch. Amelung verwahrte sich von vornherein gegen jede Störung seiner Arbeitsruhe. Bernd war ärgerlich, weil der Besuch ihm einen Lieblingsplan verbarb: eine Bergwanderung von einigen Tagen, die er mit Ina und Lili unternehmen wollte. Seine Mutter gab ihm zu bedenken, ob Inas jetzige Kräfte überhaupt der Anstrengung gewachsen seien. Ina selbst schien zweifelhaft. Nun wollte Bernd am liebsten die ganze Sache aufgeben. Bei diesem Anlaß aber brach Lilis lange schon schwebende Eifersucht auf Ina plötzlich hervor.

Sie hatte sich wie ein Kind auf die kleine Fußreise gefreut, heimlich die Tage bis dahin

gejählt. Und ohne sie zu fragen, wollte man nun davon absteigen! Sie fühlte sich mißhandelt und beiseitegeschoben, zeigte ihren Kummer, ihr Getränksein so deutlich, daß es allen zu Herzen ging. Ina und Agathe bestürmten Bernd mit Bitten, der Kleinen doch nicht die Freude zu verderben. Ina erbot sich, lieber auf die Gefahr einer Übermüdung mitgehen zu wollen, was Agathe für Torheit erklärte. Sie riet, Bernd solle noch Frau von Rudharts Ankunft abwarten, sie begrüßen und dann mit Lili aufbrechen.

Bernd willigte ein. Er zog die Gesellschaft seiner Berge der Siboniens vor. Als Opfer blieb, wie gewöhnlich, Agathe, der die Vermehrung ihrer Pflichten und Sorgen herzlich unbequem war. —

Sibonie, wie wenn sie es ahnte, bat nach ihrem Eintreffen förmlich um Entschuldigung für den Überfall und betrug sich mit lebenswürdiger Bescheidenheit. Sie gewann jedermanns Neigung, auch der Dienstboten, indem sie für alles dankbar war, alles bewunderte und pries.

Amelung zumal fühlte sich bald zu Siboniens Gunsten umgestimmt. Es war eigentlich gut, daß ein unbefangenes Element in den Kreis trat und gewissermaßen das heimlich verlorengegangene Gleichgewicht des Hauses wiederherstellte. In Gegenwart des Gastes fand er leichter den alten Ton mit Ina, ebenso mit Agathe, der er in jüngster Zeit unbewußt ausgewichen war. Er flüchtete vor beiden zu der ihm sonst höchst gleichgültigen Frau, deren Anwesenheit ihm nun als Glücksfall erschien.

Sibonie hatte von jeher die Gabe gehabt, Stimmungen und Zustände anderer zu erraten und ihren Vorteil daraus zu ziehen. So wußte sie Amelungs Benehmen sogleich zu deuten; wenigstens empfand sie, daß er sie brauchte, zum erstenmal. Sie ahnte auch den Grund davon.

Mit einem Doppelgefühl von Eifersucht und gefesselter Teilnahme betrachtete sie das junge Mädchen, das mehr vermochte als sie selbst. Unbegreiflich war ihr Agathe, die entweder nicht sah oder nicht die rechten Mittel zur Verhütung anwandte. Und vollends Bernd! Doch Männer waren in solchen Dingen meist blind.

Zunächst bewies Sibonie eine Freundeshingabe, die in der Großstadt unmöglich gewesen wäre. Sie vermied rücksichtsvoll jede Störung von Amelungs Arbeitsstunden, er-

heiterte aber seine Muße, indem sie mit ihm mußigierte oder plauderte. Zwischenein widmete sie sich, um auch Agathe zu entlasten, der Unterhaltung Inas, die ihr eine erhöhte Zärtlichkeit einzulösen schien.

Sie versicherte Bernd mit Wärme, während seines Fortseins wolle sie alle Hände über sein Bräutchen halten. Ina sei ihr wie ein eignes Kind.

Bernd mußte ihr danken. Er sah auch, daß Ina wirklich dahin gelangt war, auf Sibonie als eine nahe Freundin zu bauen. Sie rühmte ihre Herzlichkeit noch gegen ihn am Tage, ehe er mit Lili abreiste.

Trotzdem machte er sich eigentlich nicht viel aus der Frau, deren Gegenwart, so meinte er, immer etwas Auflösendes hatte. Selbst wenn sie gut und lebenswürdig war, verschob sie Grenzen und weckte Schlummerndes auf. Sie war darin das gerade Widerspiel von Robert Amelung, dessen einfache Selbstverständlichkeit sogar bedenklichen Dingen eine gewisse Anschuld lieb. Bei Sibonie gewann alles eine versteckte, doppelsinnige Bedeutung.

Aberhaupt mischte sich in Berns Freude auf die Bergfahrt eine nicht zu bannende Verstimmung darüber, daß er Ina mehrere Tage nicht sehen sollte. »Wirst du auch an mich denken, mich lieb behalten?« fragte er, da er in einer stillen Gartenecke von ihr Abschied nahm.

»Ich habe es dir ja geschworen,« antwortete sie mit einer gewissen Feierlichkeit und hob ihre Lippen zu den seinigen empor.

Amelung kam aus seinem Zimmer herab und traf Ina beim Ordnen eines Fruchtkörbchens für den Tisch. »Heute fange ich unser letztes Lied an!« rief er ihr zu.

»Unser letztes Lied,« wiederholte sie nachdenklich.

Sibonie kam herbei — sie war selbstamerweise immer in der Nähe — und wollte wissen, von welchem Lied die Rede sei.

»Das ist ein Geheimnis zwischen uns beiden,« versetzte er und nickte Ina zu.

Sibonie legte ihre Hand auf die Schulter Inas, die rot geworden war, und sagte: »Nehmen Sie sich in acht vor ihm, kleine Braut! Er schwingt nämlich ein Siegesgeschwert — wir alle haben mehr oder minder erfahren, wie es schneidet.«

»Ach, was reden Sie für Zeug! Ich bin nicht Reimarus,« sprach Robert ärgerlich.

Er hörte aus ihren Worten die Eifersucht, die ihn mehr verdroß, als sie ihm schmeichelte.

Ina hegte wieder das zwiespältige Gefühl von ehedem gegen Sibonie. Bisweilen empfand sie dankbar die Beweise ihrer Zuneigung; dazwischen verdachte sie ihr das augenfällige Bestreben, sie von Amelung zu entfernen. Etwas wie Troß stieg in ihr auf. Was magte die Fremde sich an?

Abgesehen widmete Sibonie sich keineswegs ausschließlich der Beobachtung ihrer Hausgenossen. Wenn sie Amelung in seinem Arbeitszimmer wußte, ließ sie ihrem Bedürfnis nach Unterhaltung freien Lauf. Man mußte mit ihr Ausflüge machen, die Knaben mußten auf dem Teich, der hinter dem Garten an der Waldbgrenze lag, mit ihr rubern. Sogar der Frau Bezirksamtman hatte sie einen Besuch gemacht und eine Kaffee-Einladung zu ihr angenommen. Als sie von Agathe hörte, daß eine benachbarte Gutsheirnfamilie — eben die, bei der Agathe ehemals ihren Gatten kennengelernt hatte — eine schöne Sammlung von Altertümern besaß, war sie Feuer und Flamme und ruhte nicht, bis eine Fahrt dorthin ausgemacht ward.

Der dafür bestimmte Tag war ungewöhnlich schwül; in aller Frühe hatte man die entferntesten Berge schon greifbar nahe gesehen: ein übles Wetterzeichen. Doch fuhr zur bestimmten Stunde der Landbauer vor.

Sibonie trat reisefertig vor die Haustür; sie fand nur Agathe und die Knaben. »Ihr Mann läßt uns also wirklich im Stich?« wandte sie sich an Agathe.

»Allerdings. Er hat einmal keinen Sinn für Sammlungen — er hat es ja schon gesagt.«

»Nun — und wo ist Ina?«

»Sie fühlt sich heute nicht wohl, infolge der Schwüle, und bleibt besser zu Hause.«

Sibonie meinte, dann dürfe man sie doch nicht so allein lassen und zeigte nicht übel Lust, gleichfalls dazubleiben. Als jedoch Agathe sie daran erinnerte, wie ausbrüchlich ihrewegen dieser Besuch verabredet und den gastlichen Nachbarn schriftlich angekündigt worden sei, fügte sie sich in das Gegebene, und so fuhr man ab. —

Ina saß droben in ihrer Stube; um ihren Kopf lag es wie ein schmerzgendes Band. Sie trat auf den Balkon ihres Stübchens, da schaute sie geradeaus in eine blaushwarze Wolkenwand, die schnell und dräuend am Himmel emporwuchs. Schräg dahinter zuden

ten die Strahlen der Spätsonne noch hervor und erleuchteten Berge und Matten mit einem seltsamen Goldschein: die Mauer der Dorfkirche drüben gleißte wie gelbes Erz. Eine Schwalbe schoß unruhigen Fluges dicht über Inas Haupt dahin. Ein Wetter kommt, dachte Ina; sie hatte es den ganzen Tag schon in den Gliedern gespürt und war deshalb zu Hause geblieben. Es gehörte zu den Ueberempfindlichkeiten ihrer Natur, daß sie jedes Gewitter stundenlang vorfühlte und seine endliche Entladung in allen Nerven zitternd mitlebte. Sie versuchte jedesmal dagegen anzugehen. Bernd, wenn er zugegen war, half ihr dabei, indem er allerhand Schnurren erzählte und sie neckte, sie gemahne ihn an eine Lieblingstante von ihm, die im höchsten Maße gewitterfürchtig gewesen war. Wer bei ihr zu Gast weilte, mußte, während ein nächtliches Gewitter niederging, unweigerlich aufstehen und sich mit den andern in der Wohnstube versammeln, um, im Fall es einschläge, gleich fluchtbereit zu sein. »Das nannten wir Donnerkränzchen.« Ina lächelte bei der drolligen Erinnerung. Ach, der gute, liebe Bernd! Und gerade heute war er leider nicht da! Sie sehnte sich nach ihm und sorgte sich gleichzeitig um ihn und Eli.

Plötzlich fuhr ein Windstoß über sie hin, der den grellen Sonnenglanz mit eins zu verlöschen schien; ein fahles Halblight lagerte sich über die Dinge, während der Himmel nun ganz mit dunklen sackartigen Wolken bedeckt war. Ina ward von einem Gefühl der Angst und Verlassenheit gepackt — nur nicht so allein sein, zu jemand flüchten können, jetzt, ehe es losbrach!

Aus dem Erdgeschoß hallte gedämpftes Murmeln zu ihr herauf; die alte Nandi, frommem Brauche getreu, pflegte bei herannahenden Wetter stets zu beten und hielt auch die andern Mädchen dazu an. Ob sie zu ihnen hinabsteigen sollte? Aber die Alte machte ihr immer ein so unfreundliches Gesicht! So blieb sie an der offenen Altantür sitzen, folgte dem Beispiel derer drunten, indem sie leise vor sich hin betete und bisweilen einen bänglichen Blick nach draußen warf. Mittenbrin gedachte sie an noch einen, dessen Nähe ihr Zuflucht sein könnte, wenn er eben daheim war.

Nein, nicht er, nicht zu ihm! Sie schauerte zusammen in unbestimmter Furcht, ähnlich der vor dem Gewitter. Zwar nachsehen konnte sie immer, ob er da sei — noch ein

Mensch in der Nähe war eine Beruhigung. Nein, nein, nicht kindisch sein! Wozu Beruhigung? Tapfer sein! Sie preßte die gefalteten Hände fester zusammen und kehrte auf ihren Platz, von dem sie sich schon erhoben hatte, zurück.

Draußen Stille. Eine brütende Stille, nur hier und da unterbrochen von einem jäh auf-fahrenden Windstoß.

Aber Amelung war zu Hause, in seinem Zimmer. Er hatte gearbeitet bis zu dem Augenblick, da das unerwartete Dämmern ihn zum Aufhören nötigte. Die gewitterschwere Luft übte nicht den mindesten Einfluß auf ihn. »Wenn man arbeitet, vergeht das!« pflegte er andern zu erwidern, die über Kopfschmerz bei solcher Atmosphäre klagten. Er trat ans Fenster und freute sich des Anblicks der phantastisch getürmten Wolkenmassen. Da fiel ihm Ina ein, deren Gewitterangst er kannte. Wie würde es ihr ergehen, falls sie etwa im Freien war! Er schritt hastig zur Tür, um nachzusehen. Soeben rollte draußen der erste Donner dahin. Die Türklinke seines Zimmers in der Hand, horchte Robert. Da, als der Donner kaum verhallt war, kamen hastige, gejagte Schritte den Gang herab. Er riß die Tür auf — vor ihm stand Ina.

»Entschuldigen Sie! — Ich —« Ihr Gesicht war sehr blaß.

Er sah, wie ein Zittern ihre Gestalt durch-rann. »Sie haben Angst und flüchten zu mir,« unterbrach er ihr Gestammel, »das ist doch selbstverständlich.« Damit geleitete er sie freundlich zu einem großen Sessel. »Da husheln Sie sich hinein!«

Sie trock förmlich in sich zusammen. Eben donnerte es wieder. »Es klingt so schrecklich,« flüsterte sie.

Amelung meinte, es klinge majestätisch, er habe das Donnern von klein auf so gern ge-hört und sich oft auf freiem Felde durchregnen lassen in der Hoffnung, den Gewittergott zu sehen, wie er im Wauschen seines Mantels dahinflöge und bei seinem Herannahen die Himmelsfeste erbeben machte. »Leider gelang es nie.«

»Ach!« machte Ina. Sie richtete sich etwas auf; ihre Glieder verloren das Verkrampfte.

Amelung war durch das geheimnisvolle Halblicht ringsum in eine vertrauliche Stim-mung verfeßt. Er fuhr fort, von seinen Kindheitsvorstellungen zu erzählen, nicht in der fernen überlegenen Weise, wie Erwachsene

gewöhnlich tun, sondern so unmittelbar, daß der Knabe von ehemals und der Mann von heute als eins erschienen. Ina verwandte lauschend kein Auge von ihm; dennoch zuckte sie heftig zusammen, als ein Blick ins Zimmer grellte, von einem scharfen Knattern begleitet.

Robert sah, wie sie sich verstohlen betrauerte und hielt mitten im Reden inne. »Wovor fürchten Sie sich denn? Mir geht es wie dem Hans im Märchen: ich kenne das Fürch-ten nicht.

»Sie sind glücklich,« sagte das Mädchen leise; sie traute sich nicht zu gestehen, daß sie eigentlich alle Menschen, zumal sich und die andern, für strafwürdig hielt und stets bedte vor dem Gerichte einer unsichtbaren Macht.

»Sie werden es auch sein,« sprach Amelung scherzend, »nur mehr aus sich heraus müssen Sie.« Ein Gedanke kam ihm; er schritt an das Klavier, das in einer Ecke stand, und be-gann ein kurzes Vorspiel. »Wissen Sie, was das ist? Das jüngste der Peregrinalieder. Eben vorhin ist es fertig geworden.«

»Das ist ja das erste der Gedichte,« sagte Ina.

Er lächelte. »Ja, nach der Reihe geht es bei mir nicht.« Und nun wollte er, daß Ina dazu sänge. »Da können Sie zeigen, wie Sie vom Blatt singen. Na, wie ist's, versuchen Sie doch mal!« Während er die Begleitung spielte, sagte er ihr leise die Worte ein: »Der Spiegel dieser treuen braunen Augen.«

Gehorsam versuchte Ina, aber kein Ton stand ihr fest, und die Noten des Manu-skripts sowie der hineingefrigelte Text ver-schwammen vor ihren Augen. Er sah, daß sie nicht konnte und begann nun selbst die Singstimme zu summen. So wie sein Spiel nicht das eines Virtuosen, vielmehr das eines Menschen war, der inwendig voller Musik ist, hatte er, obgleich nicht Sänger, die Fähigkeit, ganz die Stimmung eines Tonstücks zum Ausdruck zu bringen. Vor dem bangen Ge-schöpf, das die Veranlassung zu diesen Liedern gegeben, sang er mit mehr Wärme als sonst:

»Der Spiegel dieser treuen braunen Augen
Ist wie von inn'rem Gold ein Widerschein.
Tief aus dem Busen scheint er's anzulaugen,
Dort mag solch Gold in heiligem Gram gedeihn.

In diese Nacht des Blides mich zu tauchen,
Unwissend Kind, du selber läßt mich ein —
Willst, ich soll ledlich dich und mich entzünden,
Reichst lächelnd mir den Tod im Reich der Sünden.«

Ina, während sie lauschte, geriet in eine entrückte Stimmung. Sie schob ihren Sessel näher an das Instrument; die Blitze und Donnererschläge, die in unheimlich kurzen Pausen auslohten und aufgrollten, schreckten sie weit weniger — so vertieft war sie darin, zuzuhören und den Bewegungen der ausdrucksvollen Männerhände zu folgen. Ist er glücklich! dachte sie abermals. Zugleich überkam sie ein Gefühl eigener Unseligkeit und Verlassenheit, so kläglich wie kaum in ihren trübsten Tagen. Sie verstand sich selbst nicht. Eine Sehnsucht nach Freude und Erlösung erfüllte sie. Den Kopf in die verschränkten Hände gesenkt, schluchzte sie still.

Robert vernahm es, plötzlich hörte er zu spielen auf. »Was um Himmels willen ist Ihnen?« Er neigte sich zu ihr; seine Stimme klang umflort. »Peregrina! Liebe Ina!«

»Es ist nichts — bitte, lassen Sie mich! Bitte —« Sie stammelte, suchte sich zu fassen. Da, eine blendende Helle, als stünde das Zimmer in Flammen — ein betäubender Krach — »Jesus!« schrie Ina auf. In furchtbarer Erregung warf sie beide Arme um den Mann, drückte sich hilfselehend an seine Brust.

Er hatte all die Zeit her in seinem Blute das gefühlt, das er wohl kannte und das er bekämpfen wollte in diesem Fall. Aber nun, da er die Wärme des jungen suchenden Körpers an dem seinen fühlte, das zarte Gesicht mit halbgeschlossenen Augen dicht vor sich sah, schlug es zusammen über ihm und ihr. Er trug sie, die schlief in seinen Armen hing, zum Diwan. Die Trostesworte, die er raunte, wurden zu heißen Liebesworten, er nannte sie den tiefsten Inhalt seines Lebens, seine Langgesuchte, Endlichgefundene. »Du Süße, du Meine! — Du gehörst mir, nur mir — sag' ja!«

Das hingehauchte Ja erstickte unter den Küssen, die er auf ihre Lippen preßte, die von den halboffenen durstigen Lippen willig eingesogen wurden. In dem Rauschen des Regens, der draußen orkanartig niederprasselte, schien seine Besinnung unterzugehen — und ihr Widerstand —

Aber da riß Ina sich los. Aus großen Entsetzensaugen starrte sie den Mann an. Dann schlug sie die Hände vors Gesicht und flog aus dem Raum.

Spät abends fuhr der Wagen mit den Heimkehrenden vor. Das Gewitter, das,

in den Bergen gefangen, rundum zog und immer neu begann, hatte sie so lange aufgehalten.

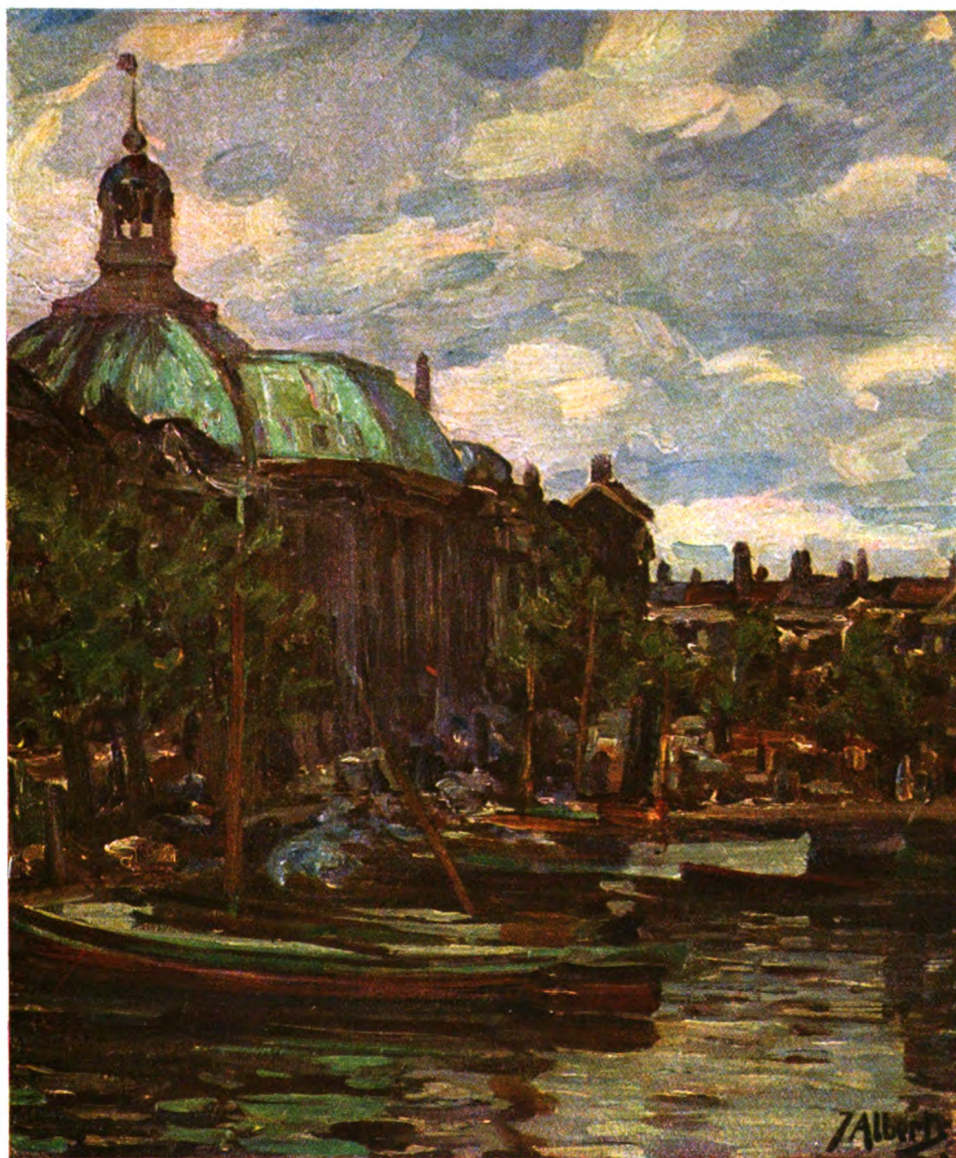
Ina war schon zu Bette. Aber sie schlief nicht. Mit weitoffenen Augen starrte sie ins Dunkel, horchte auf das eintönige Regengeräuschen. Sie vermochte nicht zu fassen, was geschehen war; ihr graute vor dem, was hätte geschehen können. Daß ein Mensch solche Macht besaß! Indem sie des Mannes gedachte, entsetzte sie sich vor ihm und fühlte sich ihm untertan. Ihre Neigung zu Bernb war gewesen wie ein ruhig wohliges Einschliefen in zärtliche Schüßerarme; nun erst erkannte sie die Naturgewalt, die stärker ist als Wille und Vernunft. Die Gewalt, der ihre Eltern zum Opfer gefallen waren!

Bei der Erinnerung an Bernb setzte sie sich im Bette auf und rang die Hände. Lieber Gott! Was sollte denn werden? Sie durfte ihm ja nicht mehr vor Augen treten! Das Unrecht, das sie an ihm und an Agathe beging, zum Dank für beider Liebe und Güte, fiel ihr schwer aufs Gewissen; sie empfand sich als sündig und verdammt. Und sie hatte ihm doch geschworen! Mit neuem Schrecken überkam sie die Erinnerung. Ihr war, als sehe sie in der Finsternis höhnisch grinsende Gesichter und höre leichtfertiges Lautengeklimmer:

Da draußen in dem Garten
Da steht ein Feigenbaum.
Da hat er sie zerrissen — zerrissen —
Mit seinen Feuerklaub'n.

Das war Sidonie, die neulich abends auf allgemeines Bitten zur Laute gesungen hatte: ein Volkslied von einem falschen Mädel, das einem Armen Treue gelobt, dann einen Reichen genommen hatte. Und an ihrem Hochzeitstag hatte sie der Teufel geholt. Ina zitterte am ganzen Körper; sie hörte, wie ihre Zähne aufeinanderklugen. »Gott, hilf mir!« betete sie mit krampfhaft verschränkten Händen. »Zeig' mir doch, was ich tun soll!« Durch die wiederholte Bitte ward sie ruhiger; sie meinte den Weg, den sie gehen mußte, klar vor sich zu sehen. Fort von hier! Sogleich fort! Etwas andres gab es nicht. Denn da Robert sie liebte — in den Schauder, der sie durchrann, mischte sich ein furchtbarer Stolz —, so würde sie ihm auf die Dauer nicht widerstehen können, und dann wären sie alle elend. Nein, sie mußte fort! Wohin?

Sie hatte niemand als die Mutter Oberin.



Jakob Alberts:

Rotterdam

Ihr graute vor deren Fragen und vor ihrem festen Blick. Aber zu wem sonst? —

Draußen stillte sich das Riesel. Eine Morgenglocke schlug an. Nach einer Weile stand Ina auf, warf das lange weiße Morgenkleid über und ging, die Läden aufzustößen, daß das Frühlucht hereinquoll. Sie setzte sich an ihren Schreibtisch und begann einen Brief an Bernd. Mehrmals hielt sie inne, zerriß das Geschriebene. Aber dann sagte sie sich, daß er, wenn sie schweigend davonginge, sie durch alle Welt suchen, sie bald finden würde, und daß sie ihm dann alles gestehen müßte. Die Angst davor half ihr, den Brief schließlich doch fertigzubringen; er lautete:

Lieber Bernd!

Wenn Du heimkommst, findest Du mich nicht mehr! Erschrick nicht und gräme Dich nicht darum! Vor allem bitte, bitte: hole mich nicht zurück! Denn ich habe eingesehen, daß ich Dich nicht heiraten darf. Du bist viel zu gut für mich; ich bin ein schlechtes, schwaches Geschöpf, das seine Treue nicht halten kann und Dich nicht verdient. Ich bitte Dich, frag' nicht und sei nicht zornig auf mich, da ich doch ohnedies sehr unglücklich bin. Im Stift hoffe ich ruhiger zu werden. Tausendmal danke ich Dir und Euch allen; ich werde Euch nie vergessen! Gott gebe Dir ein Glück, wie es für Dich wünscht und erbittet

Deine Ina.

Sie schloß den Brief und schrieb Bernds Namen darauf. Dann legte sie sich wieder auf ihr Bett. Es wäre am besten gewesen, wenn sie sich jetzt hätte fortstehlen können, während alle noch schliefen. Aber das Haus war verschlossen, und sie hatte keinen Schlüssel.

Endlich klingelte sie und ließ durch die Jungfer, die herbeikam, Agathe sagen, daß sie von gestern noch starke Kopfschmerzen habe, deshalb lieber auf ihrem Zimmer bleiben wolle. — Sie hätte nicht gewußt, wie sie Robert gegenübertreten sollte.

Dagegen blieb ihr nicht erspart, daß Agathe herauflam, sich sorglich über sie beugte, sich nach ihrem Befinden erkundigte. Ina schob alles auf die gestrige Gewitterschwüle und Gewitterangst; sie küßte Agathens Hände und bat förmlich demütig für ihre Schwäche um Verzeihung. Agathe verließ sie mit der Mahnung, ja recht ruhig zu bleiben, es solle niemand sie stören dürfen.

Ina lag wieder allein. Sie genoß ein paar Bissen, die Fanny, die Jungfer, auf den Zehenspitzen gehend, hereinbrachte. Das Mädchen bestellte auch Grüße von Sibonie: die gnädige Frau fühle sich gleichfalls von dem gestrigen Ausflug ermüdet und bleibe heute zu Hause. Ob sie kommen solle, dem Fräulein Gesellschaft zu leisten?

Ina verneinte hastig; ihr bangte davor, daß die weltkluge Frau ihre Verstörung erkennen und richtig auslegen würde.

Durch das geöffnete Fenster vernahm sie, wie die Buben mit Agathe zum gewohnten Spaziergang auszogen. Die Stimmen verhallten; allmählich ward es draußen still. Nun war wohl die rechte Zeit.

Ina kleidete sich an, packte das Nötigste in ein Täschchen. Den Brief an Bernd ließ sie auf ihrem Schreibtisch. Wenn die kleine Gartentür nach der Waldseite nicht versperrt war, so stand ihrer Flucht nichts im Wege.

Es glückte ihr, geräuschlos und unbemerkt die Stiege hinab in den Garten zu gelangen. Aber der Garten war nicht leer. Im Geäst eines Fruchtbaumes saß Hans, der Kesserbauernbub, und brach Sommeräpfel ab. Ein Geschäft, das ihm vermutlich die Handl aufgetragen hatte, und dem er mit Eifer oblag.

Er war sichtlich erstaunt, Ina im Freien zu sehen. »Ich hab' gemeint, du bist krank?« fragte er aus den Zweigen heraus. Ihr gegenüber konnte er sich nie an das »Sie« gewöhnen.

»Es ist — ich dachte, die frische Luft täte gut.« Sie redete das nur so hin, um ihr Erschrecken zu verbergen. »Ich gehe jetzt schon wieder hinein,« setzte sie schnell hinzu.

Sie tat, wie sie gesagt hatte. Der unerwartete Zeuge ihres Fortgehens hatte sie völlig verwirrt. Es kam ihr vor, als hätte der Hans einen verwunderten Blick auf ihr Handtäschchen gerichtet. Wenn er der Handl und allen von ihrer reisemäßigen Ausrüstung erzählte! Nein, sie konnte nicht an ihm vorüber den Fluchtweg beschreiten.

Ein Gefühl gänzlicher Ratlosigkeit bemächtigte sich ihrer, als sie wieder in ihrem Zimmer saß. Bittere Tränen tropften ihr die Wangen herab. Irgend etwas, um Gottes willen, sollte und mußte doch geschehen! Sie machte sich nun Vorwürfe, daß sie vorhin Siboniens Anerbieten abgewiesen hatte. Sie bedurfte wahrlich nur zu sehr eines Menschen, der ihr beistand.

Als Hannys Schritt verklungen war, machte Ina sich klar, was sie nun tun müsse. Sie wollte zu Sibonie hinüber, ihre Not bekennen und die Freundin um Hilfe bitten. Das beste war, wenn Sibonie sie mit sich nahm, irgendwohin, damit sie aus Roberts Nähe hinwegkam und Bernds Vorwürfen entrann.

So entschlossen, trocknete sie ihre Augen, wusch und glättete ihr Haar, als ob sie der, zu der sie ging, gefallen müßte. Dann entriegelte sie ihre Tür, leise, in steter Furcht, er, vor dem sie bebte, möchte es brunten hören. Sie lauschte hinaus und glitt über den Gang nach Siboniens am andern Ende gelegenen Zimmer. Sacht, ganz sacht schlich sie sich in den kleinen Vorraum, wo Siboniens Koffer standen und ihre Kleider unter weißen Tüchern hingen. Die Tür zu dem Zimmer selbst war nicht ganz geschlossen; durch den Spalt vernahm Ina gedämpfte Stimmen, vor denen sie erschrocken stillhielt und sich hinter die Kleiderhänge brückte.

»Gestehen Sie nur,« hörte sie Sibonie sagen, »was haben Sie mit der Kleinen gemacht?«

»Ich möchte wissen,« versetzte Robert hochmütig, »was Sie das angeht!«

»Geht es mich wirklich nicht an?« Die Frage sollte scherzhaft lauten, aber tiefere Meinung klang hindurch.

Einige Augenblicke blieb es drinnen still; ein feiner, süßlicher Zigarettenduft wehte in den Vorraum. Ohne zu sehen, wußte Ina, daß Robert gerötete Wangen und eine finstere kleine Falte zwischen den Brauen hatte. Sie horchte unbeweglich, wie in einem Alptraum, der die Glieder gefesselt hält.

Amelung zürnte wirklich, auf sich und die andern. Warum hatten sie ihn mit ihr allein gelassen? Warum war sie so hingebend, so lieb gewesen in ihrer Angst. Seit gestern quälte ihn sein Gewissen, hielt ihm vor, wie das so poetisch Begonnene um ein Haar in etwas Häßlichem, nicht mehr Gutzumachendem geendet hätte. Was ihn aber quälte, pflögte er vor sich selbst abzuleugnen.

»Die Frauen bleiben sich immer gleich. Sie nehmen alles Derartige viel zu schwer und zu real.«

»Lieber Freund,« sagte Sibonie seufzend, »Phantasiemenschen Ihres Schlages sind das Gefährlichste, was es gibt.«

»Wahrhaftig?«

Ina hörte eine Bewegung und tat un-

bewußt ein paar Schritte vorwärts. Nun konnte sie sehen, wie Robert neben Sibonie stand, die lässig hingekauert auf dem Sofa ruhte und lächelnd auf sie herabschaute. Sie hatte das Antlitz zurückgebogen und hielt mit ihrem Blick den seinen fest.

»Ja, wahrhaftig! Arme kleine Ina!«

»So lassen Sie das doch!« brach er aus, heftig, wie das Gefühl des Unrechts macht. »Ina ist Bernds Verlobte — damit gut! Alles andre ist Torheit.«

Sie hörten beide ein Geräusch im Vorzimmer. Unsicher starrten sie einander an. Dann war Robert in einem Nu bei der Tür, riß sie auf und sah eben noch, wie eine helle Gestalt gehegt die Treppe hinunterfloh.

Agathe war heimgekommen und hatte die Kinder in ihr Zimmer geschickt, sich zu Tisch fertigzumachen. Dann stieg sie hinauf, um nach Ina zu sehen. Zu ihrem Staunen fand sie das Zimmer leer. Sie suchte, rief in Haus und Garten nach ihr; keine Antwort kam. Die herbeigeklingelte Hannu wußte auch nicht, wo das Fräulein sei.

Vom offenen Fenster des Erdgeschosses herauf tönten gedämpfte Klänge von Amelungs Klavier. Agathe konnte merken, daß sie nervös sei; zum erstenmal war ihres Mannes Klavierspiel ihr eine Pein. Sie ging zum Fenster, wollte ihm zurufen — da steckte Hannu nochmals den Kopf zur Tür herein.

»Gnädige Frau, Fräulein Ina kann doch nicht fortsein, wenigstens nicht weit. Ihr Hut und Tüchlein hängen draußen im Flur.«

Unten war das Spielen verstummt. Robert kam die Treppe herauf und fragte, ob man bald essen könnte.

»Wir warten noch auf Ina. Sonderbarerweise ist sie nicht da. Hast du sie nicht gesehen?«

»Nein — wie sollte ich!« Es klang kurz und scharf. Er lag im inneren Streit mit sich; denn seine Gewohnheit, an harten Wirklichkeiten vorbeizuleben, überwand nicht sein zunehmendes Schuldgefühl. Immer wieder mußte er denken, wie die Vorgänge der letzten zwei Tage auf sie gewirkt haben mochten, das empfindsame Geschöpf. Der Augenblick, da sie sich aus seinen Armen wand, und der andre, vorhin, als sie Zeuge der Tändelei mit Sibonie geworden war! Denn nur sie konnte es gewesen sein, die da im Fluge die Stiegen hinabrannte.

Verstohlen betrachtete er seine Frau. Ob er es ihr sagen sollte? Sie war doch der ihm nächste Mensch. Aber es fiel ihm schwer, nicht aus Selbstliebe oder Unaufrichtigkeit, sondern aus Mitleid mit ihr. Vergleichen wurde durch Reden erst recht schlimm.

Die Minuten rannen und rannen. Noch immer war Ina nicht da. Agathe stand unschlüssig, bestrebt, ihre Bangigkeit zu verbergen. »Wir wollen doch immer anfangen,« sagte sie zögernd; bitte, Ganny, sagen Sie es Frau von Rudhart.«

Ganny ging, den Auftrag auszuführen. Plötzlich vernahm man ihre Stimme auf der Treppe im Gespräch mit einer andern, einer Knabenstimme. Und nun kam das Mädchen wieder herein, blaß und verstört. »Gnädige Frau, der Hansl — der vom Messerbauern ist da.« Sie stockte. »Er sagt, im Weiher, hinterm Garten — sagt er — liegt jemand.«

Ein unterdrückter Schreckensruf der Frau. Und der Mann bleich, so bleich, wie man ihn nie gesehen.

Sie waren schon aus dem Zimmer — der Hansl, alles Hausgesinde schloß sich ihnen an. Hinunter, so schnell als möglich! Jeder Atemzug war kostbar. Sie hasteten, leuchteten die Wege entlang, zum Hintertpförtchen hinaus, zu dem am Waldbaum verstecktliegenden Teich. Gerade dieser Tage hatte er abgelassen werden sollen.

Und da fanden sie Ina. — —

Alle drängten sich um die weiße reglose Gestalt, die auf dem Mferrasen ausgestreckt lag. Vom Hause her, in dem prunkvollen Abendkleid, mit dem sie sich zu Tisch geschmückt hatte, kam Sibonie gerannt; gleich einer Unsinigen warf sie sich neben der Verunglückten nieder. »Armes Kind! Süßes Kind! So höre mich doch — sprich doch! — Das ist Ihre Schuld!« schrie sie Robert an und schüttelte plötzlich pathetisch den Arm gegen ihn.

Aber der Arm ward herabgezogen, und auf ihren Mund preßte sich eine Hand. Das waren Agathens Hände, die ihr Ruhe geboten; und Agathens Lippen raunten gebieterisch: »Still!« Die Frau, die ihr Leben lang ihr Herz hatte bändigen müssen, empörte sich gegen dies unbeherrschte Herausbrechen; die unkeusche Preisgabe des eignen und des fremden Ich vor zufälligen Zeugen. Sie erreichte es, daß Sibonie schluchzend schwieg.

Robert hatte die Anklage kaum geachtet, so wenig, als er einen auf ihn geschleuberten

Stein geachtet haben würde. Er war nur beschäftigt, mit Hilfe des Hansl und des Gärtners die schlanken Mädchenglieder zu reiben, durch künstliche Atembewegungen das noch vorhandene Leben zu wecken. Es gelang. Ina schlug die Augen auf. Ihr Blick war wirr und leer.

Man trug sie in ihr Zimmer, auf ihr Bett. Das wollte sie nicht dulden: sie schlug um sich und brach in irre Reden aus. Der Teufel halte sie gefangen in einem eisernen Turm; darunter brohle die Hölle mit ihren Eltern darin! Es hörte sich schrecklich an.

Der eilends beschickte Arzt erklärte, die graufigen Phantasien seien nicht die Folge eines leichten Fiebers, das sich eingestellt hatte, sondern der Ausdruck einer lange vorbereiteten seelischen Störung. Ob und wann diese heilbar sein würde, könne noch niemand sagen. —

In der Morgenfrühe traf Bernd ein. Man hatte ihm die Nachricht von Inas Erkrankung durch einen Boten entgegengejandt; er hatte das Argste gefürchtet und erschien sich schon wie begnadigt, als er hörte, daß sie lebte. Agathe empfing ihn, schilberte ihm das Geschehene so schonend wie möglich, bat ihn, ein wenig zu ruhen, da Ina selbst ruhiger scheine und vielleicht schlummern könnte. Sie hätten sämtlich die Nacht kein Auge geschlossen. Es fiel ihm auf, wie tonlos ihre Stimme war und welch versteinertes Aussehen ihr schönes Gesicht hatte.

Er gehorchte ihr, indem er auf sein Zimmer ging; doch war ihm Ruhe unmöglich. Er hatte sich schon in schwerer Mißstimmung befunden, ehe die Unheilsbotschaft ihn erreichte. Auf der letzten Nachtrast, die er mit Lili in einer hochgelegenen Unterkunftshütte hielt, war die Rede nochmals auf Inas Daheimbleiben gekommen. Er konnte sein Bedauern nicht unterdrücken, daß sie von den Schönheiten dieser Bergfahrt nichts mitgenommen hatte; da warf Lili gereizten Tones die Worte hin: »Ach was, die war ganz froh, zu Hause zu bleiben! Der gefällt es dort viel besser.«

»Was heißt das?« fragte Bernd scharf, während Lili, über die Wirkung ihres Herausfahrens erschrocken, ein halb trotziges, halb ängstliches Gesicht machte.

»Nun — so!«

Bernd unterbrach ihr Gestammel mit der wiederholten heftigen Aufforderung, sich zu erklären. Lili tat der Bruber, dem sie eben

in diesen Tagen so viel Freude zu danken hatte, leid; sie flog ihm plötzlich um den Hals und bat ihn, nicht darauf zu hören, was sie gelegentlich Dummes sage.

Er nahm ihre Arme herunter und sah ihr gerade ins Gesicht. »Du hast etwas Bestimmtes gemeint, Lili! — komm, sei gut; sag' mir's!«

Sie wollte nicht, sträubte sich, bettelte, ihr nicht böse zu sein. Aber mit plötzlicher Härte bestand er auf seinem Willen.

Da, an ihm emporgeredt, raunte sie es ihm rasch ins Ohr: »Ich glaube, sie hat den Papa lieber als dich!«

»Lili!« Empört schrie er auf.

»Ich hab' es genau gemerkt,« behauptete sie in neu erwachtem Trost. »Und Mama merkt es, glaube ich, auch.«

Er wandte sich hart von ihr ab. »Hüte deine Zunge!« sagte er kurz und schwieg dann.

Nach einer Weile hielt es Lili vor Neue über ihre Worte nicht mehr aus, näherte sich ihm wieder und suchte ihm nun als gewiß hinzustellen, daß sie geirrt habe. Es käme nur davon, daß er und der Papa sich jetzt so ausschließlich um Ina kümmerten, gestand sie; das habe sie verbroffen. Sie bat mit allerhand kindlichen Schmeichelfünften um seine Verzeihung, die er ihr schließlich gewährte; doch war der Heimweg ihnen beiden schwer vergällt.

Und nun das! —

In der Stille seines Zimmers, in der bitteren Angst um Ina hielt sich Bernd hundertmal vor, was Lili gesagt, sei nichts weiter als törichtes Mädchengeschwätz. Das Mißtrauen, das schon in ihm gekieimt, ihm allerhand ehemals unbeachtete Vorfälle in anderm Lichte gezeigt hatte, deuchte ihn schimpflich. Er erschien sich wie ein Frevler an dem, der ihm alles gewesen war, und der Geliebten, die jetzt in schweren Leiden rang. Ob sie wirklich so krank war? Doch, sie mußte es sein; nur in krankem Wahn konnte sie, die Fromme, den Schritt zum freiwilligen Tode getan haben. Ach, du mein Glück, mein armes Glück! War es denn mein? Wieder machte er sich Vorwürfe, daß er so fragen konnte, selbst in Gedanken. Was war aus ihnen allen geworden?

Er hielt es nicht mehr aus; er begab sich ins Wohnzimmer und fragte nach seinem Vater. Da wurde ihm gesagt, der Herr sei

mit den Jungen, für die heute niemand Zeit gehabt, spazierengegangen. Nun wußte Bernd wohl, daß sich Amelung in übermüdeten, unfrohen Stunden immer gern mit den Kindern abgab, zu denen die teilweise Kindlichkeit seines eignen Wesens ihn zog. Doch berührte es ihn wunderbarlich und weh, daß der, bei dem er am ehesten Kraft und Trost zu finden gehofft hatte, sich ihm eben jetzt fernhielt.

Aber er wollte die Zeit nützen, sich zu sammeln; er mußte Herr werden über sich selbst. Die Robeggs waren tapfer gewesen von jeher.

Nach einer Weile trieb es ihn wieder in Inas Nähe. Die Tür zu ihrem Zimmer war angelehnt; neben dem Bette gewährte er die weiße Haube einer Pflegerin. Die wandte sich leise nach ihm und legte den Zeigefinger auf die Lippen. Er blieb an der Tür stehen, um still das zarte, in die Kissen zurückgeworfene Gesicht mit den geschlossenen Lidern zu betrachten. Plötzlich, wie beunruhigt durch sein Anschauen, begann sie sich zu regen, mit den Augen zu blinzeln und den Kopf aufzurichten. Es war ungewiß, ob sie Bernd erkannte, aber ihre Züge verzerrten sich in Entsetzen, als sähe sie einen grausamen Feind. »Fort!« schrie sie auf, »fort!«, und verkroch sich wimmernd unter die Decke.

Die Pflegerin hatte Bernd schon hinausgedrängt; im Vorraum empfing ihn Agathe, die ahnend herbeigeeilt war. Sie nahm ihn an der Hand und streichelte ihn tröstend wie als Kind. Er ließ sich auch willenlos wie Kinder von ihr die Treppe hinabführen. »Da, wie ist denn — um Gottes willen, wie ist das nur möglich?« Das Erlebnis hatte ihn völlig betäubt.

»Du hättest nicht versuchen sollen, sie zu sehen,« sagte Agathe, »sie gerät beim Anblick jedes bekannten Menschen ganz außer sich. Aber für dich hatte sie einen Brief zurückgelassen — wir haben ihn auf ihrem Tisch gefunden. Da, nimm!«

Er griff begierig danach, riß mit zitternden Händen den Umschlag auf. Agathe wandte das Auge nicht von ihm, während er las. Er war zu vertieft, um ihre ängstliche Spannung zu gewahren. Erst als er das Blatt sinken ließ, begegnete er ihrem Blick. »Es ist ganz unklar, was sie schreibt,« sagte er heiser, »sie kann mich nicht heiraten, fühlt sich unwürdig — ihr alter selbstquälerischer Kleinmut.«

»Wirklich nichts weiter?« Agathens Ton



Jakob Alberts:

Allee im Götiner Schloßpark

klang wie ein erleichtertes Aufseufzen. »Dann wird sie auch gesunden.« Sie streichelte nochmals seine Hand.

Indem flog die Tür auf, und Lili, mit tränenüberströmten Wangen, warf sich an Berns Brust. »Ach, du Lieber, wie schrecklich ist das! Hast du sie gesehen? Ist sie gar nicht bei sich?«

Agathe zog sie von Bernd weg. »Nicht, nicht! Ich hatte doch gebeten, deinen Bruder jetzt zu schonen. Er braucht Ruhe; geh, mein Kind!«

Lili versuchte ihre Tränen zu trocknen und ließ sich von der Mutter zur Tür schieben. An der Schwelle entfiel ihr noch, was sie ihr bestellen sollte: sie möchte hinauf zu Frau von Rubhart kommen.

»Ja, gleich — geh nur!«

»Wir haben nämlich noch eine Kranke,« sprach Agathe zu Bernd. »Als das mit Ina geschah, hat Sidonie eine Art von nervösem Anfall gehabt und hütet seitdem das Bett. Ich gehe zu ihr, aber du versprichst mir, inzwischen etwas zu genießen. Bitte, denk' auch an dich — und mich!«

Bernd nickte stumm. Dann war er wieder allein, verlassen selbst von seinen Gedanken. Er betrachtete alle Gegenstände im Zimmer mit einer mechanischen Genauigkeit. Abermals kreuzte ihm die Frage den Sinn, warum sein Vater ihn mied. Er sehnte sich nach der trostbringenden Nähe dieses lichten Menschen, sehnte sich so wie in der Knabenzeit.

Statt dessen trat ein andres, ihm früh vertrautes Wesen herein: die Nandl, die auf einem Knechtsteller einiges zu seiner Erquickung brachte. »Ja, gelt, das ist hart!« sagte sie kummervoll. »Aber wie's Gott halt schickt, muß man's nehmen.«

»Nandl!« Er zwang sie auf einen Stuhl neben sich und faßte ihre Hand. »Nandl, du hast mich von klein auf gern gehabt. Sag mir die Wahrheit; weißt du irgendeinen Grund, daß so etwas geschehen konnte?«

Die Nandl sah scheu zur Seite. »Mein Herrgott!« murmelte sie, »wer weiß denn? Gerade was man sich so in der Dummheit denkt.«

»Sag, was du denkst, Nandl! Sag's! Hat irgend jemand im Haus — vielleicht die Rubhart —«

»Die Frau von Rubhart?« Die Nandl schüttelte den Kopf. »Nein, das glaub' ich nicht. Da muß schon was andres sein.«

Er bat sie um Himmels willen, ihn nicht so im Dunkel zu lassen, ordentlich der Reihe nach zu berichten, was sich während seiner Abwesenheit ereignet habe.

Da willfahrte sie ihm.

»Bis vorgestern ist's nicht viel anders gewesen als sonst. Da war die gnädige Frau mit der Frau von Rubhart und den Buben auf Besuch gefahren, grad wie das arge Wetter kommen ist. Die Ina, weil sie's Wetter so fürchtet, ist zu Haus geblieben, und ich hab' gemeint — eben wegen ihrer Furcht —, ich muß einmal schauen nach ihr. Aber in ihrem Zimmer war sie nicht; da geh' ich wieder heraus und denk' mir, dann wird sie unten sein beim gnädigen Herrn Amelung. Auf einmal hör' ich von drunten einen Schrei. Eh ich mich recht besinne, rennt die Ina die Treppe herauf mit einem Gesicht ganz verstellt und verzückt, wie wenn sie eine Erscheinung gehabt hat.

Bernd hatte das Gefühl, als fröche etwas Häßliches, Kaltes ihm vom Nacken den Rücken hinab. »Und dann?«

»Von da an war die Ina krank — aus lauter Gewitterschred, hat's geheißt. Sie ist droben im Zimmer gelegen. Da muß sie den Brief geschrieben haben an dich. Und einmal war sie im Garten, der Hans hat sie gesehen und hat erzählt, daß sie ganz furios gewesen ist, anders als sonst. Hernach, mein' ich, hätt' ich sie oben über'n Gang gehen hören. Das war so ein, zwei Stund, eh' man sie drüben gefunden hat.«

»Sie hat gewiß nicht sterben wollen,« sagte Bernd. Er sagte es absichtlich laut, um sich recht in dem Gedanken zu bestärken. »In dem Brief, den sie mir zurüdließ, ist nur von Gluck die Rede, nicht vom Tod.«

Die Nandl zog die Schultern hoch. »Ja, ich kenn' mich auch nicht aus. Wir waren alle rein verschlagen über das Unglück. Das Gesicht vom Herrn Amelung vergeß' ich meiner Lebtag nicht.«

Er erwiderte nicht darauf. »Es muß in den letzten Stunden noch etwas geschehen sein,« sann er halblaut. »Am Ende doch die Rubhart —« Sein Mißtrauen gegen die Frau wollte nicht verstummen.

»Nein, sicher nicht. Wüßt' nicht, daß die Ina bei ihr gewesen wär. Der Herr Amelung könnt' drin gewesen sein — den hab' ich sehen heruntergehen. Von der Ina muß die Frau Rubhart nichts gewußt haben —

sie ist ganz verhofft und schrecklich aufgeregt gewesen, wie man sie aus dem Wasser heraus hat. Sie hat auch —« Die Nandl stodte, offenbar verwirrt.

Da war etwas, das sie ihm verbergen wollte; er erriet es sofort. »Du darfst nichts verheimlichen, Nandl! Was hat sie noch?«

Sie murrte irgendeine Ausflucht, eine Abwehr.

»Nandl!« Das erstemal, daß sein Ton ihr gegenüber drohend klang.

Da fügte sie sich. »Sie hat dem gnädigen Herrn vorgeworfen, er wäre schuld.«

Das war das Gefürchtete. Aber er hielt ihm stand. »Es kann nicht sein,« sprach er fest.

Und die Nandl pflichtete eifrig bei: »Das sag' ich auch; so was gibts ja nicht. Woher denn? Wie denn? Höchstens daß sie ge-eifert hat, weil der Herr auch mit der Ina sein war und nicht bloß mit ihr. So ein Unsinn!« Wie es ihr wohl tat, daß Bernd ihre Erzählung und auch das so verständig aufnahm!

Bernd stand auf und trat ans Fenster. Er atmete ein paar tiefe Züge von der herein- quellenden Luft. Deutlich sah er die Ursache dessen, was über seine Liebste und ihn gekommen war. Aber er wollte nicht sehen. Es konnte und durfte nicht sein, dies Argste von allem!

»Das gibt es nicht! Ein Unsinn!« Er klammerte sich an das platte Wort. Dennoch verfolgte ihn die Stelle aus Inas Brief, daß sie nicht Treue halten könne. Und Sibonie hatte Amelung die Schuld an dem Unglück gegeben. Aber sie war ja eifersüchtig. Und vielleicht hatte sie ihn nur tabeln wollen, er hätte das süßsamer, zarte Mädchen zu sehr erregt durch seine Musik, seinen Umgang. Gewiß, nur das, nur das! Bernd wollte nicht mehr grübeln. Ihm deuchte, sein Kopf ertrüge es nicht mehr. Stillbleiben, ruhig warten auf den einzigen, der ihm das Wirrsal dieser Gedanken lösen konnte.

Und da klang des einen Tritt.

Bernd war schon an der Tür, als sie sich auftat. Beide Männer standen sich gegen- über.

Amelung hatte die Arme ausgebreitet; er ließ sie unwillkürlich sinken beim Anblick des gramensstellten Gesichts. »Du tust mir so leid,« sagte er einfach und sanft.

»Ich brauche dir nicht leid zu tun, denn du

kannst mir helfen. Niemand kann es als du. Willst du?«

Der andre bejahte, bloß mit der Gebärde. Er ahnte, was da kam.

»Ina hat mir ein paar Zeilen zurückgela- sen,« sagte Bernd. Er wunderte sich, daß er noch klar zu sprechen vermochte. »Sie schilt sich treulos und unwürdig, bittet mich, ihr zu entsagen. Erst dachte ich, das sei ihr alter Wahn, die Scham, ein Sünderin zu sein. Dann habe ich erkannt: es muß noch etwas dahinterstehen, ein Geschehnis —« Er hielt inne. Er harrete der Erwiderung — umsonst. »Hier war keiner, der ihr Gefühl mir abwen- dig machen konnte. Kein Mann außer dir.« Amelung zögerte noch immer.

In Bernd jagten sich die Gedanken so schnell, wie er gehört hatte, daß es bei Er- trinkenden sei. Wenn er schuldlos ist, will ich ihm zu Füßen stürzen, will ihm kniefällig abbitten, daß ich an ihm gezweifelt habe. Mein Leben lang will ich es gutmachen, da- fern er mich jetzt erlöst!

»Siehst du, Lieber« — Amelung suchte die Worte —, »es gibt ungewollte Wirkungen, Dinge, die sich schwer bestimmen lassen.«

»Das weiß ich ja. Ich brauche nur das eine zu hören: ist zwischen dir und ihr nichts vorgefallen, was beitragen konnte, sie in die- sen Jammer zu versetzen?«

Er wartete. Wartete mit verhaltenem Atem. Der andre schwieg.

In Bernd ging Seltsames vor. Er sah den Mann, der ihm so teuer gewesen, mit einer kalten Neugier an, wie etwas Unerhörtes, Wildfremdes.

Robert unterdessen zerlann sich nach einer Rechtfertigung, nein, nur einem Trost für sei- nen Sohn. Er hätte in diesem Augenblick alles ertragen, jedes Opfer gebracht, um sein Tun ungeschehen zu machen. Aber es zu leugnen, vermochte er nicht.

»Wir sind fertig!« sprach Bernd enblich. Er sprach es ohne Klang.

Damit schritt er an ihm vorbei, hinaus, über Gang und Treppe in sein Zimmer hin- auf. Dort fiel er langgestreckt auf sein Bett.

Er wußte nicht, wie lange er so gelegen hatte. Als er den Kopf erhob, ward er gewahr, daß es zu dämmern begann.

Langsam richtete er sich auf und hockte sitzend auf den Bettrand nieder. Seine Glieder waren schwer, wie mit Blei gefüllt. Was

nun werden sollte, fragte er sich gar nicht, so unsagbar gleichgültig war es ihm. Er dachte immer nur das eine, das Nichtmehrgutzu-machende. Wie die Junge, Weltfremde, die er geliebt hatte, der großen Anziehung des Mannes verfallen war, der in naiver Gewissenlosigkeit ihr Gefühl anlodte und ihm entgegenkam. Überall, wo es Männer und Weiber gab, kamen solche Dinge vor. Vollends in dem Kreise, da er und seine Eltern lebten. Seine Eltern! Er hatte ja keinen Vater mehr. Nur seiner Mutter gedachte er als derjenigen, die auch litt, über die wie über Ina mit Füßen hinweggeschritten worden war. Er konnte sie und sich nicht rächen. Vergessen aber auch nicht. Alle Möglichkeiten waren ihm genommen; es war alles aus! —

Wie lange er so zusammengetrochen vor sich hingebämmert hatte, wußte er nicht. Er überhörte völlig, daß an die Tür gepocht ward, daß die Tür sich leise öffnete. Erst als im dunkelnden Zimmer plötzlich eine Gestalt vor ihm stand, fuhr er empor und erkannte seine Mutter.

»Was willst du?« fragte er rauh in die Finsternis hinein.

»Ich wollte nur sehen, ob du da bist — oder —« Die stammelnden Worte ersticken ihr in der Kehle.

»Ich will Licht machen.« Damit erhob er sich schwerfällig, tappte zur Kommode neben der Tür und drehte das Licht auf.

Als er zu der Frau zurückkehrte, die sich nicht rührte, wahrte er, wie gramvoll und verfallen sie ausah. Ein flüchtiges Mitleid wandelte ihn an. »Setz' dich doch!« mahnte er und schob ihr einen Stuhl hin.

Sie sank darauf nieder und legte das Antlitz in die Hände.

Er hatte sie nie zuvor so weinen sehen. »Ja — weißt du denn?« fragte er langsam, gedämpft.

Ihre Hände glitten herab; sie sah ihm durch Tränen fest ins Gesicht. »Freilich — er hat es mir doch selbst gesagt.«

»Er hat — es — dir?« Beinahe unsäglich dünkte es ihn.

Aber Agathe nickte ergeben. »Er ist gewöhnt, in jeder schlimmen Lage seine Zuflucht zu mir zu nehmen; er braucht dann jemand, der den Knoten für ihn entwirrt. So war es auch diesmal.«

»Aber ist er denn kein Mensch? Er mußte doch wissen, was dir damit geschah.«

»Nicht so ganz. Weil er dergleichen nicht an sich erlebt hat. Hast du nie bemerkt, wie hart und verständnislos sehr gesunde Menschen oft gegen tränkliche sind?«

»Das ist doch ein andres.« Bernd fuhr sich über die Stirn. »Ich verstehe nichts mehr — ich bin wie irr.«

»Abgesehen«, sprach Agathe, »hätte ich es sonst wohl durch Sibonie erfahren. Die kann sich nicht beherrschen und schont niemand.«

Bernd schwieg.

Sie suchte nach seiner Hand: »Es — es ist ihm so schrecklich,« murmelte sie. »Kannst du nicht —?« Sein Anschauen machte es ihr unmöglich, den Satz zu vollenden.

Etraff und hoch stand er vor ihr. »Und du, du nimmst das alles als verzeihlich? Du liebst ihn wahrscheinlich noch?«

»Ja!« kam es leise zurück.

Er fand kein Wort mehr. Fast mit Haß funkelten seine Augen sie an.

»Höre mich!« sagte die Frau. In ihrem Ton war plötzlich eine wunderbare schmerzliche Festigkeit. »Du tust jetzt deiner Mutter unrecht und hältst sie für nichts weiter als eine verliebte Frau. Wenn ein Mann an eine einzige Sache oder eine Idee sein halbes Leben gesetzt hätte, auch ohne Aussicht auf Erfolg, würdest du gewiß Achtung vor ihm haben. Meine Lebensaufgabe, für die ich gekämpft und gebuldet, oft innerlich geblutet habe, war er. Nun verachtest du mich und möchtest, daß ich ihn verlasse, weil er deine Liebe enttäuscht hat.«

»Deine auch,« sagte Bernd kalt.

»Meine war es schon oft vor heute, aber du hast es nicht wissen wollen. Bis es an dich selber ging.«

Er biß sich auf die Lippen. Was sie da sagte, war wahr. Wenn etwas sie getränkt hatte, war er stets bereit gewesen, sie zu beschwichtigen, für alles Milberungsgründe zu finden. Weil er ihn nicht hatte weniger lieben wollen — ihn!

»Er ist heute nicht anders, nicht mehr im Unrecht als früher. Daß es diesmal so furchtbar ausging, ist nicht seine Schuld.«

Bernd lachte mißtonig auf. »Nein, es ist unsre, ich weiß! Deine und meine, unser aller Schuld. Aber ich bin jedenfalls der, auf den Strafe gefallen ist.«

»Du allein?« fragte sie traurig.

»Ach du — du verzeihst ihm ja.«

»Und du, du kannst das nicht?«

»Nein!«

Es ward still zwischen ihnen. Dann hub Agathe in müdem Ton von dem zu reden an, was nun geschehen mußte. Der Arzt verlangte, daß Ina in eine Heilanstalt verbracht würde; man hatte überall hintelegraphiert, um das Nötige zu veranlassen. Heute abend würde sie fortgebracht. »Der Doktor, die Pflegerin und ich fahren natürlich mit. Willst du auch?«

Er schüttelte heftig den Kopf. Dann schien er noch etwas fragen zu wollen.

Agathe erriet ihn. »Er ist schon fort,« sagte sie gedämpft. »Lili und die Kleinen sind mit ihm. Auch die andre wird gehen. Sie hat mir vorhin einen großen Jammeraustritt gespielt, fast als ob sie die Verratene sei. Wahrscheinlich kommt sie auch noch an dich.«

Bernb stieß ein verächtliches Lachen aus. »Komödiantin!« murmelte er höhnisch. Wie die ganze Welt ihm erbärmlich schien!

»Wenn ich die arme Ina gut untergebracht weiß, soll ich dann zu dir zurückkehren? Du — du brauchst mich doch vielleicht.«

»Ich will dich nicht von zu Hause fernhalten. Das geht schon wegen Lili nicht, und dann« — mit der Grausamkeit des Leidens setzte er hinzu: »Du hast ja deinen Gößen.«

Sie stand nicht mehr gebeugt, sondern aufrecht da. Sie hätte ihm sagen mögen, daß

ein Kind seine Mutter nicht schlagen soll, aber sie sah, er war zu Schmerzverwilt, um zu wissen, was er tat. »Gott behüte dich, Bernb,« sagte sie weich und ging. —

Er sank in seinen Zustand halber Betäubung zurück. Bis er über eine Weile — es war schon ganz dunkel — das Rollen eines Wagens vernahm. Nun brachten sie sie fort. Es durchschauerte ihn. Einen Augenblick war ihm, als möchte und müßte er sie noch einmal sehen — dann dachte er an das Grausen des heutigen Morgens und stand davon ab.

Gegen Morgen war auch Sibonie, die sich bei Inas Fortbringung noch ganz unsinnig gebärdet hatte, so weit gekräftigt, um abreißen zu können. Vorher drang sie in Bernbs Zimmer und nahm einen empfindsamen Abschied. Durch die Anteilsbezeugungen, mit denen sie ihn überschüttete, und die Anklagen, die sie gegen Amelung schleuderte, klang ihre eigne zornige Enttäuschung über diesen deutlich hindurch. Und während ihre Tränen abwechselnd um Ina, Bernb und Agathe flossen, wie sie angab, fühlte sie sich doch sichtlich als die Wichtigste und Unglücklichste von allen. Bernb kannte sie lange genug, um zu wissen, wie sehr sie dies Bewußtsein genoß. Es widerste ihm.

Endlich war sie fort. Und nun war er allein. Er atmete auf. Er hätte die andern nicht mehr ertragen, niemand mehr.

(Schluß folgt.)

Noch einmal

So lange trug mich das reiche
Quellende Mutterland —
Unfroh und in mich gebunden
Blieb ich in Armut gebannt.

In Leiden, als wären es Ströme
Strudelnder Wirrsal, verstedt.
Geist Gottes kam über die Tiefe —
Und wieder ward ich erweckt.

Licht wurde. Die Sonne sah ich,
Als hätt' ich sie nie gesehn,
Den Mond, in der Sterne Mitte,
Als wär' es das erste Mal, stehn.

Und Tiere traten mir, Freunde,
Aus rauschender Fülle hervor;
Vögel flogen und sangen
Meine schwindelnde Freude empor.

Auf schwellendem Rasen wandelnd,
Bei Blumen und fruchtbarem Kraut
Anwehte mich, Wunder der Wunder,
Verstehender Menschenlaut.

Noch einmal bin ich, wie ehemals,
Ein Erdenkind arm und gering,
Das die Welt und der göttlichen Allmacht
Lebendigen Atem empfang!

Else Nonne



Abbild. 1. Dambeck

Besitzer Landrat Freiherr von Langermann und Erlencamp

Mecklenburgische Landhäuser

Von A. von Langermann (Schwerin)

Mit fünfzehn Abbildungen

Lber kein Gebiet der Kunst ist in den letzten Jahrzehnten so viel geschrieben und gelesen worden wie über die Baukunst. Dabei wurde der Begriff gegen früher merklich erweitert, denn während bisher fast nur die öffentlichen Zwecken dienenden Gebäude, die von der Kirche, den Fürsten oder städtischen Körperschaften errichtet waren, zu den baulichen Kunstwerken zählten und alle Wohn- und sonstigen Bauten als Erzeugnisse des Handwerks von der hohen Kunst ausgesondert blieben, ist man jetzt geneigt, jede Baulichkeit — einerlei, welchen Zwecken sie dient —, wenn sie nicht gerade zur schlimmsten Massenware gehört, als Volkskunst einer liebevollen Betrachtung zu würdigen. Daß damit nicht nur der Baukunst, sondern auch dem Bauhandwerk zu neuem Aufschwung verholfen wurde, beweisen die vielen erfreulichen Straßenbilder, die seitdem entstanden sind.

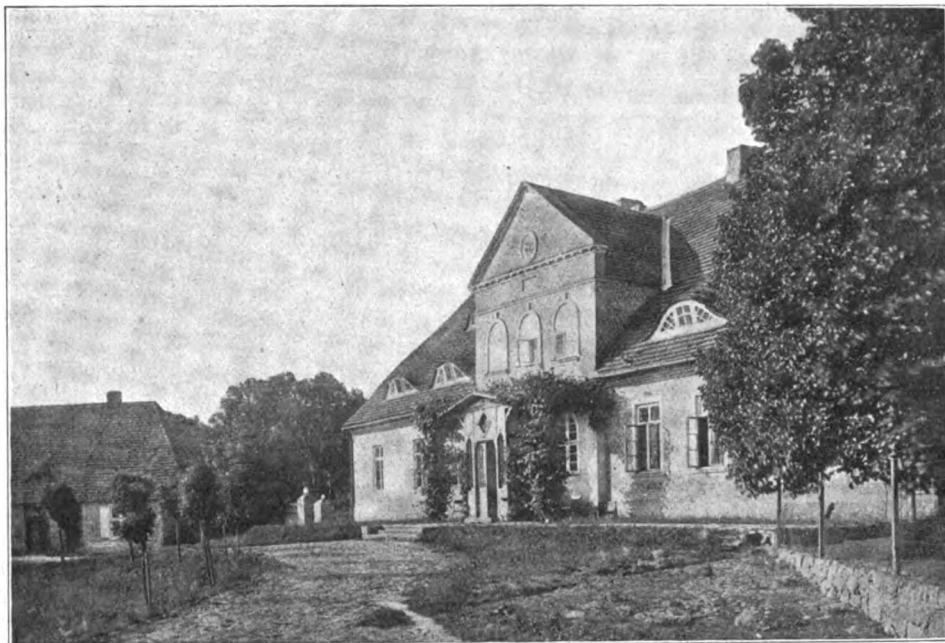
Die Baukunst kann ihrer Natur nach nicht als Liebhaberkunst in Betracht kommen, denn nicht jeder hat Gelegenheit, sich ein Haus nach eigenem Gefallen zu bauen, und wenn es der Fall ist, so sind berufene und unberufene Ratgeber genug zur Hand, dem häufig völlig rat- und willenlosen Bauherrn mit ihrer Weisheit beizustehen. Solange das Bauhandwerk die gute Überlieferung beibehielt, solange

Zweckmäßigkeit und gebiegene Ausführung Ehrensache waren, ging das ganz gut, wie so manches schlichte behagliche Haus aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts beweist. Seitdem aber die »Häuseranfertigung« fabrikmäßig betrieben wurde und man sich im Musterbuch Grundriß, Aufriß und Schmuckformen fix und fertig ausjucken und bestellen konnte, begann eine Geschmacksverwilderung, die dem Bauhandwerk zwar nicht den goldenen Boden, aber — was schlimmer war — die Seele austrieb. Als dann die Langeweile in der Gestaltung der menschlichen Wohnung gar zu groß wurde, setzte der Umschwung ein, und eine Flut von guten Büchern mit hübschen Bildern half die Augen öffnen und die Gewissen schärfen, denn sie wurden nicht nur eifrig gelesen und gekauft, sondern auch vielfach als Lehrbeispiele benutzt und angewandt. Jede Art von Baulichkeit ist der eingehendsten Erforschung und Betrachtung unterzogen worden, ganz besonders die ländlichen Bauweisen, die von den städtischen Verfassungen zu werden drohten. Bauernhaus, Stall und Scheune wurden in ihren landschaftlichen Abwandlungen verglichen und eingehend geschildert, doch begnügte sich diese liebevolle Forscherarbeit damit, das Wachsen und Werden der kleinen Besitzungen zu ergründen; die Wohnung des Großgrundbesitzers

wurde ganz beiseitegelassen, denn sie wollte in keins der gebräuchlichen Fächer so ganz hineinpassen. Die Bezeichnung »Burg« und »Schloß« erschöpfen ihr Wesen nicht vollkommen.

Das Gutshaus hat seine Baugeschichte für sich, denn außer den ländlichen Wohn- und Wirtschaftsbedürfnissen, für die das landesübliche Bauernhaus Form und Vorbild gab, mußte es auch in früheren Zeiten der Verteidigung dienen und oft einer erstaunlichen Anzahl von Menschen Raum gewähren. Es war kein seltener Fall, daß mehrere Geschlech-

zehnten und achtzehnten Jahrhundert errichtet, den ruhigeren Zeiten entsprechend weiträumiger und freier angelegt sind, ist der Name »Schloß« üblich, selbst wenn das Gebäude nichts weniger als schloßartig aussieht. Immerhin bestimmen diese beiden Bezeichnungen vielfach die etwas verschwommene Vorstellung, die der Städter, zumal der Großstädter, von einem Landhause hat, wenn ihm die Gelegenheit fehlt, das Landleben aus eigener Erfahrung kennenzulernen, und da die Landhäuser fast immer weitab von den großen Verkehrswegen in Garten und Wald versteckt



Abbild. 2. Jurow bei Neukloster

Besitzer Herr von Reinbeck

ter einer Familie zusammen hausten; außerdem mußten noch die zahlreichen Dienstleute verschiedenen Grades untergebracht werden, und auch die Gastfreundschaft wurde gern und in weitgehendem Maße geübt. Aus allem diesem ergab sich die Notwendigkeit der Vereinigung von Festungsanlagen, Versammlungsräumen und ähnlichen, mehr städtischen Wohnungsformen mit den ländlichen, die stark hervortretende Unterschiede bedingte. In Gegenden, deren fehrereiche Vergangenheit die Sicherung gegen feindliche Überfälle bei diesen einsam liegenden Wohnstätten in den Vordergrund rückte, hat sich die Bezeichnung »Burg« erhalten, auch nachdem Wälle und Mauern gefallen sind. Für Gutshäuser, die im sieb-

liegen, so ist es kein Wunder, daß die Kenntnis von ihrer Eigenart nicht in weitere Kreise dringt. Und doch ist in ihnen oft eine Fülle von Schönheit verborgen, die kennenzulernen die Mühe reichlich lohnt.

Besonders wenig weiß man von den medlenburgischen Gutshäusern, denn da nur wenige durch geschichtliche oder literarische Beziehungen bekannt sind, so findet der Wanderer selten den Weg dorthin, obgleich sie ein so wunderschönes Stück deutscher Landschaft bedeuten.

Die Anlage des medlenburgischen Gutshofes entspricht genau dem Grundriß des niedersächsischen Bauernhauses. In derselben Reihenfolge, wie sich dort die Ställe und Wohnräume unter einem Dach befinden,

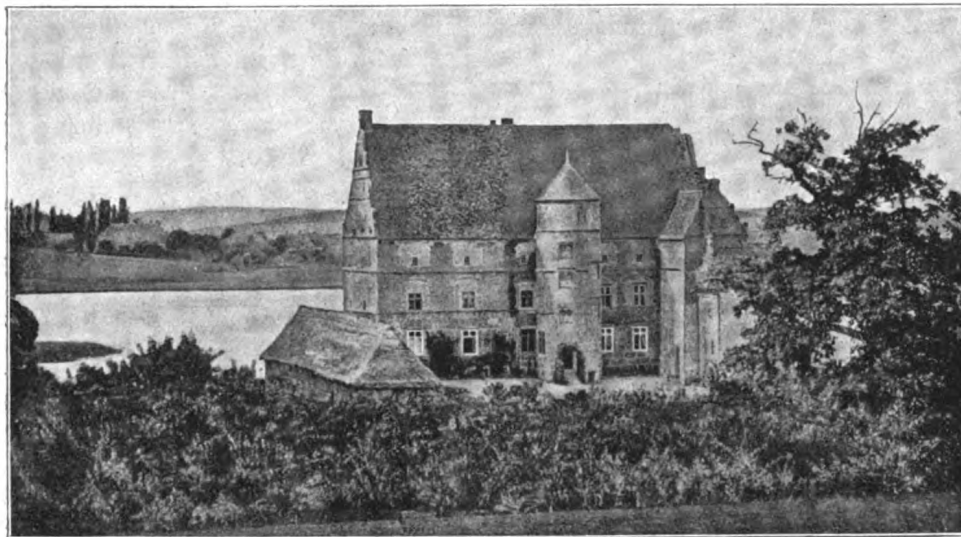


Abbild. 3. Rittergut Salenbeck bei Rotelom

Kunst. J. B. Steffen, Friedland i. Medlbg.
Besitzer Herr von Niesen

stehen hier die Gebäude an einem gepflasterten Wege, untereinander durch Mauern oder Zäune verbunden. Quer davor, der Landstraße zugekehrt, bezeichnet nicht selten ein stattliches Torhaus die Einfahrt, oder diese ist durch zwei hohe gemauerte Pfeiler eingefasst, auf denen sich steinerne Kugeln oder Bildwerke erheben. Rechts und links reihen sich Scheune und Schafstall, Viehhaus und Pferdestall, in dessen Obergeschos die Wohnungen der unverheirateten Knechte liegen, daneben der

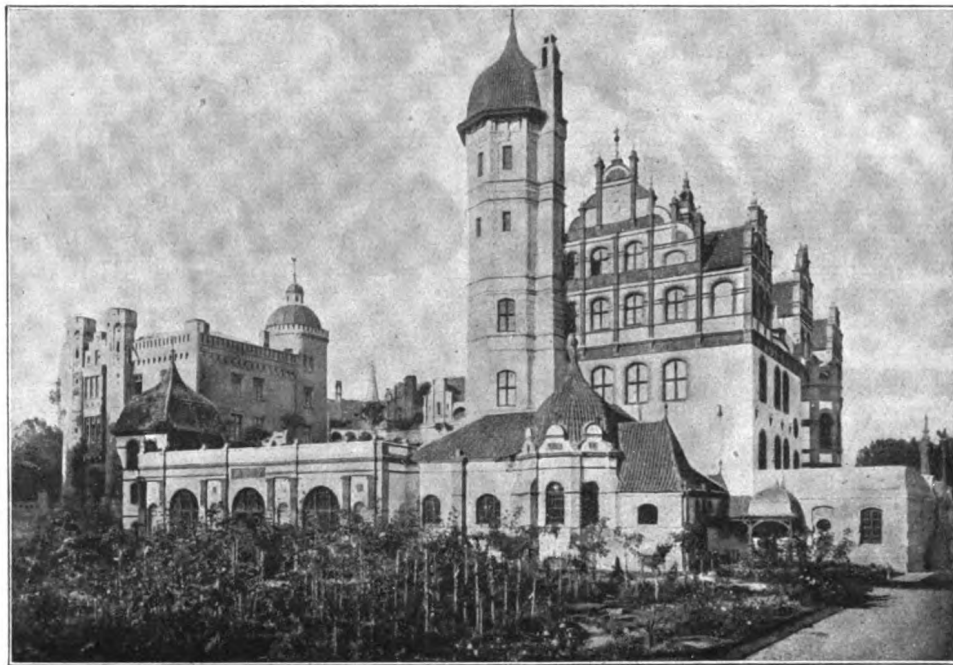
Reitstall mit dem Wagenschauer und das Wirtschaftshaus, das außer den Wohnungen der Beamten und des weiblichen Personals die große Leuteküche und einen Speise- und Tagesraum für die Angestellten zu enthalten pflegt. Schweinestall, Bad- und Waschhaus liegen oft etwas zurück, außerhalb der geschlossenen Reihe. Am Ende des langgestreckten Viereds steht das Wohnhaus, von den übrigen Gebäuden durch Gartenanlagen, zum wenigsten durch einen Grasplatz oder ein



Abbild. 4. Schloß Ulrichshufen um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts

Besitzer Erblandmarschall Graf von Hahn

Aus Schlies Kunst- und Geschichtsdenkmälern



Abbild. 5. Schloß Basedom (Vorderseite mit dem Neubau von Haupt)
Besitzer Erblandmarschall Graf von Hahn Aus Schlies Kunst- und Geschichtsdenkmälern

Blumenbeet getrennt. Der Hof ist umgeben von Park und Gärten, die, wenn irgend möglich, bis an den fast nie fehlenden See reichen.

Die Lage am Wasser ist nicht nur landschaftlich schön, sondern auch wirtschaftlich bequem, so daß Güter, die keinen See haben, als stark benachteiligt gelten. So sehr jedoch der Medlenburger die Nähe des Wassers liebt, so ängstlich meidet er den Sumpf. »Wer auf den Sumpf baut, dessen Haus kommt nicht auf den dritten Erben«, sagt ein altes Sprichwort des Landes, und daher ist die sonst in wasserreichen Gegenden für ländliche Siedlungen beliebte Wasserburg sehr selten, obgleich sie vereinzelt vorkommt — ist doch das Schweriner Schloß eine echte Wasserburg. Die eigentümliche geologische Beschaffenheit des Landes, die mitten zwischen See und Sumpf feste Sandhügel aufweist, gewährt den auf festem Boden angelegten Wohnstätten gleichwohl den Schutz durch Wasser und durch schwer zugängliches Wiesenland. Häufig finden sich auch Reste von Wällen und Gräben, die mit herrlichen uralten Eichen und Buchen bestanden sind, an die sich mancherlei Sagen knüpfen. Wenn's angeht, ist das Haus auf einen Hügel gebaut, etwas höher als der Hof, damit es freien Überblick über die Wirtschafts-

gebäude und die nächsten Felder hat. Wo statt des Sees ein Teich ist, wird dieser derart in die Anlage einbezogen, daß er zwischen Haus und Hof liegt.

An der Gestalt des Gutshauses ist die sonst so rege Erforschung heimischer Bauweise fast ganz vorübergegangen. Für den Altertumsforscher ist es meistens zu neu, oder die alten Reste sind zu sehr verbaut durch Änderungen, wie sie Geschmack und Bedarf der wechselnden Geschlechter notwendig machten, und den Anforderungen der Neuzeit entsprechen nur ganz wenige, die in der jüngsten Zeit errichtet oder umgestaltet sind.

Hier auf eignem Grund und Boden kann jeder bauen, wie er will, und wenn auch der jeweilige Zeitgeschmack stark zur Geltung kommt, so ist doch die Vorliebe für das Altgewohnte stark genug, um auch dem Neuen ein eigenartiges Gepräge zu geben. In manchem modischen Prunkbau sind alte Sitten und Ordnungen beibehalten, die uns heute fast fremdartig berühren. Auch im Inneren hält man sich heute noch gern an die Raumverteilung des Bauernhauses. Aber einige Stufen gelangen wir auf einen offenen Sitzplatz und durch die mit Fenstern und Gittern versehene Haustür auf den »Vorplatz« — Halle heißt

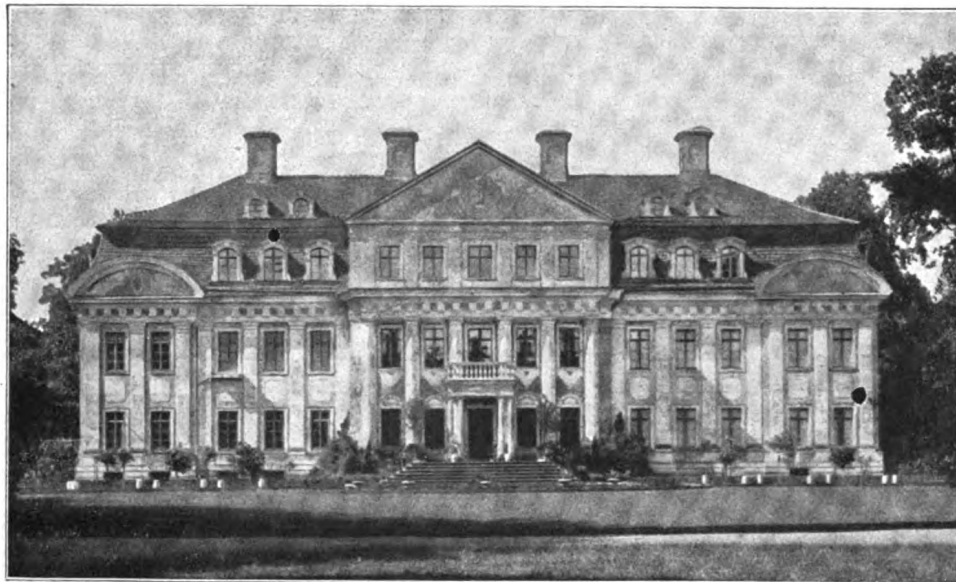
der Raum nur in neuen Häusern. Er ist mehr oder weniger wohnlich eingerichtet, enthält häufig das Treppenhaus, und von ihm aus gehen Türen in die Wohnräume. Ist er heizbar, so wird im Winter dort gegessen und das dahinterliegende Esszimmer nur für die Zeiten zahlreichen Besuchs benutzt. Auf der einen Seite liegt das Arbeitszimmer des Herrn, auf der andern das Wohnzimmer, dahinter Schlaf- und Kinderzimmer. Von der Anrichte oder von einer seitlichen Treppe aus gelangt man zu den im Erdgeschoß oder in einem Flügel gelegenen Wirtschaftsräumen.

Die Bezeichnung Burg oder Schloß ist in Medlenburg nicht üblich. Wo sie vorkommt, z. B. in »Burg Schütz« oder »Schloß Basse-dow«, ist sie ein Teil des Ortsnamens und wird für die ganze Begüterung gebraucht, oder sie ist ganz neuen Ursprungs. Der Besitzer nennt sein Haus einfach mit dem Ortsnamen; die Gutsleute sagen »das Haus« oder »der Hof« ohne weiteren Zusatz.

In den meisten Fällen sind die Wohngebäude behaglich und geräumig, aber durchaus nicht prunkvoll oder schloßartig, denn nach altem Herkommen mußte das Wohnhaus der Größe und dem Ertrag des Gutes entsprechen und durfte an Erhaltungs- und Bewirtschaftungskosten nicht allzuviel beanspruchen — verfügte der Besitzer doch nur selten über noch weitere Einnahmequellen. Wo dies

der Fall war, also namentlich bei Besitz mehrerer Güter, bei besonders blühender Vieh- oder Pferdezüchtung oder bei gewerblichen Anlagen, wie Ausnutzung von Torfmooren und Ziegeleien, war ein großartiges Wohnhaus allenfalls verzeihlich, aber nicht notwendig zur Hebung des Ansehens. Die Bausteine mußten, wenn irgend möglich, von der eignen Feldmark stammen, das Holz aus dem eignen Wald, die Steine aus der eignen oder doch nächsten Ziegelei, wenn nicht aus den überall vorhandenen Findlingsblöcken gebaut werden sollte, die zu den Grundmauern stets verwandt wurden. Zur Ausführung der Arbeiten, für die die Fertigkeiten der eignen Leute nicht ausreichten, kamen die Handwerker aus der nächsten Stadt. Es ist erstaunlich, wie tüchtige und geschickte Kräfte es in früheren Zeiten in den kleinsten Orten gegeben haben muß, denn an Wand- und Deckenmalereien wurden oft die schwierigsten Aufgaben gestellt, und die Möbel sind in ihrer schlichten Sachlichkeit noch heute vorbildlich. Der »Rade-macher«, wie der Stellmacher hier heißt, war der Mann für alles; er baute auf Verlangen Stühle und Bänke, die sich sehen lassen konnten.

Die am häufigsten, wenn auch in vielfachen Abwandlungen wiederkehrende Form des Wohnhauses ist die von D a m b e d (Abbil-



Abbild. 6. Diekhof (Gartenseite)

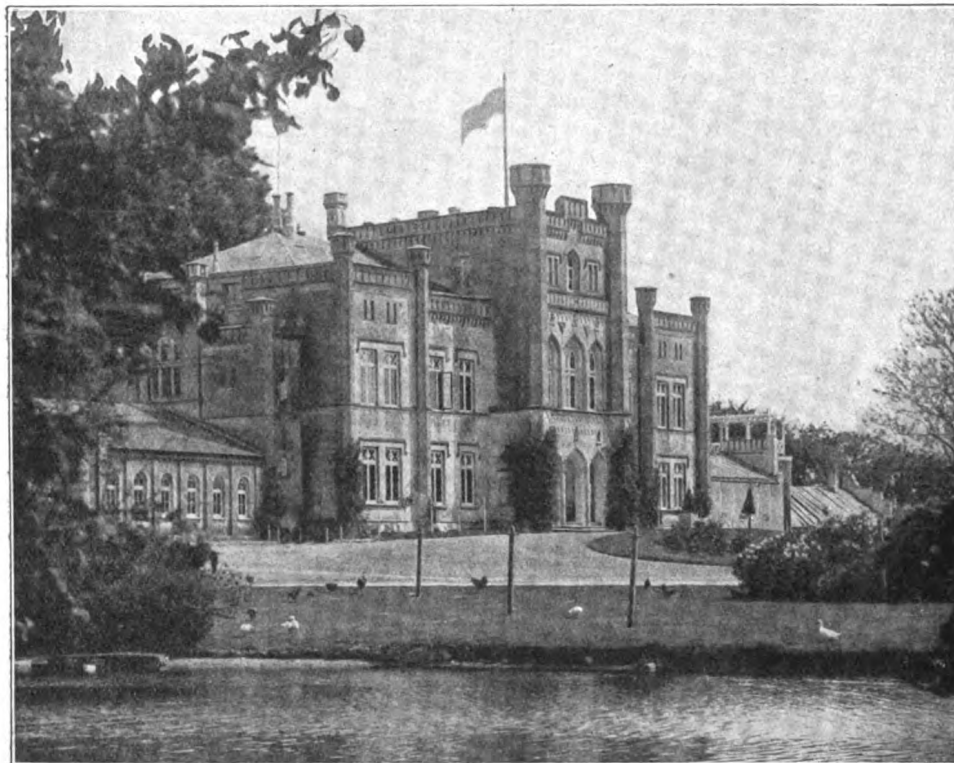
Kunst. G. Brödel, Lübben
Besitzer Graf von Schlieffen

dung 1). Es ist im achtzehnten Jahrhundert erbaut worden aus Feldsteinen und Ziegeln mit weißem Kalkputz. Das hohe Doppeldach aus flachen Ziegeln ist belebt durch Mansarden und Fledermauslufen, die auf plattdeutsch den sinnigen Namen »Lufen« führen, gleichen sie doch freundlich blinzeln Augen.

Noch schlichter ist das behagliche Häuschen in Zuro (Abbild. 2). Hier ist das Frontispiz, der Mittelgiebel — neben dem Doppel- dach so recht eigentlich das Wahrzeichen med-

helle Räume schließen. Wenn zerstörte Häuser neu aufgebaut wurden, so benutzte man dazu nach Möglichkeit die alten Grundmauern und Keller, selbst wenn das die bequeme Gestaltung des Grundrisses erschwerte und die Zimmer nicht in gleicher Höhe liegen konnten.

Hin und wieder finden sich auch wehrhafte Burgen. Dann ist der Plan des Hofes weniger geräumig, und die Wirtschaftsgebäude sind zu einem besonderen Bauhof vereinigt, während das Herrenhaus ganz zur Verteidi-



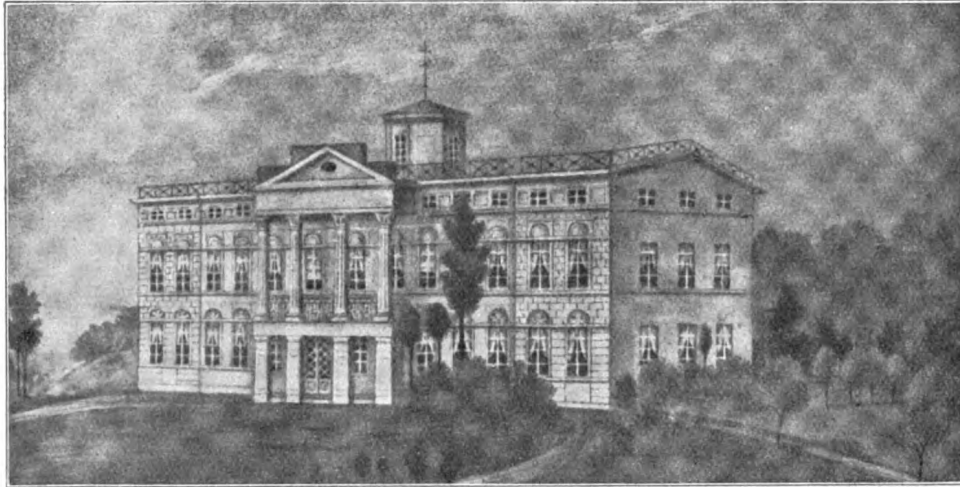
Abbild. 7. Charlottenthal

Aufn. G. Lorenz, Güstrow
Besitzer Generalmajor z. D. von Schmidt-Pauli

lenburgischer Gutshäuser — schon deutlich ausgeprägt. In dem Giebelfeld befindet sich häufig eine Uhr, hin und wieder auch das Wappen.

Sehr bezeichnend für die Einfachheit der alteingesessenen Familien sind Fachwerkbauten wie Galenbeck bei Friedland (Abbild. 3). Seit 1170 ist es im ununterbrochenen Besitz der Familie von Rieben, deren alte Burg seit der pommerischen Fehde in Trümmern liegt. An ihrer Stelle erhebt sich der langgestreckte Fachwerkbau auf Grundmauern von Feldsteinen. Die vielen Fenster lassen auf große

gunz eingerichtet ist. Ulrichshusen (Abbildung 4), 1562 von Albrecht von Maltzahn erbaut, zeigt den ursprünglichen Aufbau fast völlig erhalten. Torhaus und Wohngebäude haben die Renaissanceformen, wie sie der deutsche Norden besonders eigenartig ausgebildet hat. In ähnlicher Weise, wie bei den aus derselben Zeit stammenden fürstlichen Schlössern zu Schwerin, Güstrow, Gadebusch und Wismar, sind Wände und Giebel mit Bild- und Spruchtafeln aus gebranntem Ton geschmückt, darunter auch das Bildnis des Erbauers und seiner Gattin. In noch früherer



Abbild. 8. Jaschendorf

Nach einer Porzellanmalerei aus dem Jahre 1839 aufgenommen von Fritz Heuschel, Schwerin
Besitzer Landrat Freiherr von Langermann und Erlencamp

Zeit entstand die nicht vollständig erhaltene und nicht mehr bewohnte Burg Penzlin bei der Stadt gleiches Namens.

Die wechselvollsten Schicksale hatte das Schloß Basebow, dessen Name seit 1474 in dieser Form urkundlich vorkommt. Den Grundstein legten schon 1337 die Grafen Hahn, die noch heute darin wohnen. Von dem ursprünglichen Bau ist nichts mehr sichtbar; der jetzt älteste Teil trägt die Jahreszahl 1513 und hat etwas einfachere Formen als Ulrichshusen. Dann bauten die folgenden Geschlechter weiter, wie es ihnen gefiel, bis 1837 die etwas regellose Anlage durch Bau-

rat Stüler aus Berlin ein einheitliches Aussehen bekam. Alle Gebäude, mit Ausnahme der ältesten Teile, wurden mit Zinnen und Türmen versehen in den Formen der englischen Gotik, die durch ihre klassischen Anklänge dem Geschmack der Romantik näher lag als die deutsche Gotik. Ein ganz neues, geräumiges Wohnhaus wurde errichtet, und ringsum dehnten sich weite Terrassen und Laubengänge — ein stattlicher, heiterer Landsitz, der leider 1891 zum größten Teil bis auf die Grundmauern niederbrannte. Noch im selben Jahre wurde unter Leitung des Baumeisters Dr. Haupt ein prunkvoller Neubau in Angriff



Abbild. 9. Bentin

Besitzer Karl Ludwig von Schmerlorn



Abbild. 10. Kloddrum

Kun. Karl Heldt, Bellahn
Besitzer Herr Volten

genommen (Abbild. 5), der sich dem Stil der ältesten Teile anpaßt, an Fülle des bildnerischen Schmuckes mit den reichsten Gebäuden Lübeds wetteifert und die einheimischen Fürstenschlösser fast überbietet. Das Ganze ist ein schönes, trutziges Schloß, dem man vom Standpunkt der Stilreinheit den Vorzug geben müßte vor jenem wunderlichen Gemisch von Klassizismus und Romantik des Stüler'schen Baues; aber wenn man die alten Ansichten mit den neuen Bildern vergleicht, hat man doch keine Bedenken. Die Renaissanceformen

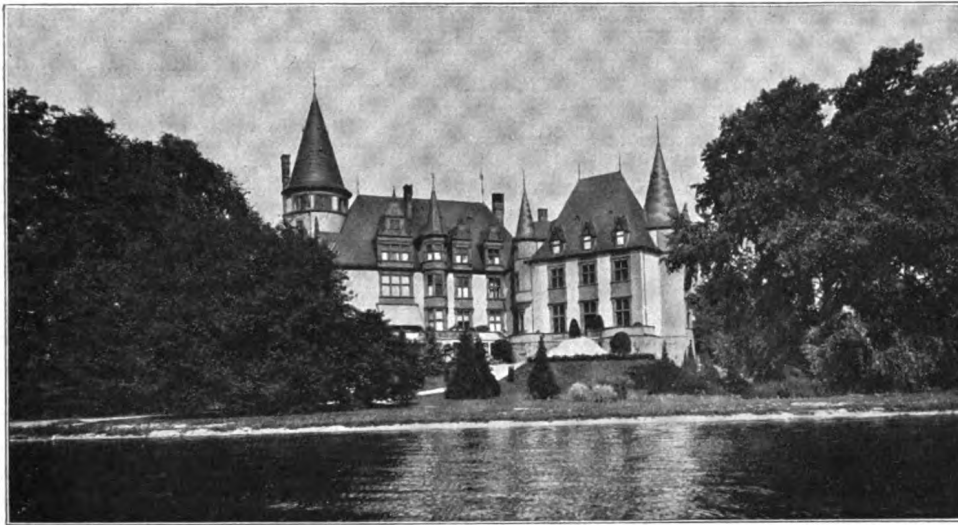
sind in der Stadt erwachsen; sie wirken am wichtigsten in geschlossenen Massen durch ihr kraftvolles Aufschließen aus der umgebenden Enge. Sie brauchen Nachbarn, die sie übertrumpfen können. Die romantisch-klassische Gotik hat trotz dem wehrhaften Aufputz etwas behaglich Breites, das dem Landhause besser ansteht.

Die Grafen Hahn, die sich auch in Kunst und Wissenschaft hervortaten, waren von jeher sehr baulustig. Eine lange Reihe der schönsten Häuser im Lande sind auf sie zurückzu-



Abbild. 11. Schloß Melkorf

Kun. Karl Heldt, Bellahn
Besitzer Graf von Rantzau



Aufn. v. Müller. Baron v. Meding.
Besitzer Herr von Schnitzler

Abbild. 12. Klink

führen, da einem von ihnen im achtzehnten Jahrhundert der Sage nach neunundneunzig Güter gehörten. Vor dem Erwerb des hundertsten scheuten sie sich, sagt der böse Volksmund, weil sie dann hätten Soldaten stellen müssen. Was sie durch Erbgang oder Kauf an sich brachten, statteten sie mit schönen Wohnhäusern aus, die allen Anspruch auf die Bezeichnung »Schloß« haben. So bauten sie im achtzehnten Jahrhundert Faulenrost und Diekhof (Abbild. 6), von dem eine alte

Reisebeschreibung erzählt: »Im Jahre 1732 ließ der Landrat Ludwig Achaz Graf Hahn zu Diekhof einen prächtigen Wohnsitz von Grund aus neu erbauen in einer Gegend, wo man früher nichts als leeren Raum und unbewohnten Platz gefunden. Dieser Palast gereichte nicht allein der Gegend, sondern dem ganzen Vaterlande zur Zierde.« Auch die innere Einrichtung war überaus reich, mit herrlichen Stuckverzierungen und Wandmalereien — aber Ludwig Achaz hatte sich »über-



Abbild. 13. Krumbeck bei Bredenfeld (Gartenansicht)

Besitzer Herr von Demitz

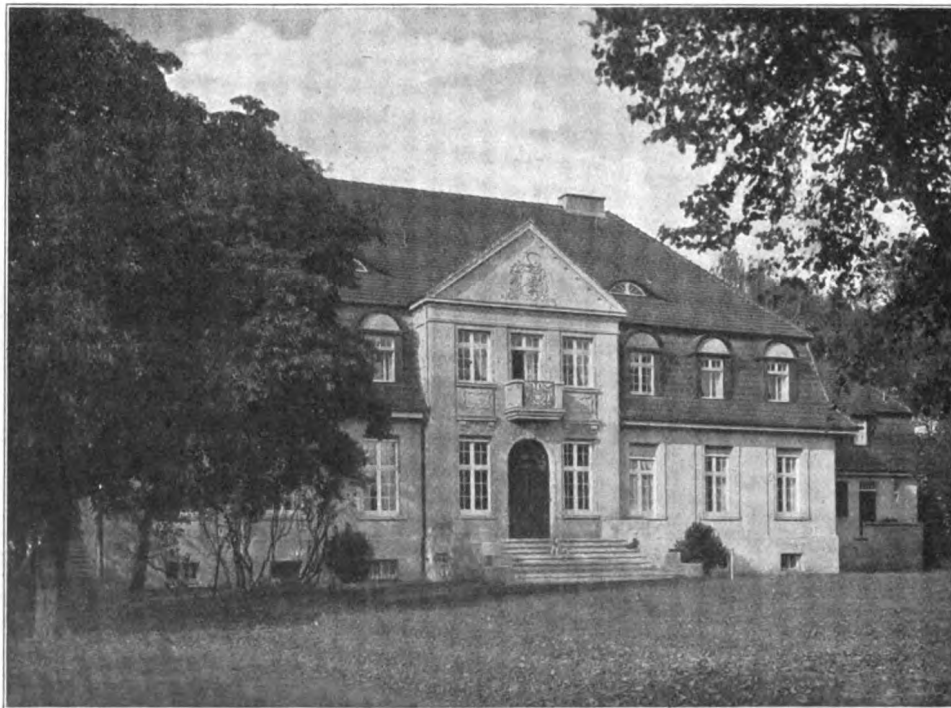
baut«; bei seinem Tode fiel die ganze Herrlichkeit an die Gläubiger, und das Gut ging durch viele Hände, bis es an die Grafen Schlieffen kam, die es heute besitzen.

Auf die schwere Franzosenzeit folgten gute Jahre. Landwirtschaft, Vieh- und Pferde- zucht blühten mächtig auf, und der wachsende Wohlstand ließ den Wunsch nach schöneren Häusern entstehen, als mancher sich bisher hatte leisten können. Besonders wer sich neu ankaufte, war bestrebt, durch ein stattliches Wohnhaus den Wert der Besizung für den möglichen Fall des Verkaufs zu erhöhen oder seinen Kindern eine schöne Heimstätte zu bereiten. So kommt es, daß durchschnittlich die neuangekauften Familien großartiger wohnen als die alten erbgeseffenen. Wer ein gutes, bequemes Haus von den Vätern ererbt hatte, ließ es im Inneren besser ausstatten; wo aber ein Neubau nötig war, da entstanden Bauten, die sich der schönen Natur einfügen wie Perlen in ihre Fassung.

Die Romantik paßte so gut zu den welt- fernen Wohnsitz zwischen Wald und See und den weiten, üppigen Feldern, und so ist denn die schon bei Schloß Basel-ru geschilderte klassisch-gotisch-romantische Bauart so

recht bezeichnend geworden für die Landhäuser im zweiten Drittel des neunzehnten Jahrhun- derts. Mit ihren weißen oder hellgrauen Türmen grüßen sie freundlich aus dem Grün; nur ist bei den meisten das heimische Ziegel- dach durch grauen Schiefer ersetzt. Ein Musterbeispiel dieser Art haben wir in Cha- rlottental (Abbild. 7), 1843 vom damaligen Besitzer Herrn Engel nach Plänen des Land- baumeisters Krüger erbaut. Trotz der im Vergleich mit andern Häusern großartigen Anlage beweist der Bau doch, daß weder der Herr noch die Frau gewillt war, die alte gute Sitte des Selbstwirtschaftens zu vernach- lässigen, denn das Wohnhaus steht durch ge- schützte Gänge mit sämtlichen Wirtschafts- räumen in Verbindung. Auch darin wurde am alten Brauch festgehalten, daß alle Baustoffe einschließlich des Putzalks auf dem Gute sel- ber gewonnen sind. Daß Baumeister Krüger nicht auf die englische Gotik eingeschworen war, bewies er durch den fast gleichzeitigen Bau des Hauses in Hoppenrade im deutschen Burgenstil.

Es fanden sich aber auch Liebhaber des reinen klassischen Stils, wie das schöne Haus in Zassenborf (Abbild. 8) zeigt, das eine



Abbild. 14. Timkenberg (Architekt Paul Korff in Laage)

Besitzer Herr Leutnant d. Res. Schinkel



Abbild. 15. Mentin (Architekt Paul Korff in Laage)

Aufn. P. Müller, Baron i. Medlbg.
Besitzer Herr Poensgen in Düsseldorf

verblüffende Ähnlichkeit mit dem Schlosse Wörlitz bei Dessau hat, besonders seit der kleine Tempel auf dem Dache verschwunden ist.

Die rege Bautätigkeit hielt an, bis in die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hinein. Die Pläne zu den meisten der damals ausgeführten Bauten lassen sich auf den Baumeister Thormann zurückführen, einen Mann von ausgeprägter Eigenart und großem Geschick. Er bevorzugt die englische Gotik, die bei ihm jedoch nicht nur äußerlicher Aufputz ist, denn in ihm lebt schon etwas vom modernen Raumkünstler, und er baut stets von innen nach außen. Statt der üblichen langen Zimmerflucht, deren Verbindungstüren dicht an den Fenstern liegen, und die für Schlaf- und Arbeitszimmer schwer zu erhellende Gänge nötig macht, schafft er Räume mit ungestörten Wandflächen, die ein behagliches Aufstellen der Möbel erlauben. Für die Gesellschaftsräume setzt er die Türen mitten in die Wand, während sie für Zimmer, die dem Gebrauch der einzelnen Familienglieder dienen, schräg in einer Ecke angeordnet werden. Auf diese Art entsteht zwischen je vier Zimmern ein kleiner dunkler Raum, der wenig stört. Jedes Zimmer ist für sich abgeschlossen, und doch läßt sich im Bedarfsfalle leicht eine Einheit aus ihnen bilden. Die außerordentlich praktische Art der Raumverteilung begründete Thormanns Ruf noch mehr als die schmucke Außenseite seiner Häuser, und sein

Rat wurde viel begehrt. So begegnen wir seinen Spuren überall: er baute ganz einfache Backsteinhäuser ohne jeden Anflug von Stil mit derselben Sorgfalt wie das entzückende Bentin (Abbild. 9), und seine Bauten sind noch heute mustergültig.

Die Zeit von 1870 bis zum Ende des Jahrhunderts zeigt daselbe Bild der Zerkahrenheit und Geschmacksverwilderung in Grundriß und Aufbau wie die übrige Baugeschichte. Rußenscheibenromantik und hohler Prunk spreizen sich neben kahlen Nützlichkeitsbauten mit Pappdach und Schweizerstilmaskeraden. Manches gute alte Fachwerkhaus mußte sich einen Umbau und Aufputz gefallen lassen, der nicht immer so geschickt und einheitlich durchgeführt wurde wie in Klobdrum (Abbildung 10).

Um 1900 erwachte in den Städten die »Sehnsucht nach der eignen Scholle«, und rings um die Großstädte entstanden Gartenstädte. Die Baumeister entwarfen nun mit Vorliebe »Landhäuser«. Verirrt sich jedoch ein solches einmal wirklich aufs Land, so merkt man bald, daß es von Stadtleuten für Städter gedacht ist, denn es strebt ängstlich von geringer Grundfläche in die Höhe und scheint sich nach Nachbarn umzusehen. Diese Häuser sind stets auf den Quadratmeter Eigentum berechnet, während das richtige Landhaus schon durch seine Grundfläche zum Ausdruck bringt, daß es hier nicht nach Metern, sondern nach Morgen Landes geht.

Besser als die kleinen Häuser dieser Zeit gerieten die großen, die schon die Bezeichnung Schloß beanspruchten. Melkof (Abbild. 11) schließt sich in der Bauart dem neuen Schloß Babelow an, geht aber mehr in die Breite und bewahrt durch die offenen Hallen und Balkons mehr die Eigenart des Landhauses. Völlig abweichend von heimischer Bauweise ist das Schloß in Klind (Abbild. 12), das 1897 von Griesebach und Dindlage erbaut, 1912 von Paulus und Littron in Berlin erweitert wurde.

Inzwischen hatte das Verständnis für Wohnungskunst in immer weiteren Kreisen Wurzel geschlagen, und verständnisvolle Baumeister wußten auch aus dem schier Hoffnungslosen etwas Hübsches zu machen. So standen in Krumbeck (Abbild. 13) drei einstöckige Häuser rechtwinklig beieinander. Ein erfindungsreicher Kopf faßte sie durch einen dazwischengestellten Turm zusammen und schuf so mit einfachen Mitteln ein Haus von reizvoller Eigenart.

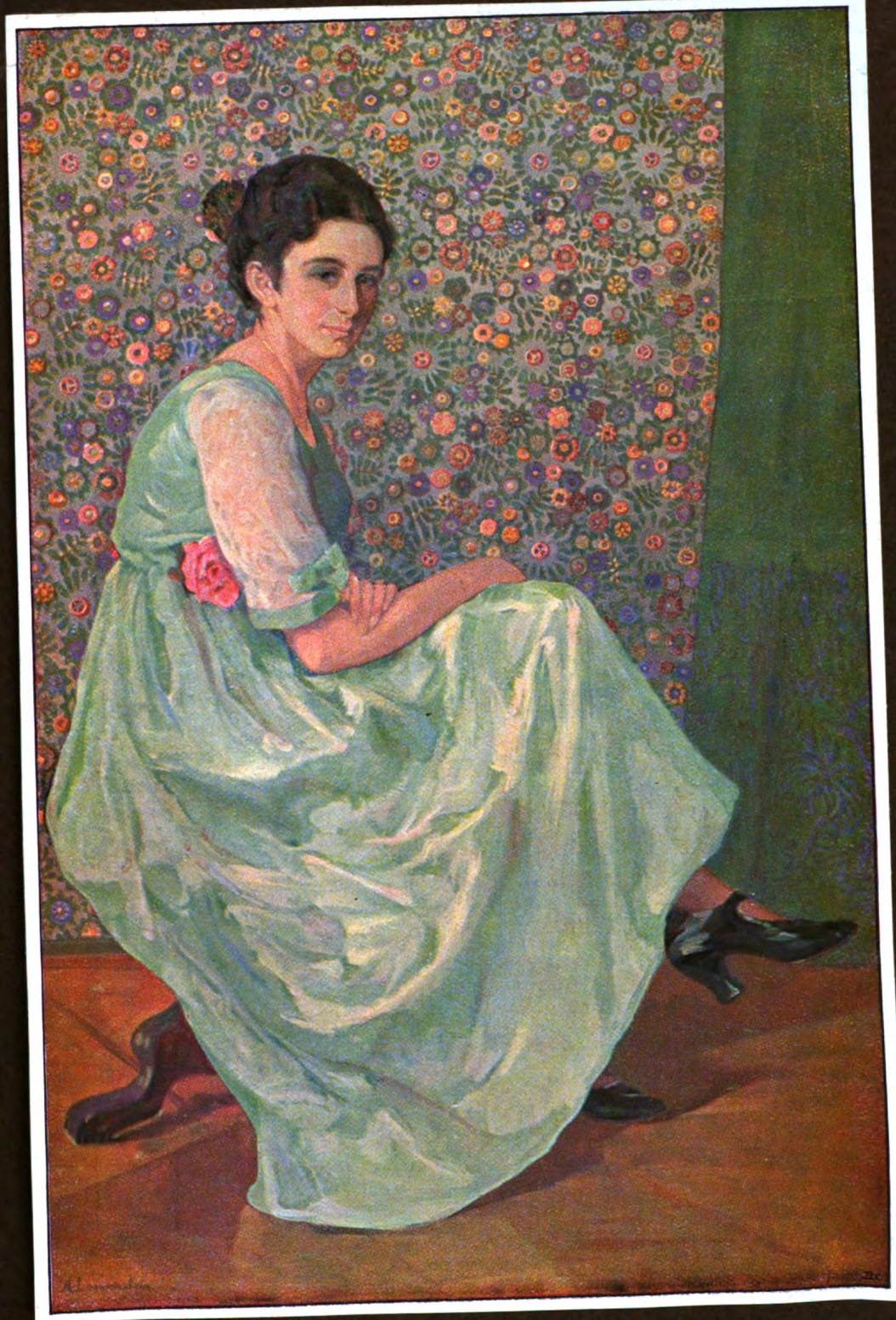
Wie Thormann den baulichen Ausdruck für seine Zeit fand, so versteht es heute Paul Korff in Laage, heimische Bauweise mit modernen Anforderungen in Einklang zu bringen.

Seine Landhäuser schließen sich den alten guten Vorbildern an, und wie in jenen Zeiten Baumeister und Handwerker zusammen arbeiteten, so ist er bemüht, das eingeschlafene Handwerk der kleinen Städte zu frischem Leben zu erwecken. Er bringt nichts gewaltsam Neues; Doppelbach und Frontispiz lehren in immer neuen Formen an allen seinen Bauten wieder, mag es sich um ein kleines behagliches Haus handeln wie Timkenberg (Abbildung 14) oder um ein prunkendes Schloß wie Hasenwinkel. Die ganz neue Anlage des Gutes Wendorf ist nicht liebevoller und sorgfältiger durchdacht als der Umbau eines alten Hauses. Korffs Schöpfungen sind mit der Umgebung so innig verschmolzen, daß sie den Eindruck des organisch Gewachsenen machen. Ruhige Bornehmheit und Anklänge an klassische Formen zeigt das Schloß Mentin (Abbild. 15), das an Schönheit seinesgleichen sucht. Man kann nur wünschen, daß Korff noch viele so schöne Häuser bauen möge, und daß aus seiner Schule gleich feinfühligere Baumeister hervorgehen — dann werden in dem schönen Lande Mecklenburg immer schöne Häuser entstehen, die das bewährte Alte erhalten und das Neue klug zu benutzen wissen.

Storm

Du Stillter, Feiner ... lieber Dichter, du!
 Wenn du erzählst, kommt Duft und Glanz
 In jedes Herz.
 Ein Lärchenlied steigt himmelwärts,
 Und Mädchenhände winden einen Kranz
 Von Sommerrosen.
 Alle guten Menschen hören dir mit großen
 Staunenden Märchenaugen zu ...
 Und deine Lieder leben in den Herzen reiner
 Frommer Menschen, ohne Ende.
 Deutschland, dein heiliges Heimatland,
 Reicht dir die Hände
 Und grüßt dich ... du Stillter, Feiner! ...

Hanns Heinrich Vormann



Rang Loewenstein: Damenbildnis
Aus dem Besitz des Herrn Loewenstein in Berlin

Die Todesstrafe

Vom Standpunkt des
Gefängnisbeamten beleuchtet
von Heinrich Reuß

3um erstenmal trat mir diese Frage — Für oder wider die Todesstrafe? — bei einer Frau entgegen, die wegen dreifachen Mordes ihrer drei unehelichen Kinder zum Tode verurteilt, mit Rücksicht aber auf das vierte Kind, das sie unter dem Herzen trug, zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt worden war. Eine abermalige Begnadigung führte die Frau nach vierundzwanzig Jahren in das bürgerliche Leben zurück, in dem sie es aber nicht länger als sechs Wochen ausbielt. Ein erneuter Diebstahl lieferte sie wieder dem Gefängnis aus, wo sie nun eine zweieinhalbjährige Strafe wegen Diebstahls im wiederholten Rückfalle verbüßen sollte, aber vor Beendigung dieser Strafe plötzlich infolge eines Blutsturzes starb. Wer diese Frau in der Zelle sah, empfing von ihr den Eindruck einer ehrwürdigen Matrone; ihr glattgeschaiteltes weißes Haar, ihre ruhigen, ebenmäßigen Züge, ihre sanfte, milde Sprache verrieten in nichts die furchtbare Vergangenheit, die auf ihrem Gewissen hätte lasten müssen. Was die alten Griechen die Euthanasia nannten, ward ihr zuteil, da auch nicht der leiseste Todesstampf oder die geringste Regung eines mahnenden, rügenden oder strafenden Gewissens die Todesstunde verbitterte. Die Personalakten des Zuchthauswesens dagegen redeten von einem wilden, wüsten Kampfe, den diese Frau in dem ersten Jahrzehnt ihrer lebenslänglichen Haft gegen die Gerichte und gegen die Beamten der Strafanstalt geführt hatte, von sechs Attentaten, die sie auf Männer machte, die, wie der Direktor, die Inspektoren und der katholische Geistliche, durch den Strafvollzug mit ihr in Berührung kamen. Vierundzwanzig Jahre lang war diese Frau eine Belastung des staatlichen Haushalts gewesen; ein Erziehungsergebnis war nicht erzielt worden.

In dem Zentralgefängnis zu Subsbüttel weilten zurzeit neun zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilte Mörder. Das seelische Leben dieser Leute ist erfüllt von Gedanken des Haders mit ihrem Schicksal und der Anklage gegen den Staat, der ihnen unrecht getan habe. Zwei haben sich stumpfsinnig in ihr Schicksal gefunden; was sie seelisch aufrechterhält, ist die Hoffnung auf einen erneuten Akt der Gnade, durch den sie die Freiheit wiederzuerlangen hoffen.

Ein Mörder, der mit zwei andern Komplizen zusammen sein Schicksal teilen mußte, hat das Glück oder Unglück gehabt, diese zwei Komplizen

vor sich sterben zu sehen; der eine endete durch Selbstmord, der andre starb eines natürlichen Todes. Seitdem diese beiden Zeugen seiner Tat stumm geworden sind, wiegt er sich in ein solches Phantasiebild ein, das, wenn es wahr wäre, die beiden Toten als Schuldige, ihn als den wesentlich unschuldigen Mittläufer würde erscheinen lassen. Gedanken der Reue hat er in den vierundzwanzig Jahren seiner Bestrafung noch nicht ein einziges Mal empfunden. Für seine bedingungslose Begnadigung vermag sich die Konferenz der Beamten nicht auszusprechen, da man überzeugt ist, daß er unter gleichen Umständen denselben Mord noch einmal begehen würde. Dabei wird er älter und älter; der Zeitpunkt, da er noch männliche Kraft genug besäße, um als Arbeiter sein Brot verdienen zu können, ist fast schon verfäumd; wartet man noch ein Jahrzehnt in der Erwägung, daß dann sein Alter ihn vor neuen Verbrechen behüten könnte, so ist er erwerbsunfähig geworden und fällt im besten Falle der öffentlichen Armenpflege zur Last.

Ein Gattenmörder benutzt die Zeit seiner lebenslänglichen Inhaftierung zu immer neuen Anträgen auf Wiederaufnahme des Verfahrens; das Motiv seiner Tat war das Zerwürfnis mit seiner Frau, die es müde war, einen versumpften Alkoholik, der sie und ihre beiden Kinder vernachlässigte, immer wieder neu aufzunehmen. Er simulierte als Motiv Eifersucht und eheliche Untreue seiner Frau. Die genauesten Erfundigungen des Untersuchungsrichters ergaben die Grundlosigkeit dieser Beschuldigung. Trotzdem suchte dieser Mann während der vierzehn Jahre, die er nun hinter Schloß und Riegel zugebracht hat, immer wieder eine neue Auffassung seiner Straftat zu konstruieren, bei der er vor keiner der ungeheuerlichsten Beschuldigungen zurückschreckt, um die ermordete Frau zu belasten und sich zu entlasten. Der pädagogische Erfolg seiner Inhaftierung ist gleichfalls Null.

Der zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigte Mörder und Totschläger W., dessen Straftat ich in der Zeitschrift »Der neue Pitaval« dargestellt habe, sinnt Tag und Nacht darüber nach, wie er durch Simulation sich der Strafhast entziehen und diese mit dem Aufenthalt in der Irrenanstalt vertauschen könne, um von dort nach einiger Zeit als gebessert oder als geheilt der Freiheit wieder zurückgegeben zu werden. Auch

an ihm verläuft, wie man nach zwölfjähriger Beobachtung bei seinem höhnischen, süffisanten und spöttischen Wesen jetzt schon feststellen kann, die Strafe fruchtlos.

Ähnliche Bilder ihrer geistigen Verfassung bieten die übrigen.

Wenn man diese Beobachtungen zusammenfaßt, so ergibt sich, daß die lebenslängliche Zuchthausstrafe der jammervollste Bankrott des ganzen Strafvollzuges ist. Die lebenslängliche Zuchthausstrafe läßt sich nicht rechtfertigen vom Standpunkt der Vergeltung. Haben sich die Insassen eines Zuchthauses erst einmal an die Hausordnung mit ihrem Drum und Dran gewöhnt, so hört die Strafe sehr bald auf, ein Übel zu sein. Der Briefwechsel mit der Außenwelt erlischt, die Angehörigen sagen sich langsam von dem Züchtling los, und sein geistiges Leben wird allmählich zu einem menschenunwürdigen Vermögen bei lebendigem Leibe. Manche Menschen vermögen das unbegreiflich lange auszuhalten, manche setzen ihrer Qual — aber das sind die wenigsten — gewaltig durch Selbstmord ein Ende. Gelegentlich sah ich einen der zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilten Missetäter des Niederwalddenkmals qualvoll im Zuchthaus sterben; noch da malte sich anarchistischer Haß und teuflische Ohnmacht auf dem verzerrten Gesicht, aber keine Spur von Reue, Selbstkenntnis und Schuldbewußtsein. Wird ein zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilter Gefangener in die Strafanstalt eingeliefert, so wird er in der Regel von den Beamten milde behandelt als die zu zeitigen Strafen Verurteilten; jeden beschleicht eben ein Grauen bei dem Worte »lebenslänglich«. Infolgedessen sucht man ihm von vornherein rücksichtsvoll sein Schicksal zu erleichtern, damit er sich versöhnter in das ewige Einerlei und in das eintönige tägliche Uhrwerk finde. Es bedarf einer sehr großen Widerseßlichkeit, bis der Züchtling diese Stimmung aus den Beamten hinaustreibt, und die geringste Bereitwilligkeit, sich zu fügen und den Beamten in der Erfüllung ihrer Pflichten behilflich zu sein, wird ihm sofort wieder mit Erleichterungen belohnt, die ihm über sein furchtbares Schicksal hinweghelfen sollen. Trotzdem läßt es sich nicht verhindern, auch wenn der Züchtling jahrelang an Schulunterricht, Religionsunterricht teilnimmt, auch wenn ihm Bibliotheksbücher in unbeschränkter Zahl zur Verfügung stehen, daß er geistig immer stumpfer und körperlich immer ausgemergelter wird, da der Mensch nicht nur von Brot, Eiweiß und Kohlenhydraten lebt, sondern zu seiner geistigen Frische der Selbstständigkeit bedarf, die ihm als lebenslänglichem Züchtling naturgemäß auf Schritt und Tritt im Handeln und fast auch im Denken verjagt bleibt. Also auch vom Standpunkt der Erziehung läßt sich die lebenslängliche

Zuchthausstrafe nur als ein jammervolles Verlegenheitsprodukt bezeichnen, das seines Namens, »durch Zucht zu ziehen«, selber spottet.

Das einzige, was die lebenslängliche Zuchthausstrafe vielleicht leistet, ist die gewaltsame Unschädlichmachung des Mörders; aber mit welchen furchtbaren Opfern an Geld, Zeit und zweckloser Arbeit wird dieses Resultat erreicht! Die Frage ist, ob es wirklich auch erreicht wird. Die Zahl der zu lebenslänglichem Zuchthaus Verurteilten ist im Verhältnis zu der Zahl derer, die als Schädlinge der Gesellschaft dauernd unschädlich gemacht zu werden verbieten, viel zu klein. Genau wie die Mörder verdienen die ewigen Sittlichkeitsverbrecher, die unverbesslichen Einbrecher, die gewerbsmäßigen Glücksspieler, die Mädchenhändler und -händlerinnen dauernd unschädlich gemacht zu werden. Dazu fehlt uns aber ein Gesetz, und es fehlt uns an Anstalten, die ein Mittelglied sind zwischen Irrenhaus und Zuchthaus, in denen diese minderwertigen, vor dem Strafgesetz für sich verantwortlichen, immer wieder rückfälligen Elemente dauernd festgehalten und unter staatlichem Zwang zur Arbeit angehalten werden. In diese Anstalten gehören ebenfalls nach fünfundzwanzig bis dreißig Jahren, die sie im Zuchthaus zugebracht haben, diese lebenslänglich ihrer Freiheit verlustig erklärten Mörder, da sie nach so langer Zeit als hastsfähig nicht mehr angesehen werden können, aber auch der menschlichen Gesellschaft nicht mehr zurückgegeben werden dürfen. Die Anzahl der lebenslänglich unschädlich gemachten Züchtlinge ist demnach so lächerlich gering, daß sie auf die Massen der Schädlinge keinen Eindruck macht.

Vom Standpunkt der Abschreckung ist die lebenslängliche Zuchthausstrafe eins der ungeeignetsten Mittel, Sinn für Gesetzmäßigkeit im Volksbewußtsein zu erzeugen. Mit Recht hat man gesagt, daß die Namen der hingerichteten Mörder in der Volkserinnerung noch nach Jahrzehnten lebendig und von ängstlichen Philistern noch nach dreißig Jahren am Biertisch aufgezählt werden, während die Namen der zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigten Mörder dem Bewußtsein entschwinden und in Vergessenheit geraten. Das ist der bündigste Beweis, daß die lebenslängliche Zuchthausstrafe ihr Ziel verfehlt und vom Volke nicht als Strafe empfunden wird, daß dagegen die vollzogene Todesstrafe erschütternd und schreckend noch nach Jahrzehnten wirksam ist.

Die Gegner der Todesstrafe pflegen zu sagen, daß die Todesstrafe einen Eingriff des Menschen in die Vorsehung Gottes darstelle. Von dem Standpunkt aus betrachtet, daß alles Vorsehung ist, auch die Straftat, könnten wir überhaupt nicht strafen. Hat aber der Staat durch seine Existenz die Schutzpflicht und das Strafrecht

über alle seine Bürger, so hat er auch die Pflicht, über ihr Leben zu wachen und das Leben denen zu nehmen, die der Vorsehung am größten in die Hände fallen und ihren Mitbürgern das Leben rauben.

Die Gegner der Todesstrafe pflegen den Krieg sittlich zu rechtfertigen als eine Tat der Notwehr eines Volkes gegen das andre. Sie gestehen dem Staate das Recht zu, im Augenblick der Gefahr seinen Bürgern die Waffe in die Hand zu drücken mit dem ausgesprochenen Zweck, die Bürger des andern Staates zu töten. Ebenso müssen sie dem Einzelnen das Recht geben, daß er im Falle der Notwehr sein Leben schützt, indem er dem Angreifer das Leben raubt. Was dem Einzelnen recht ist, ist deshalb dem Staate billig, daß er nämlich im Stand der Notwehr dem Einzelnen das Leben abspricht.

Ein andrer Einwand, der gegen die Todesstrafe erhoben wird, ist der, daß die Todesstrafe keine abschreckende Wirkung habe. Statistisch läßt sich diese Behauptung nie beweisen. Man sucht herauszurechnen, daß, wenn eine Hinrichtung vollzogen sei, in sehr kurzer Zeit neue Mordtaten die Welt in Schrecken setzen. Dasselbe Rechenexempel könnte zum Beweis dafür dienen, daß, wenn eine Todesstrafe in lebenslängliches Zuchthaus verwandelt ist, irgendwelche neue Mordtat in ursächlichem Zusammenhang damit stände, da diese Strafe nicht abschreckend genug auf die Mörder gewirkt habe. Jede einzelne Mordtat muß von Fall zu Fall betrachtet werden; sie kann natürlich, muß aber nicht an und für sich oder notwendig mit andern in Verbindung der Ideenassoziation stehen. Jede neue Tat stellt in ihrer Entstehung und in ihrer Vollenbung eine eigne Gedankenwelt dar. Leugnen läßt sich doch nicht, daß die Französische Republik, die die Todesstrafe jahrelang außer Gebrauch gesetzt hatte, durch die zunehmende Verrohung des Pariser Apachentums und die Überhandnahme der großstädtischen Mordtaten genötigt worden ist, sie wieder in ihr früheres Recht einzusetzen. In Wirklichkeit entzieht sich die abschreckende Wirkung der Todesstrafe und der lebenslänglichen Zuchthausstrafe, wie das selbstverständlich ist, jeder statistischen Berechnung. Jeder Mensch entdeckt sich doch einmal über Gedanken der Rache, denen er aus Pflichtbewußtsein gebietet, in dem Herzen, aus dem sie stammen, wieder unerkannt unterzutauschen. Ein Stüd Rain lebt in jedem von uns; aber zwischen Gedanken und Tat liegen noch himmelweite Entfernungen. Der Sinn für Ordnung, Gesetzmäßigkeit, Pflicht und Altruismus ist dem Menschen nicht angeboren, sondern ist eine Folge von Erziehung, Unterricht, Beispiel und nicht in letzter Linie von Furcht vor dem Staate, vor den Staatsgesetzen und der Straf-

gewalt des Staates. Wenn daher der Prozentsatz der Bevölkerung, die nie mit dem Strafgesetzbuch in Konflikt kommt, so groß ist, so ist dieser äußere Gesetzesgehorsam doch nur ein Beweis dafür, daß die Menschen in ihrer weitaus größten Zahl alles mögliche — den Staat, den Schutzmänn, gesellschaftliche Achtung, pekuniären Verlust usw. — fürchten, nur nicht Gott und seine ewige Ordnung. Wenn man deshalb im Verkehr mit Gefangenen und auch mit andern Menschen so oft der Redensart begegnet: »Nun, den Kopf wird es ja nicht kosten«, wenn im Gesetzbuch unerfahrene Totschläger oder solche Individuen, die wegen Körperverletzung mit tödlichem Ausgang verhaftet sind, als erstes die naive Frage an Schutzleute oder Beamte stellen: »Werde ich dafür hingerichtet?«, so ist das ein Beweis, wie tief eingewurzelt in unserm Volksleben die Vorstellung herrscht, daß Gleiches mit Gleichem bestraft werden muß. Kant stellt für das Strafmaß den Grundsatz des Gleichmaßes zwischen Verbrechen und Strafe auf: »Was für ein verschuldetes Ubel du einem andern zufügst, das fügst du dir selbst zu. Beschimpfst du ihn, so beschimpfst du dich selbst; bestiehst du ihn, so bestiehst du dich selbst; schlägst du ihn, so schlägst du dich selbst.« Hegel verlangte eine Gleichheit nach dem Werte der Tat. Kant und Hegel aber fordern für den Mord die spezifische Gleichheit: die Todesstrafe. Gewiß haben diese beiden Männer kein rohes jus talionis gewollt, aber dem Ewigkeitsgedanken dieses Rechtes, daß das Strafübel nichts Nebensächliches ist und dem sekundären Gedanken wie Erziehung nicht geopfert werden darf, haben sie in ihrer streng sittlichen Auffassung des Strafgebantens Ausdruck geben wollen.

Von den Gegnern der Todesstrafe wird weiter ins Feld geführt, daß die Todesstrafe ebenso wie die leibliche Züchtigung eine verrobbende Wirkung auf den, der sie vollstreckt, auf den, der sie empfangt, und auch auf die Anschauung weiter Volkstheile ausübe. Dies ist eins der Argumente, mit denen man auch wieder alles und nichts beweisen kann. Entwürdigen muß jede, auch die kleinste Geld- und Haftstrafe. Es gibt ja Strafen, die im Volksbewußtsein nicht entwürdigen, z. B. die Festungshaft; ebenso werden Gefängnis- und Haftstrafen für politische Vergehen unter Umständen als Martyrium angesehen. Kriegsgefangenschaft ist unter Umständen, wenn man z. B. schwerverwundet auf dem Felde liegt und in die Hände des Feindes kommt, nichts Ehrenrühriges; aber Strafübel sind sie doch, auch wenn wir uns der Not gehorchend darüber hinwegsetzen. Hinter einem Menschen die Zellentür abzuschließen, wirkt gerade so verrobbend und durch jahrelange Gewohnheit sicher abstumpfender, als wenn ich einem bösen Buben im Augenblick seiner bösen Tat vom Fleck weg

eine Ohrfeige gebe und ihn nachher laufen lasse. Was von der Todesstrafe gilt, gilt von der leiblichen Züchtigung, gilt von dem ganzen Zuchthaus- und Gefängnisdienst, daß der, welcher sie vollstreckt, einen furchtbaren inneren Kampf durchkämpfen muß, um sich das Gefühl für Menschenwürde und Menschenachtung zu bewahren. Wenn behauptet wird, daß der Scharfrichter im Volke verachtet und seine Handtierung als ein unehrliches Gewerbe angesehen werde, so teilt er dieses Schicksal mit dem ganzen Apparat, der zu dem heutigen Gefängniswesen gehört. Ein bekannter Gefängnisdirektor erhielt einmal von einer Bäuerin einen Brief, der die Adresse trug: »An den obersten Gefängniswärter.« Der Empfänger war darüber sehr wütend und konnte es im vollen Bewußtsein seiner staatlichen Würde nicht begreifen, daß ein schlichtes Bäuerlein seinen Beruf und seine geistige Arbeit mit Recht als etwas viel Wertvolleres für das Volkswohl empfindet als den Beruf eines Gefängnisbeamten, der ja doch nichts weiter ist und sein kann als ein höchst bedauernswertes, aber notwendiges Übel. Welchem Gefängnisgeistlichen ist es noch nicht begegnet, daß er auf dem Gesicht naiver Frauen die verwunderte, stumme Frage abgelesen hat: »Was hast du denn verbrochen, daß du Geistlicher am Gefängnis bist?«

Als das durchschlagendste Moment gegen die Todesstrafe wird der Justizmord angeführt. Es ist selbstverständlich, daß auch in der vollkommensten menschlichen Rechtspflege Irrtümer möglich sind, und erst jüngst haben wir in dem bekannten Essener Prozeß erlebt, daß zu Zuchthaus verurteilte Leute freigesprochen und für ihre verbüßte Strafe entschädigt werden mußten; aber nicht, weil ein Justizirrtum zugrunde lag, sind diese Leute rehabilitiert worden, sondern weil man zu einem non liquet gelangt ist, also zu dem Bewußtsein, daß diese Leute wegen Mangels an Beweisen, nicht wegen bewiesener Unschuld freigesprochen werden mußten. Justizirrtümer — das muß immer wiederholt werden — laufen bei der geringsten Haftstrafe ebenso mit unter, sicherlich viel leichter als bei der Strafe des Todes. Denn bei den Kapitalverbrechen ist die Gewissenhaftigkeit unsrer Polizei, der Untersuchungsrichter, der Geschworenen, der Strafrichter und der Gnadeninstanzen naturgemäß so genau und peinlich, daß, wo auch nur die leisesten Zweifel an der Beweiskraft der Indizien oder an der möglichen Anzurechnungsfähigkeit des Täters obwalten, die höchste Bürgschaft dafür gegeben ist, daß ein Todesurteil nicht vollstreckt wird und als Ersatz dafür die lebenslängliche Zuchthausstrafe oder Überweisung an die Irrenanstalt zur Anwendung kommt. Der Vollzug der Todesstrafe schärft das Gewissen der Richter, das Gewissen der Gnaden-

instanzen; die Abschaffung der Todesstrafe vermindert das Verantwortlichkeitsgefühl aller Instanzen. Jedem ist doch klar, daß bei der Überbürdung unsrer Gerichte, bei der ungeheuren Arbeit, die von dem urteilenden Richter und dem urteilstollstreckenden Strafvollzug jahraus, jahrein tagtäglich geleistet wird, die Verantwortung viel mechanischer ist, wenn sich jeder sagt: Du brauchst dich nicht umzubringen, denn an den Kopf geht es keinem; du brauchst mit deinem Gewissen nicht darüber ins reine zu kommen, ob du dich zu der höchstmöglichen Strafe, dem Todesurteil, entschließt. Die Gefahr der Justizirrtümer ist bei der Abschaffung der Todesstrafe viel größer als bei ihrer Beibehaltung. Auch der Einwand, daß die Todesstrafe eine absolute und irreparable sei, trifft nicht den Kern der Sache. Irreparabel ist jede Strafe. Was einer einmal erlitten hat, nimmt ihm kein Mensch wieder ab, und wenn wir einen unschuldig Verurteilten mit Geld und Ehren überhäufen, so läßt sich das Geschehene nicht wieder ungeschehen machen, und wir wissen nicht, wie ohne sagen wir einen Tag Haft sich vielleicht das ganze Leben und die Erwerbsverhältnisse eines Menschen von Grund aus anders gestaltet hätten. Deshalb kann die Verantwortung für einen Tag Haft unter Umständen genau so groß sein wie für die Todesstrafe, nur daß sie in der Regel nicht so schwerwiegend empfunden wird; der eine Tag Haft aber ist genau so irreparabel wie die Hinrichtung. Allen Bemühungen, ehemalige Sträflinge zu rehabilitieren, d. h. ihr Strafregister nach zehn, fünfzehn oder zwanzig Jahren zu vernichten oder vor öffentlichen Gerichtsverhandlungen das Strafregister eines Menschen zu verschweigen, haftet das ohnmächtige Gefühl an, daß sie das Menschenmögliche, geschehene Dinge ungeschehen zu machen, möglich machen wollen. Alle solche Reformversuche müssen scheitern.

Einen schweren Schlag gegen die Todesstrafe glaubt man mit der Behauptung zu führen, daß die Hinrichtung des Mörders den Ermordeten nicht wieder ins Leben zurückrufe. Das ist eine banale Selbstverständlichkeit, war aber des verstorbenen Geheimrats Krohne wichtigstes Argument gegen die Todesstrafe. Durch eine lebenslängliche Zuchthausstrafe ruft man den Ermordeten auch nicht wieder ins Leben zurück. Das gelingt mit keiner Strafe. Eben deshalb soll man aber auch bei dem Mordmord, dieser infamsten Blutschuld, die dem tapferen Wesen der Deutschen sonst so fernliegt, nicht vor der infamsten Strafe zurückschrecken, weil sie allein eine Bürgschaft dafür bietet, von dem Mörder selbst als eine einigermaßen seiner Mordtat gleichwertige Vergeltung empfunden zu werden. Nie ist mir das mehr zum Bewußtsein gekommen als bei der Hinrichtung des Raubmörders Randt

in Hamburg. Dieser Mensch hatte im Jahre 1902 unter dem Verdacht gestanden, einen Mord begangen zu haben. Durch den Schwur einer weiblichen Person, die gleich ihm auf der sittlich tiefsten Stufe stand, hatte Randt sein Alibi bewiesen. Im Jahre 1906 begeht er eine Mordtat, für die er zum Tode verurteilt wird. Bei seiner Hinrichtung, der er sich mit aller Gewalt widersetzt, ruft er noch im letzten Augenblick: »Ich habe nicht mit Bewußtsein und Überlegung getötet!« Mit dieser juristischen Konstruktion wollte er sein Leben retten, wollte er, der in das Leben anderer rechtlos hineingegriffen hatte, nicht dulden, daß man an seine Persönlichkeit taste. Er sah es als ein Recht an, das er beanspruchte, begnadigt zu werden. Im Empfinden aller zum Tode verurteilter Mörder ist die Begnadigung zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe eine Milderung der Todesstrafe. Aber auch gegen das Recht der Gnade laufen die Gegner der Todesstrafe Sturm, ebenso wie juristisch vernünftige Anhänger des absoluten Rechts. Alle Machtvolle will man dem höchsten Repräsentanten des Staates zugestehen, aber Gnade, nein, die kann auch kein Kaiser, kein Senat ausüben. Gnade kommt nur Gott zu, keinem Menschen. Deshalb ist es unreligiöser Wahn, Stärkung des Cäsarenwahnsinns, wenn man einem sündhaften Menschen das Recht der Gnade über das Leben seiner Mitmenschen zugesteht. Andererseits, so argumentiert juristische Unfehlbarkeit, jede Begnadigung, auch der Erlaß einer Amnestie oder die vorzeitige Beendigung einer Haftstrafe sei eine Korrektur des richterlichen Urteils. Richterliche Urteile aber müssen im Interesse der Volkserziehung und der Volksanschauung über richterliche Urteile als etwas Unabänderliches gelten, die nur vom strengen Buchstaben des Rechts diktiert werden und keiner Milderung und keiner Erhöhung durch den subjektiven Akt eines Herrschers unterliegen dürfen. Beiden Anschauungen ist gemeinsam der Dogmatismus, der mit blutleeren Theorien statt mit dem Leben arbeitet. In die graue Obe des buchstabenmäßigen, von der Urteilsformel beherrschten Gefängnislebens bringt Leben hinein die Hoffnung auf Gnade. In dem vollkommensten Staatswesen wird man nie die Gnadeninstanz entbehren können. Das Leben läßt sich nicht durch parlamentarische und juristische Formeln allein beherrschen. Das Gefängnisleben namentlich ist bunter als ein Roman und spottet oft der juristischen Formel. Wie ein Vater und eine Mutter im Verkehr mit ihren Kindern Gnade für Recht ergeben lassen, dem verlorenen Kinde nachweinen und ihm, wenn sie Hoffungsglauben haben, die Wege zum Leben wieder ebnen, so ist es ebensowenig Cäsarenwahnsinn, wenn bedeutungsvolle Momente eines Volkslebens durch einen Akt der Gnade, durch eine

Amnestie usw. gefeiert werden. Das Leben geht so oft über juristische Verknöcherung zur Tagesordnung über, daß es für ein gesundes Volksleben durchaus kein Schade ist, wenn es sich eine Instanz schafft, die in die Härte des Gesetzes, ohne die kein Gesetz denkbar ist, die sogar notwendig zum Begriff Gesetz gehört, mildernd und versöhnend eingreift. Der Richter soll im Volke des höchsten Ansehens würdig sein, aber durch seine Person, nicht durch sein Amt, er soll stets ein Glied des Volkslebens bleiben. Er darf nicht auf die schwindelnde Höhe der Unfehlbarkeit gestellt werden, als ob man an einem richterlichen Urteil nicht mäkeln und rütteln dürfe. Sonst erzwingen wir wieder private Selbsthilfe statt einer staatlichen Justiz. Das oberbayerische Habersfeldtreiben und die nordamerikanische Lynchjustiz sind die konsequenten Folgen einer unvollständigen Rechtspflege. Ein gesundes Volksempfinden verträgt nicht nur die Todesstrafe, sondern verlangt sie mit aller Gewalt. Daran ändern auch parlamentarische Abstimmungen und Agitationen einzelner Partei-Größen nichts. Der Richter Lynch, den gewiß niemand als eine sittliche Größe empfindet, handelt, wie wir aus Erfahrung wissen, sehr oft im Einverständnis mit dem Rechtsempfinden des ganzen nordamerikanischen Volkes. Ebenso ist das oberbayerische Habersfeldtreiben ein Rest jener Anschauung einer früheren Zeit, die das Strafrecht noch als ein Privatrecht ansah. Deshalb liegt es im Interesse einer gesunden Volksanschauung und im Empfinden der allgemeinen Rechtsicherheit, wenn wir die lebenslängliche Zuchthausstrafe nicht als ein Recht statuieren, das der Mörder beanspruchen kann, sondern sie der Gnade des Staatsrepräsentanten anheimstellen. Gewiß, das Recht der Gnade darf im Interesse der Volkserziehung zu Gesetzmäßigkeit nicht zu oft angewendet werden, denn sonst verweichlicht es das öffentliche Empfinden; aber ganz verschwinden darf es auch nicht, denn sonst wird das Rechtsleben eine graue Obe. Mit theologischem oder juristischem Dogmatismus werden des Lebens Fragen nicht gelöst, grün ist des Lebens goldner Baum, und wer seine Erkenntnis immer wieder forrigieren und bereichern läßt an dem Empfinden eines gesunden und ernststen Volkslebens, der weiß, daß man ohne die höchste und schwerste Strafe, die Todesstrafe, sich kein ernstes Strafrecht in Deutschland denken mag noch will. Recht muß Recht bleiben, und die gewollte infame Blutschuld des Raub-, Meuchel- und Lustmordes muß ihre Sühne wieder im Blute finden.

Der ganzen Bewegung auf Abschaffung der Todesstrafe liegt die übermäßige Wertschätzung des menschlichen Lebens zugrunde. Diejenigen, die vor dem Gedanken zurückschaudern, einen Menschen, der mit bewußter, klarer Überlegung

einen andern getötet hat, dem Tode zu überliefern, halten das Leben für das höchste Gut des Menschen. Dagegen wollen wir nicht geltend machen, daß die christliche Weltanschauung das Wort kennt: »Was hülfte es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nehme doch Schaden an seiner Seele!« Die bewußten Nichtchristen unsrer Zeit werden darauf antworten: Was geht uns die Werthschätzung der Seele, der Ehre, des Lebens an, wir haben es hier mit dem höchsten, materiellen, irdischen Gute zu tun, und der Staat hat kein Recht, dieses irdische Gut von sich aus einem Menschen gewaltsam zu nehmen! Dem halten wir entgegen, daß der Staat eine Zusammenfassung Vieler ist. Das höchste materielle Gut der Vielen, ihr physisches Leben, kann und wird es verlangen, daß wie im Kriege auch das Einzelleben dem Leben der Vielen zum Opfer gebracht wird, auch im Frieden die Notwehr das Einzelleben zum Schutz der Gesamtheit fordert. Aber auch vom Standpunkt des reinen Materialismus machen wir gegen diese Werthschätzung des Lebens Front. Wenn an dem Bremer Rathause steht: »Navigare necesse est, vivere non est necesse!«, so heißt das nichts andres, als was Schiller mit den Worten ausdrückt: »Und sehet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein!« Der Zusammenhang der Gegenwart mit der Vergangenheit und der Gegenwart mit der Zukunft lehrt uns, das physische Leben des einzelnen und des gegenwärtigen Menschen als eine Wirkungsstätte anzusehen, wo sich die verschiedenen Generationen aus Vergangenheit und Zukunft die Hand reichen. Wer deshalb ein Menschenleben für etwas so Geringwertiges ansieht, daß er wagt, seinen Mitmenschen aus der Reihe der Lebendigen zu streichen, der darf den Staat nicht beschuldigen, daß er die Menschen anleite, das Leben gering zu bewerten. Derjenige, der das Leben immer gering bewertet hat, ist nicht der Staat, sondern der Mörder.

Vor einiger Zeit erschien ein Buch: »Für oder wider die Todesstrafe«. Es brachte die Antworten auf eine Umfrage bei führenden Geistern unsrer Zeit. Fünfundbreißig Männer entschieden sich für die Todesstrafe, unter ihnen der Prinz zu Carolath, Alexander v. Gleichen-Rußwurm, Prof. Ernst Hädel, Paul Henze, Prof. Rohler, Graf Poladowsky, Franz v. Stud, Richard Voß, Frank Wedekind, Ernst v. Wolzogen. Unter den zwanzig Gegnern der Todesstrafe finden wir Georg Gothein, Friedrich v. Payer, Roda-Roda, Bertha v. Cuttner, Tolstoi, Carmen Sylva, Bebel, Hellmuth v. Gerlach, Arthur Stadthagen. Neun Stimmen wollen die Sache von Fall zu Fall entschieden sehen, gehören also mehr zu den Anhängern als den Gegnern der Todesstrafe. Alle diese Namen beweisen gar nichts. Das Beste, was über die Todes-

strafe je gesagt worden, ist und bleibt die Rede Bismarcks, die er 1871 bei der Einführung des jetzigen Strafgesetzbuches im Reichstage über die Todesstrafe gehalten hat. Unwiderleglich bleibt sein Wort: »Die Mörder haben es selbst in der Hand, die Todesstrafe abzuschaffen; sie brauchen nur keine Mordtat mehr zu begehen.« Wenn endlich mit den Waffen der Bergpredigt gegen die Todesstrafe Sturm gelaufen wird, so muß man nur bedenken, daß die weitaus größte Zahl der Mordtaten alte Greise und Frauen, die der Lustmorde aber wehrlose Kinder und Mädchen zum Opfer sucht, und daß Witwen und Waisen in ihrem Elend besuchen und vor Raub und Mord beschützen, wahrhaftig nicht das schlechteste Christentum ist.

In einer Versammlung zu Hamburg debattierte man einst lebhaft über die Berechtigung der Todesstrafe. Auf Anregung des verstorbenen hamburgischen Gefängnisdirektors Dr. Gennat, eines hervorragenden Gefängnispraktikers, ward die Anfrage an die Gegner der Todesstrafe gerichtet, wie sie einen mit lebenslänglichem Zuchthaus bestraften Mörder, der im Zuchthaus planmäßig und mit voller Überlegung einen Beamten oder Mitgefangenen ermorde, noch weiter bestrafen wollten, wenn es keine über die lebenslängliche Zuchthausstrafe hinausgehende höhere Strafe gebe. Man erwiderte, das sei eine Konstruktion. Rascher, als man dachte, ist dieser Fall eingetreten. Aus dem Zuchthaus in Bruchsal wurde gemeldet: »Seit einiger Zeit ist hier der russische Schneider F. interniert, der seinerzeit zum Tode verurteilt wurde, weil er am Glaswaldbsee bei Petertal im bairischen Schwarzwald den Kaufmann E. aus Köln meuchlings erschossen hatte. Er wurde später zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt. Am Montagmittag öffnete der Aufseher Sch. seine Zelle, um zu revidieren. Als der Beamte die Tür öffnete, sprang F., der sich heimlich eine Eisenstange verschafft hatte, auf ihn zu und verfehlte ihm mit der Stange einen tiefen Stich in den Arm. Er hatte die Waffe gerade in die Höhe gehoben, um den Beamten völlig niederzuschlagen, als der Aufseher R. herbeieilte. F. wandte sich sofort gegen diesen und verfehlte ihm einen Stich in die Brust. Die Eisenstange durchbohrte das Herz, und R. sank zu Tode getroffen zu Boden. Dann griff der Rasende den schwerverletzten Aufseher Sch. von neuem an und brachte ihm einen lebensgefährlichen Stich in den Rücken bei. Inzwischen waren mehrere Hilfsbeamte herbeigeeilt, die F. überwältigten und in Fesseln legten. Die Begnadigung des Mörders, die sich jetzt so schwer gerächt hat, erregte im Jahre 1908 so großes Aufsehen, daß das bairische Justizministerium ausdrücklich in einer amtlichen Erklärung auf den als abnorm befundenen Gesundheitszustand F.s hinwies. F. wurde dann

im August 1909 in der Abteilung für Geistesfranke im Landesgefängnis zu Bruchsal interniert und seinem früheren Beruf gemäß als Schneider beschäftigt. Man ahnt gar nicht, was in deutschen Gefängnissen als abnorm angesprochen wird, ohne daß der Schutz des § 51 des R. St. G. B. zugebilligt werden kann. Ein Großstadtlümmel, dem aller erzieherische Zwang des Fürsorgegesetzes nichts anzutun vermochte, verhöhnte im Gefängnis und vor Gericht alle Beamten vom Direktor bis zum letzten Aufseher herab. Keiner wagte ihn anzufassen. Als er das erst einmal wußte und merkte, daß man ihn zur Beobachtung der Irrenanstalt überweisen wollte, die noch weniger heißt, da lachte der junge Spitzbub und meinte, »da müßten die Doktoren erst einmal sich selbst beobachten lassen«. Aus lauter Humanität gegen die Verbrecher und aus nervöser Angst vor der Öffentlichkeit werden wir vor den Gerichten und im Gefängnis inhuman gegen die ehrlichen und anständigen Leute. Auch für Deutschland gilt, was der frühere amerikanische Botschafter in Berlin über die Todesstrafe in den Vereinigten Staaten schreibt: »Ich bin der Meinung, daß jede Nation, die die Todesstrafe abschafft, einen gewaltigen Fehler begeht. Sie versündigt sich dadurch gegen das eigentliche Wesen der Gerechtigkeit und gegen den gesunden Menschenverstand. Die Folge davon ist eine Zunahme der Mordtaten. In den Vereinigten Staaten hat sich die Zahl der Morde während der letzten fünfzehn Jahre weit über das Verhältnis zu der Zunahme der Bevölke-

rung vermehrt, von ungefähr zweitausend im Jahre auf zehntausend. Diese Erscheinung hängt eng mit der Tatsache zusammen, daß die Todesstrafe in vierundsiebzig Fällen nur einmal verhängt ist, und daß die Verurteilung zu lebenslänglichem Gefängnis infolge der Häufigkeit der Begnadigungen in Wirklichkeit nur eine Verurteilung zu durchschnittlich siebenjährigem Gefängnis bedeutet. Was nun die philanthropische Seite der Frage betrifft, so wendet sich mein Mitgefühl den Tausenden von Witwen und Waisen zu, die in den Vereinigten Staaten während des letzten Jahres ihrer Gatten, Väter oder Mütter beraubt worden sind. Diese — sieben- bis achttausend — unschuldigen Männer und Frauen brauchten den Tod durch Mordverhand nicht zu erleiden, wenn unsere Gesetze weniger schlaff wären. Mein Mitleid gehört den unschuldig Ermordeten und ihren Familien, nicht den Mördern. Der Fortschritt der Kultur vollzieht sich nicht in gerader Linie. Ich hege die größte Achtung und die größte Sympathie für die von Erfolg gekrönten Versuche, die von den Taten eines Christian Thomasius und eines Beccaria bis in unsere Zeit hinein unternommen worden sind, die Härten der alten Strafrechtsgebung zu mildern. Augenblicklich aber nähern wir uns dem andern Extrem, und mir fehlt das Verständnis dafür, daß man jetzt unter dem Dedmantel der Philanthropie Zustände zu schaffen bemüht ist, durch die Tausende und Abertausende von unschuldigen Männern, Frauen und Kindern das Leben verlieren.«

Verwitwete Bräute

Tausend Mädchen dehnen nachts die Glieder:
„Sterne, Sterne, kehrt mein Liebster wieder?
Hält er lustig noch den Fuß im Bügel?
Oder liegt er gar schon unterm Hügel?
Soll mein Sehnsuchtslämpchen in der schweren
Dunklen Einsamkeit sich ganz verzehren,
Kaum erglüht in seinen Morgenfrühen?
Leben, süßes Leben, laß mich blühen!“

Kalt und fühllos ist der Sterne Schein,
Tausend Mädchen liegen nachts und weinen,
Ahnend, daß sie niemals je auf Erden
Heil'gem Leben Früchte bringen werden,
Denn die Seele flog mit schwerem Flügel,
Und sie sah den kleinen fernen Hügel.

Christine v. Winkler

Aus dem
Briefwechsel von Gustav Freytag
mit Graf u. Gräfin Wolf Baudissin
Mitgeteilt von Prof. Gust. Wilib. Freytag

Gustav Freytag stand lange Jahre in freundschaftlicher Beziehung zu dem Shakespeare- und Molière-Übersetzer Grafen Wolf Baudissin und dessen Gattin Gräfin Sophie Baudissin, geb. von Kassel. Zeugnis davon gibt ein ausgedehnter, über 600 Nummern umfassender Briefwechsel, der sich im Besitz von Freytags Sohn befindet und aus dem im folgenden ein Abschnitt mitgeteilt wird: Briefe aus der Zeit von Dezember 1867 bis Mai 1868. Der ganze Briefwechsel beginnt im Jahre 1856 und endet 1894. Die Gräfin überlebte ihren wesentlich älteren Gatten um mehrere Jahrzehnte; auch zu seinen Lebzeiten führte meist sie für ihn die Feder. Als »Tante Aurelie« war sie mit Erfolg als Jugendschriftstellerin tätig. Der Winterwohnsitz des Ehepaares war Dresden, im Sommer siedelten beide meist auf ihr Besitztum in dem nahen Wachwitz über. Freytag wohnte damals im Winter, mit der Leitung der »Grenzboten« beschäftigt, in Leipzig, im Sommer in seinem Landhaus zu Sieleben bei Gotha.

Freytag an Baudissins

Meine lieben Freunde! Diesmal soll der Beweis geführt werden, daß auch meine Saumseligkeit im Briefschreiben nur ein intermittierendes Laster ist und Dankbarkeit für erhaltene Briefe feurig empfunden wird.

Ihre gütige Erlaubnis, nach Dresden zu kommen, habe ich, wie ich merke, auch zur Schonung Ihrer Ruhe, zurzeit nicht benutzt, weil die Unpäßlichkeit Hirzels* zu einer Krankheit geworden ist, die ihn an das Bett fesselt und mich besorgt macht. Jetzt habe ich außer der Sorge um ihn auch die zweite um Ihrer beider Befinden.

Vor einigen Wochen hat Ihnen Hirzel Band IV des Molière** überandt. Die Sendung ist doch in Ihre Hände gekommen? Da er jetzt im Bett liegt, würde ihn wohl sehr freuen, wenn Sie ihm in einigen Zeilen über Ihr Befinden Beruhigung geben wollten.

Der Lauf der Weltgeschichte ist, obgleich im allgemeinen nicht unbefriedigend, im einzelnen ekkig. Zwar Lippe wick, doch die 20 Millionen für den König von Hannover liegen noch als Wetterbank vor der Sonne. Und mir schwanen harte Kämpfe. Ohne dergleichen geht's einmal nicht in Preußen. Es sind dort knorrige Räder.

* Salomon Hirzel, Freytags Verleger und Freund, auch Verleger des Grafen.

** In der Übersetzung des Grafen Wolf Baudissin.

Eine flüchtige Besprechung des Molière in den Grünen* empfehle ich gütiger Nachsicht.

Mich aber bewährter Huld und Freundschaft mit innigem Gruß und Wunsch für Genesung als

Ihr allergetreuester Freytag.
Leipzig, 7. Dezember 1867.

Sophie Baudissin an Freytag

Dresden, den 9. Dezember [1867].

Lieber, bester Freund,

Herzlich rührte mich Ihr rasches Wieder-schreiben und die Teilnahme an unserm minderen Wohlergehen. Brillant ist's noch immer nicht, doch hoffe ich, daß eine jetzt offen auftretende Erkältung die vorangegangene Nervenaueregung oder Angegriffenheit, die mich um Wolf ängstigte, erklären und völlig vertreiben möge. Vorläufig haben wir wegen starker Heiserkeit Stubenarrest und beschäftigen uns mit Gurgeln und Umschlägen.

Daß Freund Hirzel, den wir schon genesen hofften, noch zu Bett liegt, bekümmert uns wahrhaft. Wolf will ihn wenigstens schriftlich nächstens besuchen. Gewiß werden Sie auch beide von der Trauerkunde aus dem Kleeschen Hause schmerzlich betroffen worden sein, wieviel Trostgründe auch in diesem Falle nabeliegen. Der arme liebe Mann,**

* Die Grenzboten.

** Julius Klee (geb. 1807, gest. 1867), Philolog und Literaturhistoriker, zuletzt Rektor der Kreuzschule in Dresden, dem Freytagschen Freundeskreise angehörig.

den ich nicht aufhören kann wie ein Kind zu beklagen, erschien uns längst nur noch wie eine Ruine. Seine düstere Lebensanschauung hatte mehr und mehr zugenommen. Als er heute vor vierzehn Tagen bei uns aß und ich nachmittags wieder mit ihm auf das gewohnte Gespräch vom Lebensüberdruß kam, brach er, als ich zu scherzen versuchte, in Tränen aus und sagte mir, wie ich erschrocken ihn ansah, ich wisse nicht, welche schwere Sorgen ihn nach und nach so schwach gemacht. Bald darauf geriet er in ein andres Gespräch mit Hettner, und da sein Zustand mir eigentlich nur eine Steigerung der gewohnten schien, und er wieder mit einem Witz von mir Abschied nahm, der übrigens auch noch ernst genug klang, hatte ich nur das Gefühl, daß man ihn müßte zu einer Reise zwingen. Als darauf der Josef von Niemann gesungen wurde neulich, schrieb ich Klee ein paar Worte und bat ihn, mit seiner Frau ein paar überschickte Billette zu benutzen. Ich war ärgerlich, als ich die Antwort erhielt, die Frau werde mit dem Sohn gehen, er sei unwohl, denn ich dachte, er wolle sich nicht zerstreuen lassen. Zwei Tage darauf kam gestern ganz unerwartet die erschreckende Nachricht, die ich den ganzen Tag nicht den Mut hatte Wolf mitzuteilen.

Es bleibt sehr traurig, wenn ein an Geist und Herz so ausgezeichneter Mensch so völlig unbefriedigt vom Leben scheidet nach langjähriger Anstrengung! Vergebens aber grübelt man, wie wärmere Teilnahme ihm doch vielleicht hätte helfen können ...

Jetzt wird es allen Freunden obliegen, der Familie nach Kräften weiterzuhelfen. Meine Schwester Gonne* hat sich schon mit der armen Rektorin in Verbindung gesetzt, und der Staat muß auch mehr als seine Pflicht tun.

Gonnes sind auch beide unwohl, doch geht Philippine wieder aus und hat uns heute besucht. Sehr unerwünscht erschien auch ein nicht abzuweisender Besuch bei uns, erwies sich aber dann als leichteste Lektüre recht nützlich für unsern Zustand. Es ist ein in Radeburg stehender Offizier, Sohn einer alten Bekannten, Hannoveraner, der im Schlitten herüberkam, sich Wolf zu präsentieren. Für einen Hannoveraner gar nicht grimmig gegen Preußen.

* Gattin des Dresdner Malers Friedrich Gonne (1813—1906).

Nun noch zum Schluß viel Dank für das Wort der Grenzboten, und Bitte um Nachsicht für diese schlechter noch als immer geschriebenen Zeilen einer liegenden matten Frau, die auch zum Überfluß vorgestern auf dem Glatteis tüchtig hingefallen ist — doch ließ's gut ab. Ist's in Leipzig auch so glatt durch die Schuljugend?

Mit herzlichstem Gruß von uns beiden
Ihre G. W.

Sophie Vaudissin an Freytag

Dresden, den 28. Dezember [1867].

Nun wäre es doch wohl Zeit, wieder einmal meine Faulheit zu überwinden, die jetzt die Hälfte meiner Krankheit ausmacht, damit Sie wissen, wie es bei uns steht. Gut noch nicht, aber doch besser, nachdem wir recht übel dran gewesen. Lange Zeit nannte mich der Arzt die arriere garde, weil ich viel schlimmer hustete. Aber leider behielt ich das Prärogativ nicht lange, und eine recht arge Anschwellung des Häpßchens, wobei Höllenstein nicht gespart wurde, machte mir bei Wolf qualvolle Sorge. Nun gottlob und unberufen gehts damit besser, und haben wir nur noch, wie der Arzt sagt, mit dem lappigen Schnupfen und etwas obligatem Husten Not. Bereits stärkt man uns mit Bier und Liebig, aber Stubenhoder werden wir wohl noch lange sein. Aber wir haben uns vom Domino schon gestern zu einem quatre oder richtiger trois mains aufgeschwungen, zwischen der Gartenlaube liegt schon wieder Goethe und Freytag auf dem Tisch. Gott gebe nun guten Fortgang und dazu milbes Wetter!

Glücklich waren wir, von der Genesung des lieben Freundes Hirzel zu hören.

Ihm und Ihnen wird es erfreulich sein, wenn ich mitteile, daß es der Familie Klee über Erwarten gut geht. Die arme Frau ist mir beinahe zu gesaßt und ergeben, aber nach allem, was voranging, ist das natürlich. Ebenso die Töchter. Nur der Sohn soll untröstlich sein. Die Verhältnisse sind günstiger als je zuvor, sie wird 1000 Taler jährlich Einkünfte haben, und die hinterlassenen Schulden, höre ich, gehen sie nichts an. Das bleibt freilich im Gesetz eine Billigkeit, die das eigne Bewußtsein nicht zu erleichtern vermag ...

Für eine, die nun drei Wochen das Zimmer nicht verlassen und keinen Besuch empfangen, habe ich Ihre Zeit aber viel zu lang in Anspruch genommen.

Verzeihung für Stil und Schrift! Ich verstehe mich nur noch auf Husten, doch läßt er mich jetzt nachts mitunter schlafen, und so hoffe ich, diese alte greuliche Grippe hat uns bald so satt, als wir sie.

Nun alles Beste Ihnen beiden und Hirzels zum neuen Jahr! Ihre G. B.

Otto-Ludwig-Beitrag folgt zu Neujahr.*

Freytag an Baudissins

Leipzig, 7. Januar [18]68.

Meine lieben verehrten Freunde! Also das ist neues Jahr! Das Befinden in Dresden wie in Leipzig durchaus entsprechend, an der Elbe Pinselung, an der Pleiße Gurgel, beiderseits Husten, febrile Erscheinungen, bei Ihnen Enthaltung von Schlittensfahrten und Schlittschuhvergnügen, bei uns Liegen auf dem Sofa und melancholisches Niesen. Da haben Sie die Folgen des Winters und einer konstanten Gleichmäßigkeit behaglicher Wärme von Durchschnitt 10 Grad Minus. So jämmerlich war bei uns die Stimmung, daß meine eigne Hausfrau die entsetzliche Behauptung wagte, wir wären besser daran, wenn wir natürliche Pelze hätten, wie die Eichhörner und Affen, und sich keineswegs demütigen ließ, als ich ihr entgegenhielt, ob sie ihren neuen Hut — der von einem Teil der diesjährigen Apfelernte gekauft ist (sie hat 1867 18 Taler eingebracht) — als Eichhorn zu tragen sich für berechtigt halten würde. Grippe ruiniert alle Logik. Jedoch keineswegs die Gefühle humaner Verehrung und Treue, mit denen wir, obschon rheumatisch, doch herzlich, Ihnen einen herzlichen Neujahrswunsch hinüberfenden. Gut.

Die 30 Taler** habe ich dankend empfangen und erwarte den Besuch Jordans, um sie einzuhändigen. Jetzt soll auch die Herausgabe von Ludwigs Werken in Angriff genommen werden, ich habe einen Verleger gefunden und erwarte nur die Entschließung von Brodhaus, der gewisse Rechte an Novellen beanspruchen könnte, um der Witwe die Entscheidung mitzuteilen.

Unterdes quält die Politik ein wenig. Wird Friede bleiben? Ich meine, daß die letzten Verhandlungen in Berlin darüber eine Art Entscheidung bringen werden. Dort tritt

* Freytag hatte bei seinen Bekannten eine Sammlung für den Dichter Otto Ludwig ins Leben gerufen.

** Für die Otto-Ludwig-Sammlung.

übrigens jetzt ein, was seit vorigem Winter vorauszu sehen war: die Auflösung der alten preußischen Staatsmaschine, und die Konzentration ungeheurer Macht in Bismarcks Hand flößt Besorgnisse ein, nicht nur der Reaktion, auch den besseren Elementen am Hofe und vielleicht auch an höchster Stelle. Man fühlt sich durch Bismarck ganz in Schatten gesetzt. Nun ist das mit den Besorgnissen nicht ohne, das alte Preußen wird mediatisiert, und in Wahrheit mag die Auflösung und das Neue einige ernste Gefahren bereiten. Das durfte man im vorigen Jahr lebhaft empfinden, jetzt deshalb anhalten, wäre Verberben. In einem neuen Berliner Lokalstück sagte ein Schauspieler: »... Dann wird Bismarck Kaiser von Deutschland oder Präsident der Republik.« Die Worte zündeten im Publikum und haften im Palais. Das ist vorläufig nur kleines Wolkenpiel, aber es ist immer gut, das in der Stille zu registrieren. Auf die nächsten großen Schritte soll dergleichen, so hoffe ich, keinen Einfluß üben. Es sind aber in Wahrheit Schatten aus vergangener Zeit, die noch in unsre Zeit ragen. Zuerst hat der Ministerpräsident die Selbstwilligkeit seines Herrn hochgesteigert, dann riß er ihn in eine große Entscheidung, dabei wuchs er selbst, nicht ebenso sein Gebieter, jetzt ist ihm der öde Zwang seiner junkerhaften Kollegen unerträglich geworden, und er hat den Bundesrat gegen das preußische Ministerium gestellt, den Reichstag gegen den Bundesrat, seinen König gegen die Fürsten, und er müht sich, eine Gewalt durch die andre zu balancieren, um über alle zu regieren. Da mag der alte Eigensinn der Majestät ihm und uns wohl noch Sorge machen. Aber es heißt jetzt »Durch«.

Durch den Schnupfen, über den Main. Alle guten Grüße und Fuldigungen aber seien unterdes mit trübem Auge, aber festem Gemüt der Bundespost übergeben, um zu Ihnen befördert zu werden, mit der Bitte, daß Ihr treues, warmes, wohlthuendes Wohlwollen und eine ehrliche Freundschaft im neuen Jahr daure. In alter Treue

Ihr Freytag.

Sophie Baudissin an Freytag

Dresden, den 11. Januar [1868].

Teurer, lebenswürdigster Freund,
Um solche Briefe zu schreiben, wenn man gurgelt und hustet und »melancholische Briefe«

schreibt, muß man eben Gustav Freytag heißen! Ich hoffe indessen, Sie betreiben die Sache mit der Grippe nur als Dilettant und nicht mit der wissenschaftlichen Gründlichkeit, durch die wir uns auszeichneten. Gottlob geht es ja auch besser bei uns, wiewohl ein erster Ausgang uns zurücksetzte und wir seitdem geduldig auf Tauwetter warten, um einen zweiten zu wagen. Die Entbehrung der Luft ist mir nur schwer für Wolf, der eigentlich ein raffinierter Luftgourmand ist, und nun so im Zimmer gefangen mit der selben Frau von früh bis spät, als einzige Unterhaltung! Dabei ist er aber immer gleich geduldig und liebenswürdig. Ich mache es noch ärger als die liebe Hofrätin, ich beneide die Eichhörner nicht nur um ihren Pelz, sondern auch um ihren Leichtsinns usw. »Der Menschheit ganzer Jammer« sagt mich viel öfter an, seit ich so beschaulich zu Haus sitze und bald von der oder jener schlimmen Sorge höre unter Freunden und Bekannten ...

Mit Davison* steht's immer noch bedenklich, aber doch nicht hoffnungslos, da die Ärzte nicht zu wissen scheinen, was ihm fehlt neuerdings.

Eben ward ich unterbrochen durch die allzu treue Pawloff! Ach, aber wie golden ist die gegen einen andern Blaustrumpf, der unter der Maske, für Arme zu sammeln, wenn man sich als zahlendes Mitglied in ihren Verein aufnehmen läßt, einem als Belohnung ihr Trauerspiel oktroyiert. Der Text ist so, daß es schon tragisch wird, eine Zeile abzuschreiben, aber nur die Anweisungen für die Aktion: z. B. »große Pause im Zimmer, nach welcher Fagen den Finger an die Nase legt«, u. dgl. wird den Bühnen gegenüber als Manuskript gedruckt! Sie heißt Döhnhart, und man hält sie persönlich für ein harmloses altes Mädchen! —

Nun will ich aber auch meine Harmlosigkeit nicht länger in Zweifel stellen und Sie zufrieden lassen. Sagen Sie uns bald, daß Sie ganz gesund sind, beide und Firzel?

Von Herzen grüßen

Ihre treuen Freunde E. und W.

Sophie Baudissin an Freytag

Dresden, den 29. Januar [1868].

Wenn man eine Bitte an gewisse Freunde hat, so antworten sie gegen ihre sonstigen Ge-

wohnheiten gleich. Ich habe deren zwei: vielleicht ist's auch ein Vorwand, um eben wieder einen Brief zu erhalten. Also zuerst folgendes:

Es war einmal eine Aurelie,* das ist aber schon lange her — und da ich ganz zufällig hörte, sowohl der Springer als der Lechner seien abgesprungen vom Jugendschriftenverlag, so glaubte ich, solane Aurelie sei längst den Glammentod gestorben, und sagte fröhlich »Griebe ihrer Asche!« Es trat eine schöne Ruhe ein. Da plötzlich schreibt mir Herr Lechner (denn höflicher bleibt der Österreicher als der Berliner), Sie werden schon durch Herrn Springer wohl erfahren haben, daß Ihr neuer Verleger, Herr K. in Neuruppin (»Wo liegt das?« fragte ich Wolf), nun auch meinen Verlag ankauft, da er mit einer neuen Ausgabe umgeht usw. usw.

Also nicht verbrannt, nicht Schnupftabakbütenpapier geworden, sondern als Negersklave verkauft mit andern weiblichen Sklavinnen und nach Neuruppin geschickt. Sobald ich also mit der Geographie in Ordnung, dem Manne geschrieben und gefragt, was er im Sinne habe. Hier die Antwort und die unerhörte Anforderung, sie zu lesen und mir zu raten, was ich fordern soll — Lechner und Springinsfeld hatten bei einer zweiten Auflage und auch bei einer dritten dieselbe Summe wie bei der ersten bewilligt — hier aber ändert sich wohl das Ding? —

Zweite Bitte. Bei unsrer nun siebenwöchigen Gefangenschaft — denn verschwunden ist leider der Husten bei Wolf noch nicht, und da die Luftversuche Verschlimmerung brachten, wird auf schnelle Taubstille gewartet — ist unsre beste Stunde das gemeinschaftliche Musizieren. Könnten wir vielleicht via Hertel in Leipzig erfahren, wann die Folge der bei Leufart in Breslau erschienenen Quartette, für Klavier und Violine arrangiert, zu erwarten steht! Vorlesen geht noch gar nicht. Desto nachdrücklicher lesen wir jeder für sich Ihr liebes Buch und rufen uns dann zu: »Hast du das gehabt von dem edlen, ehrenfesten, freundlichen, herzlichen und vertrauten Junter?« usw., unzähligmal ruft Wolf: »Das ist reizend!«. Aber nach diesem klassischen und doch so gut zu schluckenden Gesichtsbuch, denke ich, kann in der Art nichts Besseres mehr kommen, und

* Bogumil D., der berühmte Schauspieler.

* Schriftstellernamen der Gräfin.

Sie wenden sich nun mit ausgeruhter Phantasie — sie war zwar hier auch nicht untätig — wieder der freien Dichtkunst zu. Ich bilde mir stets ein, daß Sie wieder der Bühne wollen einen guten Tag machen?? —

Und nun die herzlichsten Grüße Ihnen, der lieben Frau Hofrätin* und dem Hirtzelschen Hause von

Ihren getreuen Wolf und Sophie B.

Freytag an Vaudissins

Leipzig, 31. Januar [18]68.

Meine lieben, verehrten Freunde!

Die Schnelligkeit der Antwort wurde diesmal unvermeidlich beeinträchtigt durch die Gründlichkeit der Prüfung, welche Hirtzel in betreff des Herrn Dehmigle vornahm, sowie durch Erwägungen in betreff des mit der Autormürde verbundenen Bankgeschäfts. Also Dehmigle ist ein sehr wohlhabender Mann, hatte sich früher auf astetischen Verlag geworfen, jedoch erkannt, daß Hingabe an die Reize dieser Welt auch dem Geschäftsmann besseres Vergnügen bereitet. Drückt also die berühmten Ruppiner Bilderbogen, beschäftigt zirka 200 Arbeiter, gilt für einen ordentlichen Mann und ist bemüht, sein Geschäft zu heben und mit anständigen Autoren in Umgang zu kommen. Summa, gegen den Mann ist principiell nichts einzuwenden. Und da die liebe Frau Kollega jedenfalls versäumt hat, in ihren Buchhändlerkontrakten, die sie überhaupt nicht gemacht zu haben scheint, sich vor dem Verkauf zu bewahren, so scheint das Schicksal es noch erträglich gemacht zu haben, daß der neue Käufer kein Scheusal ist. — Es ist übrigens greulich, daß man so verhandelt werden kann, und ein gentiler Verleger wird dergleichen nicht ohne Zuziehung des Autors tun.

Im übrigen steht die Sache so. Es ist wahr, daß dieser Neue den Sortimentsbuchhändlern, um sie zu bezaubern, 50 % gegeben hat, also weniger verdiente. Ferner kommt ihm zugute, daß die früheren Auflagen noch nicht ganz verkauft sind, und er dieselben, um schnell für die neue Lust zu machen, billig in der Fremde absetzen will. Es ist also anzunehmen, daß er das an Springer und L. gezahlte Geld aus dem bisherigen Bestande des Verlags Aurelie nicht deckt und für die Zukunft und Gesamtausgabe im vor-

aus bezahlt hat. Ich wage daher zu raten, daß Sie, Frau Kollega, ihm schreiben: »Ich habe von S. und L. für spätere Ausgaben daselbe Honorar wie für die erste zugesagt erhalten, für erste soundso viel; ich weiß aber nicht, wie Sie Ausstattung und Preis sich denken, und ich möchte daher in frischem Vertrauen zu Ihrer Umsicht und Billigkeit am liebsten sehen, wenn Sie mir mit Angabe der Stärke der Auflage (außer ... Freieigemplare) ein Gebot machen wollten, was Sie mir für den Band als waderer Herr geben können, so daß Sie bestehen und ich Ihnen gegenüber ein gutes Vertrauen behalte.«

Das wird in diesem Fall das beste sein. Man sieht, es liegt ihm viel an Ihnen, hätten Sie hohes Honorar von den früheren Burschen bekommen — was ich stark bezweifle —, so würde er aus angeführten Gründen eine gütige Erminderung wohl verdienen, da Sie aber wahrscheinlich weniger erhalten haben, als hübsch gewesen wäre, so ist's am besten, Sie schieben die Verantwortung auf seine Seele und behalten sich nur vor, ihm Ihren Entscheid zu gönnen. Ohne Ihre Genehmigung darf er die neue Auflage nicht machen, soweit haben Sie sein Schicksal in Ihrer Hand.

Dazu kommt kürzestes Referat über das neue Theater. Von außen ein System von großen Baufloßen aus einer Schachtel, misflacher und geistloser Gliederung und Dekoration; von innen recht schön, gut akustisch; aber sehr hoch, Parterre und fünf Galerien; von einer Größe, welche zu anständigem Unterhalt Etat von 130 000 Taler verlangt, während Leipzig etwa 100 000 aufbringt (1 Taler pro Kopf ist gewöhnlicher Satz), bereits an einen übertrenommierten Spekulant verpachtet. Also auch hier Anfang des Endes, und dafür eine halbe Million verbaut. Ominös war, daß das erste laute Wort im geweihten Raum, ein Toast auf den König, dem patriotischen Sachsen nicht glückte, er blieb stecken, und es entstand eine sehr bedeutungsvolle Pause, konnte sich auch nicht heraushepeln, und ein kleiner Krähhahn neben ihm mußte das Hoch intonieren. Die Festvorstellung wurde für Ihren Getreuen vorn durch einen Prolog Gottschalls, der undeutlicher war, als erlaubt ist, und hinten durch die Anwesenheit des verratenen Königshauses schmerzlich. Am nächsten Tag durch eine dicke Bude. Dieser Winter demoralisiert den Organismus. Nicht das Gemüt, welches

* Freytags erste Gattin Emilie. geb. Scholz.

in Liebe und Treue an Ihnen hängt, als Hauptbestandteil Ihres Freytag.

Postskriptum.
Heil! Heil! Heil!
Zum Geburtstag.

Sophie Baudissin an Freytag

5. Februar [18]68.

Teurer Freund,

Das neue Leipziger Theater und selbst die Jugendschriftstellerei sollen leben, da sie zu solchen Briefen Stoff geben oder eigentlich nur Veranlassung, wie Ihr lieber letzter. Mit Danken will ich gar nicht anfangen, denn dazu bin ich viel zu beschämt durch Ihre und Hirzels Güte. Dehmke aber war nicht beschämt durch die meinige, versicherte, er könne keine Vorschläge machen, und forderte mich abermals auf, mich zu taxieren, aber möglichst niedrig, denn er dürfe nicht mit frevelhaftem Leichtsinne an eine solche umfangreiche Unternehmung gehen. Dieser »frevelhafte« Leichtsinne schien mir eine Erinnerung aus der asthetischen Zeit. Item, ich taxiere, d. h. exekutiere mich und verlangte einen Louisdor per Bogen und ein Bändchen Übersetzungen gratis als Zugabe. Abriß war der zweite Brief höchst lehrreich mit allegorischen Randzeichnungen versehen, aus welchen ich ersehe, daß Herr Dehmke zugleich mit Jugendschriften auch farbiges Papier, Wäschzettel und Ankleidepuppen verhandelt.

Also wieder eine dicke Bude? Ja, ein so leidenschaftliches Wetter hab' ich nie gekannt. Entweder Wind und Regen oder Sonnenschein mit Orkan.

Folglich sitzen wir mit unserm Rest von Husten immer noch im Zimmer.

Gestern war Rüderts Tochter bei uns, eine eigentümliche Erscheinung, aber, wie mir scheint, wirklicher, nicht gemachter Sonberling, und daß sie Rüderts Tochter ist, nimmt doch gleich für sie ein. Auch taute sie bald auf. Dubocs hatten sie uns gebracht. Sie wohnt bei ihnen. Wissen Sie mehr von ihr, da sie auch eine Herzogliche ist?

Nun mit innigsten Grüßen die Bitte, sich vor dem Wind zu hüten!

Ihre S. B.

Sophie Baudissin an Freytag

Dresden, den 7. März [1868].

Teurer Freund,

Seit die schmerzliche Nachricht aus Karls-

ruhe* kam, haben wir mehr noch als sonst in Gedanken mit Ihnen gelebt, und doch hatte ich nicht das Herz, Ihnen zu schreiben, bis ich wieder Ihre Stimme vernommen. So gut ist's uns nun heute durch die Grenzboten geworden, und in dem warmen Ausdruck war mehr Liebe und Befriedigung an dem untergänglichlichen Besitz eines solchen Menschen als Trauer um den Verlust des Freundes, die freilich wohl auch ihr Recht behält. —

Heute sandte uns Duboc, der Nachbar zu Stadt und Land, der jetzt durch eine Masern-epidemie von uns getrennt ist, die inhaltschweren Worte: Freytag hat ein Drama geschrieben, das am Burgtheater eingereicht ist. Ist das wahr? Ach, wie wollt' ich es! Aber natürlich auch gleich haben, und wenn es wie das sechste Buch Moses, wie das Volk in Wachwitz glaubt, an Ketten vergraben unter dem grünen Gewölbe läge.

Nun sagen Sie uns halb ein Wort, über den Autor vorläufig, wenn nicht von seinem Drama. — Es ist mir doch nicht recht glaublich, daß Sie in Österreich zuerst Ihre Wohltaten spenden sollten.

Uns geht's ja gottlob wieder ganz leidlich, d. h. mir würde es vortrefflich gehen, wenn Wolf nicht immer noch hüstelte. Dagegen gehen wir bei gutem Wetter täglich spazieren und sogar heute zum erstenmal wieder abends aus in die Quartettakademie, denn Wolf war nicht länger zu halten. — Die Bäume knospen alle, sogar die Apfel. Ich hoffe, Sie werden zur Blütezeit sich auf Dresden und Wachwitz besinnen. Wie geht's der Frau Hofrätin, und was machen Hirzels? Spricht der jüngste des Geschlechts schon? Ich vermute es, denn mein kleiner Großneffe hält schon lange Reden. Grüßen Sie die lieben Freunde, und seien Sie beide auf das innigste begrüßt von

Ihren Getreuen W. u. S. Baudissin.

Sophie Baudissin an Freytag

Dresden, den 8. April [1868].

Verehrter, lieber Freund,

Daß Sie recht in der Arbeit stecken und auch daß es gut gerät, wissen wir, hörten aber gern noch mehr von Ihnen. Ist die liebe Frau Hofrätin wieder ganz hergestellt? Täte sie nicht gut, ein Bad, etwa Rösen, zu

* Tod Karl Mathys, des badischen Staatsmannes.

brauchen? Glücklicherweise alarmierte uns »Freund Firzel« (denn wir bilden uns jetzt ein, daß er auch unser Freund ist) erst, als es schon wieder besser ging. Und Sie selbst! Wie ist Ihnen die Reise bekommen? Daß Sie uns so vorübergingen, kann nur dadurch ausgeweht werden, daß Sie versprechen, recht bald nach Dresden oder Wachwitz zu kommen. Im Laufe des Mais, so Gott will, ziehen wir hinaus. Da es Firzel in der Gegend gefiel, entschließt er sich wohl auch zu einem zweiten Besuch, der nur nicht so kurz sein dürfte als der erste. Soweit was Wünsche anbelangt. Sonst wüßte wenig zu sagen, als daß mein Wolf sehr fleißig ist, als Erholung die Zeitungen und noch eifriger die Grenzboten verschlingt. Der gestrige Aufsatz, der uns ganz hell im Kopf machte, ließ indessen ein chien de tendre, wie der Farnzose sagt, für Bismard durchbliden, was doch darauf schließen läßt, daß er einen Anflug von Genialität haben muß. Wir sind längst auf diesem Fuß mit ihm — er fesselt, weil er unsereins immer wieder überrascht. Das ist bei Ihnen nicht der Fall, denn Sie wissen genau, was er ungefähr tun kann. Und dennoch können Sie dem Kerl nicht völlig gram sein. Ob er wohl die Grenzboten liest? Es sollte doch sonst ein gutmeinender Anonymus ihm das zuschiden. Als Kinderschriftstellerin verzweifeln Sie nie an Besserung! Hier sind die kriegerischen Ansichten noch lebendig. Eine Näherin, die Kammerjungfer bei einer Hofdame wird, sagt mir: »Wir machen nicht viel Kleider zu recht, denn auf dem Königsstein ist die Toilette einfach!« —

Folgender Fall, der in »Soll und Haben« eine Stelle verdient hätte, trug sich auf dem Kontor zu. Ein Kassierer, der von meinem seligen Vater erzogen wurde, ist jetzt fünfzig Jahre in der Handlung. Das Jubiläum wurde festlich begangen. Acht Tage zuvor ward dieser gute, brave Mann dadurch betrübt, daß sein Sohn, der ebenfalls Kassierer an einer Nebenkasse ist und von Kindesbeinen an im Kontor, seinen Abschied verlangt. Auch die Chefs waren sehr erstaunt über das Verlangen, entließen jedoch den nach ihrer Meinung hochmütig gewordenen Menschen mit einer Gratifikation von 1000 Taler, die er scheinbar gerührt annahm. Wenige Tage nach seiner Abreise findet man in seiner Kasse ein Defizit von 5400 Taler und einen darüber von ihm, der nichts besitzt, ausgestellten

Wechsel. — Nun sollte der Jubilar nichts erfahren. Das Fest ging vor sich mit Toasten usw., aber auch nachher fehlte meinem Bruder und seinem Sohn der Mut, dem Vater solchen Kummer zu bereiten, und so ist das ganze Personal zum Schweigen verpflichtet worden. Der alte vortreffliche Kassierer hatte ohnedies genug Unglück. Die Frau lief ihm mit einem andern davon und ließ ihm zwei Söhne, von denen der älteste von Kindheit an nichts taugt, und dieser jüngste war der Stolz seines Herzens und bis jetzt der Liebling des ganzen Kontors.

Nun vergeben Sie als Autor von »Soll und Haben« die Nachwehen dieser Sie am Ende langweilenden Geschichte.

Mit der Vergebung ist's aber nicht genug, geben Sie auch bald etwas zu hören

Ihren treuesten Freunden Wolf u. S. B.

Hat Ihr Herzog den Niemann gehört? Das ist ja ein köstlicher Sänger! Ich hatte Vorurteile wegen seiner Renommee, aber da hielt nichts Stich — ich war entzückt und weinte im Josef drei Schnupftücher voll.

Freytag an Baudissins

Leipzig, 26. April [18]68.

Meine lieben, teuren Freunde! Je weniger ich schreibe, um so treuer ich verbleibe. Stille, ernste Wochen, durch Besuche unterbrochen; keine Lust an Spiel und Singen, Arbeit wollte nicht gelingen. Viel saß ich in Bücher gesenkt, immer hab' ich Ihrer gedacht. Dieser Winter war ein Radern, und ich freue mich für uns alle des ersten Grüns. Wünsche auch sehr, Sie wiederzusehen, und vertraue, daß Sie mir im Mai dies gestatten.

Eigentlich sollte ich heute nicht schreiben, denn ich bin durch Nachrichten okkupiert, die mir die Stimmung trüben und die ich doch nicht ausschreien oder -schreiben darf. Es geht wieder einem Kriege entgegen, und diesmal wird's harter Ernst. Nach zwei Jahren banger Unsicherheit kommt gerade jetzt dem Erwerb wieder das erste Vertrauen, und ein Gefühl der Sicherheit öffnet die verschlossenen Geldkassen und Dampfkessel. Es ist jämmerlich, daß dies wieder nur ein kurzes Aufklappen sein soll. Aber der Franzos gibt keine Ruh. Es liegt diplomatisch gar nichts Drohendes vor, es ist so still in der Luft, daß, wie Bismard sagt, jeder Staub, der aufgerührt wird, sogleich zur Erde fällt; Frankreich wird nicht müde, seine Friedensliebe

gegen die Berliner zu versichern, sogar bei der nordschleswigschen Frage hat es jede wünschenswerte Zurückhaltung bewiesen. Aber seine Rüstungen dauern in einer Weise fort, welche die Möglichkeit geradezu ausschließen, daß man nur Armierung für den Frieden beabsichtige, und von den befreundeten Großmächten kommt nach Berlin Warnung auf Warnung. Die Situation wird dort als sehr unheimlich und gefährdend empfunden, um so mehr, da die Militärverfassung des Bundes eine Mobilmachung nur unmittelbar vor ernster Kriegsdrohung möglich macht. Man nimmt in London an, daß Napoleon in diesem Sommer plötzlich los schlagen wolle. Vielleicht ist es nicht auf Preußen gemünzt? Aber gegen wen sonst? Spanien? Raum denkbar, obgleich auch dort sich etwas zu brauen scheint.

Das ist ein Alp, der sich wohl auf unsre Frühlingsteden legen wird. Mir ist seit 66 das Gefühl oben an gewesen, daß wir noch hart dafür bezahlen werden, daß wir damals nur halbe Arbeit gemacht. Unterdes haben wir, was uns festmacht. Der neue Bau deutscher Einheit kann noch einmal zerworfen werden, wir werden ihn doch aufrichten, und wenn wir damit nicht zustande kommen, das nächste Geschlecht, für das wir gearbeitet.

Wie Sie in diesem Winter die kalte Luft einschloß, so auch mich ein Verlust, der mir naheging. Seit ich von Karlsruhe zurück bin, sammle ich Materialien für eine Biographie Mathys. Es soll kein weitschichtiges Werk, am liebsten ein Volksbuch werden. Wenn wir einmal unter Menschen gingen, war's ins Theater. Unser Theater, der neue Raum, verdient wohl, daß Sie ihn einmal ansehen. Es ist der schönste Bau — im Inneren —, den wir in Deutschland haben, mit allen Vorteilen ausgestattet. Für die Kunst ein neues Lebewesen. Es ist größer als der Dresdner, und das Lust-, Schauspiel und die komische Oper fühlen das äußerste Mißbehagen, das Publikum läuft in Massen hinein und freut sich der schönen Sitzplätze, aber es beginnt sich bereits darüber zu verwundern, wie schlecht gespielt wird. Der Pächter ist ein schöner Spekulant. Am lustigsten war das Gastspiel des Knaak im alten Theater: seinen Schneider Gips und Monsieur Perikles zu sehen, ist wirkliches Vergnügen. — Mozarts Oper »Die Gans von Kairo« ist ein französischer Puff.

Vorige Woche war ich auf einige Tage in Gotha. Dort war gute Gesellschaft zusammen, außer der preussischen Kronprinzessin und ihrer Schwester Alice von Darmstadt noch als preussischer Hofstaat Gustav von Putlig und seine Frau, liebe Leutel. Es war in einer Zeit, in welcher die Kunst beschriebene Rolle spielt, recht hübscher Anflug von einem Hofe von Ferrara. Musik und vier dramatische Schriftsteller als Höflinge: Putlig, Meyern,* Tempeltes** und Schreiber dieses. Aber es war mehr von andern Dingen als von Kunst die Rede. Auch von Ihnen und von der Gräfin Reventlow, deren Bekanntschaft zu machen mir ein alter Wunsch ist.

Nehmen Sie in gewohnter Güte diese Zeilen auf. Wir denken Ihrer sehr oft und haben in den kalten Wochen fleißig gute Wünsche und Gelübde für Ihr Wohlergehen getan. Auch Freund Hirzel, der sich in rauen Stunden auf seine Goethesammlung zurückzieht, und wieder einen Band Goethekorrespondenz gedruckt hat.

Behalten Sie lieb bis zu gutem Wiedersehen im Mai Ihren treuen Freytag.

Halt, noch eine Frage. Sind Sie, mein teurer Herr Graf, Mitglied der Tiedgestiftung? Und wer ist wohl der einflussreichste Genius dieser Sozietät? Ich möchte für einen armen Schriftsteller bei ihr plädieren.

Meine Frau sendet innige Empfehlung.

Sophie Daudissin an Freytag

Den 29. April 1868.

Teurer Freund,

Schon wollten mir einige Gewissensbisse darüber, daß ich Sie gewissermaßen zum Schreiben gezwungen, die Freude am Anblick Ihrer Handschrift verderben, als die gereimte Anrede wieder die heiterste Befriedigung in mir hervorrief: Es geht doch nichts über unverfälschte Zuhörlichkeit, dachte ich, und genoß mit meinem Wolf ihre Früchte. Sie schmeckten uns vortrefflich, und selbst der

* Gustav Freiherr von Meyern-Hohenberg (1820—1878), Generalintendant der herzoglichen Hoftheater zu Koburg und Gotha. Verfasser vieler historischer Schauspiele (»Die Braut Konrads« u. a.).

** Eduard von Tempeltes (geb. 1832), 1868 bis 1871 Hoftheaterintendant des Herzogs von Koburg und Gotha, Verfasser der Dramen »Altmannestra«, »Die Welf — die Waiblingen«, »Cromwell« u. a.

Bodensatz von kriegerischen Vorjagen konnte den ersten Eindruck nicht verbittern. Wir glauben auch noch nicht recht fest daran. Wenn aber doch Ernst würde — so scheußlich es wäre, wieviel lieber gegen die Rothosen als gegen Deutsche! Na, zuerst kommen die Franzosen noch nicht nach Wachwitz, sondern im wunderschönen Monat Mai zwei liebe Deutsche: Sie und Freund Hirzel! — Was das Herz voll ist, davon läuft der Mund bekanntlich über; nun er lief bis zu Dubocs. Und er schlug gleich Lärmen, ob Sie nicht vielleicht zum Schriftstellertag sich einfinden würden gegen Pfingsten? Schuldigermassen richte ich die Frage aus und beantworte die Ihrige. Bei Tiedge wirken mit: Kühne (der Europamüde) und Bürgermeister Hertel. Wir haben eben Ähnliches, wie Sie für den Angenannten in der Schillerstiftung, für die Klee versucht, d. h. einen einmaligen Beitrag. Duboc hat uns die Kommission gemacht. Den Erfolg erwartet man noch. — Nun wir bei Aufträgen halten, gleich noch eine Bitte, um einer wichtigen Wahrheit auf die Spur zu kommen. Kennen Sie oder einer Ihrer Bekannten die Laurentiusche Gärtnerei in Leipzig, und führt Sie vielleicht einmal Ihr Weg an ihr vorbei? Sie machte im März bekannt: Wir erhalten die ersten nach Europa kommenden gelben Veilchen. Versand gegen Einlage im April. Gelbe Veilchen!, was wird da aus der Bescheidenheit, dachte ich entsetzt, aber sehen wollte ich die unbescheidenen doch. Also bestellt und Geld eingelegt. Erhielt es zurück: es sei noch zu kalt zur Versendung. Gut, schreibe wieder und bitte, zur rechten Zeit gegen Postvorschuß zu schicken. Alles bleibt stumm. War das gelbe Veilchen Reklame? Das zu wissen, wurmt mich um so mehr, als ich schon Ableger versprach.

Nun haben Sie mich aber in meiner ganzen Dummheit genossen, also mag mich Wolf wieder gutmachen. Sie aber und Ihre liebe Frau bleiben gut

Ihrer

Sophie Baudissin.

Nachschrift

von Graf Wolf Baudissin:

Sie werden mir zugeben, daß ich auf die Motivierung dieser Fortsetzung von Rechts wegen nicht eingehen sollte; und ich tue es auch nur, um das »gutmachen« zu widerlegen, denn ich habe von hier kaum etwas zu erzählen. Ganz Dresden ist heute in hitzigem Fieber: wenn die Köchin den Marktweibern

Gemüse abverlangt, klagen diese, sie hätten kein Billett für den Freytag bekommen. Die Dienstmänner schlafen nachts in Decken eingewickelt auf den Treppentufen des Theaters; während der bestimmten drei Stunden durchzubringen ist unmöglich, und man erzählt sich, es seien fünfmal mehr Plätze bestellt als deren vorhanden sind, so daß der Billigkeit gemäß eine Lotterie eingerichtet werden müßte, wie nach den Zeichnungen zu einer Anleihe. — Ihre Mitteilungen aus Koburg liegen mir schwer auf dem Herzen, ich habe aber doch eine leise Hoffnung, das Gewitter könne sich diesmal noch verziehen. Namentlich schienen mir die zurückgezogenen Bestellungen für die Marine ein gutes Zeichen, und ebenso der Passus in der Thronrede. Daß aber Spanien ein Blitzableiter werden sollte, scheint mir ganz undenkbar. Wird es wirklich dennoch Ernst, so will ich mir zum Trost sagen, einmal müsse es doch zur Entscheidung kommen. — Unser Freund Berthold* wird nach dem Brief des Fürsten von Hohenzollern noch etwas eiliger werden, als er schon war. Mit dem armen Dawson soll es etwas besser gehen, aber leider sehr langsam; er spricht, sagt man, mit schwerer Zunge, und wie einer, der seine Gedanken zusammensuchen muß.

Ich habe diesen Winter mit größtem Vergnügen die sechs Lustspiele des Terenz und nachher mit noch weit größerem ebensoviel von Plautus gelesen, den ich nicht schwerer als jenen und noch um vieles frischer und lustiger finde.

Vom 15. an sind wir in Wachwitz zu finden; machen Sie und Hirzel uns doch ja die Freude, zu kommen! —

Der Ihrige W. Baudissin.

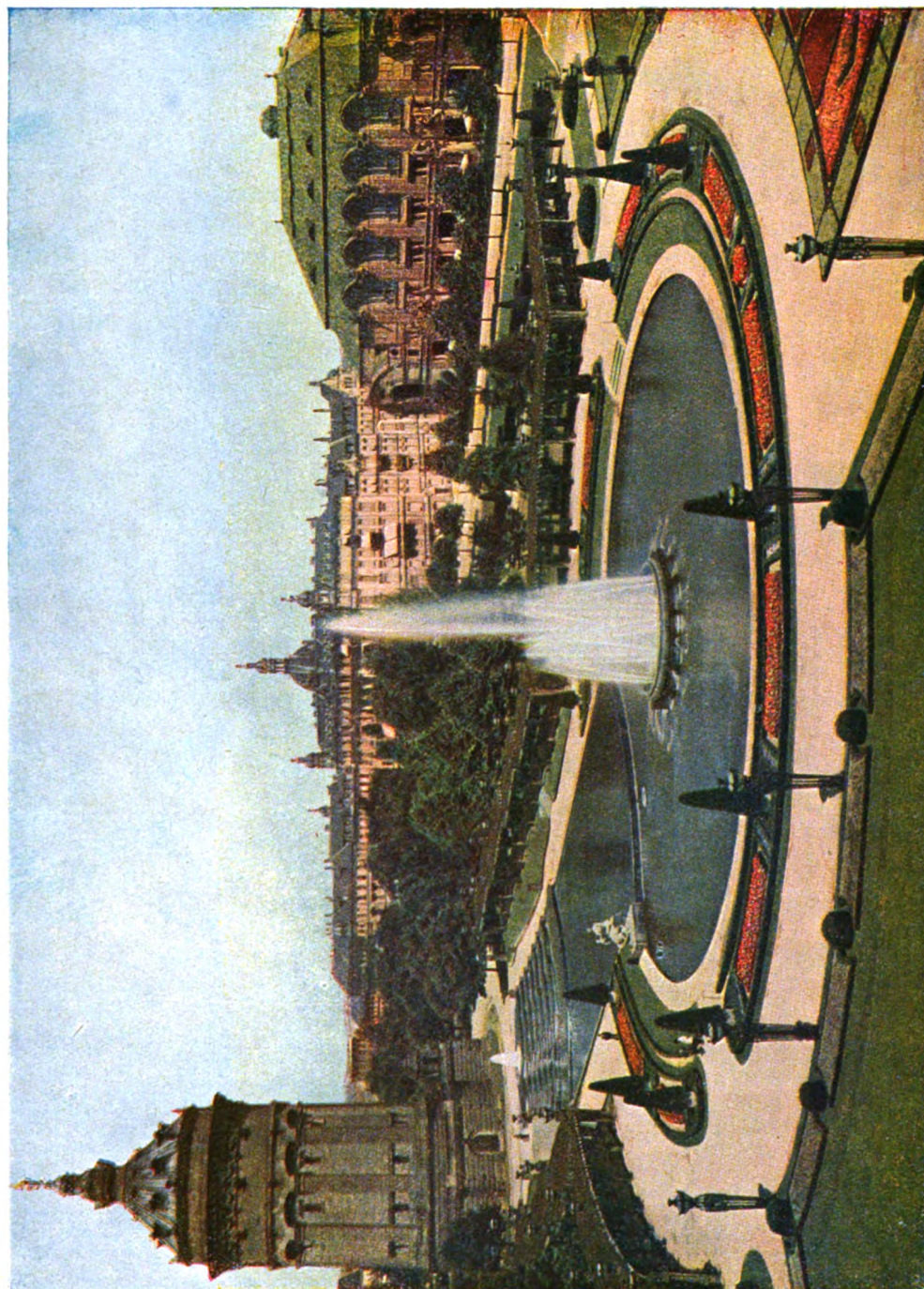
Freytag an Baudissins

Leipzig, 9. Mai [18]68.

Meine lieben, verehrten Freunde!

Es sind miserable Pflanzen, mit Mühe im Brutkasten bis zu einer Entwicklung von drei Blättern heraufgetrieben. Natürlich waren sie im März noch nicht zu haben, sie existierten noch gar nicht. Das Gewächs wird vorläufig noch in den Kasten müssen, bis es an Sonne und Luft gewöhnt wird, dann ist eine Möglichkeit, daß es, wie Gärtner renommirt, im Herbst den Versuch macht, zu blühen. Dann freilich wird's sehr schön. Aber ich

* Wohl Berthold Auerbach.



Der Friedrichsplatz mit Wasserturm und Kofengarten in Mannheim

Zu dem Aufsatz »Mannheim« von Prof. Dr. Friedrich Walter

fürchte, es wird auch bei massenhafter Entfaltung seiner Pracht eine unglaubliche Blume bleiben.

Jetzt endlich ist Frühjahr geworden, und man streckt sich wachsend in der Wärme. Aber die leidige Politik brüdt noch immer. Neues von Westen ist nicht, die Situation unverändert. Bismarck bemüht, die Veranlassungen zum Konflikt aus dem Wege zu schaffen.

Daß der große Mime für immer von den Brettern geschieden, kann ich nicht glauben, er selbst auch nicht. Offenbar betrachtet er diese Ruhe eines Gentlemans nur als Übergang zu der Stellung eines Direktors oder Intendanten. Dahin geht jetzt sein Ehrgeiz. Und das wäre nicht so übel. Er wäre wenigstens immer noch besser als die Mehrzahl unsrer Intendanten.

Zum Schriftstellertag nach Dresden? Ich möchte nicht. Ehrlich gesagt, ich habe keine Ahnung, weshalb unser Handwerk tagen will,

falls man nicht den Brauch der Meistersänger von 1400 wieder einführen will: Vorlesen der eignen Poesien vor den Handwerks-genossen. Und in diesem Fall würde es der jüngste Tag aller Lesenden und Hörenden, es käme keiner lebendig davon, und wenn er eine riesige Fassungskraft hätte. Ich bin aber heute ein schlechter Stilist, denn die Besuche fremder Bekannten, welche zur Buchhändlermesse hier sind, drohen mit Unterbrechung. Morgen ist im Schützenhause großes heißes Zwedeßen aller Buchhändler!!, wobei Hirzel darauf hält, daß seine Bande von Autoren vertreten ist. Diesmal bin ich das Lamm.

Mitte des Monats gehen wir nach Schlesien, auf dem Rückwege werden wir um Erlaubnis bitten, in Wadswitz vorzusprechen. Bis dahin bitten wir um Fortbauer Ihrer Liebe und Güte.

In alter Treue
Eiligst!

Ihr Freitag.



Der junge Liszt

Das war der Zisn, der Franz Liszt
Ein Künstlerknabe am Klaviere,
Der wie ein Meister schon die Tasten mißt
Und jedes Stück spielt sicher vom Papiere,
Der Flammen aus den Läusen lodern läßt!
Entzücken adelt selbst der Menge Mienen,
Hat nicht schon ihm ins erste Nest,
Dem Ungarkind, Kometenglut geschienen?

Und wieder schlägt die schlanke Knabenhand
Akkorde an. Die Geiger selbst verpassen
Den Einsatz. Wellt nicht weithin Steppenland
Aus seiner Melodie? Unmassen
Von wilden Gäulen schweifen pfeilschwind ...
Hej! Tschikos werfen nach den Sohlen.
In reifem Weizen raschelt schwüler Wind.
Zigeuner geigen? Zisn greift Triolen.

Und aus dem Walzerwiegen wächst empor
Kristall. Es glüht das Schloß der Liebeswonne
Rubinrot. Sieh, am rundgewölbten Tor
Elzire! — Da steigt gleich Nordlandsonne
Gespensterbleich aus dunkler Loge Grund
Ein Männerhaupt? Auf solcher Marmorstirne
Thront Einsamkeit. Um diesen harten Mund
Zuckt es wie Abendglut um Gletscherfirne.

Just er, er fühlt den heißen Lebensdrang,
Die Knabentriebe aus dem Liede,
Und leuchtend — alles schwelgt im Lustgesang —
Durchquert den Dämmerraum der Titanide
Und dunkler, dunkler wogt die Phantasie,
Vergänglichkeit und — Erdenkühne?
In Dissonanzen zuckt noch Harmonie,
In süße Schwerkmut tauchen Takt und Töne.

Und nun der Franzel lästend das Pedal
Im Fortedonner prüft die Löwenpranke,
Und jubelnd im Redoutensaal
Applaus zerbricht des kühlen Anstands Schranke,
Süßst sich umarmt der junge Genius,
Braust ihm die Seele nicht wie Siegesglocken?
Auf seiner Stirne brennt ein Meisterkuß:
Beethoven streichelt Zisns Locken.

Ernst Fleischhauer

Der rote Luftballon

Von Elisabeth Meinhard

Zittergras und Sternblumen. Große weiße mit goldenen Sonnen im Herzen.

Und über der Donau drüben geht die Sonne unter. Die Wolkenseen tanzen und schwingen ihren Schleier. Und loden. Lodend den kleinen gefesselten Bruder ihrer stolzen Frau.

Einem kleinen Mädchen gehört er. Und sie hat ihn so lieb. Den schönen leuchtenden Luftballon, der so rund und rot ist wie die Sonne.

Einen ganzen langen Tag schon trägt sie die Schnur um das dünne Handgelenk. Einen tiefen roten Streifen zeigt es, wie ein flammendes Mal. Ein Mal der Liebe. Mit großen ernsten Augen blickt das kleine Mädchen es an und seufzt. Sie weiß, nun wird die Nacht kommen. Die Nacht, die ihren Freund tötet. Einmal schon hat sie es erlebt. Ebenso schön, ebenso rot, ebenso rund ist er gewesen. An den Pfosten ihres weißen Bitterbettes hatte die Mutter ihn festgebunden.

Am Morgen hatte sie ihn gefunden. Müde und klein. Wie ein alter runzliger Mann kroch er am Boden. Und jede Falte seines braunen Gesichts schien ein Vorwurf zu sein für das kleine Mädchen: Warum hast du mir solch ein häßliches Sterben bereitet! —

Nein, sie wollte es nicht mehr tun. Nie mehr. Sie wollte lernen, Abschied zu nehmen im Schönen.

»Du sollst fliegen, kleiner Ballon,« flüsterte sie. »Zu der Sonne sollst du fliegen. Gerade hinein in den Himmel. Du sollst nicht am Boden kriechen und im Mülleimer begraben sein. Ist es schön, so zu scheiden?«

Und der Ballon zerrte an seinem Faden. Alle Gräser und Blumen nickten und freuten sich und beneideten ihn: »Fliegen wird er zur

Sonne, die unser aller Mutter ist. Oh, wie gut er es hat!« —

Und sie bewunderten das kleine Mädchen so sehr, daß ihm ordentlich opferfertig zumute wurde. Es ist das Schönste, was es gibt, einen Ballon fliegen zu lassen! dachte es. Ich werde es immer tun.

Sie hatte die Schnur vom Handgelenk gelöst, und mit einem tapferen Ruck spreizte sie die kleinen Finger, daß sie steif und starr in die Luft standen. Der Ballon machte einen seligen Sprung und entwand. Und die Wolkenseen tanzten, und die kleinen Blumen winkten, und die Sonne lachte, daß sie ganz rot wurde im Gesicht. —

Ein paar dicke Tränen rollten dem kleinen Mädchen über die Backen. Aber es zwang sich, tapfer zu sein. »Ich will ihm nachschauen, und er soll nicht sehen, daß ich weine.«

Und sie streckte die kleine Stumpfnase in die Luft, bis das Genick sie schmerzte.

»Man sieht ihn schon lange nicht mehr,« sagte die Mutter und lachte.

Aber das kleine Mädchen wußte es besser. Licht hatte ihn aufgenommen und Wollen. Darum sahen die Großen ihn nicht. Leise, leise, wie ein Lied, das im Tal verklingt, so war sein Scheiden gewesen. Das kleine Mädchen hatte es nicht gespürt. Darum sah sie ihn ewig. Sooft sie den Kopf in den Abendhimmel erhob, sah sie ihn wieder. Mit den Augen der Seele sah sie ihn, jeden und jeden Tag.

Und das war das Aller Schönste daran. —

Zittergras und weiße Blumen stehen auf meinem Tisch. Sternblumen mit goldenen Sonnen im Herzen.

Können sich Menschen verlieren, die freiwillig sich trennen; in einer Stunde, wo Bleiben Tod und Scheiden das Leben bedeutet?





Theater mit Schillerplatz und Jesuitenkirche

Mannheim

Von Prof. Dr. Friedrich Walter

Mannheims heutige Blüte ist auf dem Boden von Handel und Gewerbe erwachsen. In der Zeit des Absolutismus ging eine ganz anders geartete Blüte voraus, die das kurfürstliche Mannheim seinem Hof und seinen Künstlern verdankte. Das heutige Mannheim ist eine Stadt emsiger Arbeit und wirtschaftlicher Kraft mit den Zügen — nicht etwa des prozigen, traditionslosen Emporkömmlings, sondern des energisch vorwärtstrebenden Selbstmädeman, dem es an der Stirn geschrieben steht: Hochgekommen durch rastlose Tatkraft und wagemutigen Unternehmungsggeist mit kluger Ausnutzung günstiger Verhältnisse.

Mannheim, die kurfürstliche Residenz, die einst das Ziel zahlloser Abenteuer und Nichtstuer war, mußte jeder Reisende gesehen haben, der etwas auf weltmännische Bildung hielt, und manch einer faßte den Eindruck, den er von diesem Pflegling und Günstling fürstlicher Selbstherrlichkeit gewonnen hatte, in dem Urteil zusammen: Gemacht — nicht geworden. Man war gar nicht erstaunt darüber — am wenigsten die Mannheimer selbst

—, daß es mit der Stadt rettungslos abwärts ging, als nach dem Weggang des großen Wohltäters Karl Theodor, den die Erbschaft Bayerns zur Übersiedlung in das ungeliebte München zwang, die Sonne fürstlichen Glanzes nicht mehr über der Stadt leuchtete.

Mannheims Residenzherrschaft umfaßt nur die wenigen Jahrzehnte von 1720—1778, vom Einzug des Kurfürsten Karl Philipp bis zur Abreise Karl Theodors nach München. Aber in diesem halben Jahrhundert wurde ungeheuer viel für Mannheim getan. Jenem Worte »Gemacht — nicht geworden« haftet häufig ein verächtlicher Beigeschmack an, namentlich seitdem die Zeit der Romantik ganz neue ästhetische Grundsätze aufgestellt und die Zeit des Liberalismus ihr ungerechtes Verdammungsurteil gegen die fürstlichen Kunstmäzene und Kulturschöpfer des üppigen achtzehnten Jahrhunderts geschleudert hatte. Man kann jenes Wort aber auch ohne irgendwelche tadelnde Bedeutung als die Gegenüberstellung von zwei kulturschöpferischen Grundsätzen auffassen, die sich gegenüberstehen etwa wie der französische Gartenstil mit seiner abgezielten Gebundenheit und der englische Park mit



Raufhaus (jetzt Rathaus)

seiner scheinbar wildwachsenden Natürlichkeit oder wie die mittelalterliche Stadt mit ihren gewundenen Gassen und ungleichmäßigen Giebeln und die strenge Regelmäßigkeit der Fürstenstadt des Barockzeitalters, oder die auf schmalem Felsenrücken aus einer Menge ungleichartiger Einzelbauten zusammengefügte Ritterburg und das auf weiter Ebene nach einem großartigen Gesamtplan sich ausbreitende Schloß des absolutistischen Herrschers.

Was dem Fremden beim ersten Betreten Mannheims vielleicht amerikanisch erscheinen mag, die Geradlinigkeit und Gleichmäßigkeit seines Grundrisses, ist das gerade Gegenteil von amerikanisch, es ist nicht etwa der Ausdruck nüchterner Zweckmäßigkeit, sondern der Ausfluß einer auf monumentale Wirkungen gerichteten Bauästhetik, der Ausfluß der hochgesteigerten Willenseinheitlichkeit des fürstlichen Absolutismus. Zwar rührt dieser mit Zirkel und Lineal entworfene Stadtgrundriß von niederländischen Festungsingenieuren her, aber die Kurfürsten des kunstfreudigen achtzehnten Jahrhunderts behielten ihn bei und gestalteten ihn weiter aus, denn nichts konnte schon im Stadtbilde so vollkommen den Gedanken ausdrücken, daß hier nur einer herrsche

und alle andern sich seinem Willen unterzuordnen hätten, als die unbedingte Gleichmäßigkeit dieser Straßen und Plätze, die sich alle nach dem gewaltigen Residenzschloß des Herrschers zu richten haben. Bis zu welcher äußersten Folgerichtigkeit sich jener Grundsatz verstieg, das zeigte sich, als in den 1720er Jahren für die Bautätigkeit in Mannheim die allerdings undurchführbare Forderung gleicher Stodwerkshöhe, gleicher Fensterhöhe, gleicher Dächerhöhe und sogar gleichen Fassadenanstrichs erhoben wurde.

Die Zeiten sind vorüber, in denen man derartige Grundsätze der Städtebauästhetik und Stadtgrundrisse, wie sie Mannheim, Karlsruhe und andre Städte dieser Art aufweisen, als langweilig und unkünstlerisch verspottete und die Nachahmung der malerischen Willkür mittelalterlicher Städte als das allein maßgebende Ziel betrachtete. Wir haben heute wieder die hohen künstlerischen Werte erkannt, die in einer solchen von einheitlichem Willen getragenen monumentalen Gleichmäßigkeit des Straßen- und Platzbildes ruhen.

Daß Mannheim einmal eine starke, vielumstrittene Festung war, weiß man heute nur noch aus Geschichtsbüchern und alten

Plänen. Die paar geringfügigen Überbleibsel der Festungswerke werden bald verschwunden sein, und nur wer ganz genau ortsfundig ist, vermag aus dem Verlauf einiger ehemaliger Wallgassen, die sich schräglinig in das recht-edige Straßengefüge hineinschieben, die Zickzacklinien des alten Festungsviels zu erkennen. In andern Städten hat man die Glacis erhalten und zu Anlagen umgestaltet. Hier ist alles aufgefüllt und eingeebnet. Die schattigen Baumpflanzungen, die man zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts nach der Schleifung der Wälle anlegte, sind leider der ersten Stadterweiterung zum Opfer gefallen, die bis zum Ring vordrang. Bei dieser Erweiterung setzte man ganz schematisch das System der Geradlinigkeit bis zum Ring fort; dadurch entstanden zwar einige prächtige Straßenzüge, wie die Heibelberger Straße und die Rheinstraße als Fortsetzung der Planken, aber wo die parallelen Reihen der Häuser näher zusammenrücken, bekommen solche Straßen leicht etwas Ermüdendes und Beengendes. Das Auge sucht in dieser weit ausgezogenen Perspektive einen Zielpunkt. Wo jetzt die blaue Ferne und das Gebirge des Odenwalds hereinschaut, begrenzte früher der Wall oder ein Festungstor den Blick, so wie es jetzt noch im Süden der Stadt das Schloß mit seinen breit dahingelagerten Flügeln tut. Diese gewaltige Baumasse und der weite Garten, der sich daran anschließt, haben der baulichen Entwicklung Mannheims den Zutritt zum Rhein erschwert. Erst neuerdings ist es der Rhein-Neckar-Stadt gelungen, ihren Flüssen mit Wohngebäuden näher zu rücken und daraus lang entbehrt bauästhetische Vorteile zu schöpfen.

Was innerhalb des Ringes liegt, wird immer mehr zur Geschäftscity. Von einer Altstadt kann man da eigentlich nur noch im übertragenen Sinne reden. Denn vielleicht wird da in absehbarer Zeit kaum mehr ein Alt-Mannheimer Haus stehen. Alt-Mannheim ist am Aus-

sterben. Von seinen stillen, vornehmen Adelspalais, wo einst die Kavaliere und ersten Beamten des pfälzischen Hofes gewohnt, von seinen einfachen, behäbigen Bürgerhäusern, wo handwerkliche Tüchtigkeit geherrscht hat und wohl auch der Grund zu manchem großgewerblichen Aufstieg gelegt worden ist, sinkt eins um das andre als Opfer moderner Bedürfnisse dahin. Nicht immer ist es etwas Besseres und Schöneres, was an die Stelle des Alten tritt. In diesem unaufhaltsamen Prozeß der Umwandlung, der freilich niemals vergessen sollte, auch wieder Werte von bodenständiger Eigenart zu schaffen, sind es bald nur noch die öffentlichen Bauten, die als Zeugen der Vergangenheit auf das wogende Getriebe der modernen Großstadt herniedersehen.

Das Mannheimer Schloß beherrscht mit weit ausgestreckten Armen die ganze Altstadt. Es gehört zu den bedeutendsten Schöpfungen der baulustigen Barockzeit. Den Grundstein legte 1720 Kurfürst Karl Philipp, der sich



Jesuitenkirche

mit den Heielbergern verfeindet hatte, der aber auch gleich andern frtlichen Bauherren jener Tage die weite Ebene brauchte, um seine ins Uebermaß gesteigerten Schlobauideale verwirklichen zu können. Erst nach 40 Jahren konnte dieser Riesenpalast unter seinem Nachfolger Karl Theodor als vollendet gelten. Nicht in den äußeren Formen, nur in der Innenausstattung gibt sich der Wandel des Kunststils bis zum Höhepunkt des Rokoko zu erkennen. Aber dem großen kurpfälzischen Bronzewappen des Mittelbaues weht heute die badische Flagge. Nur ein kleiner Teil der weitläufigen Säle und Zimmer dient dem badischen Hofe, wenn er Mannheim besucht; sonst enthält das Schloß eine lange Reihe von staatlichen Amtsstuben, Beamtenwohnungen und einige Sammlungen, deren Anfänge zum Teil noch in die kurfrtliche Zeit zurückreichen. An Stelle des bei der Belagerung von 1795 in Brand geschossenen Opernhausflgels, wo einst die berühmten Aufführungen der kurpfälzischen Hofoper stattfanden, erheben sich jetzt düstere Gefängnismauern. Von den vielbewunderten kurfrtlichen Sammlungen wurde 1802, als die Landesherrschaft von den Wittelsbachern an die badische Krone überging, das meiste und beste nach München gebracht. Die Wände der Gemlbegalerie

zieren jetzt Bilder aus badischem Besitz an Stelle der in die Pinakothek übertragenen Schtze; Jahrzehnte hat es gedauert, bis das Antiquarium und die Bibliothek sich wieder fllten, bis das Naturhistorische Kabinett neues Leben gewann.

Für die Mannheimer Kurfürsten ist bezeichnend, daß ihr Schloß früher durch die Kreuzgewölbe des Jesuitenkollegs in unmittelbarer Verbindung mit der Jesuitenkirche stand. Das Kolleggebude der Jesuiten, das nachher lange das Gymnasium beherbergte, wurde zum grten Teil niedergelegt, als der Durchbruch einer Verkehrsstraße nötig wurde. Der noch stehengebliebene Rest dient halb als katholisches Pfarrhaus, halb den Zwecken der vor einigen Jahren begründeten Handelshochschule. Die Jesuitenkirche ist der Mannheimer Dom. Er hat nichts von der geheimnisvollen, sehnstchtigen Mystik halbdunkler gotischer Kirchenhallen; dieser Barockdom mit seinem lichtdurchfluteten, hochragenden Schiff und seiner glanzgefllten, gewaltigen Kuppel singt gleichsam den Jubelhymnus der triumphierenden Kirche.

Wie am Schloß und an dieser Kirche, so haben auch am »Kaufhaus« die beiden Mannheimer Kurfürsten gebaut. Es verdankt sein Dasein dem Wunsch dieser Herrscher, aus



Jesuitenkirche und Sternwarte vom Friedrichspark aus gesehen



Lagerhäuser am Mühlauhafen

ihrer Residenz Mannheim eine Handels- und Meßstadt zu machen, deren kommerzieller Mittelpunkt dieses Gebäude als Zentralmagazin und Verkaufsbörse sein sollte. Heute hat nach einem durchgreifenden Umbau des Inneren und einer pietätvollen Wiederherstellung des Äußeren die Stadtverwaltung darin ihren Sitz genommen, und das Gebäude trägt jetzt den Namen Rathaus. Seine Bogengänge enthalten statt der früheren engen Verkaufsgewölbe geräumige moderne Läden.

Wie das Motiv der Arkaden vom Schloßhof herübergenommen ist, so ist die Kaufhausfassade dem alten Rathaus nachgebildet, das mit der symmetrisch angebauten Pfarrkirche den Marktplatz ziert. Dieses Fassadenmotiv (so ganz entsprechend der Stadt der Symmetrie!): ein hoher Turm zwischen zwei gleichmäßig ausgestalteten Flügeln — gleichsam der stolz emporgeredete Kopf zwischen breiten Schultern, ähnlich wie an niederländischen Stadthäusern —, reicht zurück ins siebzehnte Jahrhundert, wo an der Stelle der jetzigen Konfordinenkirche eine durch einen gemeinsamen Turm zusammengehaltene Doppelpfarrkirche stand: die Kirche der Deutsch- und Französisch-Reformierten. Diese Kirche wurde bald nach ihrer Vollendung mit der ganzen Stadt ein Opfer der französischen Zerstörung von 1689.

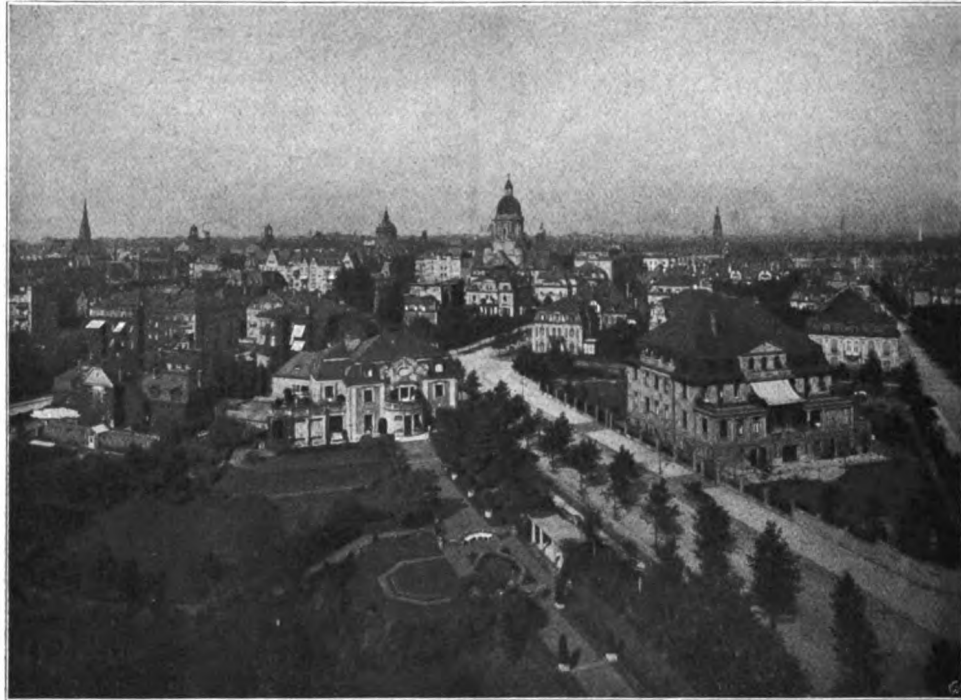
Das siebzehnte Jahrhundert war für Mannheims Geschichte eine Zeit schwerer Kriegsschicksale und zugleich interessanter Besiedlungsversuche. Die fremdländische Kolonisation erreichte ihren Höhepunkt unter Karl Ludwig, der seinem geliebten Mannheim durch Heranziehung von Hugenotten, Wallonen und Holländern Betriebsamkeit und Unternehmungsgeist zuzuführen bemüht war. Nicht weniger als drei reformierte Gemeinden hatte Mannheim zu jener Zeit: die Deutsch-Reformierten, die Französisch-Reformierten und die holländischen Calvinisten. Der Orleansche Krieg zerstreute diese buntgemischte, internationale Gesellschaft.

Kann man das siebzehnte Jahrhundert in Mannheims Geschichte das kalvinistische nennen, so ist das achtzehnte Jahrhundert als das vorwiegend katholische zu bezeichnen, und in seinen Bauten herrscht nun der Geist romanischer Länder, Italiens und Frankreichs vor. Wie eine aus Italien stammende Palastfassade mutet das Zeughaus mit seinen kräftigen Quadern, seinen breiten Pilastern und hohen Portalen an. Sein Baumeister war in klassizistischer Zeit der Mannheimer Bildhauer Peter Verschaffelt, der u. a. auch in Gent und Rom tätig gewesen ist. Leider wird die Wirkung dieses hervorragenden Monumental-

gebäudes in hohem Maße beeinträchtigt durch ein an demselben Platz errichtetes Schulgebäude von 1907.

Ein monumentales Gebäude war einmal das Haus, in dem das Hof- und Nationaltheater seit seinem Bestehen untergebracht ist. Der Umbau des Theaters in den 1850er Jahren veränderte das Äußere dieses Schillerhauses von Grund aus; er vernichtete durch Aufhebung der Fassadengliederung und durch Aufhebung eines vierten Stockwerks die archi-

namen, wie solche auch in seinen neuen Vierteln eingeführt sind. Außenstadtteil um Außenstadtteil, Vorort um Vorort hat sich an den alten Stadtkern angegliedert, und der Stolz dieser baulichen Entfaltung ist die Oststadt, wo elegante Villen und reich ausgestattete Miethäuser dem wohlhabendsten Mannheim als Wohnstätte dienen. Gewissermaßen die Eingangspforte zur Oststadt bildet der nach Plänen des Geheimen Baurats Professor Dr. Bruno Schmitz angelegte Friedrichsplatz,



Blick auf die Villen der östlichen Stadterweiterung

tektonische Wirkung dieses Gebäudes. Aber trotz diesen Veränderungen ruht für alle Zeiten auf dem Hause Dalbergs und Pflands der unauslöschliche Ruhm, der von Mannheims klassischer Theaterperiode und vor allem von der ersten Räuber-Aufführung (13. Januar 1782) ausstrahlt.

Dem Fremden wird gewöhnlich als eine Merkwürdigkeit Mannheims vorgeführt, daß die Häuserblöcke des mit Unrecht geschmähten Straßen-Schachbretts der Altstadt Mannheim — das genau gesehen gar kein Schachbrett ist — mit Buchstaben und Zahlen bezeichnet sind. Diese gar nicht unpraktische Bezeichnung ist kaum mehr als hundert Jahre alt; vorher hatte Mannheim Straßen-

der seiner großzügigen Einheitslichkeit wegen einer der schönsten Plätze Deutschlands genannt werden darf. Er ist umbaut mit einheitlichen Arkadenhäusern. Hier erhebt sich Mannheims Fest- und Konzerthalle, der gleichfalls von Bruno Schmitz stammende Repräsentationsbau des Rosengartens, hier ragt die Kuppel der Kunsthalle empor, hier wird sich späterhin das vom Geheimen Rat Dr. Karl Reiz und seiner Schwester Fräulein Anna Reiz für Kunstszwecke gestiftete Reizmuseum erheben.

In den prächtigen Sälen des Rosengartens gipfelt die Musikpflege Mannheims mit einer Reihe stattlicher Konzerte, ferner das gesellige Leben in Unterhaltungsabenden und Masken-



Silos und Lagerhäuser am Rheinkai

bällen, die mit ihrer Pfälzer Fröhlichkeit rasch eine vorherrschende Stellung im rheinischen Karneval errungen haben.

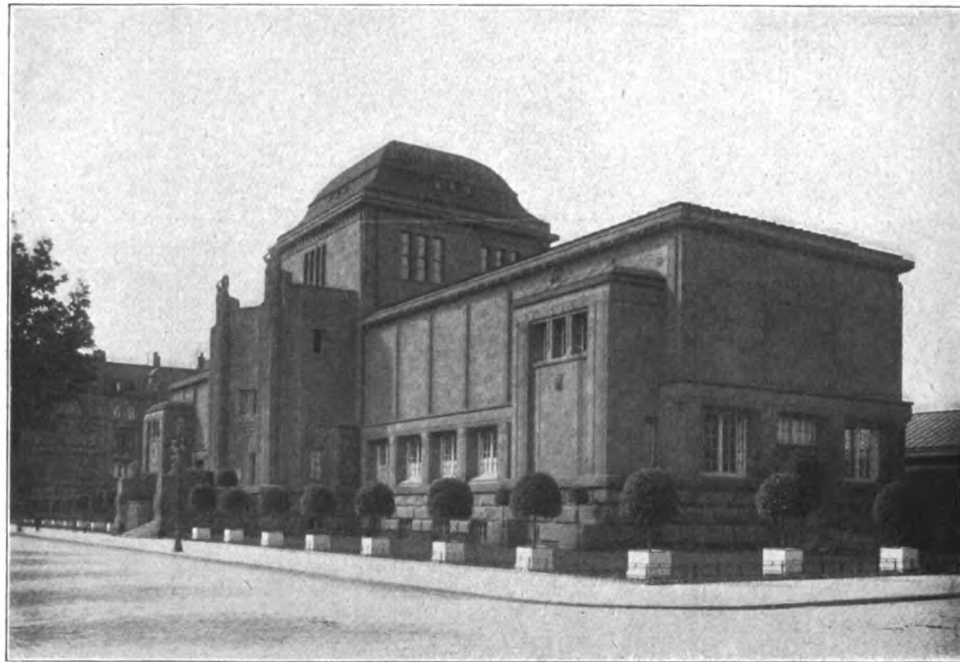
Die Kunsthalle, an die das Reizmuseum angegliedert wird, hat sich in wenigen Jahren zu einer weithin beachteten und vielbesuchten Sammlung von Gemälden und Skulpturen der Gegenwart emporgeschwungen. Im eng-

sten Zusammenhang mit der Kunsthalle steht der »Freie Bund zur Einbürgerung der bildenden Kunst in Mannheim«, der durch Ausstellungen, Vorträge und beratende Tätigkeit dazu beigetragen hat, das hervorzurufen, was man die »Mannheimer Kunstbewegung« genannt hat.

Im achtzehnten Jahrhundert, als Mann-



Seitenansicht des Hauptschloßhofs



Städtische Kunsthalle

heim eine einflußreiche Kunststadt war, bemühte es sich lange vergeblich, auch eine Handelsstadt zu werden; und als es eine mächtige Handelsstadt geworden war, machte es Jahrzehnte hindurch alle erdenklichen Anstrengungen, damit die Aufgaben einer Kunststadt zu verbinden. Erst in jüngster Zeit ist man auf dem Wege, diese Vereinigung der Ziele durchzusetzen und auch auf dem Gebiete der bildenden Kunst Mannheim den ehrenvollen Namen zu erringen, den es schon seit langer Zeit auf dem Gebiete des Theaters und des Musiklebens hat.

Die wiederholten Versuche, Handel und Gewerbe in Mannheim heimisch zu machen, reichen weit zurück. Mannheims Entwicklung wurde des öfteren jäh unterbrochen durch Kriegsergebnisse und andre Schicksalsschläge, und so hieß es mehr als einmal, mit der Arbeit wieder von vorn anfangen. Auch in der Verbindung verschiedenartiger Aufgaben war früher manch widriges Geschick für Mannheim begründet. Als Kurfürst Friedrich IV. das kleine Fischer- und Bauerndorf, dessen Anfänge bis in die fränkische Zeit zurückgehen, zur Stadt erhob (1606/07), da sollte diese Neuschöpfung ein Waffenplatz und zugleich eine Stätte Merkurs werden. Wohl sollte die neue Festung die pfälzischen Kauf-

leute und Handwerker schützen, aber sie verwickelte deren Dasein in manche verhängnisvollen Kriegshändel.

Schon der Stadtgründer hatte die günstige Verkehrsanlage Mannheims am Zusammenfluß von Rhein und Neckar erkannt, aber mehr als zwei Jahrhunderte hat es gedauert, bis all die Fesseln gelöst waren, die eine wirkliche Ausnutzung der geographischen Vorteile hemmten. Da mußten erst die lästigen Zollschranken und hinderlichen Stapelrechte fallen, der Rhein mußte erst eine freie Verkehrsstraße werden, die technischen Errungenschaften der Verkehrsmittel und Verkehrsanlagen mußten belebend auf Handel und Verkehr wirken, Dampfschiffahrt und Eisenbahn mußten sich die Hand reichen, ehe Mannheim zu seiner Stellung als oberrheinischer Umschlagsplatz, als »Seehafen im Binnenlande« gelangen konnte.

Im Jahre 1834 legte man den Grundstein zum Mannheimer Hafen. Heute umfassen die Mannheimer Hafenanlagen an Wasserfläche 211 Hektar, mit der bayrischen Schwesterstadt Ludwigshafen zusammen 278 Hektar. Nach der Gesamtfläche seiner Hafenanlagen ist Mannheim der größte europäische Binnenhafen. Auf der Fahrt durch die weit ausgedehnten Beden des staatlichen Handels-

hafens, des städtischen Industriefhafens und des durch private Unternehmerlust entstandenen Rheinaufhafens lernt man die Grundlagen und das vielverzweigte Getriebe des wirtschaftlichen Lebens der Stadt Mannheim kennen. Ein Fünftel der gesamten deutschen Weizen-einfuhr wurde hier im Frieden verzollt, nicht minder bedeutend ist Mannheims Stellung im Kohlenhandel. Der Gesamtverkehr Mannheims zu Wasser und mit der Bahn, der 1875 1½ Millionen Tonnen betrug, ist im Jahre 1912 auf über 14 Millionen Tonnen angewachsen; hieran ist der Hafenverkehr mit 6,84 und der Bahnverkehr mit 7,33 Millionen Tonnen beteiligt.

Seit der Mitte der 1890er Jahre hat sich im Wirtschaftsleben Mannheims ein bemerkenswerter Umschwung vollzogen, als mit der Regulierung des Oberrheins die rheinische Großschiffahrt ihre Fortsetzung über Mannheim aufwärts fand und weitere oberrheinische Häfen als Wettbewerber Mannheims entstanden.

Aber Mannheim ließ sich durch diese Krisis, die seine Vorherrschaft als oberrheinischer Umschlagsplatz und bisheriger Endpunkt der Großschiffahrt auf dem Rhein zu erschüttern drohte, keineswegs überraschen, sondern

vollzog mit tatkräftiger Entschlußfertigkeit den Übergang zur Industriestadt. Erfolgreich schlug es die Wege zu einer großzügigen Industrieansiedlungspolitik ein. Der entscheidende Schachzug war die Erbauung des städtischen Industriefhafens, der 1897 begonnen wurde. Weite Strecken günstigen Industriegeländes mit und ohne Wasserfront wurden erschlossen, und ein engmaschiges Netz von Vorortbahnen verbindet das Industriezentrum mit den benachbarten Landgemeinden, aus denen ihm die Arbeiterschaft zuströmt. Zu den früheren Eingemeindungen kam im Jahre 1913 die Einverleibung der im Norden und Süden Mannheims an den Rhein angrenzenden Vororte Sandhofen und Rheinau, so daß jetzt etwa 25 Kilometer Rheinufer zur Gemarkung Mannheims gehören. Mit dem Neckar, dem Altrhein und den Hafenbecken verfügt Mannheim sogar über eine Gesamtwasserfront von 72 Kilometer.

Von dem Aufschwung Mannheims gibt die Tatsache Kunde, daß die Zahl der in den gewerblichen Betrieben beschäftigten Arbeiter von 28 000 im Jahre 1906 auf über 41 000 im Jahre 1912 angewachsen ist. Im Vordergrund steht die Maschinenfabrikation und Metallverarbeitung, die chemische Industrie



Blick auf Rhein, Rheinbrücke und Schloß



Blick auf den oberen Teil der Altstadt, Schloß und Rhein

und die Mühlenindustrie. Lang und Benz sind weltbekannte Namen.

Mit wenigen Ausnahmen spielt sich die industrielle Tätigkeit in der Peripherie der Stadt ab, und der Fremde, der sich Mannheim als eine rauchgeschwärmte Fabrikstadt vorstellt, ist angenehm enttäuscht, wenn er die schönen, sauberen Straßen und die wohlgepflegten Anlagen durchwandert. Auch das Vorurteil, Mannheims nähere Umgebung sei reizlos und langweilig, kann man nicht gelten lassen, wenn man die Spaziergänge an den Flußufern oder die schattigen Anlagen des Stadtparks und des Stadtwaldes kennt. Ein Blick auf die Karte lehrt, daß Mannheim eine geradezu zentrale Lage für den Freund von Ausflügen und Wanderungen besitzt, und so strömen denn an Friedenssonntagen die Wanderer zu Tausenden hinaus in die nahen Berge der Pfalz und des Odenwaldes, an die Haardt, an die Bergstraße oder in das Neckartal, wohl auch in den Taunus, in den Schwarzwald, in die Vogesen und holen sich in den weiten herrlichen Wäldern neue Kraft für die harte Arbeit des Berufs. Heidelberg mit seinem weltberühmten Schloß liegt fast unmittelbar vor den Grenzen der Gemarkung Mannheim; Schwetzingen mit seinem

herrlichen Schloßgarten, Ladenburg, die alte Römerstadt, Bruchsal mit dem Rokoko-Residenzschloß der Speierer Fürstbischöfe, Worms und Speier mit ihren ehrwürdigen Dömen, die Orte der weingefegneten Haardt, von denen Dürkheim durch eine elektrische Bahn mit Mannheim-Ludwigshafen verbunden ist, dann weiterhin Karlsruhe, Baden-Baden, Frankfurt, Mainz, Wiesbaden usw. — alle diese Orte sind von Mannheim aus in kurzer Bahnfahrt zu erreichen.

Mannheim führt ein merkwürdiges Zeichen in seinem Wappenschild; es wird als Wolfsangel bezeichnet und bald als altes Fischergerät bald als Mauerklammer, bald als einfache Gemeindemarke des ehemaligen Dorfes erklärt. In einer Versammlung des Freien Bundes hat Dr. Wichert, der Direktor der Kunsthalle, einmal treffende Worte für dieses Wappenzeichen gebraucht, das nach seiner Meinung auf den schlichten Ursprung der Stadt aus einem kleinen Fischerdorfe hindeutet: »Wie eine Harpune sieht sie aus, wie ein Speer mit heißem Widerhafen. Die Wolfsangel! Je mehr es mir vergönnt war, in dieser Stadt zu wirken, den Geist unsrer Bevölkerung zu erfassen, mit ihm und durch ihn erfolgreich an einem Werk zu arbeiten,

das unsre eigne Generation überbauern soll, desto mehr erfüllt sich für mich das Wappenbild Mannheims mit sieghafter Bedeutung, desto klarer wuchs es für mich zu einem Sinnbild von begeisternder Kraft empor. Das ist in Wahrheit das Zeichen Mannheimer Wesensart. Wie eine Harpune scharf und schneidend, das Ziel energisch suchend! Mit spitzen Widerhaken sich festbeißend, in Haß und Liebe zäh, das ist das Wesen des Mannheimers, wie es mir erscheint. Mit eiserner Schärfe und Kraft wird sich auch fortan Mannheims Handel und Industrie im Wirtschaftsleben der Welt seinen Weg bahnen, mit Widerhaken wird sich Mannheims Geistigkeit im Bewußtsein der Welt verankern ...»

Vor Sonnenaufgang

„Ist es schon Morgen, Kameraden, ist es Tag?“
Und einer klettert die wasserglucksenden Stufen hinauf
Und schlägt die tropfende schmierige Zeltbahn klatschend auf:
„Ein schmaler Schimmer fällt herab vom Sternenlicht —
Doch Morgen, Kameraden, Tag ist es noch nicht.“

„Schau, Ratshmarek, ob noch das Wasser steigt im Graben.“
Und wieder klatscht die nasse Zeltbahn auf und zu:
„Im Graben vor der Brustwehr steht es wohl zwei Schuh,
Links rutscht der Lehm und hat die Pfosten längst begraben,
Der Regen fällt, und Wolken streichen schwarz wie Raben.“

„Ist es schon Morgen, Kameraden, ist es Tag?
Granaten oder Sturm, was heult in Wipfelstümpfen?
Ist's Feuer oder Morgen, was steigt aus gelben Sümpfen?“
Und wieder kommt der Vöte und grollt und hustet und spricht:
„Der Morgen, Kameraden, der Tag ist es noch nicht.“

Das Essen! Rum und Raffee! „Bringt Ihr ein Zeitungsblatt?
Hallo, die neue Kölner! Schulmeister, lies, lies laut!“
Da zittert seine Stimme: „Kameraden, der Morgen graut!
Das Heulen ist der Sturm, der in die Wolken fährt!
Der Schein, das ist die Sonne, die bald den Himmel verklärt!“

„Ist es schon Morgen, Kameraden, ist es Tag?“
Die Geister der Tiefe, der lehmigen Wasser, der schlammigen Höhlen,
Sie recken sich auf von den harten Bohlen und weiten die Seelen
Und starren mit lichtentwöhnten matten Augen nach oben,
Wo sich die schwere graue Zeltbahn ein wenig verschoben.

Otto Hild,
gefallen am 10. Januar 1917 an der Somme



Karl Vogt

Zu seinem hundertsten Geburtstag (5. Juli 1917)
Von Prof. Dr. Walther May (Karlsruhe)



Es war an einem der letzten Dezembertage des Jahres 1846 in Nizza. Vor einem Hause der Croix de marbre, das von einer deutschen Fürstin bewohnt wurde, spielte Militärmusik. Unter der lauschenden Volksmenge ging in wahrhaftem Entzücken eine wohlgenährte blonde Gestalt umher, mit dem ganzen Gesicht lachend und die kleinen häßlichen Frauen und Mädchen anblickend, als wären sie Ideale von Schönheit.

»Das ist gewiß ein deutscher Professor,« hörte man plötzlich eine Stimme in seiner Umgebung sagen. »Er betritt heute zum erstenmal den klassischen Boden, den er umarmen und küssen möchte.«

Der also Sprechende war ein junger Mann von neunundzwanzig Jahren in verwegener grauem Räuberhut.

»Ich glaube, Ihre Ansicht ist richtig,« erwiderte ihm sein gleichaltriger Begleiter. »Der gelehrte Philister guckt dem Manne wirklich aus allen Ecken heraus. Wir wollen ihn auf die Probe stellen.«

Er suchte hinter den Rücken des Enthusiasten zu gelangen und sagte ganz laut: »Guten Abend, Herr Professor!«, worauf er sich schnell duckte und mit seinem Begleiter eine ganz gleichgültige französische Redensart austauschte.

Der Professor — denn ein solcher war es wirklich — riß mit einer Hand den Hut zum Grüßen herab und fuhr mit der andern in die Höhe, um sein Erstaunen, einen Bekannten zu treffen, kundzutun.

»Schönen guten Abend,« rief er mit lauter Stimme, indem er sich umbrehte. Da er aber niemand erblickte, den er hätte begrüßen können, so blieb er mit weitgeöffnetem Munde stehen und rannte dann drei-, viermal hin und her, den Grüßenden zu suchen, mußte aber bald davon absteigen, die Person zu ergründen, die ihn so freundlich auf italienischem Boden bewillkommen hatte.

Die beiden Freunde, die sich diesen Scherz mit dem guten Manne erlaubten, waren Georg Herwegh und Karl Vogt. Seit mehreren Wochen weilten sie, der Dichter und

der Zoologe, in Nizza, um die reiche Tierwelt der Bucht von Villafranca zu studieren. Noch lange freuten sie sich an jenem Abend über die Schärfe ihrer Menschenkenntnis und erörterten beim Nachtessen mit vieler Heiterkeit die Frage, woher es doch komme, daß man den deutschen Professor allerorten wiedererkenne.

»Der deutsche Professor,« meinte Herwegh, »ist erst Professor und dann Mensch. Er trägt seinen Katheder unsichtbar mit sich herum, wie der Engländer seinen Teekessel.«

Vogt pflichtete ihm bei. Als sie nach Hause kamen, fand er auf dem Tische ein ziemlich umfangreiches Paket, hinter dem er gleich etwas Außerordentliches vermutete.

»Ironie des Schicksals!« rief er aus, nachdem er den Inhalt flüchtig angesehen hatte.

Herwegh warf einen Blick hinein, steckte sich stillschweigend sein Licht an, ging in die Kammer und schlug die Tür zu, daß die Scheiben klirrten.

Das Paket enthielt die Ernennungsurkunde Karl Vogts zum Professor der Zoologie in Gießen. —

In seinen prächtigen Reisebriefen »Ozean und Mittelmeer« hat uns der geistvolle Spötter diese kleine Begebenheit selbst erzählt. Er durfte es wagen, ohne befürchten zu müssen, daß der Pfeil, den er gegen den harmlosen Professor in Nizza abgeendet, auf ihn selber zurückschnelle. Denn wenn man von irgendeinem Vertreter der Wissenschaften sagen darf, daß er nicht erst Professor und dann Mensch war, so von Vogt. Diese redenhafte Gestalt mit dem Löwenhaupt und dem Felbherrnblick, dieser in allen Sätteln gerechte Kämpfer mit der metallenen Stimme und dem schlagenden Witze, dieser viel umhergeworfene, weltgewandte Kosmopolit und robuste Sinnenmensch hatte mit jenem lebensfremden Wesen, das dem deutschen Professorentum eigen sein soll, nichts gemein. Er gehörte seinem eignen Ausdruck nach zu den Menschen, die nur an dem Interesse haben, woran sie zugleich tätig mitwirken können, denen es nicht gegeben ist, sich in ihre Studierstube

zurückziehen und höchstens entfernten theoretischen Anteil an den Begebenheiten der Weltgeschichte zu nehmen. Er mußte eingreifen in die Bewegungen seiner Zeit, und kraft seiner vielseitigen Talente war es ihm vergönnt, nicht nur als Naturforscher, sondern auch als Politiker und Volkslehrer eine Rolle zu spielen. —

Von väterlicher wie auch von mütterlicher Seite stammte Karl Vogt aus einem urgesunden, lebensfreudigen und arbeitstüchtigen Geschlecht. Nicht nur das Blut der Vogts, sondern auch das der Follenius strömte in seinen Adern. Beide Familien waren in Hessen ansässig, fast alle ihre Glieder hochgewachsene, kräftige Gestalten, aber von sehr verschiedenen geistigen Anlagen. Die Follenius zeigten eine gewisse Neigung zum Ueßergewöhnlichen, Romantischen und Poetischen, besaßen eine lebhaftere Einbildungskraft und waren der Dichtkunst sowie den bildenden Künsten ergeben. Die zwei älteren Brüder der Mutter Vogts, August und Karl Follen, haben in den Demagogenzeiten, die mit dem Attentat von Sand auf Robespierre endeten, eine bedeutende Rolle gespielt; der dritte Bruder Paul nahm an den Freiheitsbestrebungen der dreißiger Jahre lebhaften Anteil. Dagegen führten die Vogts ein ruhigeres, in engere Grenzen eingeschlößenes Leben. Ein scharfer Verstand war ihnen eigentümlich, mit dem sie Menschen und Dinge beurteilten; für Literatur und Poesie hatten sie keinen Sinn, dagegen um so mehr für Naturwissenschaften, Mathematik, Landbau und Handwerk.

Karl Vogt vereinigte in sich die Eigen-

schaften seiner beiden Stammfamilien. Er besaß die romantische Über der mütterlichen und den auf das Konkrete gerichteten Sinn der väterlichen Ahnen. Er war Naturforscher wie Politiker mit Leib und Seele und stand auch dem Gebiete der Kunst nicht verständnislos gegenüber. Hat er sich doch wiederholt als Dichter versucht, die Waffe des Humors und der Satire mit Geschick geführt und Kunstberichte geschrieben, deren sich

ein Kritiker von Fach nicht zu schämen brauchte. Sein Leben und seine Schriften zeugen dafür, daß er mehr war als der »krasse Materialist«, zu dem ihn seine Gegner in einseitiger Betonung seiner allerdings flachen philosophischen Richtung gestempelt haben. —

In Gießen an der Lahn stand die Wiege des künftigen »Reichsregenten«. Dort hat er seine ganze Jugendzeit und seine beiden ersten Universitätsjahre verlebt. Der Vater war Professor an der medizinischen Fakultät und durch seine ärztliche und sonstige gemein-

nützige Wirksamkeit so volkstümlich, daß man ihn scherzweise den »Großherzog von Gießen« nannte. Die Mutter wurde von den Freunden wegen ihres frohen Sinnes, ihrer Ursprünglichkeit und großen Empfänglichkeit für alles Schöne und Gute oft mit der Frau Uja verglichen.

Beide Eltern ließen ihre neun Kinder, von denen Karl das älteste war, frei und ungebunden aufsprießen. Der stolze Unabhängigkeitsmann Vogts, der sich vor keiner Autorität beugte, ja oft mit Vorliebe gegen sie ankämpfte, wurde durch die Erziehung nicht gebrochen, sondern gestählt und ent-



Karl Vogt
Nach einem Bildnis von Otto Vautier

widelt. Nicht nur in ihrem großen Garten am Ufer der Lahn durften die Kinder nach Herzenslust herumtollen, sondern auch in den Ferien den Marsch zu irgendeinem Onkel oder Vetter in der Nachbarschaft antreten. Mit hellen Lauten das Schinderhanneslied anstimmend, um sich Mut einzulösen, durchzogen sie die wilde Waldgegend zwischen Münzenberg und Gladenbach; und je älter sie wurden, desto weiter dehnte sich der Raum ihrer Ferienreisen aus.

»Solche Jungen lob' ich mir,« sagte eines Tags der Professor Eisenlohr in Mannheim zu dem zwölfjährigen Karl und seinem neunjährigen Bruder, »die ihre Ferien nicht zu Hause versimpeln, sondern ein Loch in die Welt rennen! Eure Vater kenne ich, aber eure Mutter möcht' ich küssen dafür, daß sie euch jungen Füllen den Zügel auf den Hals wirft und euch herumspringen läßt nach eurem Gefallen, ohne zu befürchten, daß ihr irgendwo ein Bein brechen könntet!«

Weniger freudig als auf diese Ferienreisen blickte Vogt später auf die Stunden zurück, die er in den Schulstuben des Gießener Gymnasiums verbringen mußte. Unauslöschlich hatten sich ihm die Worte eingeprägt, mit denen einer seiner Lehrer den Sekundanern ankündigte, daß er das Griechische übernommen habe. »Also ich habe das Griechische, ihr Jungen,« sagte er, »nun sollt ihr mir aber auswendig lernen, bis ihr schwarz werdet!«

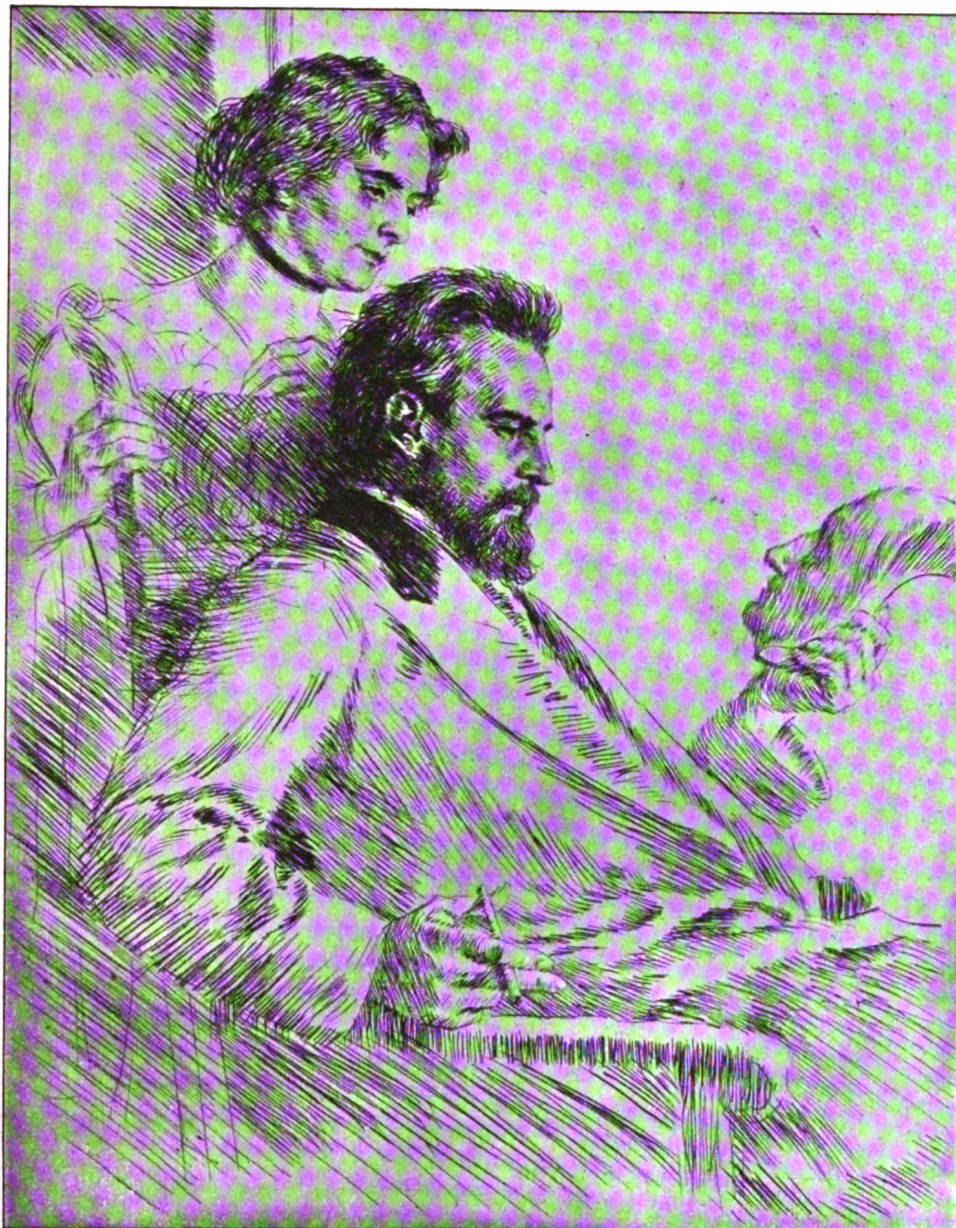
Von Naturwissenschaften wurde nur im letzten Jahre eine sogenannte Physik einstündig gelehrt, die aus posenhaften Experimenten bestand. Vogt atmete daher auf, als er im Herbst 1833 die Universität seiner Vaterstadt beziehen und bald darauf in das Laboratorium Liebig's eintreten konnte.

Die Vorlesungen des großen Chemikers, der damals in der Blüte seiner Kraft und seines Eifers stand, waren freilich keine Muster, aber Liebig besaß das Talent, seine Schüler zu selbständigem Denken und For-schen anzuregen. Gerade dadurch flößte er Vogt ein Interesse an der Wissenschaft ein und führte ihn dieser eigentlich zu. Damals waren die Bequemlichkeiten des Lebens in den großen Laboratorien unsrer Tage noch nicht erfunden; Gas und Streichhölzer waren noch unbekannt; man mußte sich seine Glasgerätschaften selbst blasen, seine Korke schneiden und bohren, seine Gummistücke zu Röhren zusammenlöten, seine Platintiegel schmie-

den. Aber das alles erhöhte die Anstelligkeit, und der angehende Forscher lernte sich mit wenigem behelfen. Vogt arbeitete mit rastlosem Eifer und war auf dem besten Wege, ein tüchtiger Chemiker zu werden, als die »demagogischen Umtriebe« der Burschenschaft Palatia, der er angehörte, einen bedeutenden Wendepunkt in seinem Bildungsgange schufen.

Er hatte es zwar abgelehnt, sich vor Beendigung seiner chemischen Studien an politischen Bestrebungen zu beteiligen, konnte aber nicht umhin, einem Bundesbruder bei der Flucht behilflich zu sein, und sah sich dadurch selbst gezwungen, aus Gießen zu entfliehen. Sein Ziel war Bern, wo sein Vater seit mehreren Monaten als Universitätsprofessor wirkte. Die Beschreibung dieser Flucht Vogts ließt sich fast wie ein Roman. Stedbrieflich verfolgt, sucht er Zuflucht bei einem Verwandten in Jugenheim an der Bergstraße, spielt der heftigen Polizei einen Brief in die Hand, der seine Ankunft in Straßburg meldet, fährt nach Zurückziehung des Stedbriefs mit der Post nach Kehl, gelangt infolge der List zweier Reisegefährten ohne Paß durch das Straßburger Tor, schiffet sich in Kolmar mit Schleichhändlern ein, landet nach mehrtägiger lebensgefährlicher Rheinfahrt auf Schweizerischem Boden bei Basel, wandert von dort über den Hauenstein nach Bern und kommt hier in so landstreicherischem Aufzug an, daß seine Mutter ihn mehrere Tage nicht ansehen kann, ohne in Tränen auszubrechen. —

Nach vierjährigen anatomischen, zoologischen und medizinischen Studien an der Berner Universität eröffnet sich dem jungen Naturforscher im August 1839 ein erspriechliches Arbeitsfeld in Neuchâtel. Dort hatte der unternehmungslustige Louis Agassiz ein reges wissenschaftliches Leben in Fluß gebracht. Untersuchungen über fossile Fische und Gletscherforschungen in großem Stil nahmen gleichzeitig seine rastlose Tätigkeit in Anspruch. Vogt hatte bei ihm Gelegenheit, nicht nur seine bereits erworbenen anatomischen Kenntnisse zu verwerten, sondern sich auch in die geologische Wissenschaft einzuarbeiten. Dankbar hat er später wiederholt die große Förderung anerkannt, die ihm durch das jahrelange engere Zusammenleben mit einem so ausgezeichneten Forscher zuteil wurde, ohne freilich die Selbstsucht zu ver-



Karl Bauer:

Ein Ehepaar

Aufn. von J. Bruckmann A.-G. in München
Aus der Kunstausstellung der Münchner Sezession vom Sommer 1916

geffen, mit der Agassiz als sein alleiniges geistiges Eigentum in Anspruch nahm, was seine Mitarbeiter selbständig geleistet hatten. An Vogts mühevollen Untersuchungen über die Entwicklungsgeschichte der Fische, die Anatomie der Bachforellen und die Entwicklungsgeschichte der Geburtshelferkröte hatte der Meister keinen Anteil; sie waren neben vorausgegangenen Studien über das Nervensystem der Reptilien die ersten Arbeiten, durch die der Fünfundzwanzigjährige seinen Ruf als zoologischer Forscher begründete.

Mit hundert geliebten Franken in der Tasche kommt der »proletarische Naturforscher«, wie Vogt von einem Berliner Geheimrat betitelt wurde, im Jahre 1844 nach Paris. Die reichen Sammlungen des Pflanzengartens, die Vorlesungen an der Universität und Bergschule, der anregende Verkehr mit hervorragenden Vertretern der Wissenschaft, Kunst und Politik halten ihn dort zwei Jahre fest. In Saint-Malo an der Küste der Bretagne tut sich ihm zum erstenmal das unerschöpfliche Leben des Ozeans auf und gibt seinen Forschungen eine neue Richtung, die er später während seines Aufenthalts in Nizza weiter verfolgt. In Rom überläßt er sich den Freuden des Karnevals und den Eindrücken der Kunst, und mit schwerem Herzen kehrt er im Frühjahr 1847 aus dem sonnigen Süden in den traurigen Norden zurück, um die von Liebig, Agassiz, Buch und Humboldt der hessischen Regierung abgetroffene Professur für Zoologie an der Universität Gießen zu übernehmen. Kaum hat er jedoch die letzte Hand an die Einrichtung seines Laboratoriums gelegt, da bricht die Revolution aus und entzieht ihn seiner wissenschaftlichen Tätigkeit.

Vogt war damals bereits ein berühmter Mann. Nicht nur in Fachreisen hatten ihn seine embryologischen, anatomischen und geologischen Forschungen bekannt gemacht, auch in die weitesten Kreise der Gebildeten und Lernenden war sein Name gedrungen, als er in rascher Folge sein »Lehrbuch der Geologie«, seine »Physiologischen Briefe« und seine Reisebeschreibung »Ozean und Mittelmeer« veröffentlicht hatte. Das Lehrbuch galt lange Zeit für eine der besten Einführungen in die geologische Wissenschaft; die »Physiologischen Briefe«, in denen zum erstenmal auch die Erscheinungen der tierischen Zeugung offen vor einem größeren Publikum erörtert wur-

den, riefen infolge ihrer materialistischen Seelenlehre lebhafte Kämpfe hervor und wurden in alle Kultursprachen übersetzt; die Reisebeschreibungen in »Ozean und Mittelmeer« erweckten nicht nur das Interesse für die Tierwelt des Meeres, sondern fesselten auch durch die farbigen Bilder, die sie vom Leben und künstlerischen Schaffen des Menschen entwarfen. Auch ein früheres Reisebuch Vogts, »Im Gebirg und auf den Gletschern«, das seine Alpenwanderungen beschrieb, war ganz dazu angetan, ihm Freunde zu werben, denn köstlicher, frischer, unterhaltender ist selten das Wesen der Bergwelt gekennzeichnet worden als in diesem anspruchslosen Werkchen voll sprudelnder Laune, fernigem Humor und echter Poesie. —

Ebenso volkstümlich wie in der Wissenschaft wurde Vogt nun auch in der Politik. Was er auf diesem Gebiet als Mitglied des Vorparlaments, der Nationalversammlung, des Rumpsparlaments und der Reichsregentschaft, als Parteigenosse Robert Blums und Vorkämpfer der radikalen Linken gewirkt hat, wird freilich stets, von der Parteien Gunst und Haß entstellt, in der Geschichte schwanken. Aber Freund wie Feind werden anerkennen müssen und haben anerkannt, daß der Abgeordnete Gießens als Redner der Nationalversammlung seine Zuhörer in seltenem Maße zu fesseln vermochte. »An klarem, scharfem Verstande, leichter Auffassung, schlagendem Witz, treuem Gedächtnisse«, schreibt Robert v. Mohl in seinen Lebenserinnerungen, »mögen wenige Mitglieder der Versammlung Vogt gleichgekommen sein. Er sprühte Geist und Leben.« Seine imponierende Persönlichkeit verfehlte selten ihren Eindruck, und sie war es auch, die ihn rettete, als er mit Ihstein und Raveau nach der Sprengung des Rumpsparlaments aus Stuttgart entflohen. In dem kritischen Augenblick, da der Reisewagen vor dem geschlossenen Stadttor anlangt und die Schildwachen die Bajonette kreuzen, öffnet Vogt die Wagentür, springt heraus, wendet sich gegen den Offizier und ruft mit Donnerstimme: »Macht Platz den Regenten des deutschen Reichs!« Der Leutnant erstarrt vor Erstaunen, stammelt Worte der Entschuldigung, befiehlt das Tor zu öffnen, und der Wagen rollt vor den präbentierenden Soldaten und dem grüßenden Offizier unbehelligt davon. —

Zum zweitenmal nimmt das Vaterhaus in

Bern den Glächtigen auf, zum zweitenmal verbringt er in Nizza köstliche Stunden im Verkehr mit der Tierwelt des Meeres. Grundlegende Arbeiten über den Bau und die Entwicklung der Röhrenquallen und Salpen sind das Ergebnis. Gleichzeitig entstehen drei Werke, die von neuem das große Talent des Verfassers bekunden, naturwissenschaftliche Tatsachen und Probleme volkstümlich zu behandeln: die »Untersuchungen über Tierstaaten«, eine politisch-naturgeschichtliche Satire voll jónischen Witzes, die »Zoologischen Briefe«, eine gemeinverständliche Naturgeschichte der lebenden und untergegangenen Tiere, und die »Bilder aus dem Tierleben«, eine Ergänzung der »Briefe«.

1852 wird Vogt als Professor der Geologie und Paläontologie nach Genf berufen. Er verläßt sein kleines Laboratorium am Gestade des Mittelmeers und wird ein Bürger der Stadt: Kalvins, an deren Hochschule er später auch noch den Lehrstuhl für Zoologie übernimmt. Sein unstetes Wanderleben ist damit beendet. Aber auch in der Genfer Periode, die mit seinem am 5. Mai 1895 erfolgten Tode abschließt, wechseln ruhige fachwissenschaftliche Forschung, stürmische Kämpfe, akademische und volkstümliche Lehrtätigkeit, Reisen und politisches Wirken miteinander ab.

Vogts lebhafter, unruhiger Geist findet kein Genüge an der Betätigung auf einem einzigen, engumgrenzten Gebiet, er schweift von einem ins andre. Er macht die Zeugungsorgane der Wirbeltiere, die Eingeweidewürmer, die Moostierchen, die Schmarogenden Krebsse und die Absonderung des Harnstoffs zum Gegenstand seiner zoologischen, die mikroskopische Struktur der vulkanischen Gesteine, die Erscheinungen der Eiszeit und die Meteoriten zum Gegenstand seiner geologischen Forschungen. Er bricht eine Lanze für den Materialismus in seiner Streitschrift »Röhlerglaube und Wissenschaft«, schreibt ein Buch über künstliche Fischzucht und hält volkstümliche Vorlesungen über nützliche und schädliche, verkante und verleumdete Tiere. Er gewinnt den Meister Friedrich Specht zur gemeinsamen Herausgabe eines großen Prachtwerks über die Säugetiere und bearbeitet mit seinem Assistenten Emil Hing ein klassisches Lehrbuch der praktischen vergleichenden Anatomie. Er übersetzt hervorragende Werke der naturwissenschaftlichen Literatur Englands, Frankreichs und Deutschlands, be-

urteilt wiederholt in aufsehenerregenden Flugschriften die politische Lage Europas und beteiligt sich an allen gemeinnützigen Bestrebungen seiner neuen Heimat. Er unternimmt auf Einladung eines für seine Werke begeisterten Frankfurter Kaufmanns eine mehrmonatige Reise nach dem Nordkap, Jan Mayen und Island und gibt das Erlebte in treuer Schilderung wieder.

Mit alledem ist aber seine umfassende Wirksamkeit während der Genfer Periode noch nicht erschöpft. Was Karl Vogts Namen von neuem volkstümlich machte, was ihm begeisterte Zustimmung auf der einen, Spott und Hohn, ja fanatischen Haß auf der andern Seite eintrug, das war sein Kampf für den Darwinismus, für die Lehre von der Affenabstammung des Menschen. Bereits in seiner Glähtlingszeit hatte er ein aufsehenerregendes englisches Buch, das den Deszendenzgedanken verteidigte, unter dem Titel »Natürliche Geschichte der Schöpfung« ins Deutsche übersetzt, jedoch die darin entwickelten Ideen in kritischen Anmerkungen zurückgewiesen. Darwins Werk über die Entstehung der Arten aber gewann ihn wie Haedel und Weismann beim ersten Lesen für die Abstammungslehre und schien ihm erst den Abschluß der materialistischen Weltanschauung zu bedeuten.

In demselben Jahre, 1863, in dem Huxleys »Zeugnisse für die Stellung des Menschen in der Natur« und Lyells »Alter des Menschengeschlechts« erschienen, veröffentlichte Vogt seine »Vorlesungen über den Menschen«, denen er später noch zahlreiche anthropologische und prähistorische Arbeiten folgen ließ. Das Werk stellt eingehende Vergleiche zwischen dem Körperbau des Menschen und Affen, des Neger und Germanen sowie der Affen untereinander an, behandelt die Urzeit des Menschengeschlechts auf Grund der damals bekannten Funde fossiler Menschenreste und enthält ausgedehnte Abschnitte über den Ursprung der Haustier- und Menschenrassen. Vogt erkennt nur gradweise Unterschiede zwischen dem Menschen und Affen an und glaubt die idiotischen Mikrocephalen als lebende Übergangsformen zwischen beiden ansprechen zu dürfen, eine Theorie, die er später in seiner Denkschrift »Mikrocephalen oder Affenmenschen« weiter ausgeführt hat. Das Mikrocephalengehirn ist nach dieser Ansicht durch Hemmungsbildung

dem Affengehirn in seiner ganzen Anordnung und in seinen einzelnen Teilen in überraschender Weise ähnlich geworden. »Wenn es aber möglich ist,« schreibt Vogt, »daß der Mensch durch Hemmung seiner Bildung und Entwicklung dem Affen nähergebracht werde, so muß doch auch das Bildungsgeßetz für beide ein gleiches sein, und anderseits können wir dann auch die Möglichkeit nicht abstreiten, daß ebenso, wie der Mensch durch Hemmung zum Affen herabsinken kann, in gleicher Weise der Affe durch Weiterführung seiner Ausbildung dem Menschen sich annähern könne.«

Diese Lehren riefen ungeheures Aufsehen nicht nur in der Gelehrten-, sondern auch in der Laienwelt hervor, besonders als ihr Verkündiger gegen Ende der sechziger Jahre als Wanderredner die deutschen, österreichischen und belgischen Lande durchzog. »Den Triumphzug eines Gelehrten durch die deutschen Völker« hat Claparede diese Vortragsreisen genannt. Doch waren die Gegner Vogts nicht weniger rührig als seine Anhänger. In Köln, München und andern katholischen Städten mußte das Militär einschreiten, um die Straßen von den Menschenmassen zu säubern, die gegen den »Affenvogt« protestierten. Außer Haedel ist kein deutscher Zoologe zu solcher Volkstümlichkeit gelangt wie der Urheber der Mikrozephalentheorie.

Die flache materialistische Weltanschauung, der Vogt huldigte, ist heute überwunden; für die Feinheiten philosophischer Spekulation besaß er kein Verständnis; die unerblicklichen Schwierigkeiten, die allein der Begriff »Materie« in sich schließt, waren ihm, wie allen Materialisten, fremd. Aber trotz alledem bergen seine zahlreichen Schriften noch genug des Wertvollen und Lebenskräftigen, daß es zu begrüßen wäre, wenn einmal eine kundige Hand die Spreu vom Weizen sonderte und in einem kleinen Bande das vereinigte, was uns Heutigen noch dienen kann. Auszüge aus den Reisebeschreibungen, den »Untersuchungen über Tierstaaten« und der leider unvollendet gebliebenen Selbstbiographie mit ihrem Reichtum an humoristisch-satirischen Charakterschilderungen kämen hier in erster Linie in Betracht. Auch viele der zahlreichen naturwissenschaftlichen Aufsätze, die Vogt für verschiedene Zeitschriften geschrieben hat, würden eine Wiederveröffent-

lichung lohnen, nicht zum wenigsten die wertvollen Beiträge, die von ihm in »Westermanns Monatsheften« erschienen sind. Gegen zwanzig, meist illustrierte und oft durch mehrere Hefte fortgesetzte Arbeiten zoologischen, geologischen, geographischen und kulturgeschichtlichen Inhalts weisen die älteren Bände dieser Zeitschrift auf, darunter ein kleines Meisterwerk, die »Geschichte einer Krabbe, von ihr selbst erzählt«.

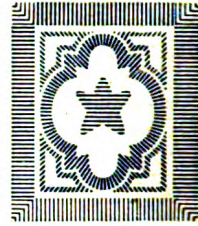
Ohne Zweifel wird Karl Vogt stets als eine der eigenartigsten Gestalten und stärksten Persönlichkeiten in der Geschichte des menschlichen Geistes fortleben. Ich möchte ihn den Voltaire unter den Naturforschern nennen. So grundverschieden beide Männer in vieler Hinsicht auch waren, und so sehr der Franzose dem Deutschen an weltgeschichtlicher Bedeutung, der Deutsche dem Franzosen an Charakter überlegen gewesen sein mag, gewisse Berührungspunkte sind nicht zu verkennen. Vielseitigkeit, Beweglichkeit und Klarheit, aber auch eine gewisse Oberflächlichkeit des Geistes, ungewöhnlicher Tätigkeitstrieb und seltene Arbeitskraft, leidenschaftliche Kampfeslust, fanatischer Haß gegen die christliche Kirche und das Christentum überhaupt, Frivolität, spöttischer Humor und zynischer Witz waren beiden gemein. Beide haben die Kluft zwischen Wissenschaft und Leben zu überbrücken versucht, den Kampf gegen Aberglauben und Unbuhlbarkeit mit wuchtigen Waffen geführt und sind dafür geschmäht, verdammt und verflucht worden. Und so dürfen wir vielleicht die Bedeutung Vogts abschließend mit den Worten kennzeichnen, mit denen David Strauß Voltaires Bedeutung gekennzeichnet hat:

»Er hat gearbeitet wie wenige, und Arbeit verdient immer Hochachtung. Gewirkt aber hat er wie noch geringere, und da er auch für uns gewirkt hat, verdient er vor vielen unsern Dank. Er hat die Atmosphäre des menschlichen Denkens von einer Menge fauler Dünste befreit. Manche Fessel, die das menschliche Leben beengte, hat er gesprengt oder doch angefeilt. Sein Standpunkt ist wohl nicht mehr der unsrige, wir haben Fortschritte weit über ihn hinaus gemacht; aber wir hätten sie so schnell und sicher nicht machen können, wenn nicht seine scharfe Art uns die Bahn gebrochen hätte.«



Klärungen

Novelle von Carl Hagen-Thürnau



Die zahlreichen Gäste der großen Schutzhütte standen in eifrig redenden Gruppen auf der Terrasse. Man drängte sich um das Fernglas. Und immer war das gelbe Messingrohr nur auf den einen Punkt gerichtet. Auf einen steilen Felsgrat, der jenseit der weiß übersonnten Gletscher von dem mächtigsten der Firngipfel herabzog. Jeder äußerte seine Meinung; der Sommerfrischler, der einmal am Rande der Gletscher in einer Hütte des Alpenvereins übernachten wollte, und der Bergsteiger, dessen Ehrgeiz es war, den beliebten Jochübergang zu machen und der morgen hinter dem Führer her seinen Rucksack über den breiten Firnrücken zu schleppen gedachte. Für sie alle war es ein unerhörtes Ereignis, daß jetzt dort oben der Kletterer einsam seinen gefährvollen Weg suchte. Nur die Führer saßen gleichmütig im Schatten der Hüttenwand und rauchten zuschauend ihre Pfeifen.

Ein Borstentopf erkundigte sich in selbstgefälligem Sächsisch, ob der Abstieg da herunter auch wirklich schwierig sei. Der Führer, den er fragte, nahm die Pfeife aus den Zähnen: »Schwar ist's schonn.«

»O that's awfully interesting indeed,« bewunderte eine junge Amerikanerin. Sie hatte dasselbe in Mailand vor Leonardos »Abendmahl« gerufen und in Hamburg vor Hagenbeds Löwenkäfig.

Ein Berliner mit breitem Doppelfinn aber setzte sich wieder zu seinem Glas Bier. »Es gibt sonne und solche,« meinte er. »Manchen Menschen geht's eben zu jut.«

Indessen traten andre vor das Fernglas, und jetzt näherte sich auch eine blonde, noch junge Frau, die sich bisher abseits gehalten hatte. Zwei Herren machten ihr in einer dienstfertigen Weise Platz, die eine unwillkürliche Huldigung bedeutete. Sie dagegen nahm ihre Höflichkeit mit der liebenswürdigen Herablassung schöner Frauen an, denen die Aufmerksamkeit der Männer etwas Selbstverständliches geworden ist.

Nun blickte sie durch das Fernrohr. Ihre Umgebung wurde von einer stumpfen Dun-

selheit verschlungen. Vorn aber, wie in der fernen freisunden Öffnung eines Tunnels, sah sie in mattblauen Farben und bunterändert die sonnenbeschienenen Blöcke einer Moräne. Das Glas mußte sich verschoben haben. Tastend griff ihre Hand nach dem Rohr, um es zu richten. Schneehänge, Eisklüfte, Felsen flühten über das Gesichtsfeld. Da war der Grat. Und nun stand die Gestalt des unbekannten Mannes in dem Rund. Er schaute über den senkrechten Abbruch eines Gratturmes. Jetzt stieg er über den Rand. Das Herz der schönen Frau klopfte. Der Fremde ließ sich herab; an dem Seil, das sie nicht sehen konnte. Endlich war er unten. Gott sei Dank! Jetzt kam ein leichtes, wenig geneigtes Gratstück. Aber was war das? Ihr Herz stand still vor Schrecken. Er war gestürzt! Mit ihm große Felsplatten. Wenn auch nur ein paar Meter. Hatten die Platten ihn begraben? Sie fühlte, wie sie bleich und kalt geworden war. Aber da erhob er sich und stand. Er lebte! Eine heiße Dankbarkeit schoß durch ihr Herz. Sie richtete sich auf. Ihre Knie zitterten. Wortlos trat sie zurück.

Andre nahmen ihren Platz ein. Und allmählich begann man zu merken, daß etwas nicht in Ordnung sein mußte.

Langsam, ganz langsam kam der Kletterer vorwärts. Er schien verletzt zu sein. Einige wollten bemerken, daß er die linke Hand verbunden trug. Eine ängstliche Dame begann zu weinen. Eine andre bat händeringend, man möge den Unglücklichen retten. Auch die Männer berieten, ob ihm nicht Hilfe zu bringen sei.

Ein kleiner Führer aber, der junge Fiechtl, der die verwegensten Klettereien im ganzen Hüttengebiet unternommen und weit in den Dolomiten und der Schweiz herumgekommen war, sah lange schweigend durch das Glas und meinte: »Er wird's schon selber machen.«

Die blonde Frau hatte an keiner der aufgeregten Unterhaltungen teilgenommen. Sie war allein und schien für sich bleiben

zu wollen. Sie hatte sich ganz vorn an den Rand der Terrasse gesetzt, so daß sie nur die Berge vor sich hatte. Aber hin und wieder lauschte sie nach den lauten Gesprächen hinüber. So brauchte sie nicht zu fragen und konnte dennoch den Ausgang erfahen.

Auch sie bangte um den Gefährdeten. Der Zufall hatte sie zum Zeugen des Unfalls gemacht; sie allein von allen Menschen hatte den Augenblick äußerster Gefahr mit ihm erlebt. Und dieses Erlebnis verknüpfte sie jetzt mit ihm und beschäftigte ihre Gedanken. Daß er dort oben so allein seinen Weg ging, erfüllte ihre Phantasie. Sie zog Vergleiche. War sie nicht gerade so einsam wie jener? Trotz den vielen Menschen um sie her? Und nicht nur hier! Sie hatte einen Gatten — ach ja, wann wäre ihr Mann ihr einmal nahe gewesen! Sie hatte das Mädchen — auch das war ihr fremd. Ihr Junge freilich — der Bub! — Aber das alles war so weit! Sie mußte sich überhaupt besinnen, ob es denn Wahrheit sei, daß es irgendwo Menschen gab, die sie etwas angingen. Ferngerückt und unwirklich war das Alte und seltsam das Neue. War es nicht unbegreiflich, daß sie inmitten jener wilden Berge sich befand? Daß sie hier für einen Fremden zitterte, den sie noch nicht einmal von Angesicht zu Angesicht gesehen hatte? Für einen Mann, von dessen Dasein sie nur durch ein Fernglas Kunde hatte? Wie er wohl aussehen mochte? Blond? Jung noch? —

Stunde auf Stunde verrann. Nun war es schon kurz vor Einbruch der Dämmerung. Da wurden Ausrufe laut. Man gewahrte den Kletterer oben auf dem Gletscher. Er führte Quergänge aus, um Spalten zu umgehen. Dann verdeckte ihn ein Felsrücken. Aber er war bereits außer Gefahr.

Die blonde Frau erhob sich. Nach der langen Spannung und der körperlichen Anstrengung des Tages fühlte sie eine süße Schwere in den Gliedern. Sie wußte selbst nicht, warum diese Müdigkeit so schön war. Sie freute sich nur, ruhen zu können. Sie wollte die Ankunft des Fremden nicht mehr erwarten. Was ging er sie noch an! Sie wollte auch nicht enttäuscht werden. Denn er würde natürlich anders sein, als sie sich vorgestellt hatte. Das war immer die Rehrseite ihrer lebhaften Phantasie — die Ent-

täuschung. War es nicht wieder eine richtige Mädchenträumerei gewesen? Sie mußte lächeln. Doch das Lächeln irrte um ihre Lippen wie ein Vogel, der keine Stätte findet zum Fußen. Wie alt war sie eigentlich? Daß sie sich innerlich noch auf solcher Jugendlichkeit ertappen konnte! Sie schämte sich fast. Aber es war dennoch ein Unterschied von den Träumen der Mädchenzeit. Sie wußte ja, daß die Wirklichkeit anders war.

Bevor sie ins Haus trat, wandte sie sich noch einmal um und sah auf die Gletscher. Sie lagen jetzt drüben in toter Farblosigkeit, grausam und heimtückisch. Kalt und klar stand der Himmel über den harten Umriffen der Berge. Ansäglich fremd und trostlos sah das alles aus. Und sie zog fröstelnd den Schal um die Schultern und begab sich hinein.

Die Gäste der Schutzhütte suchten den Schlaf nicht so frühzeitig wie sonst. Sie wurden durch die Neugierde noch wach gehalten. Und dann und wann traten sie vor die Tür, um zu beobachten, wie die Laterne des Kletterers als unruhiger Funken durch die Nacht froh.

Als der Erwartete endlich die Hütte erreichte, sah er vor dem Hause eine schweigende harrende Gemeinde versammelt. Etwas erstaunt, aber ruhig grüßte aus der Dunkelheit seine Stimme und fragte, ob sich unter den Anwesenden ein Arzt befände. Ein Herr meldete sich, und mit ihm zog sich der Ankömmling auf seinen Schlafraum zurück, ohne noch einmal im Gastzimmer sichtbar zu werden.

Nach und nach hatten die Bergwanderer die Hütte verlassen. Diejenigen, die über die Gletscher wollten, vor Sonnenaufgang. Die andern, während das Licht von den Bergspitzen immer tiefer herabstieg. Der Sachse mit einer mächtigen Bergstange, an die er den Regenschirm gebunden hatte, die Amerikanerin am leichten Eispickel, der Berliner in Hemdbärmeln, auf einen gelben Bambusstock gestützt.

Als Frank Frederich in das Speisezimmer trat, fand er nur noch die blonde Frau vor. Er grüßte flüchtig und stellte sich vor eine Wandkarte, um den Tee zu erwarten. Währenddessen betrachtete sie ihn. Er war hoch gewachsen, und aus den hübschen Zügen

blitzten furchtlose Augen. Sein gescheiteltes Haar war blauschwarz. Eine graue Haarsträhne machte es noch dunkler. Gebogene Nase, zurückgehende Stirn, starke Backenknochen. Wie ein Amerikaner mit indianischem Blut! dachte Frau Gerda.

Die Kellnerin kam und stellte seinen Tee auf den Tisch, so daß der Fremde sich der Dame gegenüber setzen mußte. Er tat es mit einer kurzen Verbeugung.

Er entsann sich jetzt, sie in der Sommerfrische des Tales gesehen zu haben. Mit ihrem Gatten und ihrer Tochter. Der Mann hatte den steifen Gang eines alten Offiziers. Sein gewölbter Schnauzbart, die roten Backen und die Augen, alles quoll rund hervor. Das Mädchen war ungefähr fünfzehn Jahre und ungewöhnlich schön, aber von einer merkwürdig kalten, schon bewußten Schönheit. Wie eine Rivalin ging sie neben der Mutter. Die Vorübergehenden hatten sich nach den beiden umgesehen als nach fremdartigen Erscheinungen. Und auch Frank hatte den Eindruck gehabt, als paßten sie nicht zu den Gästen der bescheidenen dörflichen Sommerfrische. Wie kam diese Frau nun gar auf die Hütte? Auch hier war nicht ihr Platz.

Frank fühlte, daß er sprechen mußte, wenn er nicht unhöflich scheinen wollte. Sie kam ihm indessen zuvor. Mit einem Blick auf die Hand, die er verbunden in der Schlinge trug, fragte sie: »Ist Ihre Verletzung ernst?«

»Nur eine Quetschung.«

Sie sah ihn voll an und lächelte. »Wissen Sie, daß ich Ihre wegen schreckliche Angst ausgestanden habe? Ich sah durch das Fernrohr.«

Was sie für strahlende Augen hat! dachte Frank. Dann erst fiel ihm ein, was sie gesagt hatte. »Das tut mir leid,« rief er. »Das habe ich freilich nicht geahnt.«

Seltsam! Während er sich allein wähnte und auf dem Felsgrat der Tod nach ihm griff, hatten die Blicke und Gedanken dieser Frau an ihm gehangen.

»Es müssen furchtbare Felsstücke gewesen sein, mit denen Sie stürzten,« fuhr sie fort und krauschte bei der Erinnerung Gältchen in die Stirn.

»Ja, ich hatte Glück,« erwiderte er und brach das Gespräch über den Gegenstand ab. »Wenn ich nicht irre, sah ich Sie unten

im Dorf mit Ihrem Gemahl und Ihrer Tochter. Oder vielleicht war es Ihre jüngere Schwester.«

Aber den Glanz ihrer Augen fiel ein Schleier. »Die Kinder wachsen bald heran. Ist sie nicht schön?«

Er suchte nach einer Antwort. Da tat sich die Tür auf, und ein Träger trat ein. Er stellte sich verlegen und schwerfällig von einem Fuß auf den andern und fragte nach den Wünschen der Dame. Sie beschied ihn, sie wolle sofort aufbrechen, und der lange Geselle ging, um sich bereit zu machen.

»Darf ich mich anschließen?« fragte Frank. »Ich komme von den Bergen wie ein Werwolf, der wieder bei Menschen sein möchte. Und in Ihnen witterte ich einen.«

Sie war einverstanden. »Sind die Menschen so selten?« fragte sie belustigt.

Sie stand auf, um ihren schleierumwundenen schmaltrempigen Strohhut aufzusetzen. »Da Sie so wählerisch sind — bin ich Ihnen nicht zu städtisch gekleidet?«

»Und habe ich nicht zuviel Kosalfarbe?« entgegnete er und betrachtete seine Samthose und das Loch am Ellbogen.

»Sie sind gerade recht so,« meinte sie, und sie lachten beide.

Sie schidten den Träger, der nun auch Frederichs Rucksack erhielt, bis zum Talort voraus und traten in die Sonne des hellen Morgens.

Der Weg sah aus wie ein weißer Faden, der über die begrünten Hänge gespannt war. Er war gut gehalten, und so konnten sie achtlos dahinschreiten. In schmaleren Stellen ließ Frank die Begleiterin vorgehen. Dann freute er sich über ihren federnden Gang und wie ihre sonnenbeschienene Gestalt sich vom matten Blau der Tiefe abhob. Sie hatte einen sehr weißen Hals, und wo die Haare ansetzten, gaben sie einen zarten goldenen Schimmer. Und vor dem kleinen Ohr hatte sie eine Locke, die genau ausah wie ein umgekehrtes Fragezeichen.

Unvermittelt blieb sie stehen.

»Warum gehen Sie in die Berge?« fragte sie.

Er drehte sich um und wies mit einer weiten Handbewegung auf den Halbkreis der Gletscher. Da war ein Leuchten und Blenden von schimmernden Eisterrassen

und Firnswänden bis hoch hinauf zu weißflamenden Graten, wo ein tiefblauer Himmel herüberstieg.

»Das ist groß und schön,« sagte sie ernst und blieb im Anschauen. »Vielleicht wäre es anders, wenn's mir ein andrer zeigte. — Ich meine,« verbesserte sie sich und errötete, »es kommt darauf an, wie der Mensch die Berge erlebt. Gestern, als ich heraufstieg, schienen sie mir seelenlos, und ich wußte nicht, was ich mit ihnen anfangen sollte. Und an einem Regentag blätterte ich in alpinen Aufzügen; da fiel mir ein, wie viel die Leute 'machen' und wie wenig sie erlebten.«

Frank lachte kurz. »Das sind die armen Kerle, die Gipfel sammeln für den Tourenbericht. Die werden auch anderswo nichts erleben.«

Frau Gerda schüttelte den Kopf. »Ich fürchte mich vor den Bergen, sie lieben uns nicht. Warum müssen Sie auch hinauf und das Leben wagen?«

»Ja, das müssen Sie doch verstehen,« sagte er und begann sich in Eifer zu reden. »Da sitzen Sie in irgendeiner Stadt, und um Sie herum hocken die Menschen so dicht, daß Ihnen eng wird zum Ersticken. Immer neue Verpflichtungen, immer neue Rücksichten. Heute hier, morgen da, von hundert Seiten werden Ihnen Schlingen übergeworfen. Bis Sie sich gar nicht mehr rühren können. Da packt Sie der Ekel oder die Wut. Sie möchten es einmal von sich schreien: Ach, laßt mich zufrieden! Aber Sie sind gerade in einer Gesellschaft, und da können Sie doch nicht auf den Stuhl steigen und es den Leuten ins Gesicht rufen. Und ein andermal haben Sie die Brust überdoll von einem Glück, weil die Sonne scheint oder weil's Frühling ist. Da ist in Ihnen eine solche Spannung, daß Sie meinen, Sie zerpringen, wenn Sie nicht einen Ausweg schaffen, und es kommt Sie die Lust an, sich mitten auf die Straße zu stellen und so recht laut einmal zu jauchzen. Aber das geht eben nicht, und so ersticken Sie in sich alles, was so kräftig nach außen trieb, und werden wie die andern, kleinlich und ängstlich. Abends aber laufen Sie ins Theater, um Ihren Bedarf an Größe dort zu decken und von den Affekten, sie schwagen es alle nach, gereinigt zu werden. Sie sitzen vor Landschaften aus beschmierter

Leinwand und hören geschminzte Bengel große Worte bestäuben und möchten gern glauben, das alles sei echt. Aber jawohl, da laut die Nachbarin zur Linken Bonbons, und der Nachbar zur Rechten fragt seine Frau nach der Stelle, die er nicht verstanden hat, und Sie merken, Sie sind noch drin in der ganzen Dämmerlichkeit. Wo gibt es denn noch Freiheit, fragen Sie sich verzweifelt, Freiheit und Freiluftgröße? Und während Sie durch die Nacht nach Hause gehen, schließen Sie zwei Sekunden lang die Augen, und da sehen Sie plötzlich das Hochgebirge vor Ihrem inneren Blick. Silberweiß sehen Sie den Schnee leuchten. Da wissen Sie's: da oben gibt es das noch. Und Sie nehmen den Eispidel und den Rucksack und reisen und wandern. Immer hinauf. Schon stürzen Ihnen die Bergwasser entgegen. Das ist ungezähmte Kraft. Und dann kommen Sie an die grünen Hänge und sehen die häusergroßen Blöcke, die die Berge mit mächtigem Saatswurf darüberhinstreuten. Die Felswände reden sich empor, und die Tiefen tun sich auf. Die Gletscher donnern zur Nacht, und am Tage klingt es aus ihren Spalten und gurgelt wie ersticktes Lachen. Und dann, wenn Sie hoch oben stehen, ja, dann sind Sie endlich losgelöst von allem, was Sie beengte. Wie ein brüdenbes Kleid fiel es ab. Da ist der Mensch endlich frei, ganz frei; nur das große Schweigen ist um ihn und die große Einsamkeit. ... Dann aber kommt der Kampf. Denn Sie haben recht, sie lieben uns nicht, die Berge; sie müssen besiegt werden. Da beginnt erst die Lust; es rauscht in den Athern, und die Kampfesfreude springt aus den Augen. Das ist die uralte Sehnsucht nach dem Raufen, die uns von den Urahnen her noch im Blut steckt und die nun erwacht. Das Verlangen, mit einem Gegner Brust an Brust zu ringen. Endlich einmal! Aber er ergibt sich nicht. Er wehrt sich, er droht mit Vernichtung. Und selbst das ist wunderbar lödend, die Gefahr! Die zieht und ködert und verführt, immer hinauf, immer weiter; und wenn sie vorbei ist, sehnt sich der Mensch nach ihr zurück. Alle die Mutigen, die von den Bergen einmal abgeschüttelt wurden, sind wiedergekommen. Wie alte Soldaten, die nicht widerstehen können, wenn die Trommel tönt. Dann schmerzen die Wunden

nicht mehr, es reißt sie wieder vorwärts in den Kampf. Es ist ein eigen Ding, dort oben gegen den Tod zu stehen. Und die dabei in den Abgrund der Ewigkeit blickten, sind noch alle reicher geworden.«

»Wenn man Sie hört, muß man Ihnen recht geben,« sagte die blonde Frau. »Und ich glaube es wohl: Ihnen können die Berge nicht mehr fremd und unheimlich sein wie mir.«

Er sah sie starr an, mit einem vergessenen Blick, wie es seine Art schien, wenn er innerlich beschäftigt war. Es war ein Blick, der sich draußen versäumt hatte und nichts wußte von dem Streit der Gedanken hinter der Stirn. »Meinen Sie? So war es, gewiß, aber das alles fühle ich gar nicht im Augenblick. Sehen Sie, wenn ich rede, reißt es mich oft fort.

Sie hatten ihren Weg wieder aufgenommen, Frank ging mit sinnend geneigtem Haupt. »Ich scheide jetzt mit ganz andern Gefühlen,« fuhr er fort. »Die Berge waren für mich wirklich ein Erlebnis. Sie waren die große Liebe meiner Jugend. Ich freute mich ihrer Schönheit oder tobte meine Kraft an ihnen aus. Solche Erlebnisse sollten doch verbinden. Aber sehen Sie, nun kommt das Seltsame. Statt mir vertrauter zu werden, wurden mir die Berge zuletzt immer fremder. Vielleicht verlange ich jetzt von ihnen etwas andres als früher. Und oft, wenn ich allein in ihrer Mitte stehe und hinauffchaue zu ihren Gipfeln, da meine ich, sie müßten mir eine ungeheure Botschaft verkünden. Ich warte, aber sie stehen starr und stumm, und auf ihren Gipfeln thronen ungelöste Rätsel.«

Seine Begleiterin schüttelte den Kopf: »Die Rätsel und Fragen sind in Ihnen.«

Er nahm das Wort auf. »Es ist wahr, ich trat diesmal mit einer Frage vor sie hin. Welches ist der Platz im Leben, an dem ich stehen muß, ich allein? Wo ist der Hebel, an dem nicht eine andre Hand schon ruht? Das war meine Frage. Ich bin Architekt. Also könnte ich Häuser bauen. Aber ob ich es tue oder nicht, die Villa oder die Kirche oder das Opernhaus werden doch gebaut. Vielleicht ebenso gut, vielleicht noch besser. Es gibt ja genug Baumeister. Ich nehme nur armen Teufeln das Brot und habe es nicht einmal nötig. Wenn man seine Tätigkeit aber

ebensogut lassen kann, da fragt man sich doch eines Tags: Ja, bist du denn überzählig auf der Welt? Wo ist die Arbeit, die auf dich wartet? Wo ist das Werk, das nicht getan wird, wenn du es nicht tust?«

»Haben Sie nie sogenannte Stedenpferde gehabt?« fragte Frau Gerda.

Frank lächelte spöttisch. »Als Schüler gründete ich unter Kameraden einen Verein, denn ich hatte Organisationstalent. In dem hielt ich zündende Reden über Weltbeglückung. Dann war ich als Schriftsteller tätig. Aber ich bin kein Dichter. Es war nicht die Freude am Bilden, die mich trieb, sondern die Begierde, hinzureißen, Macht zu haben über die Seelen anderer. Vielleicht habe ich diese Kraft. Aber was soll ich damit? Mir fehlt die große Aufgabe, in deren Dienst ich sie stellen kann. Es muß ein Ziel sein, das wert ist, ein Leben daranzusetzen. Das andre lockt mich nicht. Es gibt schon genug Menschen, die nur eine Beschäftigung haben und keinen Beruf. Ich bin bald dreißig. Da beginnt es sich zu klären im Manne. Da macht er den Überschlag und liniert den Blätterrest im Buch seines Lebens. Ich fand Unterbilanz. Ich stand am falschen Platz. Aber welches ist der richtige? Gibt es überhaupt einen? Das haben mir auch die Berge nicht sagen können.«

Sie sah ihn sinnend an. Es war in ihm so viel ungebundene Kraft. Jetzt wußte sie, warum er die Gefahr suchte. »Sie erschienen mir so sicher,« sagte sie, »ich hätte nicht geglaubt, daß auch in Ihnen ein Zwiespalt ist.«

»Auch?« wiederholte er unsicher.

Doch sie schritt über die Frage hinweg, und er vergaß das Wort über dem warmen Klang ihrer Stimme, als sie hinzusetzte: »Ich wollte, ich wüßte einen Weg für Sie. Zu denen, die Hilfe brauchen.«

Ihr Gespräch wurde unterbrochen. Sie mußten zur Seite treten, um die Maultiere vorbeizulassen, die in Begleitung eines verdrossen blickenden Burschen die Vorräte zur Hütte brachten.

Während sie lange schweigend einhergingen, verebbten ihre Gedanken. Ihre Sinne wurden wieder wach für die Düfte von Braunellen und Thymian, die von den Hängen wehten, und für die Sprache der

sonnigen Landschaft. Tief unten auf dem grünen Boden der Talwanne lagen die winzigen grauen Würfel der Sennhütten. Und durch den weiten Luftraum zwischen den Talwänden floß stetig und besänftigend das Rauschen, das von der weißen Ader des Baches aufstieg. Das ließ sie erst die Größe der Abstände empfinden und die Einsamkeit, die das Hochtal erfüllte. Und sie fühlten sich darin zusammengehörig und einander nahe.

Sie entdeckten verwandte Erinnerungen. Beide kannten sie das Mittelmeer und Italien. Wie die Delphine damals sprangen! Wie der Luftzauber der Campagna lockte! Da ist Bödlin's Spiel der Wellen; wer hat die Wellen gemalt wie er! Wie wogen die Wasser hervor aus dem Bilde! Dann wieder ist es der Louvre; der rote Sammetvorhang geht auseinander, und wenn er sich schließt, liegen Paris und die Welt hinter ihm, in Nichts versunken, denn im Tempelraum, einsam in ewiger Schönheit, steht die Göttin von Milo.

Frank selbst wunderte sich, wie leicht sie zueinander auch von Erlebnissen reden konnten, die zu persönlich waren, um einem andern als einem Vertrauten preisgegeben zu werden. Ein solches Wort aber spannte jedesmal einen neuen Faden von einem zum andern.

Ehe sie sich's versahen, gelangten sie zu dem Gasthaus, das sie zur Mittagsrast ausersuchen hatten. Es lag am ersten spärlichen Walde.

Sie speisten auf der Veranda. Ihre Nachbarschaft ließ jedoch keine Behaglichkeit aufkommen. Da saßen zwei bide Ehepaare und sahen zu, wie ihre Sprößlinge auf den Tischen Fliegen fingen. Und ein fahlköpfiger Herr und zwei energisch dreinblickende Damen forderten von Frank Aufklärung über den Gebrauch des Eispidels.

Frank und seine Begleiterin ergriffen die Flucht.

»Diese furchtbaren Menschen!« klagte die blonde Frau. »Die paar Wochen unten im Dorf waren eine schreckliche Zeit! Ein jeder tat, als hätte er das Tal zu seinem ausschließlichen Gebrauch gepachtet.«

Auch Frank war reizbar. Er wußte selbst nicht, warum. Die Worte seiner Begleiterin schienen ihm übrigens der Ausfluß einer noch tiefer liegenden Verstimmung,

und ein Gelüst, das er selbst sofort als un- schön empfand, ohne ihm doch zu wehren, stachelte ihn an, ihr ein Geständnis zu entlocken, das seine Vermutung bestätigte. Er warf mit kurzem Ruck, wie es seine Gewohnheit war, den Kopf zurück und sagte absichtlich kühl und abweisend: »Da muß es doppelt angenehm sein, wenn man die Seinen hat.«

»Freilich,« sagte sie, und er merkte, wie sie sich Zwang antat. »Nur stehen einem oft gerade die Angehörigen fremd gegenüber.«

»Eltern und heranwachsende Kinder meistens,« bestätigte Frank. »Derer Verhältnis beruht auch auf keiner Wahl. Aber Ehegatten mußten sich doch einmal heiraten.«

Sie warf ihm einen schnellen, fast drohenden Blick zu. »Wer weiß denn, wie eine Ehe zustande kommt? Ich habe eine Freundin. Sie war siebzehn Jahre, als sie heiratete. Was wußte die damals! Sie wollte nur fort von Haus. Ihr Vater war einer von den Männern, die bewundert werden als sogenannte Persönlichkeiten. Stattlich, klug und energisch. Aber sein Wille lastete auf seiner Familie als unerträglicher Druck. Und seine Tochter meinte, wenn sie Frau wäre und ein eignes Heim hätte, könnte sie das Leben nach ihrem eignen Geschmack führen. Man hatte ihr auch schon einen Gatten ausgesucht. Sie brauchte nur ja zu sagen. So kam es. Aber sie wechselte nur den Tyrannen. Sie war ihrem Manne ein Prunkstück; ein ziemlich kostbares übrigens, denn sie hatte Geld. Die erste Zeit war für sie am schrecklichsten. Deshalb konnte sie auch nichts für das Mädchen fühlen, das im ersten Jahre kam. Sie sah es kaltherzig werden wie ihren Mann. Und in ihrer Tochter sah sie das Wesen, das sie in dem Maße, wie es wuchs, aus ihrer Jugend verdrängte. Noch heute kann sie nicht begreifen, daß sie die Gattin jenes Mannes und daß sie Mutter ist.«

Sie lachte plötzlich kalt und kurz auf. Da wußte er, daß sie von sich selber sprach.

Und sie sah an seinem Blick, daß er es erraten hatte. Wozu ihm also die Wahrheit noch länger verbergen? »Ach, wenn Sie wüßten, in wie verschiedenen Welten wir alle leben!« brach sie aus. »Wir haben nichts Gemeinsames als das Haus, in dem wir wohnen.«

Sie war zu erregt, um die verschlossene Miene zu bemerken, mit der Frank jetzt neben ihr ging. Auch der Rest ihrer auf-gesammelten Bitterkeit drängte noch zur Aussprache. »Im Hause läßt es sich noch ertragen. Da habe ich meinen Wirkungs-kreis, und da ist mein kleiner Bub. Ein lieber, herziger Kerl, den wir nicht mit auf die Reise nahmen. Und dann kann ich dort einen Teil des Tags allein sein. Man geht aneinander vorüber. Aber hier auf der Reise muß man zusammen sein. Immer und immer zusammen sein, Tag für Tag, und sich nichts zu sagen haben — das wird unerträglich. Das ist schlimmer als Leibi-eigenschaft! Nie, nie, nie wieder! Schrie es in mir. Und ich wünschte nichts sehnlicher, als nur wieder daheim zu sein, in meinem Schlafzimmer, das niemand betritt, wo ich ganz für mich bin. Als mein Mann mit dem Kinde nach Venedig und Florenz wollte, setzte ich durch, daß ich zurückblieb. Und nach ihrer Abreise nur fort! Fort, um wieder mich selbst zu finden! Aber ich hätte erst abreißen müssen, ich hätte im Zuge mit Menschen im engen Raum zu-sammengesessen. Selbst die Stunden der Bahnfahrt konnte ich nicht mehr warten. Ich schickte die Bedienung nach Hause und stieg mit dem Morgengrauen in die Berge. Um allein zu sein, endlich einmal ganz allein! Nur das habe ich dort oben ge-sucht.«

Bei ihren leidenschaftlichen Worten hatte sich Frank einer Befremdung nicht erwehren können. Sie schien ihm ferngerückt, als ginge sie drüben auf der andern Seite des Tales. Doch er selbst hatte sie ja zu ihren Äußerungen veranlaßt. Und er schämte sich.

Sie begann sein Schweigen zu fühlen. »Wie töricht von mir, Ihnen davon zu sprechen!« klagte sie kleinlaut.

Der Ausbruch der lange verhaltenen Er-regung hatte sie erschöpft; sie sah sich um, wo sie einen Augenblick rasten könnte. Doch die Erde war durchfeuchtet von versickerndem Quellwasser. Frank bemerkte es. Er streifte die verbundene Linke aus der Schlinge und zog den Rock aus, um einen Sitz zu bereiten. Sie dankte ihm mit schwachem Lächeln und einem guten Blick.

Sie war in ihrer Schwäche so rührend hilfsbedürftig, daß Frank alle Befremdung vergaß und nur den Wunsch fühlte, sie auf

frohere Gedanken zu bringen. »Jetzt reden wir von anderm!« rief er ungeduldig. »Es ist ja alles nicht wahr! Es gibt heute nichts weiter als die Berge da und den Bach in der Schlucht und den Wald da hinauf und den blauen Himmel darüber. Wo sollen auch heute Sorgen sein? Sie mögen sich doch melden, wenn sie da sind! He! Wo seid's denn?« Und er stieß einen weithin hallenden Tobler aus, der in die Stille des Tales verklang. »Haben Sie was gehört?« rief er frohlockend. »Nichts hat sich ge-meldet!«

Sie hatte ihre Unbefangenheit wieder-gefunden. Und plötzlich lachte sie klingend auf. »Wir wissen noch nicht einmal unsre Namen!«

»Frank Frederick«, stellte er sich komisch feierlich vor, »Architekt a. D., der Mann mit der Laterne, der seinen Beruf sucht.«

Sie ging auf das scherzhaft zeremoniöse Wesen ein und neigte tief ihren blonden Kopf. »Frau Fabrikbesitzer — schön klingt's, was?« unterbrach sie sich mit einem lachenden Augenblick unter dem Hut her-vor — »Gerda Achtermann.«

»Gerda —« sagte er nachdenklich. »Das paßt zu Ihnen. Es klingt blond und kühl und herb.«

Sie errötete verwirrt. »Kühl — ach, ich wollte, ich wär's!« Mit einem »Weiter!« stand sie auf. —

Als sie das Dorf erreichten, war es Abend. Aus der hellen Dämmerung traten die Farben hervor, als wollten sie alle Leuchtkraft branseken, um nicht zu ver-sinken in der andringenden Dunkelheit. Die Sterne der roten Nellen in den Gärten flossen über vor Leuchten, daß die Augen, die sich nicht losreißen konnten, zu Schmer-zen begannen von den ähnd glutenden Farben. Die weißen Häuserwände unter den Schindeldächern schienen bläulich zu phosphoreszieren. Die ganze Landschaft tauchte noch einmal wie auf den Wink eines Zauberers aus den farblosen Schleiern der Dunkelheit, von innen heraus durchleuchtet von einem magischen Schein, der auf ein unerklärliches geisterhaftes Leben deutete. Und Frank fühlte, wie er dieselbe Stim-mung in seinem Inneren trug. Auch durch das Land seiner Seele irrte ein dämmern-des Licht, das nicht wußte woher und wohin, und darin standen Gefühle, die lei-

nen Namen trugen und sich verströmten in leise schmerzdem Leuchten.

Frau Gerda ging mit müden Schritten. Vor einer Villa am Walbrand blieb sie stehen. »Ich bin zu Hause.«

Frank wäre am liebsten noch immer weitergegangen. »Wieviel man sich sagen kann auf einem solchen Weg!« meinte er.

Sie nickte langsam. »Ich glaube, wir sind dabei Freunde geworden.«

Milchweiß streckte sich ihm aus der Dämmerung ihre Hand entgegen; mit allen Nerven fühlte er bei der Berührung ihre matte Wärme und die schlanken Linien der Finger. Und als er sich zum Kuß darüberbeugte, war sie weich und willenlos.

Er legte sich wieder auf den großen Bloß im Bachbett, der morgens gerade noch beschattet war. Aber den Rand gebeugt, sah er, wie im durchsonnten stilleren Wasser die weißen, gelben und rotbraunen Steine des Grundes schimmerten. Kleine Wellen spielten darüber hinweg mit Rämmen wie von grünem Glas. Sie liefen an die Ufersteine und sprangen unversehens daran hinauf. In ihrem Heranziehen und Tanzen war ein leichter Rhythmus, ähnlich dem, der durch Franks Seele spielte. Vielleicht lag er deshalb hier so gern. Aber er wollte nicht nachdenken. Draußen tosten die Gischtmassen vorüber, mit immer gleicher Macht und Geschwindigkeit. Ihr Zischen und Rauschen und Donnern war eine große unaufhörliche Melodie, die nur jeweils wie verwehend wechselte, wenn er den Kopf anders wandte; die spülte alles Denken mit sich fort.

Da schimmerte drüben ein helles Kleid im Grün. Es war Frau Gerda. Sie stand und winkte, er solle liegenbleiben. Dann eilte sie über den Steg, der sich hundert Schritt weiter oben befand, und sprang über die Steine.

Er half ihr auf den Bloß.

»Da bin ich,« rief sie schnell atmend, »und hier ist's schön. Ich helfe zuschauen.«

Kameradschaftlich setzte sie sich neben ihm auf die Steinplatte. »Was macht die Hand?«

»Sie sehen. Schon aus der Binde.«

»Aber nun, was hat Ihnen der Bach erzählt?«

»Schauen Sie sich ihn nur selber an,«

sagte Frank. »Es ist ein charaktervoller Bach; ganz wie ein Mensch, man studiert ihn nicht aus.«

Und wirklich, obwohl jede Stelle ihr Wesen bewahrte, Strahl, Strudel oder fliehende Welle, sie war dennoch in jedem Augenblick anders.

Frank deutete auf einen Fled, wo der Steingrund sich in grüne Tiefen senkte. Immer neue Massen blasigen Wassers sprudelten dort herauf. In unregelmäßigen gewaltigen Stößen kam es, und unendliche Perlenmengen stiegen aus dem grünen Dunkel, weißlich und glitzernd, ein geheimnisvolles quellendes Leben.

»So ist es in mir,« sagte Frank. »Ein unerschöpfliches Quellen aus ungekannten Tiefen.« Und er fügte halblaut hinzu, so daß es im Brausen verklang: »Seit diesen zwei Tagen.«

Frau Gerda aber faßte seinen Arm und zeigte auf die Wassermassen, die in der Bachmitte vorbeischoßen. Es war ein Wirrwarr tanzenden Gishtes. Nur in der Höhe des Bloßs war eine Lücke in dem hüpfenden Schaum. Dort wölbten sich die Wasser zu einem glatten, der Länge nach gerieft geschliffenen Schilb. Und so schoßen sie mit verboppelter Geschwindigkeit über einen verborgenen Bloß, um unten als tosender Schaum wieder aufzuspringen, ein wüßtes, blinkendes, weißes Gegischt, über dessen Gequirl übermütige weiße Floden flogen und Würfe blinkender Tropfen. »Sehen Sie, das ist Glück, wenn ein einziges Mal im Menschen alle Spannungen gelöst würden, wenn ein einziges Mal sich alle Kräfte, alle Möglichkeiten entfesselten, dann — das wäre Glück.«

Sie legte den Kopf in den Nacken und sog tief die feuchte, gekühlte Luft ein, die wie Seeluft war.

Bald indessen begann sie zu spüren, wie das Dröhnen und Donnern der Wasser sie betäubte. Sie hielt sich die Hände vor die Ohren. »Ich glaube, Sie haben stärkere Nerven als ich.«

Sie stand auf. Frank schüttelte die Moosteilschen von seinem hellen Sommeranzug, stützte sich auf die unverletzte Hand und sprang behend vom Bloß.

Als sie den Weg tiefer ins Tal hinein verfolgten, griff Frank ihre Worte auf, die ihm noch im Sinn lagen. »Alle Kräfte

und alle Möglichkeiten entfesseln! Das müßte die Arbeit können, zu der man berufen ist. Und nur das könnte mich befriedigen. Alles, was in mir steckt, muß hinaus dürfen. Ich muß kämpfen. Gegen etwas und für etwas. Ich will Fanatiker sein dürfen für eine Idee.»

Er riß den Hut vom Haar und hielt sein gebräuntes Gesicht trotzig in die Sonne.

»Ob überhaupt jeder Mensch zu etwas berufen ist?« fragte sie zögernd. »Viel leicht ist es Glücksache, wenn ein Mann an eine Arbeit gerät, die alle seine Talente nutzbar macht.«

Frank warf den Kopf nach hinten, daß auf dem Wirbel seines langen Schädels die widerspenstige Haarsträhne bekräftigend nickte. »Ich glaube meine Anlagen und Neigungen zu kennen. Aber sie fallen wie parallele Strahlen. Sie vereinigen sich nie in einem Brennpunkt.« Er streifte sie mit einem raschen Blick. »Ich bin unbescheiden, nicht wahr?«

Sie sah ihn voll an: »Sie dürfen auch nicht bescheiden sein. Aber haben Sie nie Freude an Ihrer Arbeit gehabt?«

»Solange sie für mich neu war. Jetzt fehlt ihr der Sinn. Doch nein, einmal hat sie mich befriedigt. Während des Militärdienstes hatte ich zum Puzer einen jungen Gärtner, der bald darauf den kleinen Besitz seines Vaters erbte. Dem habe ich draußen vor der Stadt ein Häuschen gebaut. Es kostete nur ein paar tausend Mark, die ich ihm vorschob. Aber es war eine Freude, wie freundlich und wohnlich es wurde, und als der gute Bursche mit einem jungen Weib dort einzog, da fiel ein wenig von ihrem Glück auch auf mich.«

Frau Gerda war nachdenklich.

»Wie mag ich Ihnen erscheinen!« sagte Frank mit schüchternem Lächeln. »Gewiß wie ein ratloses Studentlein, das eben von der Schule kommt.«

Sie schüttelte den Kopf. »Die ganz fertigen Menschen sind mir immer unheimlich gewesen.«

»Aber vielleicht gibt es gar nicht, was ich suche!«

»Ich glaube,« erwiderte sie, »daß die Stimmen, die uns innerlich treiben, immer recht haben. Wir müssen nur warten können. Und wissen Sie, was ich möchte, lieber Freund?« Sie heftete einen kurzen tiefen

Blick auf ihn und sah dann geradeaus in unbestimmte Ferne. »Wenn Sie ein Dichter wären, würde ich sagen: Ihre Muse sein.«

Er ergriff ihre Hand. Mit einer weichen Berührung und zögernd entglitten ihm ihre Finger.

»Nun holen Sie mir bitte von dort drüben die Steinneke.« —

Abends kehrten sie in einem kleinen Dorf ein, das hoch am Talhang lag. Sie waren die einzigen Gäste, und die Kellnerin, eine ungefüge Person, war eifrig um sie bemüht. Sie empfahl ihnen Forellen, und der Fischkasper, der im Brunnentrog schwamm, mußte einige seiner Insassen hergeben. Aber die Kellnerin gab sich nicht zufrieden. Sie verzog den Mund zu einem fleischenden Grinsen und pries immer neue Gerichte an, als könne der Hunger der Fremden gar nicht zu stillen sein. Lächelnd mußten sie sich ihrer ungeschickten Fürsorge erwehren.

Am Brunnen saß ein hübscher stiller Knabe und schnitzte. Frank rief ihn heran und hieß ihn sein Spielzeug vorweisen. Es sollte eine liegende Kuh werden und verriet trotz aller Roheit Beobachtungsgabe.

»Gehört das Kind der Wirtin?« fragte Gerda, als der Knabe wieder am Brunnen saß.

»Na, sell net,« sagte die Kellnerin und wurde rot. »Der Bub gehört mein. 's is schwer, mit ihm eine Stellung zu bekommen. Aber schau'n S', er ist niemand im Weg. Er schnitzt den ganzen Tag. Wann er nur ein Messer und ein Stüdel Holz hat, ist er schon zufrieden.«

»Er ist lieb, der Bub,« sagte Gerda und sah mit einem eigentümlich warmen Blick hinüber.

Sie saßen mit dem Rücken gegen das Haus und genossen die Stille des Abends. Nur selten und müde fiel von ihren Lippen ein Wort. Dann schwiegen sie, und nur der Brunnen murmelte versunken weiter. Ganz in sich versunken träumte die tiefer liegende Kirche. Von jedem Hange und Berge schien ein ruhiger Klang in die Klarheit des Abends zu steigen; und den beiden war es, als töne ebenso auch ihr Gefühl durch die Stille zu einem großen gleichschwebenden Akkord.

Beim Fortgehen trat Gerda zu dem Knaben und küßte ihn auf die Stirn. Er machte die Augen wunderweit auf und sah

der schönen Frau fast unglaublich nach. Auch Gerda wandte sich noch einmal nach ihm um.

Indes kam ihnen der Kaplan entgegen. Der alte kleine Herr, der, die Hände auf dem Rücken, seinen Abendspaziergang machte, schien die verkörperte Einsamkeit zu sein. Er und das stille Kind paßten so ganz in den Dämmerungsfrieden.

Er wollte mit freundlichem Gruß vorübergehen. Da hielt ihn Gerda an. »Ach, verzeihen Sie! Der Bub der Kellnerin dort hat mir so gefallen. Kann ich etwas für ihn tun?«

»Ja, es ist schad' um das Bubele,« sagte der Pfarrer. »Wenn die Mutter die Stellung wechselt, muß er jedesmal mit. Ein Kind ist doch wie solch ein Pflänzchen da. Es muß irgendwo Wurzel fassen können. Und da werden nun die kleinen Wurzeln immer wieder herausgerissen, wenn sie grad einmal zugefaßt haben.«

»Dann werde ich Ihnen die Mittel zur Verfügung stellen, daß er auf eine Schnitzerschule geschickt wird und in das Haus tüchtiger Leute kommt. Wollen Sie das vermitteln, Herr Pfarrer?«

»Aber freilich, gnädige Frau. Vergelt's Ihnen Gott tausendmal!«

»Gut. Ich schreibe Ihnen dann das Nähere.« Und Gerda ging mit kurzem Gruß schnell davon.

Es dauerte eine ganze Weile, ehe Grant das Schweigen brach. »Ich beneide Sie um diese Tat. Sie hat mehr Wert als alles, was ich in meinem Leben je getan habe. Das war etwas, das kein andrer getan hätte, wenn Sie es unterlassen hätten. Sie haben mir einen Weg gezeigt, aber ich weiß nicht, ob ich ihn gehen kann. — Sie sind gut,« setzte er hinzu, als sie stumm blieb.

»Ich bin glücklich heut,« sagte sie, ohne aufzublicken. »Das macht gut.«

Glücklich! Wie ein schönes Lied klang ihm das Wort. Es war eine beseligende Klarheit in ihm, und als fände sein Gefühl dort einen Ausdruck, blickte er zu den Bergen auf, die mit reinen Linien gegen den blauen Himmel standen.

Auf dem Wege geistete schon das geheimnisvolle Licht der Dämmerung. Die Farnkräuter am Hang flossen zu einer einzigen graugrünen Masse zusammen. Und schon begannen die Glühwürmchen ihr

Spiel, huschten über den Weg oder saßen wie grüne Edelsteine im Blattwerk des Farnkrauts.

Sie kamen in dichten Wald, und nun war plötzlich um sie braune Nacht. Die düsteren Tannen standen auf Blockgewirr den Abhang hinan. Der Weg war kaum zu erkennen, und die Füße zögerten beim Schreiten.

Da kamen die stillen Funken geschwärmt, lautlos dahingleitend, hier und da, hinauf und hinunter, überall. Grün in der Nähe und rötlich in der Ferne, stiegen sie zwischen den Blöcken und Stämmen auf und nieder, als führten Geister einen seltsamen stummen Reigen; glitten und tanzten und schienen zu suchen. Verstummend und auf den Fleck gebannt sahen die beiden Menschen auf das wundersame Spiel. Sie waren in das Reich schwärmender Sommergeister gedrungen, sie standen verwundert und verwirrt und ließen die Elfen ihre Zauberkreise um sie ziehen.

Und sie fühlten, wie sie hineingezogen wurden in den Liebesreigen der warmen, duftenden Nacht. Mit helllichtigen Sinnen spürten sie des andern Nähe. Ihre Hände berührten sich im Zufall. Da durchfuhr sie ein heißes Glück. Sie zogen die Hände nicht zurück. Sie gaben es auf, zu widerstreben; stumm, mit heißen Lippen küßten sie sich. Sie wußten nichts mehr vom Wald und nichts von seinem Elfenreigen; sie wußten nur von der Gegenwart des andern.

Der Wald schien sie nicht mehr entlassen zu wollen. Als sie sich in die Wirklichkeit zurückfanden, mußten sie Schritt um Schritt ihren Weg ertasten. Endlich öffnete sich in der Nacht des Waldes eine hohe blaue Pforte. Unten im Nebel des Tales glockten die Lichter des Dorfes.

Ausruhend blieben sie stehen und schauten hinab.

»Ich muß dir etwas beichten,« sagte Gerda. »Damit du mich nicht für besser hältst, als ich bin.«

»Nun?« fragte er.

»Siehst du, den Bub der Kellnerin hatte ich lieb, und ich hatte das Bedürfnis, Gutes zu tun. Aber es war nicht das allein. Ich fürchtete um das Glück, das ich spürte. Ich wollte es mir verdienen, und ich betete wie ein Kind: Gott, ich will gut sein, lasse mir

dies Glück! Und als du mich in den Arm nimmst, da fühlte ich es wie eine Erhöhung. Ist das nicht töricht? Lach' mich nur aus, aber es war so, und ich konnte nicht anders. Es war der Ring, den man ins Meer wirft, um das Schicksal günstig zu stimmen.»

Er zog sie an sich. »Du bist so klug; du mußt auch einmal töricht sein.«

Sie lehnte sich an ihn und sog die weiche Luft ein, die vom Tale herauf schmeichelte. »Und morgen mußt ich fort,« sagte sie leise. »Dann ist es zu Ende.«

»Ich reise mit dir,« bat er.

»Wozu?« fragte sie mutlos.

»Ich will den Ort und das Haus sehen, in dem du lebst. Ich könnte es nicht ertragen, dich gehen zu sehen und hierzu bleiben.«

»Dann komm!« sagte sie hilflos.

In kurzer Zeit gelangten sie auf den Talboden und zum Dorf. Dunkle Gestalten saßen vor den Häusern, Bauern oder Sommergäste. Sie gingen schweigend vorbei, ganz eingehüllt in ihr Glück.

Als er Gerda nach Hause geleitet hatte, trieb es Frank noch einmal vor den Ort. Die Ellbogen hinten aufgestützt, lehnte er an einem Zaun und trank die Nachtlust ein. Streng und süß duftete das Heu, das auf den Feldern lag, von den Gärten zog in Wellen der Duft der Levkoien und Rosen. Und betäubend wie diese Duftwellen kamen über Frank die Erinnerungen der vergangenen Stunden.

Er sah zu den Bergen hinauf. Ihre Massen waren zusammengewachsen zu großen dunklen Wänden. Ganz hoch oben schimmerte der Schnee, und darüber standen die Sterne. Es war alles groß und einfach geworden. Auch das Leben. Auf den Bergen lauerten keine Fragen mehr. Die Welt schien zu feiern in einer Stunde friedvoller Klarheit.

Das ist nun das Glück! dachte Frank.

Da schoß ihm ein seltsamer Gedanke durch den Kopf. Als er Gerda im Arm hielt, war er glücklich. Aber so rein von jeder Trübung, so frei von jeder kleinsten sinnlichen Hemmung, wie jetzt, war seine Empfindung dennoch nicht gewesen. Nun erst genoß er den Augenblick, da sein Gefühl die letzte Lauterkeit erreichte. Warum erst hier, erst in der Einsamkeit und im Nachklang des Gewesenen?

Da fuhren sie nun in dem frühesten Zug der kleinen Talbahn hinaus. Mit langen Blicken grüßten sie zurück zu den Bergen des Talgrundes, die sich immer höher aufredten und nun erst die ganze Erhabenheit ihrer Gestalt enthüllten. Sie erschienen ihnen wie das Glück, das sie in diesem Bergwinkel erlebt hatten, und das jetzt, da sie schieden, ins Unermessene wuchs, ins Niewiedererreichbare. Was wußten sie von der Zukunft? Nur das eine, daß nie wieder alles sein konnte, wie es war.

Schon jetzt mußten sie ihre Vertraulichkeit verbergen: ihre Liebe war in Feindesland. Nur verstohlen sagten sie sich in flüchtigen Blicken, was ihnen zu zeigen verwehrt war. Dann freilich blühte es heiß in ihren Herzen auf, und die Heimlichkeit ihrer Liebe wurde zu einem neuen, süßschmerzenden Reiz.

In Ruffstein standen sie am Wagenfenster, um den Blick auf die Feste zu genießen. Da trat Gerda erbleichend zurück.

»Wer denn?« fragte Frank in unbarmherzigem Verstehen.

»Ein Bekannter von uns,« erwiderte sie.

Das »uns« traf ihn wie ein Stieb.

»Ein Theaterintendant,« fuhr Gerda fort, »der mir in lästiger Weise den Hof macht.«

In Frank kochte Eifersucht, Verlangen und Wut über seine Ohnmacht empor. Jetzt erst wurde ihm deutlich, daß zu Gerda eine Umwelt gehörte, die sie wie mit unübersteigbaren Mauern umgab. Da waren Menschen, die er nicht kannte, und mit denen sie sprach: sie waren seine Feinde. Und da waren Dinge, von denen er nichts wußte und die auf sie wirkten: sie raubten sie ihm. In der Einsamkeit ihres Gebirgstales lag das verlorene Paradies. Nun eilten sich die Räder, sie hinauszutragen unter die Menschen, wo sie sich verlieren mußten.

In München wechselten sie den Zug. Erst gegen das Ende der Fahrt blieben sie allein. Es wurde Abend, und das Abteil umgab sie wie ein kleines Gemach, das alles einfiel und sammelte, was am Tage zerfloßen war. Frank fühlte es ausgefüllt von Gerdas Nähe; er fühlte diese Nähe mit allen Sinnen und sog sie ein wie einen süßen Duft.

Plötzlich zog Gerda die Schultern an, als friere sie in dem grauen, rieselnden Licht. »Ich fürchte mich,« sagte sie.

Er sah sie an, um zu verstehen, wie sie es meinte.

»Dort oben, mit dir, war ich eine andre,« sagte sie. »Nun wartet das alte Leben auf mich. Bald bin ich wieder nur die verwöhnte, unnütze Frau.«

»Unnütz — wenn ich das von mir sagen wollte —« lächelte Frank bitter.

Sie machte eine verneinende Bewegung. »Du wirst es nicht lange sein. Bei mir aber kommt noch vieles andre hinzu. Ich weiß, daß mein Zugus mit dem Elend von Arbeitern erkaufte wird, die mein Mann ausnützt, und ich kann es nicht ändern. Um zu helfen, müßte ich in ihre Wohnungen gehen und mit ihren Frauen reden und ihre Kranken pflegen. Das kann ich nicht. Das können wir alle nicht. Das fühlen sie, und deshalb ist der Haß in ihren Augen, wenn sie unsereinen ansehen. Ich komme mit ihnen nicht in Berührung, aber ich weiß, sie sind da, draußen in der freudlosen Vorstadt. Das quält mich. Das und manches andre, das kommt nun alles wieder.« Sie lächelte matt und mutlos. »Du siehst, ich bin keine Heldin. Ich bin überhaupt so energielos in letzter Zeit. — Ja, du,« sagte sie mehr zu sich als zu ihm, »du hast so viel Kraft — Sie schien noch etwas aussprechen zu wollen, aber sie schüttelte den Kopf und schwieg.

Es war dunkel geworden. Draußen huschten Lichter vorbei. Hoch aus der Nacht sahen elektrische Bogenlampen durch die Fenster, wie grelle, schnell am Himmel dahinwandelnde Monde. Der Zug rasselte über Weichen. Sie waren am Ziel.

Erst am nächsten Abend konnten sie sich sehen. Ein langer Tag lag dazwischen; er schien für Frank nicht enden zu wollen.

Er schlenderte durch die Stadt und ließ sich vom Verkehr der belebtesten Straßen umdrängen. Dann kam er in einsamere Gegenden. Schließlich gelangte er in eine Vorstadt, die in der schwülen Glut des Mittags wie von der Pest verödet lag. Die Häuser der einförmigen Straßen ragten freudlos und kahl wie Gefängnisse. Aus Schnapsläden und Kellerwohnungen stiegen widerliche Gerüche.

Aber der vergitterten Einfahrt einer Fabrik standen hohe schwarze Metallettern. Als sein Blick sie streifte, kam ihm ihre Zusammenstellung bekannt vor. Er sah noch

einmal hin und las den Namen. So hieß Gerda Mann. Das also war die Fabrik. Er haßte dieses häßliche Tor und die geschwärzten steifen Lettern. Das war auch Gerda's Name, und er empfand es als eine Entweihung, daß er an diesem Orte aufgerichtet war.

Durch das Gitter sah er düstere Quergebäude und zwei hohe Schornsteine, die unbewegliche Wolken dichten Rauchs trugen, so daß sie aussahen wie riesige Bäume mit runden Laubkronen. Eine Dampfsirene begann ihr schauerliches Geheul, und eine Menge Arbeiter und Mädchen strömten auf die Straße — dürftige Gestalten. Aus den eingefallenen Gesichtern der Männer bligten feindselige Augen. Das waren die Augen, vor denen sich Gerda fürchtete.

Frank ging weiter. Auf der andern Seite des Häuserblocks kam ihm der Gedanke, auf einen der Höfe zu treten und zu sehen, wie weit sich das Grundstück der Fabrik in die Tiefe erstreckte. Er ging durch den kahlen Hausflur und stand auf dem Asphalt des Hofes. Aber nur die Spitzen der Schornsteine ragten herüber.

Was war das für ein Hof! Ein öder Steinschacht, erfüllt von lastender, stidiger Luft. Da war es rührend, wie hier und da an einem Fenster ein kümmerliches Blumenstöckchen sein Dasein fristete. Das also war alles, was von dem unererschöpflichen Reichtum des Grünens und Blühens dort draußen hier hereinreichte.

Während Frank sich umschaute, wurde er von einem Haufen häßlicher Kinder begafft. Die größeren Mädchen, im Alter von acht oder zehn Jahren, schleppten die Kleinsten auf dem Arm. Alle waren schmutzig und blaß. Da dachte Frank an das Kind der Kellnerin. Wie reich war die Welt des Knaben gegen die der armseligen Wesen hier! Das Herz der Großstadtkinder würde ewig leer bleiben; sie waren um das kostbarste Gut ihres Lebens betrogen, um die Jugend.

Die quälenden Bilder und Gedanken verfolgten Frank bis zu der Abendstunde, da er sich auf den Weg machte nach dem Ort, wo er Gerda erwarten sollte.

Es war ein verlassener Uferstreifen an den hinteren Gartenmauern der Villen, von denen die eine jetzt Gerda umschloß. Dort lief der Treibweg der Schiffer, und die

reichen Besitze schlossen sich vornehm gegen ihn ab.

Ungebulbig ging Frank auf und ab und beobachtete, wie es allmählich dunkler wurde. Die rote Scheibe des Mondes stieg aus dem Dunst, und das Violett des Himmels wurde tiefer. Aber als Frank auf seine Hände blickte, leuchteten sie noch immer zu hell.

Mit der zunehmenden Dunkelheit wurde sein Ohr für alle kleinsten Geräusche wach. Fern klangen ein paar Stimmen. Irgendwo war Hundebellen. Und plötzlich begann sein Herz dumpf zu klopfen; er glaubte dicht neben sich Schritte gehört zu haben. Es mußte eine Ratte gewesen sein; jetzt sah er sie im Wasser schwimmen. So hell also war schon der Mond. Warum kam Gerda nicht?

Er versuchte, an die Arbeiterkinder zu denken, die heute morgen sein Mitleid erregt hatten. Aber es ging nicht. Nur die Gegenwart der Geliebten konnte die harrende Weite dieser Nacht ausfüllen. Er setzte sich ins Gras und stützte den Kopf in die Hände, unfähig, einen Gedanken zu fassen.

Nach einer Weile fuhr er auf, und diesmal war es keine Täuschung. Es kamen schnelle Schritte, und er sah eine dunkle Gestalt. Er rief sie leise an. Da hielt er sie schon im Arm.

Tröstend streichelte sie sein Gesicht. »Du Armer hast lange gewartet; im Hause mußte erst alles zu Bett sein.«

Sie trug einen dunklen Schal um das blonde Haar geschlungen. Er streifte ihn zurück, um ihr Gesicht in das Mondlicht zu drehen und dann mit Küßen zu bedecken. Er fühlte, wie leicht gekleidet sie war. Die Leidenschaft bedrängte ihm den Atem. Er hatte Mühe, sich zu beherrschen.

Während sie das Ufer entlang gingen, wurde der Mond noch heller, so daß Gerda ängstlich um sich blickte. Aber die Büsche warfen schwarze Schatten; in deren Schutz ließen sie sich ins Gras nieder und blickten auf den Fluß, über dem milchiger Nebel schwebte.

Gerda versank in Brüten. »Hättest du meine Tochter kennengelernt, so hättest du dich in sie verliebt,« sagte sie langsam, ohne ihn anzusehen und ohne Bitterkeit. »Du hättest sie geheiratet, und ich wäre deine Mutter geworden.«

Tief erschrocken faßte er sie am Arm, als wollte er sie aus einem quälenden Traum rütteln. »Gerda! Wach' auf! Was redest du da!«

Sie deckte die Hand auf die Augen. »Ach, es war nur, weil ich dachte, wieviel ich älter bin als du.«

Und gerade weil er es wußte, weil es eine Gefahr war und ihn heimlich schmerzte, gerade darum wallte seine Liebe um so heißer auf. »Was quälst du dich!« rief er und riß sie an sich. »Ich kann dich mir nicht anders denken, als du bist. So mußt du sein, so will ich dich. Jede Faser in mir begehrt dich!«

Da schlang sie die Arme um seinen Hals und schloß lächelnd die Augen. »Ich will ja auch nichts als dein sein.«

Und mit jähem Glück fühlte er, wie sie sich ihm überließ.

Mit dem Wasser des Flusses glitten die Stunden der Nacht. Die beiden Glücklichen wußten es nicht. Um sie herum stand die Zeit unbeweglich wie die warme Nachtlust. Minuten schienen Ewigkeiten, und die Ewigkeit wäre eine Minute gewesen. Ihr Glück hatte kein Maß der Zeit und feins der Tiefe.

Da erlebte Frank den seltsamen Augenblick, der seinem Leben die Wendung gab.

Die Vergessenheit der Erfüllung hielt ihn und Gerda umhüllt. Alle Gedanken waren untergegangen in einem großen Nichts; das irdische Sein war versunken in purpurnes Dunkel, nur ganz weit draußen an den äußersten Grenzen dieser Leere war es wie das ferne Brausen des Meeres, ein verworrenes Gefühl des Glücks.

Und plötzlich, aus den grundlosen Tiefen, strebte taumelnd das Denken empor. Wie ein großer Vogel stieg es empor und stieg und flog in immer größere, klarere Höhen.

Deutlich wie Visionen traten Bilder vor ihn hin. Die Arbeiter, die er mittags hatte aus der Fabrik kommen sehen, die elenden Kinder auf dem schachtartigen Hof. Mit einem einzigen Blick meinte er ein ganze Stadt, ihre düsterverruhten Häuser und ihre Tausende müder, blutleerer Menschen zu sehen. Und dann sah er plötzlich kleine schmutzige Häuser, umschattet von Büschen und Bäumen, Häuschen wie jenes, das er für den jungen Gärtner und sein Weib gebaut hatte. Mit Gärten voll leuchtender



Adolf Sebbard:

Im Neuzenland

Blumen, mit grünen Zäunen und roten Ziegeldächern. Und vor den Türen rotwangige Kinder, die spielten und jauchzten.

Mit einem Schlage stand es vor ihm, wie etwas Altgewußtes: die kleinen lustigen Häuser in den Gärten würde er bauen. Den Hoffnungsarmen, den Arbeitern der großen rauchenden Städte sollten es Heimstätten sein, mit Licht und Luft und einem Anteil an der Erde, aus der alles Leben steigt. Ihre Kinder sollten wieder eine Jugend haben. Das war ein Werk, das die Arbeit eines Lebens wert war. Die Arbeiter aus der Gefangenschaft der Städte zu führen, das war die Aufgabe, die auf ihn wartete. Wie durch einen Scheinwerfer sah er plötzlich seinen Weg bis in die dunkelste Ferne aufgedeckt.

Erst viel später einmal fiel es ihm auf, daß die seltsame Klarheit gerade in den Armen der Geliebten in ihm aufleuchtete; als wenn bei der Gluthitze seiner Leidenschaft alle Erze in den Tiefen geschmolzen wären und nun, da der Aufruhr gestillt war, das Edelmetall zutage trat, eine schadenlose Erkenntnis.

Jetzt aber erfüllte ihn nur eine große Freude. Mit leisem Jubel in der Stimme rief er Gerda zurück aus den grenzenlosen Weiten, in die sich ihr Geist verloren hatte. Er suchte ihr verständlich zu machen, wie ihm so ganz plötzlich die Offenbarung seiner Bestimmung gekommen war. Und erstaunt und mit reinsten Freude hörte sie ihm zu, wie er in fiebernder Phantasietätigkeit bereits Möglichkeiten erwog und Pläne entwickelte.

»Ich will dir helfen,« sagte sie. »Ich will Mittel schaffen und für dich werben. Dann wirst du auch für mich arbeiten. Du wirst ausführen, was ich lange unklar wünschte.«

Inzwischen begannen die Sterne matter zu leuchten. Die erste Andeutung der Dämmerung machte die Nacht bereits stumpf. Sie mußten Abschied nehmen. Doch an der eisernen Tür der Gartenmauer konnte sich Gerda noch lange nicht von Frank losreißen. Als es endlich dennoch sein mußte, war in ihrem Blick bei allem Glück auch Wehmut. Sie sah, daß dem Manne die Trennung leichter wurde als ihr, daß der schöpferische Gedanke, der in ihm arbeitete, alles andre verdrängte.

Ungestim trieb es Frank, sobald er allein war, vorwärts in den erwachenden Tag.

Freudig trank er die frische Morgenluft in die Lungen; er war erfüllt von einem Jubel obnegleichen.

Am Nachmittag stand er wieder vor ihrem Haus, aber diesmal am Vorder-
eingang. Er zog die Klingel, denn er sollte Gerda in den üblichen Formen einen Besuch machen und mit ihr den Tee nehmen. So war es verabredet.

Als ihm das Mädchen öffnete und er durch den Garten dem Hause zuschritt, warf er trotzig den Kopf in die Höhe. Er wollte nicht wie ein Dieb kommen, sondern als ein Starter, der sich sein Recht nimmt. Denn daß Gerda sein Weib werden würde, war ihm jetzt etwas Selbstverständliches.

Er wurde in den Salon geführt. Und nun fühlte er doch eine Beklemmung. Nicht sie allein war hier zu Hause!

Da kam von der Tür ein Geräusch wie vom Schleifen eines Kleides. Es war Gerda; hoch und schön trat sie ihm entgegen. »Es ist hübsch, daß Sie zu mir herausgekommen sind,« sagte sie mit einem Zittern in der Stimme.

Frank küßte ihr die Hand und war so fassungslos, daß er sich nur schwer in seine Rolle zurückfand.

Und das alles wegen ein paar Diensthöten! dachte er ingrimmig. Er verstand es geradezu nicht mehr, daß er und Gerda es fertigbrachten, Komödie zu spielen.

Nur mühsam fanden sie sich in ein gleichgültiges Gespräch. Und als in einer sanften Liebkosung ihre Finger sich berührten, vergaßen sie es völlig, weiterzusprechen.

Sobald Gerda es bemerkte, erhob sie sich verwirrt und klingelte.

Das Mädchen kam und fragte.

»Sagen Sie dem Kinderfräulein, sie möchte den Buben bringen.«

Frank fühlte ein leichtes Erschrecken. Aber warum nur? Es war doch nur ein Kind!

Sie warteten schweigend. Bald öffnete sich die Tür, und während sich das Kinderfräulein zurückzog, sprang ein blonder, etwa dreijähriger Knabe stürmisch zu Gerda, legte die runden Arme um ihren Hals und küßte ihre Wange. »O Mutti, liebe Mutti!«

Langsam drehte sie das Kind herum. »Geh, Georg, gib dem Herrn die Hand!«

Der Knabe tat es. Folgsam, aber zaghaft streckte er die Hand aus. Doch auch Frank

war befangen und fast scheu. Und als das Kind das schüchterne Wesen des Erwachsenen bemerkte, wurde es ermutigt, seinerseits zutraulich zu werden. Es legte ihm die Hand aufs Knie und lachte ihn an. Da fühlte Frank eine Rührung, die ihm fast Tränen in die Augen trieb. Er fuhr dem Kleinen übers Haar und sprach mit ihm ruhig und freundlich, ganz wie mit einem erwachsenen verständigen Knaben.

Gerda ließ einen langen warmen Blick auf den beiden ruhen. Dann klingelte sie und schickte das Kind fort. Wie ein Sonnenstrahl schwebte das blonde Köpfchen durch das Zimmer.

Mit stillem Lächeln führte Gerda ihren Gast durch das Speisezimmer. Sie hatte den Teetisch im angrenzenden Wintergarten gedeckt. Man war dort unbelauscht, und es war freundlich dort. Aber den weißgedeckten Tisch fiel eine matte Nachmittagssonne, und auf dem Porzellan und Silberzeug spielten opalisierende Lichter und matte Blicke; der ganze glasumwandete Raum war durchsonnt von einem heiteren, verflärenden Licht.

»Nun bin ich wieder glücklich,« sagte Gerda, als sie ihm gegenüber saß.

Da verstand Frank, was sie getan hatte. Sie hatte seine und ihre Reinheit an dem Blick des Kinderauges erproben wollen.

Sie hatten die Probe bestanden. Aber sie hatte doch gezweifelt!

Sie erriet seine Gedanken. »Verzeih! Ich bekam heute Nachricht aus Venedig. Die Meldung der Ankunft für morgen. Mir kamen böse Gedanken. Da wollte ich wieder sicher werden. Aber auch das war es nicht allein. Das Kind sollte dich kennen. Und ich wollte euch beisammen sehen, einmal euch beide mit einem Blick umfassen. Das wird mich heimischer machen in diesem Hause.« Sie hielt die Augen auf ihre Hand gesenkt, die über das Tischtuch strich. So bemerkte sie nicht, daß Frank sie starr und fast entsetzt ansah. »Das muß nun für alle die kommenden langen Jahre reichen,« sagte sie schwer und traurig.

Frank beugte sich vor. »Willst du denn weiterleben in dieser Ehe? Nach dem, was gewesen ist?«

»Höre mich an,« sagte sie schmerzlich und hob abwehrend die Hand. »Du sprichst, wie du sprechen mußt. Du liebst mich, du willst

mich auch vor der Welt zu deinem Weibe machen. Weiß Gott, ich wüßte kein größeres Glück, als immer um dich zu sein, alle Tage deine Stimme zu hören und in dein Gesicht blicken zu können; dir zu dienen und dir vielleicht auch helfen zu können; und deine Kinder zu erziehen! Auch ich habe einen Augenblick gedacht, das könnte Wirklichkeit werden. Aber das ist nur ein schöner, schöner Traum. Es kann nicht sein, das wirst du bald verstehen. Sieh, dieses Glück war so unberührt und schön. Sollen wir nun Schutt in den blühenden Garten werfen? Es würde so viel Häßliches kommen, das Gericht und die fremden Menschen, die alles Zarte und Reine betasten mit ihren schmutzigen Händen. Die Schönheit unsrer Liebe, die möchte ich uns retten.«

»Gerda!« rief Frank. »Was machen wir aus uns, wenn wir nicht stark genug sein wollen, es mit dem Leben aufzunehmen! Ich habe nach Ganzheit gerungen, das hat mich von meiner Lohnarbeit getrieben, dem bin ich nachgegangen in den Bergen. Nun weiß ich, was ich tun soll; zum erstenmal will ich etwas Ganzes, und da willst du eine Halbheit an seine Stelle setzen!«

»Glaubst du denn,« fragte Gerda, »daß ein Gefühl, wie das unsre, das so hoch über der Erde freist, sich immerfort auf solcher Höhe würde halten können? Das glaubst du nicht. Wollten wir dieses Glück dauernd machen, so würden wir selbst es vernichten. Unmerklich würde es uns zerrinnen, und eines Tags wären unsre Hände leer. Auch ich will von dir Ganzheit, Frank. Aber es ist nicht die Liebe, die das Leben eines Mannes ausfüllt, sondern die Arbeit. Du hast nun eine große Aufgabe, der sollst du gehören. Für die sollst du leben, nicht für mich. Du sollst groß sein. Ich aber würde dich zu mir herunterbeugen. Denn im gewöhnlichen Leben bin ich nicht die, die ich jetzt bin. Die Stunden, in denen sich das Schicksal eines Menschen erfüllt, heben ihn über sich selbst hinaus. So scheine auch ich dir jetzt stark und vollkommen. Wenn aber der Alltag wieder da ist, vielleicht morgen schon, werde ich wieder klein und launisch sein. Das sollst du nicht sehen. Ich will mein Bild in dir nicht zerstören. Und dann,« setzte sie leise hinzu, »ich bin sieben Jahre älter als du. Ich habe nicht mehr den Mut, mit dir zu gehen.«

»Gerda, wir werden zusammen sein und wachsen und uns helfen. Und wenn je zwei Menschen glücklich waren, so werden auch wir es sein!«

Frank rief die Worte aus Schmerz und Angst. Aber er glaubte nicht mehr, was er sagte. Er fühlte nur, daß er mit einer letzten verzweifeltten Anstrengung um das Entgleitende noch kämpfen müsse.

Vielleicht ahnte es Gerda. Sie schüttelte leise den Kopf. »Wir waren ja glücklich. Ist das nicht schon genug? Und könnten wir es jemals mehr sein, als wir's waren? Jetzt müssen wir uns auch auf das Glück anderer besinnen. Denke an meinen lieben Jungen. Du kennst ihn ja nun. Soll ich auf sein Leben den Schatten werfen, in dem die Kinder geschiedener Eltern stehen? Was würde alles an seinem jungen Herzen zerren, wenn er heranwächst und die beiden Parteien ihn umwerben. Vielleicht würde man ihn mir nehmen. Du bist stark und bist am stärksten allein. Das Kind aber braucht mich noch.«

»Und er?« fladerte Franks Widerstand noch einmal auf. »Du kannst doch nicht mit jenem Manne leben!«

»Er!« sagte sie, und in ihrer Stimme war mitleidiger Spott und Bitterkeit zugleich. »Zwischen uns ist schon lange jede Gemeinschaft geschwunden. Wir können nebeneinander weiterleben wie bisher. Er hat niemals danach gefragt, was ich an seiner Seite dachte oder fühlte. In meiner Seele standen viele Trüben; er hat es nie der Mühe wert gehalten, eine zu öffnen. Was kümmert's ihn, ob nun in einer eine Krone ruht.«

Frank deckte die Hand über die Augen; er fühlte, wie sein Wille gebrochen wurde; sein stolzer, lachender Wille, der ihn hergeführt hatte. »Was war es dann aber?« fragte er düster. »Wenn wir nicht den Mut haben, uns zu unsrer Liebe zu bekennen und uns das Recht darauf zu erkämpfen — was war es dann als ein Abenteuer und ein Diebstahl? Dann war es Schuld, eine ganz gewöhnliche, niedrige Schuld.«

Doch in Gerdas Augen war da ein Aufleuchten. »Vielleicht war es Schuld, aber ein Abenteuer war es nicht. Du hast in diesen Tagen deinen Weg gefunden. Aus jener schwülen Stunde wird das Glück von Tausenden ans Licht steigen. Und auch mich

hat unsre Liebe verwandelt; sie hat mich erlöst. Als ich zuerst Mutter wurde, da war ich noch nicht reif dafür. Meine Jugend und meine Schönheit warteten noch auf den Mann meiner Liebe. Ich wollte bleiben, wie ich war; mein Körper und meine Seele warteten. Deshalb wurde ich keine gute Mutter. Ich habe das niemals so deutlich gedacht; jetzt aber sehe ich klar und tief in mich hinein. Denn nun ist für mich das Glück gekommen, das das Weib reif macht. Es kam in unendlicher, unsatzbar reicher Fülle. Das große Begehren, die große Sehnsucht wurden gestillt. Deshalb weiß ich, daß ich nun endlich auch Mutter sein kann. Und das ist mein inniger Wunsch. Ich liebe dich, und ich kann diese Liebe nie mehr verlieren. Da drängt es mich, gutzumachen, was ich darum gefehlt habe. Dem Mädchen werde ich nichts mehr sein können, dazu ist es zu spät. Aber da ist der Junge. Dem will ich alles geben, was ich bin und sein kann. Das Glück, das wir genossen haben — sage selbst, es war doch nur ein Zufall, der es uns erleben ließ. Wir haben es genommen und genossen und uns über alle menschlichen Schranken hinweggesetzt. Nun müssen wir beweisen, daß wir das durften. Wenn nichts Gutes daraus entsteht, wird es dann noch Schuld bleiben? Wenn wir, jeder an seiner Stelle, das, was das Leben als Schuld gemeint hat, zum Segen wenden, besiegen wir dann nicht die Zufälligkeit des Schicksals? Und das wollen wir tun. Was böse sein sollte, wollen wir gutmachen, dann sind wir stärker als das Leben.«

Frank hatte die Hand über die Augen gedeckt, so daß ihn nichts als Dunkelheit umfing; und in deren Schoß hatte er Gerdas Worte fallen lassen wie reife, mit zartem Flaum bedeckte Früchte.

»Ach, Liebster, es wird nicht leicht sein —« kam von neuem ihre Stimme. Aber da hörte er, wie der Klang am Brechen war, und sah auf.

Gerda saß vornübergeneigt und stützte die Schläfen auf die Finger. »Es wird nicht leicht sein,« sagte sie noch einmal. »Wie Feuer wird die Sehnsucht in uns fressen, und die Erinnerung wird unser Herz zuden machen. Aber dann wird sie auch wieder süß sein und sanft wie eine schmerzstillende Hand. Du wirst arbeiten, du wirst oft ent-

täuscht werden und müde werden und zusammenbrechen wollen. Aber der Gedanke an mich wird dich vorwärtstreiben. Du wirst sagen: Sie glaubt an dich. Das wird dir neue Kraft geben. Ich aber werde eines Tags von dir hören. Ganz im geheimen werde ich stolz sein auf dich und werde denken: Er ist einer von denen, die die Menschen ein Stück weiter führen, und du hast ihm etwas sein dürfen.»

Die Sonne war hinter das Haus getreten. Weich und müde klang Gerdas Stimme. Und weich und müde umfloß das bläuliche Licht ihre Gestalt. Mit großen Augen sah Frank sie an, gierig, sie noch einmal mit Blicken zu umfassen.

»Nun geh,« sagte sie, »sonst wird es uns zu schwer.«

Frank wollte sprechen, doch die Worte wären zu einem Schluchzen geworden. Er stand auf und trat zu ihr. Er beugte sich auf ihre Hand und drückte lange die zitternden Lippen darauf. Dann ging er, schnell und gesenkten Hauptes.

Er schritt über den Vorplatz nach der Gartenpforte.

Da ertönte von einer Bank der helle Ruf einer Kinderstimme. »Liebes Männchen, gehst du schon?« rief es. Und wieder: »Liebes Männchen!«

Mit einem jauchzenden Schrei lief der kleine Georg dem Kinderfräulein davon und eilte, so schnell ihn die schwanfenden Beinchen tragen konnten, zu Frank. Der fing ihn auf, riß ihn empor und drückte auf die Stirn des lichten Kinderkopfes einen Kuß. Sanft stellte er das Kind nieder und eilte davon. Straßen, Feldwege, immer weiter. Er wußte nicht, wohin.

Zunächst hatte Frank nur das Verlangen, allein zu sein. Ehe er an die Zukunft denken konnte, mußte der Aufruhr seines Inneren verlauschen. Er brauchte Einsamkeit. Und wo sonst hätte er sie so groß und herb gefunden, wie er sie suchte, als im Hochgebirge.

In den Alpen war ein Wettersturz niederggegangen. Die Berge trugen Nebelgürtel, und die höchsten Spitzen verbargen sich in den Wolken. Es war Frank recht so. Um so einsamer würde es sein.

Die Spitze seines Eispickels klopfte dumpf auf den wurzelunterhöhlten Boden des

Beges. Es war feucht und kühl im Bergwald. An den Enden der gleichgereihten Tannennadeln saßen Tröpfchen wie aufgezugene Perlen. Die Bäume husteten. Ein feiner Dunst lag im Walde. Und von Zeit zu Zeit raffte eine unsichtbare Hand den Schleier an den Wipfeln zusammen und ballte ihn zu einer Wolke, die hinaufzog zu den Felswänden. Andre Nebel kamen aus der Tiefe. Sie drangen durch den Wald, und die Tannen streckten die Zweige aus dem Dampf wie versinkende Schwimmer.

Aus dem gegenstandslosen Grau löste sich der Schatten eines Mannes. Die Erscheinung wurde körperhaft und kam Frank entgegen. Es war ein blonder, noch ganz junger Mensch, wohl ein Student, verwegen und verwildert.

»Es sieht schlecht aus,« sagte er stehenbleibend. »Haben Sie Touren vor?«

»Ich gehe spazieren,« antwortete Frank lächelnd.

»So, so,« machte der Student geringschäßig und setzte seinen Weg fort.

Frank mußte noch immer lächeln. Wie stieg er doch jetzt als ein so ganz anderer in die Höhe des Hochgebirges! Um den Stimmen seines Inneren zu lauschen, um klar zu werden und seine Pläne reifen zu lassen. Er war ja nur einer von den Unbedeutenden; aber so gingen die Propheten in die Wüste; so stieg Moses auf den Sinai.

Er dachte wieder an Gerda, und immer mehr noch verklärte sie sich in seiner Erinnerung. Sie war nun nicht mehr eine Frau wie andre auch, mit unklaren Wünschen und dem großen Verlangen nach Liebe und einer vom Ziel verirrten Seele, eine Frau, die nur der Zufall für ihn herausgehoben hatte aus der Schar der andern. Er vergaß, daß sie eigentlich nur der Sturm war, der sein Innerstes aufgewühlt hatte, daß aber das Kleinod, das er auf den Strand gespült fand, aus den Tiefen seiner eignen Seele stammte. Nein, Gerda erschien ihm nun als eine Heilige und Wissende, die ihn an ihrer Hand zur Erkenntnis seiner selbst geführt hatte. Von ihr allein wählte er den heiligen Geist empfangen zu haben, der ihn mit züngelnden Flammen erfüllte. Und so verlor er sich willig in die Täuschung jener Männer, die meinen, den Inhalt ihres Schaffens aus den Händen der Frauen zu erhalten, und die nicht sehen, wie



Felix Bürgers:

Sommertag

Aufn. von F. Bruckmann A.-G. in München
Aus der Kunstausstellung der Münchner Sezession vom Sommer 1916

sie am Weibe nur immer wieder ihre eignen Energien entflammen als an einem ewig fremden, ewig jenseitigen zufälligen Reiz...

Er war über die Waldbgrenze hinausgekommen. Die Berglehne war nun fahl. Da rollten die Nebel hinauf. Eine Furche hatte sich in die Wolken gerissen. Das ganze Tal lag plötzlich frei, bis hinauf zu den zerklüfteten Gipfeln.

Frank sah hinaus mit einem alles umfassenden Blick, und in seine gierig schauenden Augen kam die Freude einer Erkenntnis. Wie die Wälder aus den Schluchten des Tales heranströmten und hinaufbrandeten an den Seiten der Berge! Wie weiter oben, wo ihre dunkle Woge zurücksauf, der krause Schaum des Rastengestrüpps sich festsetzte! Und wie dem Krummholz wieder das Grün der Almenhänge voraufging, bis auch dieses im Gestein versichern mußte! Das war die große Woge des Lebens, die dort an den Bergen emporstrebte; die den toten Fels erobern und hineinziehen wollte in das Drängen und Wachsen und Blühen im Tal! In den feuchten Schluchten, im Bergwald, auf den begrüntem Lehnen, überall führte das tausendgestaltige Leben seinen unaufhörlichen Kampf. Und noch bis auf die Höhen, in unwirtliche Ode, schickte es seine Pioniere, die grauen unscheinbaren Flechten und Moose, damit sie Fuß faßten auf dem nackten Stein und ihn bereitmachten für höheren Dienst. Immer reichem Leben wurde der Weg bereitet, bis endlich der Mensch kam und seine Hütten baute und seine Gedanken dachte. Es war der Mensch, den diese große Lebenswoge emportrug, daß er die bunten Träume seines Herzens dichtete.

Und Frank fühlt es: nicht mehr den toten Zinnen der zerhackten Grate gehörte seine Liebe, sondern dem andrängenden, siegenden Leben. Mit tausend garten Händen griff

es an sein Herz. Alles, was dort lebte und kämpfte, war ihm verwandt. Er selbst war jetzt eingereiht in dieses kämpfende Heer. Und er grüßte sie alle, die Tiere und Bäume und Blumen des Tals und die Moose und Flechten der Felsen; Mittkämpfer waren sie. Ihr Ansturm galt der toten, trümmerbesäten Steinwelt der Höhen; und seiner galt der steinernen Wüste der Städte. Sie und er, sie wollten dem Leben eine Gasse brechen. Und eine tiefe Dankbarkeit erfüllte ihn, daß er mitstreiten durfte im großen Siegeszug des Lebens.

So träumte Frank, und er merkte es nicht, daß die Nebel sanken und den Ausblick verhängten. Felsen und Hangprofile tauchten in verwaschenen, drohenden Formen aus dem unterschiedlosen Grau und sanken zurück ins Wesenlose. Erste Schneeflecke leuchteten neben dem Wege auf, mit gelbem, gespenstisch fahlem Schein, wie schleifende Schleppen streifender Geister; oder ein donnerndes Brausen kam näher, und im Gestaltlosen erschien eine weiße Ader, ein schäumender Bach.

Der Nebel begann zu nassen; um jeden Halm setzten sich winzige Perlen; der grüne Hang stand fahl ergraut, wie bedeckt mit Reif. Frank aber spürte nicht den kalten Hauch, der ihn umwehte. Er achtete es nicht, daß der Tag abnahm und das Grau ihn immer düsterer umdrängte. Erinnerungen zogen durch sein Herz, verklärt und farbenreich, und führten ihren Reigen um die Gestalt der geliebten Frau. Hoffnungen türmten sich vor seinem inneren Bilde auf wie schimmernde Wolkengebirge; tausend und aber tausend Engel standen darauf, in langen leuchtenden Gewändern, mit Gerdas fließenden blonden Haaren, und winkten ihm. Ganz verloren in sein Gefühl und in die bunten Bilder seiner Sehnsucht stieg er empor in den Nebel.

Gebetspruch

Beten heißt: sich ganz in Gott begraben
Und aus Gott zum Leben auferstehn.
Willst du deinen Willen blühen sehn,
Mußt du ihn erst Gott geopfert haben.
Wer die Kraft fand, allem zu entsagen,
Ward erst kräftig, alles zu erjagen.

Walter Sleg



Hadings Heimkehr

Don Otto Crusius

Sturmnacht und Brandung und Wetterdorn — Da tönte die Stimme: »Nun sei getrost,
Es knirschte der Kiel wie auf Sand und Stein. Dir krümmt sich kein Haar, ob es wettet
Held Hading sprang auf des Wracks Rand: und toßt,
»So trag mich, mein Speer, so trag mich zum Land!« Dir strömt aus Odins Herzen die Kraft,
Die Ruder zerpflegt, das Schiff zerpflegt — Die Pfade findet und Brücken schafft.
Am Speer durch die Brandung schwang sich So reiten wir weiter, wir reiten in Ruh',
der Held: Ich bin dein Geleiter, mein Sohn bist du!
»Oh, wär' es das Ufer der Heimat!« Wir reiten die Wege zur Heimat!«

Die Wog' erbraust, und die Möwe schreit, Sanft ruhte der Held wie in traulichem Haus,
Rings Nacht und Nebel und Einsamkeit. Ein Riß nur im Mantel, da blickt' er hinaus.
»Nun bin ich gerettet so gnabenvoll, Da sah er den Nordstern am Himmel stehn,
Weh mir, daß ich doch verschmachten soll! Tief unter den Hufen die Wogen gehn,
So hört mich, Wasser und Fels und Luft, Sah kräuselnden Rauch und ein Schindelbad
Allwäter, hörst du mich, der dich ruft? Und schreckte empor und jauchzte und sprach:
Wo find' ich den Weg in die Heimat!« »Nun fand ich den Weg in die Heimat!«

Held Hading starrte ins Dunkel hin. Die Woge braust und die Möwe schreit,
Ihm brechen die Knie, ihm schwindet der Sinn. Rings Nebeldämmung und Einsamkeit.
Da leuchtet es auf, da toßt der Orkan. Held Hading tastet am Boden hin:
Wie donnernde Hufen hört er es nahen, Wo war sein Leib, wo wollte sein Sinn?
Aus der Nacht weiß schimmernd springt es Noch hört er die Stimme, noch spürt er den
empor, Schwung,
Eine Stimme hallt ihm, ein Rufen ins Ohr: Den Sprung des Rosses — wie fühlt er sich jung,
»Ich weise den Weg dir zur Heimat!« So jung wie als Burd in der Heimat!

Ein Reiter, einäugig, riesengroß! Da sprang er empor, da faßt' er den Speer:
Er packte den Helden und hub ihn aufs Ross, »Mein Genosse, du trugst mich über das Meer,
Er schlug ihn in seinen Mantel gelind — Und ob ich aus Odins Mantel glitt,
So trägt eine Mutter ihr müdes Kind. Mich weiht seine Kraft, und du gehst mit.
»Allwäter, nimm mich in deine Hüt. Wir scheuchen den Wolf, wir fällen den Ur,
Wohl dem, der in deinen Armen ruht, Wir finden der Hinde flüchtige Spur,
So fern von Hütte und Heimat!« Wir finden die Wege zur Heimat!«

Die Klippen hinauf, in den Wald hinein,
Und weiter und weiter im Morgenschein,
Da lag es im Waldbtal, Heimat und Haus,
Blau schwebte der Rauch zum Dache hinaus.
Er wußte es kaum, ob er schritt oder flog,
Wie er jubelnd am Speere zu Tale zog:
»Ich grüße dich, Hütte und Heimat!«





Abbild. 1. Bärbchen

Otto Jung

Von Paula Messer-Platz (Sießen)

Nicht allzu häufig findet bei uns ein einheimischer Künstler Menschen, die sich Mühe geben, seine Art zu verstehen. Ist diese Art doch zu oft Eigenart, Grüblerart, Dickköpfigkeit — »deutsch«! Viel gebildeter und interessanter scheint es manchen, die bizarrsten Winkel in der Kunst eines Italieners, Spaniers oder Engländer zu durchleuchten oder sich gar in der Glut der französischen Namen zurechtzufinden, die unsre Ausstellungen und Galerien eroberten trotz dem berechtigten Widerspruch vereinzelter Kunstschriftsteller. Gewiß sollen ganz große Kunstwerke in dem Heiligtum der Menschheit, nicht bloß in dem eines Volkes aufgestellt werden. Aber waren es wirklich nur die ganz großen künstlerischen Leistungen, denen wir uns beugten? Verlockten uns nicht oft Dinge, die wir zu Hause hätten vollkommener haben können? Künstler, die zu Unrecht unsern eignen Schaffenden die deutsche Liebe stahlen? Waren es

nicht oft Maler, die nur malten, um »anders« zu malen, hinter deren Rauch wir umsonst die Glut unsrer eignen Herzen suchten? Erst die Faust des Krieges vermochte es, uns auf uns selber zurückzustoßen, um Seele und Kraft des eignen Volkes zu überdenken. Und jetzt erst entdeckten wir ganz den Reichtum der Heimat. Ihn zu heben, ist heute nicht mehr bloß Sache persönlicher Liebhaberei und Willkür, sondern es wird nationale Pflicht und Vaterlandsdienst, zu zeigen, was wir an eigner Kultur und selbständigen Künstlern besitzen.

Zu diesen selbständigen und zu wenig bekannten Künstlern gehört der Maler Otto Jung. 1867 wurde er in der Nähe von Balingen in Württemberg geboren. Spät erst gelang es ihm, seinen heißesten Wunsch, Maler zu werden, zu verwirklichen. Aber gerade die Überwindung von Schwierigkeiten war es wohl, die die Eigenart seiner Persönlichkeit und seines Schaffens herausmeißelte:



Abbild. 2. Knabe mit Pferdchen

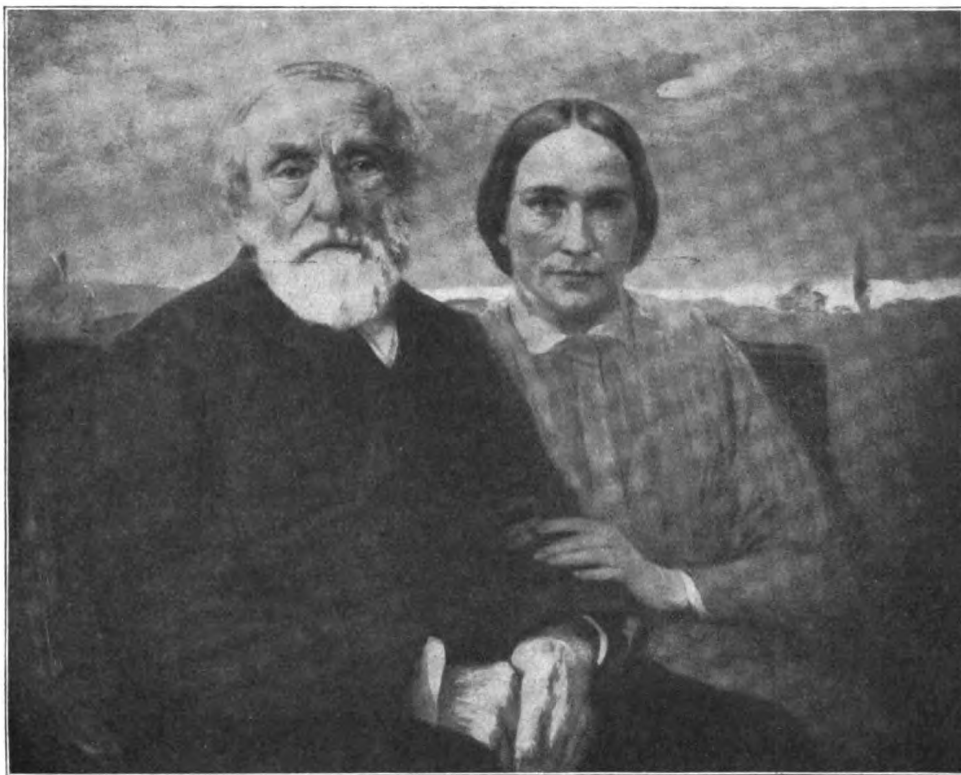
ein stilles, fast schwermütiges Sichvertiefen, eine Abneigung gegen jeden »Effekt« und jede Phrase, ein Versinken in Probleme und ein Wiederauftauchen mit eigener Lösung, in eigener Sprache. So kennt er die Leiden derer, die gegen den Strom schwimmen. Die Kunstschule in Stuttgart und Karlsruhe konnte ihn nicht allzu lange fesseln: schon 1895 ließ er sich in Stuttgart als selbständiger Künstler nieder. Ohne Freunde und Gönner zu suchen, ohne Lärm und Reklame zu machen, hat Otto Jung weitergearbeitet und weitergerungen, steht er auch heute noch mitten im Arbeiten und Ringen.

Landschaft und Bildnis ziehen ihn fast gleichmäßig an. In beiden aber reizt ihn nicht so sehr das Selbstverständlich-Schöne; nein, das scheinbar Alltägliche ist es, das er mit Liebe umfaßt, dessen Außergewöhnliches und Bedeutendes er aufweist. So seltsam es klingt: in Jungs Bildern scheint die ganze

Technik, ja selbst Form und Farbe nebensächlich zu sein, einfach deshalb, weil sie sich ihrem jeweiligen Gegenstand genau anpassen und sich nie als Eigenwerte ins Bewußtsein drängen. Denn es ist nicht so, als ob ihm, gleich den altdeutschen Meistern, eigentlich malerische Probleme noch nicht aufgegangen seien. Es genügt ihm eben nicht, wie den Impressionisten, im Nur-Malerischen zu schwelgen, möglichst packende Farbflecke nebeneinanderzusetzen, sondern sein Ziel ist, Impressionismus und Expressionismus zu vereinen. So wirkt er im wahren Sinne modern, weil es ihm stets um das seelische Erlebnis zu tun ist, um das Innerliche und Wesentliche sowohl seiner Landschaft als auch seiner Menschen. Häufig dient ihm der Stimmungsgehalt der Natur dazu, die Seelenzustände seiner Menschen zu verdeutlichen. So kommt es, daß seine Bildnisse fast immer landschaftlichen Hintergrund zeigen, und die halbstilisierte Einfachheit einer Pflanze, einer Wolke, einer Berglinie das Ausklingen gemeinsamer Melodien andeutet.



Abbild. 3. Auf der Parkmauer

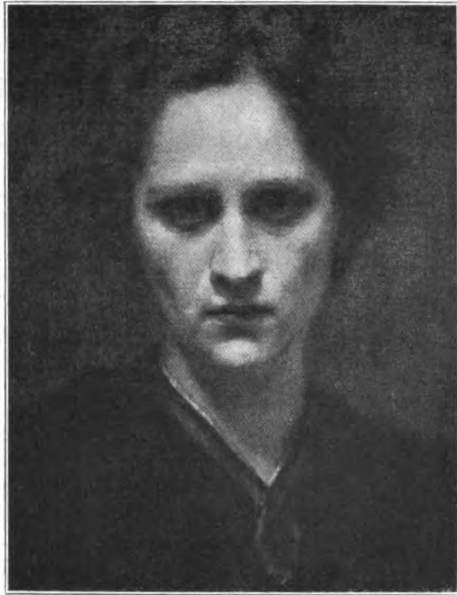


Abbild. 4. Eltern

Man sollte meinen, daß einem so ernsten, nachdenklichen Persönlichkeitsmaler das Kinderbild am wenigsten liegen werde. Dem ist nicht so. Oder hat der »Knabe mit Pferdchen« (Abbild. 2) irgend etwas Unkindliches, Vergrübeltes? Steht er nicht da wie aus einem Guß, ein wenig trozig, ein wenig ängstlich und erstaunt, was es gerade an ihm zu malen gäbe? Es wird ihm doch niemand sein Pferdchen nehmen, sein schönes Pferdchen! All das spricht aus dem runden Kindergeſicht. Seine Eigenart ist gewahrt, ohne daß Unkindliches hineingeheimnigt wurde. Eine große Natürlichkeit und Frische zeigt auch das Kinderbild »Bärchen« (Abbildung 1). Die gute Raumwirkung beruht hier, wie bei altitalienischen Meistern, auf der Vereinigung der Horizontalen mit der Vertikalen, auf der Kreuzform. Auch das Farberlebnis dabei hat etwas Unkompliziertes; denn es besteht im wesentlichen in der Aufnahme reiner Komplementärfarben: auf grüner Landschaft leuchtet das rote Kleidchen, und ein lustig roter Zopfbandfled fliegt noch hinauf in den blauen ungetrübten Kinderhimmel. Jung und kräftig

ist dies Bild mit ein wenig Drolligkeit und Humor gemischt. So, einzig so soll ein Kinderbild festgehalten werden, denkt man unwillkürlich dabei. Aber es zeigt sich auch hier, daß wirkliche Künstlernatur, im Gegensatz zur Nur-Begabung, beim Einmaligen sich nicht erschöpft, sondern im scheinbar Ähnlichen neues zu formen weiß: das Kind, das auf der Parkmauer (Abbild. 3) sitzt, ist nicht weniger unmittelbar erlebt, ist nicht weniger Kind. Doch hier ist alles schmal, blond, aristokratisch, scheuer und verhüllter. Hingeweht aus blühendem Garten eine zarte, junge Menschenblüte.

In eine ganz andre Sphäre versetzt uns das Doppelbildnis »Eltern« (Abbild. 4). Eine geradezu epische Ruhe, ein Vollbrachthaben liegt über diesem greisen Paar, daß man davon ergriffen wird. Wie psychologisch tief ist dieser Männerkopf erfasst, und wie ist er durchgearbeitet! Wie erstaunlich einfach sind Kleid und Haltung der Frau! Jung kennt nicht die »große Gebärde«, ist fern von jeder Pose. In der Technik wird jeder Künstler mehr oder minder an seine Zeit gebunden



Abbild. 5. Ein Gesicht

bleiben; das innere Geschehen aber, das in ihm nach Ausdruck ringt, ist zeitlos, ist das, was ein Werk zum Kunstwerk emporhebt. So kommt es, daß Jungs Porträts, obwohl sie ganz der Natur abgesehen sind, zu Sinnbildern eines Typischen, Überpersönlichen werden.

Nicht die eigentlich »schöne« Frau zwingt Jung auf den Höhepunkt seines Schaffens.



Abbild. 6. Universitätsprofessor v. Bollinger

Er wird auch nie der Maler des Salons, des Raffinements und der pridelnden Grazie werden. Obgleich er nicht den Zusammenhang zwischen Kleid und Persönlichkeit übersieht, bleibt er doch mehr eingestellt auf die Wiedergabe der von Außendingen unbeeinflussten geistigen Eigenart. Ein Beispiel dafür ist sein Bild »Ein Gesicht« (Abbild. 5). Wird jemand bei diesen schwermütig-schönen Zügen an die Eleganz der Kleidung denken? Der Künstler überwindet alles Gegenständliche, Außerliche, auf daß er zum Wichtigsten vordringe, zum Seelischen. Der Mund dieses jungen Weibes ist stumm geworden vor dem



Abbild. 7. Professor Dr. Albert Klein

Übermaß innerer Erlebnisse. Die Pinselstriche verfeinern sich und suchen das Verschleierte dieser Züge festzuhalten und zu ergründen: gleich den Gedanken, die hinter diesen Blicken drängen und an den Rätseln des Lebens tasten möchten. Solche Werke sind Leistungen ersten Ranges, nicht bloß, weil das Können des Künstlers bedeutend genug ist, um auch Liebhaber des Nur-Malerischen und Kenner des Rein-Technischen zu befriedigen, sondern weil sie weiterführen in die Welt der Innerlichkeit und der seelischen Erschütterungen.

Jung bleibt in seiner ruhigen Aufrichtigkeit auch bei seinen zahlreichen Bildnissen von Gelehrten (Abbild. 6 und 7), die er



Abbild. 8. Familienbild des Künstlers

geschaffen hat. Seine nachfühlende Kraft kommt ihm hier besonders zugute. Er läßt die markanten Köpfe häufig aus der Dunkelheit eines tonigen Hintergrundes herauswach-

sen und trifft hier mit der modernen Geschmacksrichtung zusammen, die Bilder mit geringerem Tiefeneindruck bevorzugt. Haltung, Augen und Stirn sprechen von Geschieden-



Abbild. 9. Mondnacht

und Arbeit, von bewegenden Gedanken und von der Leidenschaft zum Geistigen. Und doch sind auch diese Menschen einfach gefaßt. Es wird nur gegeben, was wirklich da ist, was freilich im Alltagsleben oft unbemerkt bleibt und vom Alltagsmenschen selten gesehen wird. Um eine Versöhnung der Zweifelt von Künstler und fremdem Ich, um eine Synthese von Freiheit und Gebundenheit, um den Durchgang der Wirklichkeit durch das läuternde Feuer einer Künstlerseele kämpfen diese Bildnisse — einzig doch die Schönheit durch Wahrheit erzwingend.

Besonders interessant ist das Familienbild des Künstlers (Abbild. 8). Es gehört zu den schwierigsten Aufgaben, so viel Menschen wie hier gut in den Raum zu bringen, den inneren Zusammenhalt der Gruppe zu wahren, ohne beim Aufbau steif und unnatürlich zu werden. Schon allein wie die Hände behandelt sind, erweckt Befriedigung. Ober wie die Linie, die von einem Scheitel

zum andern sich hebt und senkt, einen Rhythmus im Bilde andeutet, der harmonisch durch den Bogen des Mauerwerks in sich selbst zurückkehrt. —

Naturgemäß treten bei den Landschaften andre Elemente mehr hervor. So fällt bei ihnen besonders die sichere und abgerundete Komposition auf, die keinen willkürlichen Ausschnitt aus der Natur schon als Bild gelten läßt. Aberhaupt scheint die Form dem Künstler schneller zu gehorchen als die Farbe. Eine große Abwechslung besteht zwischen hart und weich, zwischen Ganzformen und Teilformen, zwischen ruhigen und unruhigen Linien. Immer aber ist es die Ruhe, die überwiegt. Mit großer Liebe versenkt sich Otto Jung in die Wiedergabe der feinen und feinsten Töne, die den Hintergrund flächig erscheinen lassen und ihn von der Plastik des Vordergrundes trennen. Machen doch sie erst das eigentlich Malerische einer Landschaft aus. Der Abstufung von Farbe und Licht, der

rhythmischen Bewegung der Linien, der ornamentalen Schönheit der Umrisse geht er nach. Ein Realismus liegt über diesen Naturschilderungen, der verfeinert genug ist, um den Beschauer nicht von der inneren Melodie des Gegenstandes abzuziehen. Es darf dies die typisch germanische Art genannt werden, Landschaft als etwas Beseeltes darzustellen im Gegensatz zu der Kulissenmalerei der Romanen — abgesehen etwa von der Schule von Barbizon, die mehr der germanischen Weise sich nähert. Es ist kein Zufall, daß die äußere Entwicklung der Malerei, ihre Fortschritte in der Technik fast stets von Frankreich kamen, daß aber die deutsche Innigkeit es war, die diese schöne Schale mit einem Inhalt füllte.

Das geheimnisvolle Leben der deutschen Landschaft, wie es vorbildlich schon von den Meistern des sechzehnten Jahrhunderts gefühlt und gegeben wurde, hält auch Jung umspinnen. Solch eine »Mond-



Abbild. 10. Morgen



Abbild. 11. Bach am Abend

nacht« (Abbild. 9) ist nicht bloß mit dem leiblichen Auge gesehen, da zittern und weben tausend Untertöne herein, eine Eichendorffsche Dichtung mit ihrem Brunnenrauschen, ihren gleitenden Schatten und ihrer sanften Schwermut scheint lebendig geworden zu sein. Zwar ergötzt sich der Pinsel an der malerischen Schönheit des Vorwurfs, an dem Spiel von Kalt und Warm, das in immer neuen Nuancen auf den beglänzten Häusern, den erleuchteten Fenstern oder auf der breiten verbämmerten Hügelfette liegt. Aber das deutsche Gemüt will und gibt mehr: daß unter all diesen Dächern Leben wacht und schläft, daß Menschenleid und Menschenlust darunter verborgen wird, solche Gedanken sind hier zur anschaulichen Wirklichkeit des Bildes und der Stimmung geformt.

Fast nie »belebt« der Künstler seine Landschaften durch Figürliches. Vielleicht in der instinktiven Scheu vor dem Zwiespalt, der so leicht dadurch in die ruhigere Bildwirkung getragen wird. Seine Bildnisse zwar stehen häufig auf landschaftlichem Hintergrund. Aber diese Zweifelt, die beim Bildnis natürliche Unterordnung des einen bedeutet, wird leicht auseinanderstreben, wo der Mensch als Staf-

fage in die selbständige Landschaft aufgenommen ist. Die Aufmerksamkeit beginnt zu wandern; die Erde spricht ihre Sprache und der Mensch, der auf ihr schreitet, die seine. Welch seine Wirkung aber erzielt werden kann, wo beider Lieb zusammenklingt, das beweist der »Morgen« (Abbild. 10). Morgenfrische und Morgenheiterkeit will der Künstler veranschaulichen. Man gibt sich keine Rechenschaft darüber, ist es mehr das junge Sonnenlicht, das über die Dächer sich hebt, oder mehr die junge Gestalt, die den Laden öffnet, was diesem Morgen seine Aufgeschlossenheit, sein Anfängliches, seine Energie und Freudigkeit verleiht. Aber die Stimmung ist da. Und die Sicherheit der Formulierung läßt darauf schließen, daß der Künstler sie nicht durch begriffsmäßiges Denken, sondern einzig durch die Anregung des inneren Sinnes erreicht hat.

Überhaupt ist die Art, wie Otto Jung schafft, mehr eine romantische, gefühlsmäßige zu nennen. So sehr seine Natur die eines Grüblers und Nachprüfers ist, so weit tritt bei seinem künstlerischen Gestalten das Verstandesmäßige, das Überlegen nach zurechtgedachten Gesetzen zurück. Und doch wird Aufgespei-



Abbild. 12. Birken

chertes instinktiv verwertet: wie das Formgedächtnis zur Vereinfachung hilft, so dieser Erlebnishintergrund zur Behauptung des Eigenen bei scheinbar völligem Sichselbstverlieren an die Natur. Nirgend ist ja das Rätsel der Subjektivität und Objektivität so dunkel und verflochten wie in der Kunst. Sie verlangt nach absoluter Wesensbestimmung des Gegenstandes ohne Verfälschung durch seine Verkündiger. Darum ist die Geschichte der Malerei eine Geschichte des Sichselbstvergessenkönnens, eine Schule der Treue gegen das Objekt, ein Sehenlernen in rein ästhetischer, gleichsam selbstloser Einstellung.

Der Künstler kann dem Problem nicht ausweichen, das ihm eine solche reine Gegenstandsbildung stellt. Nur starkem Können, echter Kunst ist eine Lösung möglich. Sie vermag das Ich der Dinge wieder unbefangen zu sehen, sie vergewaltigt es nicht. Sie überfliegt die kleinemenschlichen Zwecke und Nützlichkeiten, um in eine weltumspannendere Menschlichkeit aufzusteigen, die auch das Eigenleben der Dinge mit umschließt.

Ob ein Künstler diesem Flug folgen kann, entscheidet der Maßstab seiner Bedeutung. Vertieft man sich in Bilder wie »Bach am Abend« (Abbild. 11) oder »Birken« (Abbild. 12), so empfindet man in der Tat feinste Verschmelzung von Gegenstands- und Zustandsbildung. Nichts kann natürlicher, absichtsloser erzählt werden als das Fließen dieses Wassers durch die abendlichen Wiesen.

Außerst sparsam im Gegenständlichen, wird jede gedankliche und stoffliche Vieltreue vermieden. Trotzdem findet man keinen Anhaltspunkt, daß der Künstler etwa durch Weglassen die Stimmung seinem Willen gefügig gemacht habe. Höchstens wird das breit Dahinziehende durch das Bildformat unterstützt. Und dennoch: jenes Etwas, dem man durch das Gefühl näher kommt als durch den Intellekt, jenes Persönlich-Überpersönliche liegt bedeutungsvoll auf diesem Bilde.

Nicht minder bezeichnend für Jungs Schauen ist die Birkenlandschaft. Man hat sich fast daran gewöhnt, Birken als etwas Helles auf dunklem Grunde zu sehen. Denn so schien ihr Wesen zu sein. Hier aber heben sie sich dunkeltonig ab. Ihre Eigenart ist damit nur noch schärfer herausgeholt. Das Bestimmte des Baumes und seiner Entfaltungen wird aufgelöst in etwas Zitterndes, Zaghaftes, wird zur Verlassenheit in der Weite des Raumes.

Die Übereinstimmung von Inhalt und Ausdruck, von innerer und äußerer Form, geschlossenste Stileinheit gehört zu dem Charakter der Jungschen Kunst. Der Beschauer hat vor seinen Werken den Eindruck des Einsollenden und des Insichvollendeten, den jedes echte Kunstwerk hervorbringt, und der es hinaushebt aus dem Wechsel des Geschmacks und den Strömungen der Mode in ein Reich des an sich Wertvollen — in das Reich der Kunst.



Louise von François

Geboren 27. Juni 1817

Von Dr. Hermann Hofsfeld (Eisenach)



Als habe die blutgebüngte Heimatscholle hundertfältig vergelten wollen, was des Vaterlandes Not vor der Zeit zum Opfer begehrt, so köstlichen Samen bringt das Jahrzehnt nach den Befreiungskriegen zum Aufgehen. Fruchtbarere Menschenjahre als 1813 und 1819 hat unsre Dichtung nie erlebt. 1815 wird Geibel geboren, 1816 Freytag, 1817 Storm, 1819 Keller; 1825 — kleinerer Geister zu geschweigen — folgt als Spätester, nicht als Geringster, Conrad Ferdinand Meyer. Wenn dieser zumal erst nach dem Einigungskampf Deutschlands zu reifer Kunst gelangte, so ist dafür die Nachwirkung jener ganzen Generation noch nicht im Wanken.

Den Meistern lebensfreier Schilderung schließt sich, den männlichen Genossen wesensgleich und ebenbürtig, allein im Verhältnis zu ihnen von nur wenigen Anhängern umgeben, wenn es nun in die Reihe der Hundertjährigen tritt, das Fräulein von François an. Der bloße Name, lange von gutem kriegerischem Klang und mit frischen Vorbeeren aus dem gewaltigen Völkerringen geschmückt, möchte bürgen für die Gegenwartsbedeutung seiner Trägerin, die mit ruhigem Stolz bekannt hat: »Soldatenblut ist ein Erbe auch von Mann auf Weib.« Von der hervorragenden Stellung, die unsre Dichterin in der »Rang- und Quartierliste der Literatur« behauptet, von dem Ewigkeitswert ihrer Bücher künden die Freunde der seltenen Frau. Conrad Ferdinand Meyer, der Louise von François feierlich die ihm unentbehrliche Beraterin und Beurteilerin sei-

ner Schöpfungen nennt, setzt in einem Brief an sie: »Ihr Kollege in der Deutschen Rundschau — wäre er es nur auch an Talent!« Marie von Ebner-Eschenbach aber versichert einst, von Begeisterung hingerissen, sie sei bereit, all ihre eignen Werke für »Die letzte Redenburgerin« hinzugeben.

Sugenottenblut fließt Louise von François wie den beiden Herolden des Preußentums, Wilibald Alexis und Theodor Fontane, in den Adern. Aber in länger denn einem Jahrhundert war aus den Nachfahren »streitbarer Vasallen der saxonischen Herzöge«, die mit Etienne de François aus der Normandie nach Brandenburg gekommen waren, ein deutsches Soldatengeschlecht geworden. Karl (1785—1855) leuchtet hervor und herüber in unsre Zeit: »Wir sehen ihn, von einem launischen Schicksal bald hierhin, bald dorthin getrieben, mannigfache Stadien des Unglücks und der Verfolgung durchlaufen und dennoch, wo es gilt, stets wieder frisch und entschlossen

mit den Waffen in der Hand auf seinem Platze stehen.« Er steigt nach Wanderjahren voller Abenteuer bis zum preussischen Generalleutnant empor. Sein Sohn ist der am Tage von Epichern gefallene Kommandeur der 27. Infanteriebrigade, sein Enkel der General der Infanterie Hermann von François. Nach seinen hinterlassenen Aufzeichnungen hat Clotilde von Schwarzkoppen ihres Vaters Lebensgeschichte in einem spannenden, vielgelesenen Buch der Nachwelt überliefert. Karls weit älterer



Louise von François

Lieblingsbruder Friedrich, ein schlichter Offizier, war nach dem Feldzug Bataillonskommandeur in Weissenfels und in Herzberg an der schwarzen Elster. Er hatte im Jahre 1806 seine Frau und seine vier Kinder verloren und 1816 in zweiter Ehe eine Tochter der Weissenfeller Tuchmacher- und Tuchhändlerfamilie Hohl heimgeführt. In Herzberg wurde dem Paare am 27. Juni 1817 Louise Marie von François geboren. Bereits im Jahr darauf — über der frieblichen Häuslichkeit waltete kein günstiger Stern —, wenige Wochen nachdem ihm ein Stammhalter geschenkt worden war, erlag Friedrich von François im rüstigsten Mannesalter einem Magenleiden. Ohne Sarg, so hatte er es gewünscht, nur mit seinem Soldatenmantel angetan wurde er in Niemeß, des von seiner Mutter Louise von Brüd zugebrachten Erbguts, Erde gesenkt. Die Witwe Amalie Henriette vermählte sich 1820 mit dem Kreisgerichtsrat Hofrat Adolf August Herbst und wohnte mit ihm seit 1822 im Hohl'schen Stammhaus am Markt in Weissenfels.

Weissenfels, bis um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts der Herrschaftsitz einer Nebenlinie Kursachsens, so unbedeutend es war, vermochte doch manche geistige Anregung zu bieten. Der Schicksalsdramatiker Adolf Müllner (der Hofrat in »Gräulein Muthchen und ihr Hausmaier«) hatte sich damals von neuem ganz der Poesie zugewandt und ein Privatheater begründet; für das er seine Stücke verfaßte. Bei den Aufführungen durfte die schöne Amalie Hohl nicht fehlen — wir lesen unter den Namen der Mitwirkenden auch den ihren auf den Zetteln, die das Weissenfeller Museum bewahrt. Jetzt rückte ihre Tochter Louise in die Zuneigung des Dichters, dessen trankem Sohn Alfred sie Spielgenossin war.

Als Müllner 1829 starb, war eben die Schriftstellerin Fanny Tarnow von der Elberfeld nach dem Saalestädten übergesiedelt. Sie vereinigte bald einen Kreis heranwachsender Leute zu literarischer Unterhaltung um sich, in den auch Louise von François aufgenommen ward. Das Band zwischen beiden Frauen zerriß nicht, als die Tarnow 1842 Weissenfels verließ: von Dessau aus lud sie die jüngere Freundin wiederholt ein, ja, sie wollte sie als Prinzessinnenerzieherin ganz an den dortigen Hof ziehen.

Louise's Dasein hatte nämlich inzwischen einen Glückswandel erfahren, der über seine Richtung entschied. Das holbe Kind, wie wir es von einem gelungenen Bildnis kennen, und ein regelmäßiger Besucher der Tarnowschen Leseabende, Graf Alfred Görz, waren sich in Liebe begegnet. Aber der Bräutigam war besitzlos, und Louise, um ihr leichtfertig verwaltetes Erbe betrogen — ihr Vormund hatte Niemeß veräußert, die Kaufsumme ohne gehörige Sicherheit ausgeliehen und war selbst zahlungsunfähig geworden —, mußte Klage führen, die, über viele Jahre hingeschleppt, endlich abgewiesen wurde. So löste sich denn die Verlobung wieder. »Ein Jugenbtraum und eine Jugenbtorheit« waren überbunden, Spiel und Tanz für das kaum zwanzigjährige Mädchen vorbei.

Der Plan, als Gouvernante nach England zu gehen, tauchte auf und wurde verworfen. Louise, die zeit ihres Lebens einen inneren Drang zum ärztlichen Beruf verspürte, saß am Lager ihrer erkrankten Mutter (die ebenfalls ihr Vermögen eingebüßt hatte), bis eine Aufforderung ihres Oheims Karl, der seit 1845 Kommandant von Minden war, sein Hauswesen zu leiten und seiner mutterlosen Tochter Clotilde Gefährtin zu sein, sie der Eintönigkeit solch beschränkter Verhältnisse entriß. Die Nichte begleitete den Vereinsamen, dessen ganzes Herz sie gewonnen hatte, nach den letzten Stationen seiner bewegten Bahn, von der westfälischen Festung nach Halberstadt und Potsdam, wo Karl von François zur ewigen Ruhe einging. »Die Sander« und »Jubith, die Aluswirtin« sind Kinder der roten Erde, »Hinter dem Dom« und »Die goldene Hochzeit« verlesen nach Halberstadt, mit »Potsdamer Skizzen« brach sich später Louise von François einen Pfad in die Öffentlichkeit. Fürs erste jedoch vertauschte sie die Wacht an der Totenbahre des ritterlichen Greises mit erneuter Pflege ihrer sieben Eltern. Als sie 1871 der Mutter, 1874 dem erblindeten Stiefvater die Augen zugebrückt hatte, sah sie sich weltfern und allein.

Es liegt in der Frauenseele ein Fort, der unter den Schlägen des Schicksals nicht zertrümmert, sondern nur immer stärker seine Hüllen sprengt; wo Wunden zu heilen und Tränen zu trocknen sind, wo es eine Bürde zu teilen gibt, da steht aufrecht die Liebe, welche ihre Freuden begraben hat.

Schon in den fünfziger Jahren hatte Louise von François begonnen, mit einem in ihr verborgenen Pfund zu wuchern. Sie griff zur Feder, nicht weil sie es nicht lassen konnte: »Sonst würde ich mich wohl auch nicht den Vierzigern genähert haben, ehe ich mich, von außen gedrängt, dazu entschloß«, nein, hauptsächlich um ihrer nichts weniger als glänzenden Lage aufzuhelfen, und die halb unfreiwillige Übung erfüllte bald ihr Tun und unsre Bewunderung mit einem reichen Inhalt. Freilich blieb ihr der Dornenweg des Künstlers nicht erspart: die Früchte ihres Fleißes fanden nach mancher Wanderung bei heute längst vergessenen Zeitschriften targe Honorare, und gerade gegen »Die letzte Redenburgerin« verhielten sich Schriftleiter und Verleger merkwürdig spröde; Marie von Ebner-Eschenbach berichtet über die Irrfahrten des Manuscripts. Die »Potsdamer Skizzen« dagegen, um einiges herauszuheben, wurden vom Cottaschen »Morgenblatt« unverweilt angenommen, und an derselben Tür klopfte der »Erbe von Salbed« nicht umsonst an. »Phosphorus Hollunder«, den die »Gartenlaube« abgelehnt hatte, wurde von der »Novellenzeitung« abgedruckt und mit fünfzehn Talern belohnt. »Die goldene Hochzeit« hat Ludwig Geiger in der verschollenen Berliner Wochenschrift »Nach der Arbeit« aufgestöbert. 1868 kamen in Buchform »Ausgewählte Novellen« heraus, unter denen »Der Posten der Frau« war, 1871 bei Westermann zwei Bände »Erzählungen«. Der eine und der andre von der Kunst merkte sich die »hochgebildete Frau«, »welche mit fester Hand und feiner Empfindung die Seelenbewegung ihrer Selben zu schildern weiß, aber«, so fährt Gustav Freytag fort, »keine dieser kleineren Geschichten reicht nur entfernt an die Anmut und Originalität des Romans; in jenen beeinträchtigte ein Vorwiegen der Reflexion über die warme Erfindung und ein Zusammenfügen der Charaktere aus allzu künstlichen Voraussetzungen den vollen Genuß, in dem Roman ist alles einfacher, lebendiger, wärmer, die Schilderung oft meisterhaft, durchweg in einer eigentümlicheren, höchst wirksamen Färbung. Es ist echte Dichtarbeit.« »Ist es auch nur der Lauf und Ablauf eines Geschlechts, die Gesamtheit spiegelt sich uns in diesem Einzelbilde. Unser Herz war beklommen, nun schlägt es getrost. Wir fühlen uns gemahnt an jene Menschheitspfeiler,

welche, an die Grenze zweier Zeiten gestellt, aus der alten hinaus die Brücke in eine neue schlagen, gemahnt durch das gute Bild von unserm Fräulein Hurdine.«

So lebhaft sich auch die Schöpferin gewehrt hat, ihrem Geschöpf gleichgesetzt zu werden, da sie doch »das strikte Gegenteil dieses mut- und kraftvollen, vornehm tätigen Freifräuleins« sei, immer wieder gehen wir unwillkürlich gern den Fäden nach, die Louise von François mit der letzten Redenburgerin verbinden. Einsame Größe eignet ihnen beiden, enttäuschte Jugendhoffnungen sind beiden gemeinsam und, mühsam gemilbert, eine überspannte Strenge gegen sich und andre. Ein ernster Zug spricht aus Hurdinens Antlitz in dem kunstvollen Rahmen. Darüber hinaus verkörpert die Redenburgerin am reinsten den François'schen Frauentyp; menschlich am nächsten kommt uns von seinen Vertreterinnen Erdmuth von Fels, die Mutter der Zwillingssöhne. »Weib ohne Herz!« ruft Levin von Randau seiner Gattin zu, die nie Gefühlsanregungen gesucht hat, der es nicht verliehen ist, mit lindem Tacten ein schwerbedrücktes Gemüt aus seinen Banden zu befreien. Der erkannten Pflicht gemäß handeln, um der Gerechtigkeit, nicht um der Liebe willen, ist die Richtschnur solcher Frauen; in männlicher Einsicht und Ausdauer ankert ihr »frühsches Schaffen«. Aber sie alle strömen gleichsam ein kräftigendes Fluidum aus und ein. Ihr süßer Kern entwächst persönlichem Erleben, und Erlebnis und Erinnerung zeitigen in dem Jahrzehnt von 1787 bis 1882 einen edlen Herbst.

Von Kind an war Louise, wie mit den Blättern ihrer Familiengeschichte, so mit der Geschichte des Vaterlandes, die nicht selten auf jene abgefärbt hatte, innig vertraut. Zur Schriftstellerei gelangt, hütet sie sich weislich, die natürlichen Grenzen ihrer Begabung zu überschreiten, wenn sie sich unterfängt, aus dem Raritätenkiste ihrer Großmutter verblasste Bildnisse aufzufrischen: »Dankbarer allerdings würde es sein, Originale der Gegenwart zu porträtieren, und kein Zweifel, daß es in ihr interessantere Personen und padendere Zustände zu schildern gibt. Wessen Auge nur scharf genug wäre, in dem weitgespannten Horizont ein Einzelbilde zu unterzeichnen; wessen Ohr nur fein genug, in dem lauten Getriebe einen Naturlaut zu erhören! Wer in der allgemeinen Hast nur

Muße fände, einen Herzensgrund aufzuschüren! ... Aus verworrener Überfülle wendet der leere Blick sich rückwärts in blaue Fernen.« Und nun die berühmte Stelle aus dem »Ragenjunfer« (1879): »Die Zeit, in welcher die gelbe Kutsche noch sechs Stunden an der Meile fuhr, wo ein aus- oder einsteigender Passagier ein Stadtereignis bildete, die Zeit, in welcher der Enkel noch Muße und Laune hatte, die Erlebnisse seiner Altvordere, so weit irgend die Tradition reichte, nachzuleben wie ein persönliches Geschick, wo die Weltkunde im Zentrum der Heimat begann und häufig genug in deren Peripherie auch endete; die Zeit, aus welcher meine Großmutter mich mit Problemen gleich dem des Ragenjunktens unterhielt: ich will diese Zeit beileibe nicht schlechthin die gute nennen, die gute nicht einmal für einen Erzähler; aber für einen Erzähler von meinem bescheidenen Kaliber ist sie die beste.«

Louise von François ist sich wohl bewußt, daß oftmals bleiern lastete, was im Gedächtnis goldig leuchtet; allein sie verklärt selbst Leid und erlittenes Unrecht, und herben Erfahrungen raubt die rückwärtsgewandte Darstellung alle Bitternis. Für die Verirrungen, die den wirtschaftlichen Zusammenbruch einer wohlhabenden Familie verschulden, hat die Dichterin in der Novelle »Eine Formalität«, zwischen deren Zeilen erschreckend wahr die eigne Verarmung — bei ihrer Gemütsart nur der Schritt von Sorglosigkeit zu Sorge — zu lesen steht, das verzeihende Wort von der Beanlagung, die unserm Handeln Schranken zieht, das doch vom besten Willen gelenkt wird. Der Regenguß, der einst Louises leimende Saaten niederschlug, hat die harte Bodenschicht durchsickert und sich zum Quell gesammelt, der das Wurzelland befruchtet. Die Alternde und uns erquidtet er als ein Jungbrunnen.

Und dieser Jungbrunnen sprudelt aus heimatlichem Grunde.

Nach Weiskensels zurückgekehrt, ließ Louise von François sich durch keine freundschaftlichen Vorstellungen bewegen, der »kleinen, schmutzigen, langweiligen Stadt« untreu zu werden und ihr »Echsterparadies« zu verlassen, in das sie selbst nicht ungern einen Einblick verstattet: »Ich soll Ihnen mein Hinterstückchen schildern?« schreibt sie an Marie von Ebner-Eschenbach. »Nun, still genug ist es darin, und Licht hat es auch, einen freien

Horizont, zu Füßen den Fluß und weiterhin eine Wiese und Gelber. Wälder gibt es leider hierherum nicht. Wintersonne, die so wohlthuend ist, freilich nicht; in meinem Schlafzimmer dagegen kann ich sie jeden Morgen aufgehen sehen, wenn ich es nicht verschlafe, und den guten Mond auch jeden Abend, wenn es nicht schon auf einem einsamen Spaziergang querselbein geschehen ist. Denn ich bin, wenn irgend bei Kräften, eine gewaltige Fußläuferin und Luftschnapperin vor dem Herrn. Es ist also ganz hübsch in meiner Klausur ...« Und es ist auch nicht öde darin. In ihren einfachen Mansarden empfängt die Dichterin manchen bedeutenden Besuch; und wird es ihr, was nicht oft geschieht, zu eng daheim, so rüstet sich die von niemand Abhängige zu einer Reise. Jedoch, so läßt sie ihre Katharine Peterson (in »Glück«) sagen, »es geht mir mit den Reisen, wie es mir mit der Liebe gegangen ist; ich habe mich zuzeiten danach gesehnt, aber bald gefunden, daß ich auf Reisen nicht zu Hause sei. An dem schönsten Ort der Welt würde mich nach dem kleinen heimischen verlangen, in welchem die Menschen leben, die ich kenne und liebe, durch die ich auf mich wirken lasse, und auf die ich wirke.«

Das gleiche gesunde Zugehörigkeitsgefühl waltet in allen Büchern Louises. Es läßt sie schon äußerlich vollstümliche Redewendungen, mundartliche Ausbrüche wählen und verleiht damit ihrem Stil ein besonderes Gewand. Zwar ihre Erzählungskunst schafft keinen eigentlichen Landschaftsroman — Menschengestaltung ist ihr vornehmstes Ziel und ihr Mittelpunkt. Am Stoff der »Redenburgerin« fesselt die Dichterin, »wie die beleibte Natur sich rächt, die versäumte sich hilft«. Um die Tatsache, daß »ein hergelauener Strolch sich einer ehrbaren Dame in Weiskensels als früh ausgelegter Sproß« aufdrängen wollte, gruppieren sich die schwarze Gräfin und der prinzliche Held, Mosjö Per-jé und die reizende Dorl, das gesellige Redenburgsche Familienzimmer mit seiner nun verschwundenen Grandezza. In behaglicher Breite gefällt sich das dritte große Werk, die »Stufenjahre eines Glücklichen« (1877). Ein Decemsteil und ein Johannislegen ruht auf ihnen. Wir geleiten den Putmannssohn Decimus Frey vom Mutterleib bis zur Mannesstufe, da er die Chronik von Werben seinem Knaben überantwortet; wir forschen mit dem sternkundigen Geistlichen und seinem ehrwür-

digen Chalbäer am Himmelszelt; wir gehen in der töchterreichen Pfarre aus und ein; wir nehmen herzlichen Anteil an den präpstlichen Hartensteins und lassen uns in Johann Mehlborns Höhle loden. Alltagsmenschen und seltsame Käuze, Bauernstand, Bürgertum und die Welt des Adels zeichnet das Fräulein mit den offenen Augen aus umfassender Kenntnis, mit Vorliebe aber ein uraltes, verdorrendes, durch fremden, frischen Saft erneuertes Geschlecht, wie das Redenburgsche, die Fels und die Kettenloß, die Henricis und die Blümls. Die Landschaftsschilderung ist lebendig der bunte und doch die Sinne beruhigende Hintergrund, von dem die Menge der Personen sich abhebt: fast immer bildet ihn die Gegend, der Louise von François entstammt, jene ehemals sächsischen, seit 1815 preussischen Gebiete um Weissenfels, der Saalegau von Jena bis Halle, die Heide, Ostthüringen. Wer von klein auf mit der Scholle verwachsen ist, der ist allerorten vom Erdgeruch umweht und braucht nicht ängstlich darauf bedacht zu sein, zu benennen und zu beschreiben. Wo die Natur einmal gemalt wird, trägt sie zarten Schmelz: »Es war einer von den seltenen Tagen, deren Sonnengold und Farbenspiel wir so dankbar als letzte Günst des Jahres genießen. Ludwig und Harbine erstiegen einen Hügel, der, zwischen Garten und Forst, meilenweit über die Flußau einen Ausblick bietet. Die Herbstspinne hatte die Stoppeln der Felber mit einem silbernen Netz verhüllt, die Zeitlose einen Violetschimmer über die noch immer saftgrünen Wiesen gebreitet. Leise drangen die Glocken der abweidenden Herden herauf; die Spätlingsbüsche der Reifebäume mischten sich mit der Würze des Waldes, der in allen Schattierungen des absterbenden Laubes und der immergrünen Nadeln die Landschaft umrahmt. Breit und ruhig wallte der Strom, ein Spiegel reinster Himmelsbläue, bis er fern im Westen im Glanz der sinkenden Sonne verschwand; gegen Morgen aber stand die feine Sichel des Mondes gleich einem Diadem über dem schwärzlichen Tannenforst, und aus dem Grunde stiegen schon jene weißen Dunstschleier in die Höhe, welche an die Ahnungen unsrer Seele erinnern, wenn Sang und Duft der Jugend erloschen sind.«

Indessen die Untätigkeit wehmütiger Stimmung ist der rastlosen Redenburgerin unbekannt. Sie saugt aus dem Nährboden ihres Bezirks eine andre Sehnsucht, sie gesteht frei:

»Wer so emsig wie ich an seiner Heimat baut, der trachtet danach, sie unter der Hut eines starken Vaterlandes zu bergen.« Für Louise von François rundet sich damit der Ring; ihr vaterländisches Empfinden ist unzertrennlich verknüpft mit Familienüberlieferungen, dem ersten Glied der Kette ihres dichterischen Erlebens. In ihrem Oheim Karl war sie mit einer denkwürdigen Vergangenheit, ihren erhebenden und ihren niederziehenden Seiten lebhaftig in Berührung geraten; tiefschürfende Studien, tägliche Lektüre mit ihrem Stiefvater befähigten sie, 1874 eine »Geschichte der preussischen Befreiungskriege 1813—15«, der Epoche, in der sie nach jahrelanger Arbeit ganz zu Hause war, hinauszufenden, ein Buch, das früher den Offizieren der Kriegsakademie empfohlen wurde. Ihr poetisches Bekenntnis zu der großen Zeit legt sie in dem Roman »Frau Erdmuthens Zwillingssöhne« (1872) und in der Erzählung »Fräulein Muthchen und ihr Hausmaier« ab (1876 erschienen, jetzt in einem Neubruck der Wiesbadener Volksbücher zugänglich). Die »Zwillingssöhne« zumal stellen deutsche Art in das schönste Licht, und sie haben auch ihrer geistigen Mutter, die sonst leicht geneigt war, ihre Kinder zu verleumben, Achtung abgenötigt, die Ebner aber zu einer vollendeten Nacherzählung angeregt. Weiter zurück, auf das Jahrhundert Friedrichs des Großen, griff Louise etwa im »Posten der Frau« (1868 erschienen). Sie hat die Novelle dann (1882) »zu einem handfesten und durchaus echten, nur in der Durchführung der Nebengestalten zu matt gebliebenen Lustspiel (unter der gleichen Aufschrift) umgeschaffen« (Epiero). Stets verfügt sie über eine erstaunliche Gewandtheit, einen Geschichtsabschnitt mit knappen Strichen zu veranschaulichen, das Wesentliche allgemeingültig zu fassen.

Der einzige ernsthafte dramatische Versuch, der Louise von François' auf das Historische gestimmter Phantasie entsprang, war zugleich ihr letztes Geschenk an das Publikum. Schwerlich, daß sie sich aus Schmerz über den Mißerfolg, den das (in Meiningen aufgeführte) Stück erntete, der hervorbringenden Arbeit entschlug. Als sie ein Abnehmen der Meisterschaft merkte, schloß sie die Dichterwerkstatt, in der sie nie mit der Selbstverständlichkeit des geborenen Künstlers geschaltet hatte. Ihr Dasein war ja darum nicht arm und leer. Die

Greisin, deren mütterliches Bedürfnis die Sorge um den Nefen Leo befriedigte, hielt in ihrer Einsiedelei, ausgeprägtem Geschma nachgebend, Zwietsprache mit Geistern wie Goethe, Jean Paul, dessen »Flegeljahre« sie von Marie von Ebner-Eschenbach vollendet wissen möchte, Fritz Reuter, der so populär geworden sei, »nicht bloß, weil er uns herzlich lachen macht, sondern weil er Menschen schafft, ernsthafte und komische, die wir mit Tränen in den Augen lieben können«, Cervantes und Tolstoi, und mit ihrem »Lieblingsautor der Gegenwart«, der Elliot, Ferdinand Gregorovius und Karl Hillebrand, Hase und Döllinger, den Theologen, die allein nach Schleiermacher sie interessierten.

Die größte Wohltat, die uns inmitten der Wehetaen des Lebens zu widerfahren vermag, dabei die festeste Basis für die Verheißung unsrer Unsterblichkeit, ist die Erkenntnis eines wahrhaft guten Menschen. Louise von François, die sich um den literarischen Betrieb und ihre schriftstellernben Zeitgenossen wenig kümmerte, durfte sich mit ihrer Kunst solche Freunde erwerben und im Verkehr mit ihnen fördern und gefördert werden.

Es war im Jahre 1880, als in ihr bescheidenes Dachgeschloß eine ungewöhnliche Huldigungsepistel geflattert kam. Die Absenderin, Marie Ebner, hatte damals den Gipfel ihres Ruhms noch nicht erklommen, aber in der stilleren Gemeinde, die sich um die mährische Epikerin scharte und »in der kluge Frauen wie Betty Paoli und Auguste von Littrow reißlich diskutierten«, war nach Erich Schmidts Zeugnis ein Seitenaltar für die sächsische aufgerichtet. Im Herzen der Wiener Brieffschreiberin sicherlich ein Hauptaltar. Die hohe Verehrung, die sie mit klopfenden Pulsen und doch froher Zuversicht voll der dreizehn Jahre älteren Kollegin nahen ließ, vergalt rückhaltloses Vertrauen. »Was ist denn das Beste an der Freundschaft und ihr Kriterium, als die Wahrheit sagen und vertragen zu können, ohne Mäntelchen und poudre de riz?« Dieser Grundsatz Louisens drückt dem nun beginnenden Briefwechsel, der erst mit ihrem Tode aufhört, seinen Stempel auf. Derselbe Sommer vermittelte eine Bekanntschaft von Angesicht zu Angesicht in Nauheim. Hier war die Österreicherin zur Kur eingetroffen, und hier begrüßte auf der Durchreise nach Schlagenbad Louise von François die jün-

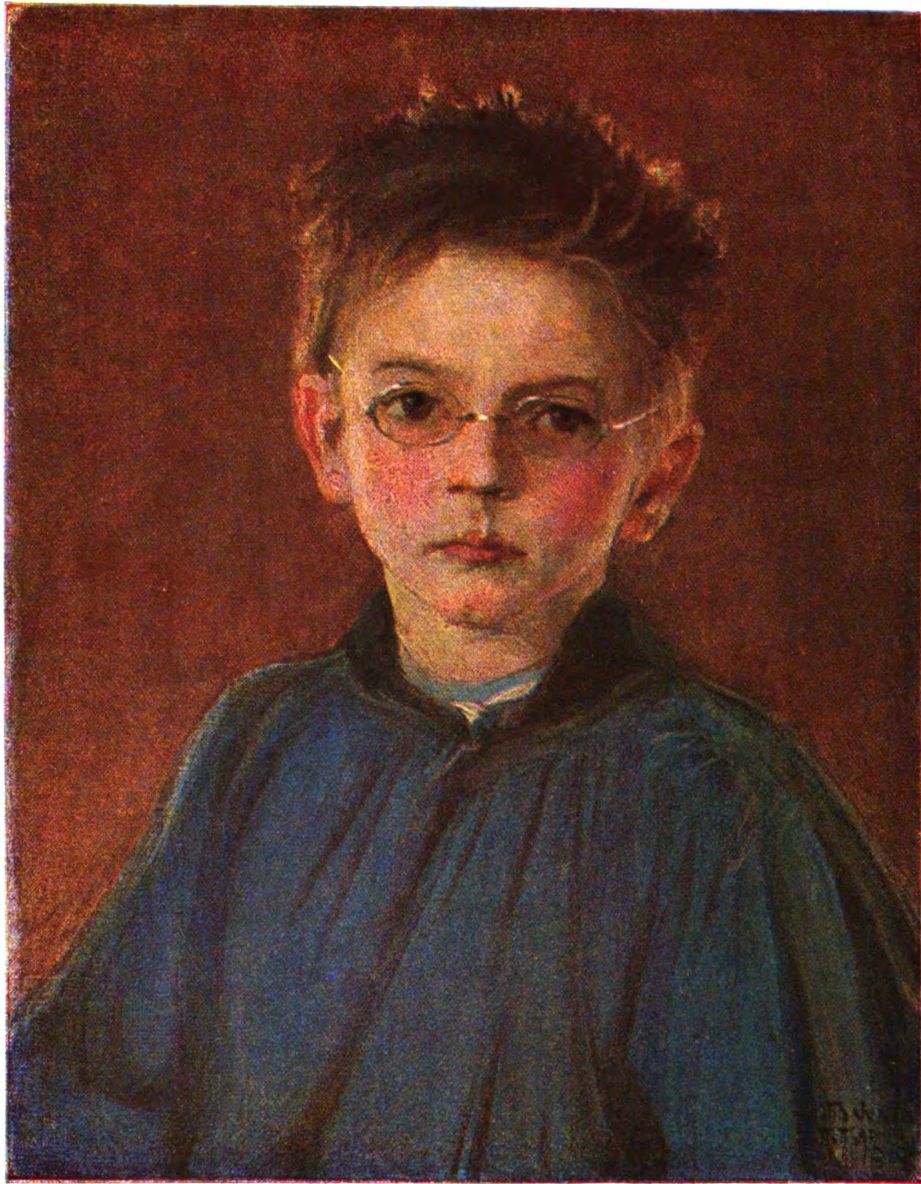
gere Freundin, »die gedankenklarste und urteilsfähigste Frau, die jemals in Deutschland geschrieben«, die ihr »das wärmste, liebeichste, gütigste Herz — ein Kinderherz unter einem Manneschädel« entgegengebracht hatte.

Diese Verstandeseigenschaften und die feiner eignen Kunst »homogene eigentümliche Mischung von konservativen Überlieferungen und freien Standpunkten« rufen nicht viel später (Ostern 1881) den großen Schweizer auf den Plan. Conrad Ferdinand Meyer erörtert im schriftlichen Meinungsaustausch mit Louise von François, der sich über ein Jahrzehnt ausdehnt, in erster Linie künstlerische Probleme und stößt dabei auf überraschende Verwandtschaft in Kunstanschauung und Arbeitsweise.

Wie von der Wirklichkeit, heißt die Dichterin von der Poesie nichts nachdrücklicher als Menschen, sieghafte Vorbilder. »Aber freilich, die Aufgabe scheint schwer. Unsere besten Schriftsteller werden langweilig, wenn sie einen edlen Menschen zu skizzieren beginnen, machen daraus ein verschwommenes Idealgebilde ohne Blut und Sinnen, das nicht wirkend irrt und nicht kämpfend strauchelt.« Louise von François würde unbedenklich diesen Tadel auf sich selber angewandt haben. Wir schlafen über ihrer Glücklichen Glück nicht ein, wir erbauen uns an einem Idealismus, den der Schluß der »Stufenjahre« am deutlichsten herausstellt; Forderung und Gewährung klingen in allen ihren Büchern zusammen. »Fuß fassen im Grunde und ein klarer Höhenblick, ist das nicht bestenfalls die Summe unsers Erdenlebens?« heißt es in dem Reisebrief »Zu Füßen des Monarchen«.

Das Zusammensein mit der Freundin Marie Ebner wiederholte sich in Reichenhall und Kissingen. Im Rabenhaus zu Wien ist Louise nicht eingelehrt, wohl aber war sie zweimal in Rilsberg bei Meyers Familie willkommenen Gast. Ihre Beziehungen zu der österreichischen Erzählerin und zu dem Schweizer Meister haben ihr Andenken in den Kreisen beider frisch erhalten, während ihren späteren Novellenbänden (»Fellstädt« 1874, »Natur und Gnade« 1876, »Phosphorus Hollunder. Zu Füßen des Monarchen« 1881) wie den schon erwähnten Romanen kein lauter Widerhall beschieden war.

Am 25. September 1893 ist Louise von François in Weiskensels verschieden.



Otto Jung:

Knabenbildnis

Zu dem Aufsatz Otto Jung von Paula Messer-Platz

Früchtekranz aus Dichtung und Literatur

Gunnel, die Beschließerin

Von Verner von Heidenstam

In einem Gewölbe der Festung Riga saß die achtzigjährige Gunnel und spann. Die langen Arme waren sehnig, mit hervortretenden Adern, und die Brust war mager und flach wie die eines Mannes. Einige dünne weiße Haarsträhnen hingen ihr über die Augen herab, und sie hatte ein Tuch wie eine runde Mütze um den Kopf geschlungen.

Das Spinnrad schnurrte, und ein Trompeterjunge lag auf dem Steinboden vor dem Feuer.

»Großmutter,« sagte er, »kannst du nicht etwas singen, wenn du spinnst? Ich habe dich nie anders als janken und schelten hören.«

Sie richtete ihre müden und boshaft kalten Augen auf ihn.

»Singen? Von deiner Mutter vielleicht, die man auf den Wagen gesetzt und zum Moskowiten geführt hat? Von deinem Vater etwa, den sie im Schornstein der Brauerei aufhängten? Verfluchen will ich die Nacht, da ich geboren wurde, mich selber und jeden Menschen, dem ich begegnet, verfluchen. Kenne mir einen einzigen, der nicht noch schlimmer wäre als sein Ruf.«

»Großmutter, wenn du ein Lied singst, wirst du heiter, und ich möchte dich heute abend so gern heiter sehen.«

»Wenn du einen lachen und spielen siehst, so ist es nur, weil er versteht, sich zu verstellen. Elend und Schande ist alles, und um unsrer Sünden und Verberbtheit willen sind jetzt die Sächsischen gekommen, unsre Stadt zu belagern. Hörst du das Schießen? Laßt sie puffen und knallen! Weshalb gehst du nicht heute auf die Wälle hinaus, deinen Dienst zu verrichten, wie die andern, sondern liegst hier so träge herum?«

»Großmutter, kannst du mir nicht ein gutes Wort sagen, ehe ich gehe?«

»Prügeln würde ich dich, wäre ich nicht so gebrechlich und von den Jahren gebeugt, daß ich nie mehr mein Angesicht zum Himmel emporheben kann. Willst du, daß ich dir wahr sage? Nennen sie mich nicht die Sibylle? Soll ich dir sagen, daß der schräge Zug über deinen Augenbrauen plötzlichen Tod bedeutet? Ich sehe in die Zukunft, sehe Jahre voraus, aber wie weit ich schaue, erblicke ich nur Bosheit und Gemeinheit. Du bist schlimmer als ich, und ich bin schlimmer als meine Mutter war, und alles, was geboren wird, ist schlimmer als das, was stirbt.«

Sie erhob sich vom Steinboden und legte das Holz zurecht.

»Großmutter, ich will dir sagen, weshalb ich mich heute abend zu dir setzte, und weshalb ich dich um ein herzliches Wort bat. Der alte Generalgouverneur hat heute befohlen, daß in nächster Nacht alle Frauen, die jungen so wie die alten, gesunde und kranke, ihres Weges ziehen sollen, um nicht von dem Brot der Männer zu zehren. Wie sollst du, die du seit zehn Jahren nicht weiter als über den Hof bis zu den Vorratskammern gegangen bist, es aushalten, in Wald und Feld bei dieser Witterkälte umherzustrreifen?«

Sie lachte und trat immer stärker und stärker auf das Spinnrad.

»Haha! Ich habe es erwartet, seitmal ich die Vorratskammern des hohen Herrn und alles, was sein war, so lange treu behütet habe. Und du, Jan! Angstigt es dich etwa, nun niemand mehr zu haben, der dir dein Bett auf der Schlafbank bereitet und für dich kocht und bäckt? Gibt es noch andre Gefühle bei den Kindern? Gelobt sei Gott, Gott, der endlich uns alle unter die Weisel seines Jornes wirft!«

Jan faltete die Hände um sein krauses braunes Haar.

»Großmutter, Großmutter!«

»Geh, sage ich dir, und laß mich in Frieden sitzen und meinen Flachs spinnen, bis ich selber die Tür öffne und dort hinauswandre, wo ich dieses Erdenleben loswerde.«

Er tat einige Schritte auf den Spinnboden zu, drehte sich dann aber schnell um und ging hinaus.

Das Spinnrad schnurrte und schnurrte, bis endlich das Feuer ausgebrannt war. Als Jan der Trompeter am nächsten Morgen zurückkam, war das Gewölbe leer.

Die Belagerung wurde langwierig und schwer. Nachdem der Gottesdienst abgehalten war, wanderten in den schneerfüllten Februartagen alle Frauen aus, und die Schwachen und Kranken wurden auf Bahren und Wagen gesetzt. Ganz Riga wurde zu einem Kloster für Männer, die den Scharen von bettelnden Weibern, die sich dann und wann unter die Wälle schlichen, nichts zu geben hatten. Die Mannschaft hatte kaum Brot für den eignen Bedarf, und in den Ställen zerfleischten die ausgehungerten Pferde sich gegenseitig, zerbissen die Krippe oder nagten große Löcher in die Holzwände. Der Rauch hing über den niedergebrannten Vorratsböden, und die Soldaten wurden oft von war-

nendem Glodengeläute geweckt und zogen den Degen aus der Scheide.

Wenn Jan der Trompeter abends in das Gewölbe zurückkehrte, das er und die Großmutter zusammen bewohnt hatten, fand er stets sein Bett gemacht und daneben auf dem Stuhl eine Schüssel mit verschimmeltem Essen. Er schämte sich, den andern davon zu erzählen, aber er erschrak darüber. Er glaubte, daß die Großmutter in den Schneehäusen umgekommen war und daß sie, ihre frühere Härte bereuend, jetzt bei ihm herumspukte. Nachdem er sich aber im Gebet gestärkt, wurde er ruhiger, und schließlich war ihm ängstlicher und bestürzter zumute, wenn er zuweilen die Schlafbank unberührt und den Stuhl leer fand. Da konnte er sich an den Spinnroden setzen, ihn ganz leise treten und dem wohlbekannten Schnurren hordchen, das er Tag für Tag seit seiner Geburt gehört hatte.

Nun geschah es eines Morgens, daß der Generalgouverneur, der berühmte fünfundsiebzigjährige Erik Dahlberg, ein heftiges Schießen hörte. Er erhob sich ungeduldig und ärgerlich von seinen Zeichnungen und seinen Baumobellen aus Wachs. Zur Erinnerung an die lichten Streifzüge seiner Jugend in das Reich der Schönheit hingen an den Wänden prächtige Kupferstiche von den Ruinen Roms, aber sein früher so milbes Antlitz war tief von Schwermut gefurcht, und ein Zug von Härte lag um seine schmalen, zusammengekniffenen, fast weißen Lippen. Er setzte sich die große Allongeperücke zurecht und strich mit den zitternden Fingern über den dünnen Schnurrbart, und als er auf die Treppe hinausschritt, stieß er den Stod hart auf den Boden und seufzte:

»Ach, wir Schweden, wir Blutsverwandten der Wasakönige, die in ihrem Alter nur fluchen und anklagen konnten und zuletzt sich in ihren eignen Gemächern im Dunklen fürchteten, uns ist ein schwarzes Samentorn in die Seele gelegt, aus dem mit den Jahren ein weitverweigter Baum emporwächst, voll der bittersten Galläpfel!«

Je weiter er schritt, desto bitterer und härter wurde ihm zumute, und als er schließlich auf den Wällen stand, rebete er niemand an.

Einige Bataillone hatten sich mit Fahnen und klingendem Spiel aufgestellt, das Schießen hatte aber schon aufgehört, und durch das Tor kehrten zerstreute Scharen von Mäßen und Verwundeten zurück, welche vor kurzem den Feind aus dem Felde geschlagen hatten. Zu allerhinterst ging ein magerer und entkräfteter Greis, der selber einen roten Säbelhieb über der Brust hatte, trotzdem aber mit großer Anstrengung in seinen Armen einen erschossenen Knaben mit sich schleppte.

Erik Dahlberg hielt die Hand über die Augenbrauen, um besser sehen zu können. War das nicht Jan der Trompeter, der Junge oben von der Festung? Er erkannte ihn an seinen braunen krausen Haaren.

Im Torgewölbe sank der ermattete Träger auf einen Steinpfosten nieder und blieb dort sitzen mit seiner Wunde und dem toten Knaben auf seinen Knien. Einige Soldaten beugten sich über ihn, um die Wunde zu untersuchen, und rissen das blutige Hemd von der Brust herunter.

»Was!« riefen sie und wichen zurück. »Es ist ein Weib!«

Erstaunt bückten sie sich noch tiefer, um ihr Antlitz zu betrachten. Der Kopf war seitwärts gegen die Mauer gesunken, und die Pelzmütze war herabgeglitten, so daß die weißen Haarsträhnen zum Vorschein kamen.

»Das ist Gunnel, die Beschließerin!«

Sie atmete schwer und öffnete die erlöschenden Augen.

»Ich wollte meinen Jungen nicht allein lassen in dieser bösen Welt, aber seitmalen ich Mannskleider anzog und Tag und Nacht meinen Dienst verrichtete neben den andern, dachte ich, daß ich wohl ein Recht hätte, das Brod der Männer zu essen.«

Die Soldaten und Offiziere blickten ungeschlüssig auf Erik Dahlberg, dessen Befehl sie übertreten hatte. Er stand da, finster, schwermütig und verschlossen wie immer, doch in seiner Hand zitterte der Stod und stieß auf das Pflaster. Langsam wendete er sich an das Bataillon, und die dünnen Lippen bewegten sich.

»Senket die Fahnen!« sagte er.



Ein Besuch bei Verner von Heidenstam

Von Erwin Uckerknecht

Als Selma Lagerlöf im Jahre 1909 zur Freude aller Freunde ihrer Kunst den Nobelpreis bekam, waren es auch in Deutschland schon viele Tausende, die ihre Werke kannten und schätzten, ja denen ihre literarische und menschliche Gesamterscheinung vertraut war. Bei Verner von Heidenstam, dem andern Großmeister der schwedischen Gegenwartsliteratur, stand es nicht so, als ihm kürzlich dieselbe Ehre widerfuhr. Selbst bei uns in Deutschland, wo man doch ein so warmherziges Verständnis für die uns nahverwandte schwedische Literatur von jeher bewies, waren es bisher nur wenige öffentliche Beurteiler, die darauf hinwiesen, daß Heidenstams Schaffen nicht nur eine Angelegenheit des schwedischen Schrifttums, sondern eine solche der Weltliteratur sei. Und seine Werke, obwohl sie in guten, teilweise sogar vorzüglichen Übersetzungen vorliegen, sind im Verhältnis zu ihrer Bedeutung noch sehr wenig verbreitet. Ja, es konnte geschehen, daß die kürzlich erschienene neue Ausgabe der Karolinergeichten (in der deutschen Ausgabe »Karl XII. und seine Krieger«) in Literaturzeitschriften als ein neues Werk Heidenstams begrüßt wurde, obwohl dieser mächtige epische Fries schon vor zwanzig Jahren entstanden ist und gleich darauf der Langensche Verlag eine gute deutsche Übersetzung herausgebracht hat. So ist es denn für diejenigen deutschen Kritiker und Literaturfreunde, die Verner von Heidenstam und seine Werke seit langem kennen, eine ebenso bringliche wie angenehme Pflicht, von dem großen schwedischen Künstler und

Menschen zu berichten, was seiner rechten Schätzung dienlich ist.

Im August 1912 wurde mir die Freude zuteil, Verner von Heidenstam auf seinem Herrenhof Naddö am Wettersee von Angesicht kennenlernen zu dürfen. Ich war durch die Herausgabe einiger kleiner Probestücke seiner Erzählungskunst in der Schatzgräbersammlung (»Schwedische Erzählungen«, bei Callwey in München; 10 J.) mit ihm bereits in schriftliche Fühlung gekommen, und als der Dichter gelegentlich von mir erfuhr, daß ich eine größere Reise durch Schweden vorhabe, lud er mich aufs liebenswürdigste ein, auf Naddö einzufahren. Ich richtete daher meinen Reiseplan so ein, daß ich in Göteborg, eins der Schiffe bestieg, die erst durch den Göta Elf, dann, sozusagen hinter dem Rücken des Trollhättafalles die Höhe des Wenersees erklimmend, eben durch dieses kleine Binnenmeer hinüberfahren in den Götakanal, alsbald den Wettersee durchschneiden und nach Zuruücklegung der letzten und längsten Kanalstrecke schließlich die Ostsee gewinnen.

Diese mehrtägige Fahrt gilt mit Recht als einer der schönsten und angenehmsten Reisewege durch Schweden. Mir freilich wurde es nicht leicht gemacht, jenes Recht nachzuprüfen; denn als ich am zweiten Reisetag in der Frühe an Deck stieg, um noch möglichst viel vom Wenersee zu sehen, in den wir im letzten Licht des vorhergehenden Abends eingefahren waren, erwartete mich eine frühe Regenlandschaft, wie sie mir von mancher Fahrt übers Große Saß her wohl bekannt war. Und aus diesem unerquidlichen Mor-



Aufnahme aus d. J. 1910

Verner von Heidenstam

gen wurde einer jener hoffnungslosen, naßkalten Tage, von denen der Pommer mit brummigem Humor sagt: »Heute regnet's nur einmal.« Ich muß aber diesem Tag zu seiner Ehre nachsagen, daß er wenigstens durch ein wiederholtes An- und Abschwollen der Festigkeit seiner Regengüsse einige Abwechslung brachte, wodurch ich mich immer wieder zu neuen Versuchen eines Aufenthalts auf Ved ermutigt fühlte, und daß er sich gegen Abend sogar noch aufheiterte. Da war aber auch die Stunde der Trennung für mich gekommen. Denn am jenseitigen Ufer des Wettersees, in Motala, mußte ich auf die Bahn steigen, um nach Vabstena zu fahren, der alten schwedischen Königsstadt, in deren Nähe Nabbö liegt.

In Vabstena, von dem ich zunächst nur das massige Wasserschloß erblickte, erwartete mich der Heidenstamsche Wagen, der mich — um eine Bucht des Wettersees herum — nach Nabbö brachte. Tiefe Dämmerung lag schon auf den Parkwegen, als mich vor dem schönbewachsenen, ebelgeformten Herrenhaus Verner von Heidenstam begrüßte. Der erste Eindruck stimmte wohl mit dem Bild, das ich mir vom Dichter der Karoliner geschichten gemacht hatte, nur daß er mir gleich noch stattlicher und noch jugendfrischer erschien, als ich erwartet hatte. Aber eins war es vor allem, was mich gleich besonders stark berührte: dieser von seinem Volk unter allen Lebenden vielleicht am tiefsten verehrte Dichter war ganz ohne Selbstgefälligkeit und Überhebung. Diesem Manne gegenüber, der sich nur als ritterlich liebenswürdiger Gastgeber und durchaus nicht als eine europäische Berühmtheit gab, der seinen Gast gleich vertraulich-heitlicher Rede würdigte, diesem Manne gegenüber mußte jegliche Befangenheit schnell schwinden.

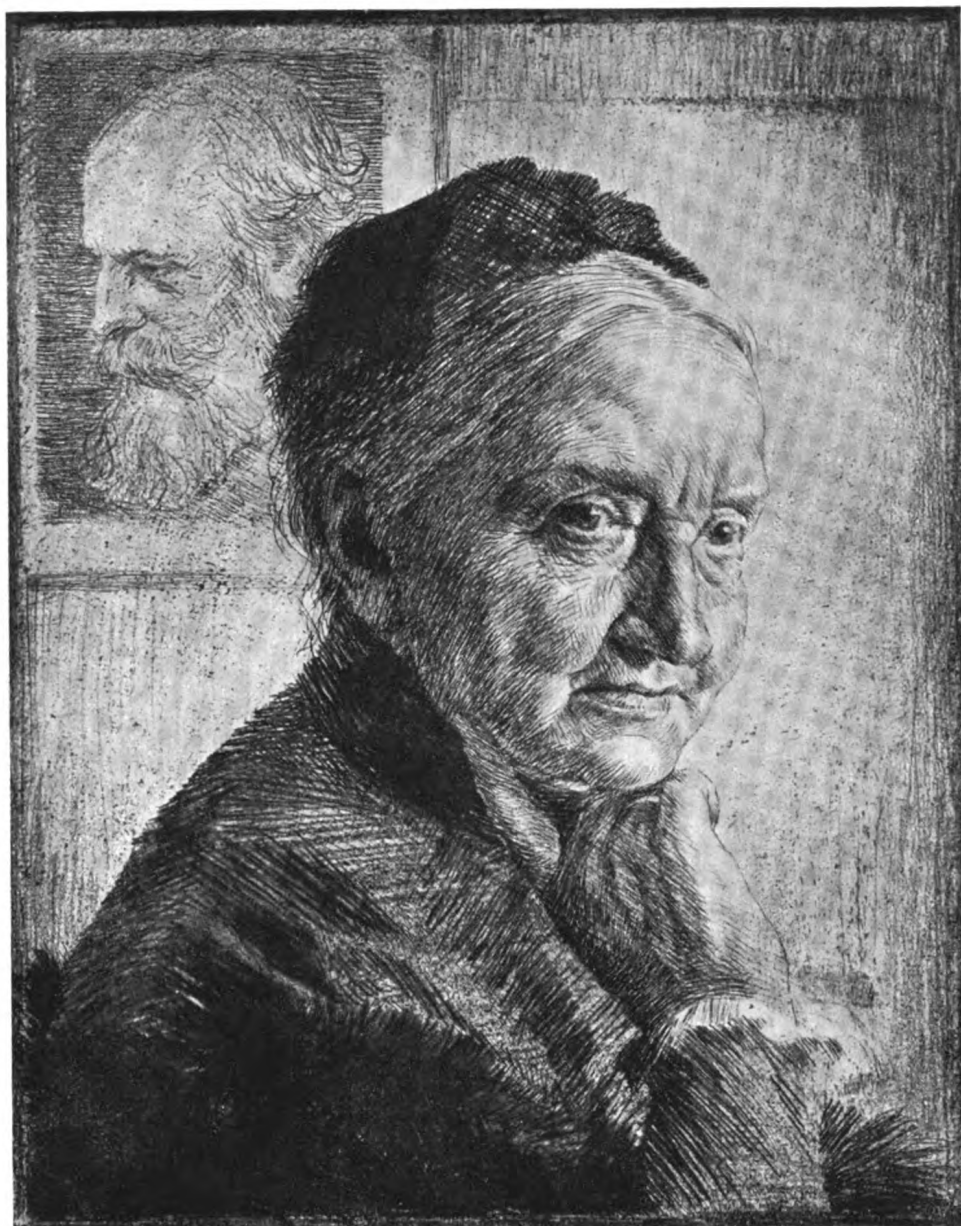
Man kennt aus Selma Lagerlöfs »Gösta Berling« die Einrichtung des Gästehauses, das auf schwedischen Herrenhöfen in der Nähe des Herrenhauses zu stehen pflegt und in dem die — bei der vornehmen und weitherzigen Gastlichkeit der Schweden — oft zahlreichen Gäste zwanglos wohnen. Ein solches Gästehaus sollte auch mich, der ich an jenem Abend jedoch der einzige Gast des Hauses war, aufnehmen. Der flüchtige Blick, den ich vorerst hineinwerfen konnte, zeigte mir, daß dies von außen so schlicht und schmußlos aussehende kleine Holzhaus innen ein wahres Schmuckkästchen war. Und ich wunderte mich nicht, daß Prinz Eugen von Schweden, der bekannte

Maler und nahe Freund Heidenstams, hier so oft und gern wohnt. Nun ging's aber ins Herrenhaus hinüber, das den Gast mit einer noch viel überraschenderen Fülle köstlicher Eindrücke empfängt.

Der anmutigste ist gewiß des Dichters Gattin, Frau Greta von Heidenstam, die uns jetzt in dem im Erdgeschoß liegenden Wohnzimmer erwartete. Des Dichters Mutter, die ich am andern Tage kennenlernen durfte, erschien heute noch nicht, und auch Frau Greta zog sich zurück, ehe wir uns zu Tisch setzten.

Es war inzwischen draußen völlig dunkel geworden, bis ich dazu kam, einen Blick durch die auf eine Gartenveranda führende, geöffnete Flügeltür zu werfen. Da bot sich mir ein seltsamer Anblick: eine hellere, scharf begrenzte Fläche in den ungefähren Umrissen einer sitzenden Mutter Gottes schimmerte matt aus dem schwarzen Hintergrund hervor und stand wie ein geheimnisvolles Bild in dem Türrahmen. Der Dichter hatte meine Überraschung bemerkt und kam mir gleich zu Hilfe: »Das ist der Spiegel des Wetter, der im Sommer die ganze Nacht sichtbar bleibt und hier so merkwürdig durch die Bäume des Gartens umgrenzt wird. Sie sollten das erst einmal im Juni sehen, wenn der See nächstlang rot leuchtet. Aber wissen Sie, wen das geheimnisvolle Bild eigentlich vorstellt? Die heilige Birgitta, die ja gerade da drüben in Vabstena gelebt hat. Sie werden es morgen selbst sehen, wenn wir uns in der Kirche ihr Schnitzbild zeigen lassen.«

Es ist für den deutschen Leser, der die schwedische Geschichte nicht kennt — auch noch nicht aus Verner von Heidenstams Werken —, nötig, zu bemerken, daß die heilige Birgitta, die Tochter Birger Perssons und Gattin Ulf Gudmarsons, neben dem heiligen Erik die vollstümlichste Heiligengestalt Schwedens, um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts in Vabstena einen Frauenorden gründete und eine Wallfahrt nach Rom machte, um die Erlaubnis zur Erbauung eines Klosters in Vabstena zu ertrogen, in dem Mönche und Nonnen, freilich — bis auf das Herausragen der toten Nonnen durch die Mönche — streng getrennt, leben sollten. Sie war eine strenge, fürstlich-stolze Frau, die auch ein hartes Wort gegen den Papst nicht scheute, begabt mit dichterischer Ausdruckskraft, mit dem Geiste der Weissagung und der Wunderheilung und mit einer unheimlichen Willensmacht, mit der sie



Karl Bauer:

Des Künstlers Mutter

Aufn. von J. Bruckmann A.-G. in München
Zus der Kunstausstellung der Münchner Sezession vom Sommer 1916



Auffahrt zum Herrenhaus von Naddö

ihren Mann und ihre Kinder in den Bann einer selbstmörderischen Heiligkeit zwang. Heidenstam hat ihr einen eignen historischen Roman gewidmet, in dem er das Übermenschen- »dieser Gefürchteten und Strengen, dieser Holben und Frommen« in seiner ganzen Tragik höchst eindrucksvoll gestaltet hat.

Schon beim Abendessen gerieten wir natürlich tief in die Literatur, und als wir nachher in des Dichters kerzen erleuchtetes Arbeitszimmer in das erste Stockwerk hinaufzogen, um bei Punsch und Zigarren weiterzuplaudern, da war es schwer, ein Ende zu finden. Von Ibsen, der immer mißtrauisch hinter seiner Brille herumfigierte, und von Björnson, der jedem stets unbefangen und stets mit offenen Armen wie Gottvater entgegengetreten sei, von dem in religiösen Wahn verfallenen Arne Garborg und von einem schwedischen Bauernheiland am Wettersee, von Larsson und Zorn, von Graf Enölsky und Fröding, von Selma Lagerlöf und der »guten Ellen Key«, von Levertin und Brandes, von Holger Drachmann, von Geijerstam und besonders von dessen »Mörder« Strindberg, der ja nicht lange zuvor gestorben war, und der bekanntlich auch seinen alten Freund Verner von Heidenstam nicht mit seinen krankhaften Gehässigkeiten verschont hat, erzählte der Dichter.

Und wie erzählte er! Die vollblütige Lebendigkeit und psychologische Treffsicherheit der Darstellung, der durch und durch männliche Humor und der ritterlich-überlegene Gerechtigkeitsfönn, die wir bei seinen geschichtlichen Erzählungen bewundern, zeigte sich auch in diesen persönlichen Dingen aufs schönste. Aber nicht bloß von Volksgeist und Literatur der nordischen Reiche sprachen wir, sondern auch von deutschen Dichtern, deren Werke sowohl in Verner von Heidenstams bündereicher Bücherei als in seiner Lektüre einen ganz beträchtlichen Platz einnehmen. Bedeutsam schien mir dabei die besondere Verehrung, die er Schiller zollte. (Einen Schiller'schen Vers hat er ja auch seinem »Hans Alienus« als Leitwort vorangestellt.) Zweifellos ist es nicht nur der Erzähler in ihm, den Schillers ausgesprochene Vorliebe für farben- und handlungsreiche geschichtliche Stoffe anzieht, sondern noch mehr der Lyriker — denn das schwedische Volk verehrt in Verner von Heidenstam seinen größten lebenden Lyriker —, der sich dem großen Pathos Schillers nah verwandt fühlt. Der Dichter erzählte mir übrigens bei dieser Gelegenheit, daß ihm die deutsche Sprache und deutsche Denkart so vertraut sei, daß er sich beim Lesen oft erst darauf besinnen müsse, ob er deutsch oder schwedisch lese. Daß dies nicht nur ein

Kompliment gegen den deutschen Gast war, hat Heidenstam am deutlichsten jetzt in dieser Kriegszeit erwiesen, indem er zu dem Skandinavienheft der Süddeutschen Monatshefte ein deutsches Gedicht beisteuerte. Wie sollte auch der Mann sein liebevolles, auf der tiefen Verwandtschaft zwischen Schwedischem und deutschem Wesen beruhendes Verständnis für unser Volk verleugnen, der seine Abkunft aus deutschem Adel offen bekennet, indem er sich von Heidenstam und nicht auf Heidenstam schreibt, der Mann, zu dessen nächsten Freunden Sven Hedin und Graf Birger Mörner zählen.

Die zweite Stunde nach Mitternacht neigte sich schon ihrem Ende zu, als der Hausherr unter der Tür des Hauses eine Pechfadel anzündete, um mir, ehe er mich ins Gästehaus hinübergeleitete, das zum Hof gehörende Babehäuschen zu zeigen und zu einem Morgenbad im Wettersee zu empfehlen. Er ging gleich noch ein paar Schritte weiter mit mir, in einen seitlichen Parkweg einbiegend, und ließ das lobende Fadellicht auf einige antike Marmorbüsten fallen, die er einst aus Italien mitgebracht hat und die ihm teure Andenken an die dort verbrachten Malerjahre zu sein scheinen. Das war nun zum Abschluß dieses denkwürdigen Tages ein schönes, romantisches nächstliches Bild, für den, der Heidenstams Sehnsucht nach der Unmittelbarkeit südländischer Lebensfreude an seinen Frühwerken miterlebt hat, nicht ohne den tieferen Reiz eines Sinnbildes.

Die Liebe zum Römertum, zum Griechentum, zum Morgenland und die Liebe zum Germanentum, vor allem zum Geist des Schwedischen Volkes — wie hatten sie sich nur in der Brust dieses Mannes so frei und schön nebeneinander behaupten können? Nun, ich glaube, von keiner Literaturgeschichte aus ist diese Frage leichter zu beantworten als von unserer deutschen aus. Ja, hier liegt gewiß der Hauptzug, der die nahe Verwandtschaft zwischen Verner von Heidenstam und unserm Schrifttum dartut. Das innere Band zwischen jenen beiden Welten, der südländisch-klassischen und der nordisch-romantischen, ist eben das tiefe Verlangen der Germanen nach einer ungebrochenen, heiteren Haltung dem Leben gegenüber, nach harmonischer Farbigeit, Fülle und Unmittelbarkeit des Erlebens. Diese hochgemute Lebensbejahung hat aber nichts zu tun mit dem flachen Vergnügtsin des

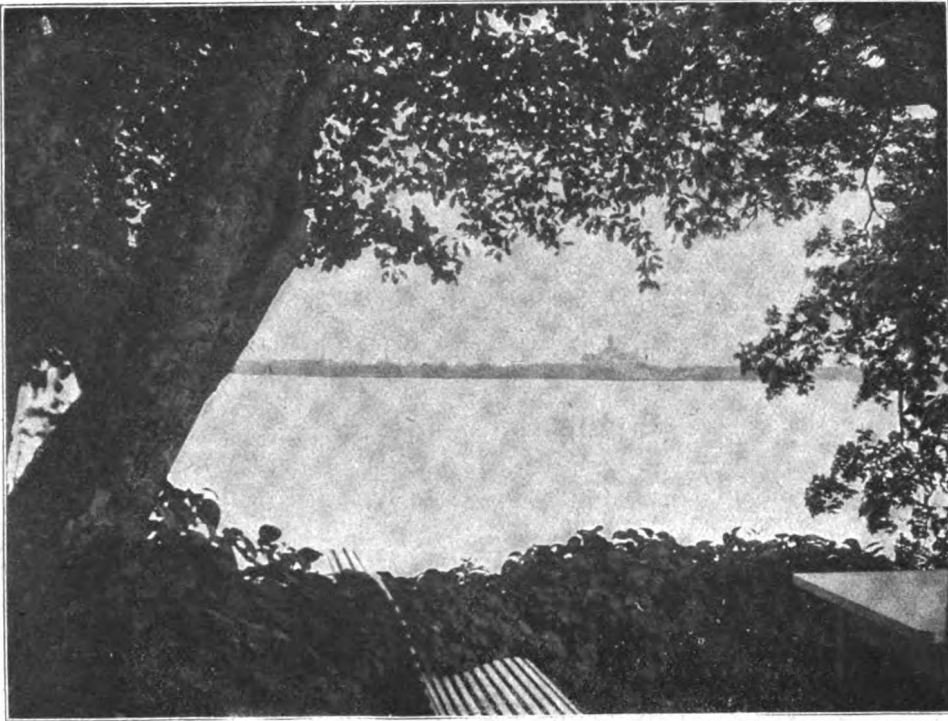
Philisters oder mit dem Geniebertum persönlicher oder nationaler Selbstgefälligkeit. Was Nietzsche schon für die Blütezeit der griechischen Kultur nachgewiesen hat, gilt erst recht für den nordischen Menschen: jene wahre, männliche Heiterkeit ist kein Geschenk glücklichen Zufalls, sondern erwächst aus dem Schmerzgetränkten Boden helbischer Weltüberwindung.

Was ist dies Leben doch, an dem wir hängen?
Ist's eine Nachtherberge ohne Bett,
Wo halb im Schlafe enge wir uns drängen?
Ich forsche nicht, ich frage bloß: Wie bot
Mir diese Herberg' eines Tempels Schauer?
Ich traure nicht, doch tät' ich's — purpurrot,
Nicht schwarz wär' dann die Farbe meiner Trauer.
In größter Qual selbst preise ich noch warm
Dies Leben, das die Menschen nennen arm.
Ach, stirb nicht, stirb nicht, Kraft, stark zu er-
scheinen,

Dem trüben Schicksal lächelnd zu vergehn
Und freubetrunken wie ein Tor zu weinen,
Wo andre weinen in Verzweiflungspein!

(»Hans Alienus.«)

Es ist ungemein bezeichnend, wie Heidenstam mit zunehmender Reife sein ursprünglich nordromantisches Verhältnis zu südländischer Lebensauffassung vertieft in ein bewußt-sinnbildliches. »Das Land der Griechen mit der Seele suchend« wird immer mehr auch für ihn, wie für viele unserer deutschen Dichter, ein Leitwort von innerlichster Bedeutung. Dem entspricht äußerlich seine allmähliche Abwendung von südländischer Stoffwelt und sein immer weiteres Ausgreifen in der Gestaltung nordischer Menschen, insbesondere in der Schaffung von Bildern aus der schwedischen Vergangenheit. Während das erste Gedichtbuch (1888) des Neunundzwanzigjährigen und der Erstlingsroman »Endymion« (1889) — dieser aber gerade mit einem merkwürdigen, unfreiwilligen Unterton nordischer Schwerblütigkeit — ihn auf der ersten Stufe seines Verhältnisses zum Südländertum zeigen, bezeugt sich schon im »Hans Alienus« (1892), diesem faustisch-genialen Roman, diesem fesselnden, unendlich stimmungreichen Denkmal einer spätreifen Jugend, jene Hinwendung zum nordischen Menschen. Der geheimnisvollen »Logik der Phantasie« gemäß, mit der sich der Dichter gelegentlich auch theoretisch beschäftigt hat, führte ihn sein Weg »mit bedächtiger Schnelle« wie seinen Hans Alienus durch all den bunten Glanz und brausenden Schwall des alten und neuen Morgenlandes heim in die gebanten-



Blick aus dem Park von Raddö auf Vadstena hinüber

schwere Einsamkeit der schwedischen Heimat, an der sich nun — trotz aller äußeren Erfolglosigkeit seines pilgernden Doppelgängers im Roman — die Kraft jener Sehnsucht nach der heldischen Feiterkeit und Lebensbejahung des Schaffenden erprobt. Von hier aus ist es zu verstehen, daß Verner von Heidenstam der große Erzähler schwedischer Heldensaitaler werden mußte, und daß er mit genialer Sicherheit zuerst die farbenreiche, unmittelbare, irrationale Zeit Karls XII. herausgriff. In jenem herrlichen Novellenzyklus »Karl XII. und seine Krieger«, den ich schon kurz charakterisierte, hat der damals Achtunddreißigjährige dem unbeugbaren, schicksalsfrohen Heldengeist seines Volkes ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Und nun war die Bahn frei zu der großen Romantrilogie »Die Götter« (1905 und 1907), von der leider der dritte Teil noch nicht erschienen ist, und zu jener wunderbaren Bilderreihe »Die Schweden und ihre Häuptlinge« (1908), an der die beneidenswerten Schwedenkinder in der genuehreichsten Weise die Geschichte ihrer Heimat kennen, nein erleben lernen dürfen. Und daß dabei des Dichters erste Liebe zu den

klassischen Formen südländischen Altertums heute noch lebendig ist, dafür zeugen nicht nur der herrliche »Herakles« in der Erzählungssammlung »Der Wald raucht« (1904), sondern — eben auch jene Marmorbilder im Park von Raddö.

Mit solchen Gedanken ging ich in der Frühe des nächsten Morgens durch die stillen Parkwege hinunter an den Strand, um zu baden. Der Himmel war bedeckt, die Luft herbftlich vom gestrigen Regen; doch sah man schon, daß es kein neuer Regentag werden würde. Drüben über der Bucht war nun deutlich das Schloß von Vadstena zu sehen, das mich sowohl durch seine turmbewehrte Wucht als durch seine uferbeherrschende Lage an das Kalmarer Schloß erinnerte. Der See freilich konnte in diesem weißen, gedeckten Licht seine berühmte Bläue, die Heidenstam in der Sage von »Ketil Runste und den Rattern« gefeiert hat, nicht zeigen. Aber an eine andre herrliche Schilderung wurde ich erinnert, als ich jetzt in sein Wasser hinabstieg, an die Stelle im Anfangskapitel der »Pilgersfahrt der heiligen Birgitta«, wo es heißt: »Die Fische im Wetter werden alt«, schreibt im siebzehnten Jahrhundert der Hammerpriester Daniel Ti-

selius, denn das Wasser ist gar fein und ausgearbeitet, und just das Wort ausgearbeitet ist das richtige, denn jeder Wellenschlag zerbricht in eine unendliche Anzahl kleiner melodischer Schläge, wie von weichen Korkhämern auf einer Glasharmonika. Selbst mit verbundenen Augen und ohne zu wissen, wo ich mich befände, könnte ich sogleich das Wellengeplätscher des Wetter von dem aller andern Seen unterscheiden. Rasch und ungleichmäßig treffen die Wellen den Strand und sinken zurück ohne Rauseln und Seufzen, sondern mit einer ganz übermütigen kleinen Melodie glucksender oder leise singender Laute. Unaufhörlich erklingt eine gewisse wiederkehrende Tonkala von unten herauf und dann wieder hinab, aber noch ehe sie ganz abgeschlossen ist, stimmt schon der nächste eilfertige Wellenschlag ein. Es wird mir sehnlich zumute, wenn ich diesem Spiel der Sorglosigkeit lausche. Tief in dem quellenflaren Wasser sehe ich die schaumigen Rollsteinblöcke. Es ruht über dem Wetter eine Größe in den Linien und eine lichte Offenheit, der wir sonst in unsern Gegenden selten begegnen. Bald sollte ich Gelegenheit haben, auch draußen auf der Höhe des Sees seine Kristallen-Durchsichtigkeit zu bewundern. Zunächst aber ging es, nach dem Frühstück, im Wagen durch eine fruchtbare Niederung zu einem benachbarten Hofe, wo eine sehr gut erhaltene vorgeschichtliche Kultstätte dem Dichter Gelegenheit gab, äußerst lebendig von den Menschenopfern zu erzählen, die wohl bei diesen mächtigen alten Heidensteinen einst dargebracht wurden (vgl. das erste Kapitel in den »Schweden und ihren Häuptlingen«). Dabei kam die Rede von selbst auf die theoretische Frage, wie weit der Dichter an die geschichtswissenschaftliche Forschung gebunden sei, und ich erfuhr, was sich mir nachher durch ein Gespräch mit einem schwedischen Gelehrten bestätigte, daß auch Heidenstam wie so mancher Erzähler geschichtlicher Romane von den künftigen Historikern heftig angegriffen wurde, weil er den Buchstaben der Geschichte ihrem Geist geopfert, weil er den Kunstwert über die Porträtähnlichkeit, die innere Wahrheit über die äußere Wirklichkeit gestellt hat. Ich konnte ihm übrigens zu seiner Freude von der trefflichen Beantwortung jener grundsätzlichen Frage durch unsern deutschen Dichter Wilhelm Schäfer berichten, der in dem klugen Vorwort zu seiner »Falsbandgeschichte« sagt,

die vornehmste Aufgabe des Erzählers sei es, »den Schatz der Menschheit an bedeutsamen Handlungen zu vermehren, wie es im höchsten Maße Heinrich von Kleist mit seinem Michael Kohlhaas tat«, also in gewissem Sinne »aus menschlichen Handlungen Sagen zu machen«, und geradezu fortfährt: »In Wirklichkeit existiert die Weltgeschichte in den Köpfen« — besser vielleicht: »wird die Weltgeschichte erlebt« — »nur als die Summe solcher Sagen, Napoleon ebensogut wie die Schlacht bei Lützen.« Wie nah übrigens die dichterische Intuition ungesucht zuweilen auch der historischen Wirklichkeit kommt, dafür erzählte mir Heidenstam als merkwürdiges Beispiel die Tatsache, daß vor Jahren ein Herr an ihn geschrieben habe, er möge ihm doch die Quellen zu seiner »Königin der Marodeure« (in den »Karolinern«) nennen, denn der Pfarrer von Narwa, der darin vorkomme, sei ein Vorfahre von ihm, den er nach Art und Schicksal vorzüglich gezeichnet habe und der wirklich damals umgekommen sei; er habe diesem Herrn nur antworten können, daß er die Gestalt des Pfarrers ebenso wie die übrigen Gestalten der Erzählung und ihre Schicksale frei erfunden habe.

Dann erzählte der Dichter von der Sonnenfeier der Studenten, die jedes Jahr an einem andern schönen oder denkwürdigen Ort abgehalten wird, und bei der einer der geistigen Führer des schwedischen Volkes zu sprechen pflegt. Vor einigen Jahren habe diese Feier eben hier in dem uralten Ring der gewaltigen Felsblöcke stattgefunden, und er selbst habe die Ansprache gehalten. Wie sehr wünschte ich mir im stillen, ich möchte dabei gewesen sein. Wie hinreichend muß da sein Aufruf zur festlichen Freude am Leben und an der Arbeit, seine pathetische Liebe zu seinem Volk, seine Begeisterung für die an Norwegens Loslösung, Rußlands drohender Haltung und — an seiner Dichtung erwachte nationale Bewegung gewirkt, wie schön und ritterlich seine hohe germanische Mannesgestalt über die andächtig lauschenden Jünglinge hinweggeragt haben!

Aber Orberga, wo mir Heidenstam die trutzige Kirche zeigte, in deren Turm er zu Beginn seines Romans die heilige Virgitta Schutz suchen läßt, führen wir nach Raddö zurück. Dann ging's nach einem Gang durch den Park und Frau Gretas sorgfältig und sachverständig gepflegten Blumengarten hinunter



Verner von Heidenstam in seiner Bücherei

zum Seeufer, wo wir einen Kahn bestiegen, um uns nach Badstena hinübereuern zu lassen. Unterwegs erzählte der Dichter von seinem Vater, der ziemlich genau nach der Natur im Hans Alienus dargestellt sei; er hatte ihm versprechen müssen, seine Asche in den See zu streuen, den er — wie der Sohn — so sehr geliebt hat. Im fabelhaften Zwielicht einer Hochsommernacht erfüllte Verner von Heidenstam dieses Versprechen. Es schien, als blühe der See einen Augenblick rotgolden auf um sein Boot. Dann versank die Asche des echt nordischen Mannes, der als »Herr über siebenzig Lebensjahre« den Freitod gestorben war wie einst seine Altvordern. Ein Jahr später fuhr Heidenstam mit einem Vetter im Lieblingsboot des Vaters über denselben Teil des Wetter, als eins jener heimtückischen Unwetter losbrach, wie sie dort nicht selten auch dem besten Segler gefährlich werden, und ihr Schiff kentern ließ. Lange hielten sich die beiden jungen Männer schwimmend über der Stelle; schließlich verließen den Vetter die Kräfte, und er sank dem Boote nach. Als er nun so allein noch weiter mit dem See um sein Leben rang, erzählte der Dichter, da habe er gedacht: Nun hat mein

Vater wie ein alter Seekönig sein gebührendes Totenopfer. Schließlich, gerade wie dieser Gedanke sich vollends zu erfüllen schien, kam die Hilfe.

In Badstena drüben besahen wir die altehrwürdige Klosterkirche — das Kloster selbst ist heute Irrenanstalt — und in ihr als besondere Sehenswürdigkeit die Schädel der heiligen Birgitta und ihrer Tochter Karin. Das Schädeldach der Mutter hat einen beulenartigen Auswuchs, auf den der Dichter mit den halb scherzhaft, halb ernsthaft gemeinten Worten hinwies: »Hier saß wohl ihre Heiligkeit drin«, eine Bemerkung, die mir dadurch denkwürdig erscheint, daß sie beweist, wie unbefangen Heidenstam trotz aller Begeisterung für die Helbin seines Romans den ungesunden Zügen in der Frömmigkeit der geschichtlichen Birgitta gegenübersteht. Dann gingen wir zu dem von Gustav Vasa erbauten Schloß hinüber, das deutlich davon spricht, daß Badstena nicht bloß zur Zeit Birgittas und ihres für die Entwicklung der schwedischen Kultur so wichtigen Doppelordens, sondern auch im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert eine blühende, berühmte Stadt war. Heute ist es ein stilles Landstädtchen, das aus seiner

großen Vergangenheit, ähnlich wie das tote Brügge, nur noch die Herstellung seiner Spitzen lebendig erhalten hat, eine Kunst, die übrigens auch des Dichters Gattin ausübt. Im Schloßhof erzählte mir Heidenstam von einer graußigen Bluttat, die der später wahnsinnig gewordene Wasaohn Erik hier an einem Herzog von Ostgotland, einem Liebhaber seiner Schwester, beging.

Nach Nabbö zurückgekehrt, hatte ich nun Muße, die vielen Sehenswürdigkeiten zu betrachten, die das Herrenhaus birgt. Die prächtigen alten Möbel im Kaiserstil und die Ahnenbilder, seltene Stiche und Radierungen, auf denen Szenen aus der schwedischen Geschichte dargestellt sind, naive dalekarlische Bauernmalereien, auf denen biblische Geschichten im Kostüm der Zopfzeit dargestellt sind und zu denen Heidenstam mit großem karikaturistischem Talent einige weitere, jene Naivität parodierende Stücke hinzugefügt hat, und schließlich die zahlreichen Andenken an Freunde des Dichters. Da ist ein großes Bild von Zorn, das ihm dieser einst aus Anlaß seines Aufzuges über das »Schwedische Wesen« gewidmet hatte, eine Lode Tegners, des unglücklichen Gröbings Totenmaske, ein Gedicht, das Holger Drachmann, der vielgeliebte Kavalier, einst auf Nabbö in einer hellen Sommernacht gebichtet und niedergeschrieben hat, ein übermütiges Scherzbild von Larssons Meisterhand und besonders Hanna Paulis Phantasieporträt des »Hans Alienus«, das den Beschauer daran erinnert, daß Heidenstam auch in seinem Leben seiner Vorliebe für das klassische Altertum Ausdruck gegeben hat.

Mittlerweile nahte die Stunde, wo ich meine Reise fortsetzen wollte. Das tat mir um so mehr leid, als gerade während des Mittagmahls, das man ja in Schweden gegen Abend einzunehmen pflegt, der bekannte Stodholmer Literaturhistoriker Ruben Berg, ein Freund Heidenstams, zu Besuch eintraf. Gern hätte ich die nähere Bekanntschaft dieses liebenswürdig-beiteren, geistreichen Mannes gemacht, der in seiner ausgezeichneten Sammlung schwedischer Dichtercharakteristiken »Svenska Skalders från Nittitalet« viel zum Verständnis Heidenstams beigetragen hat, und der durch seine trefflichen schwedischen Literaturbriefe im »Literarischen Echo« die Verbindung zwischen deutschem und schwedischem Schrifttum dauernd neu belebt. Aber man soll aufhören, wenn es am schönsten ist. Das sagte ich auch zu dem Dichter selbst, als er mich herzlich einlud, noch einen Tag zuzugeben. Und als mich nun das Boot wieder hinübertrug über den See und ich meinen Gastfreunden dankbar zurückwinkte, da mußte ich, daß ich nicht nur einen der großen Dichter der Weltliteratur, sondern auch einen der vornehmsten, eigenwüchsigsten Menschen unserer Zeit, einen der großen Sieger über die nordisch-germanischen »Grauwettergedanken«, einen wirklichen Herrenmenschen, dem es mit Leben und Kunst heiliger Ernst ist, hatte kennenlernen dürfen, und daß ich ihm und seinem Hause zeitlebens in wahrer Verehrung verpflichtet sein werde. Und ich gedachte des Wortes: »Sieh um dich, und so du einen Eignen gewahrst, freue dich deines Augenlichts!«

Mein Herz ist doch bei dir

Was tut's, wenn ich dir mal nicht schreib',
Wenn ich nicht immer treu dir bleib',
Wenn ich mal musizier'
Aus Abermut, zum Zeitvertreib
Vor einer Andern Tür?
Mein Herz ist doch bei dir!

Was tut's, wenn ich beim Weine sitz'
Und mit den Freunden mich erhit'
Und lach' und rätsonier'
Und über Wiß und Aberwiß
Vergesse deiner schier?
Mein Herz ist doch bei dir!

Was tut's, wenn ich muß von dir gehn,
Vielleicht auf Nimmerwiedersehn,
Als grauer Kanonier?
Sähst du auch nie das Kreuzlein stehn
Schmudlos zu Häupten mir:
Mein Herz ist doch bei dir!

Walter Schottelius



Jakob Alberts:

Marischlandtschaft

Von Kunst und Künstlern

Jakob Alberts: Rotterdam; Flusslandschaft; Marischlandtschaft; Allee im Eutiner Schlosspark — Franz Eürcke: Sommerregen — Felix Bürger: Sommertag — Adolf Gebhard: Im Rußenlande — Karl Bauer: Die Mutter des Künstlers; Ein Ehepaar; Gelehrten- und Dichterbildnisse: Camarck, Goethe, Darwin, Haackel, Stefan George — Anny Doewenstein: Damenbildnis — Fritz Gärtner: Kronprinz Rupprecht von Bayern

Jakob Alberts, der unsern Lesern aus zwei größeren Aufsätzen (Juliheft 1903 und Oktoberheft 1908) vertraut ist, der aber gerade deshalb doppelten Anspruch hat, ab und an mit seinen neueren Schöpfungen wieder vor sie hinzutreten, hat in seiner Jugend vielerlei Meister und Lehren erprobt. Er hat bei Peter Janssen in Düsseldorf, bei Wilhelm Diez in München, bei Lesebore und Constant in Paris, er hat in Ungarn, Florenz, Norwegen und London studiert, seiner Heimat Schleswig aber haben ihn all diese mannigfachen Eindrücke und Einflüsse nicht untreu machen können; sie bricht in seinen Werken überall wieder hervor, ihr gelten seine besten und tiefsten Arbeiten. Nur darf man den Begriff Heimat bei ihm nicht allzu eng fassen. Die friesischen Marsch- und Halligenlandschaft der schleswigschen Westküste mit ihrer schweren dunstigen Luft- und Lichtstimmung hat sich ihm erweitert zu der nordischen Küstenlandschaft überhaupt, gleichviel, ob er seine Stoffe in Holland oder in der ostholsteinischen Seen- und Hügellandschaft sucht. Längst schon hat seine Kunst den

Begriff des »Halligmalers«, unter dem er einst gefeiert wurde, gesprengt. Aber seine Art, zu sehen, das Unscheinbare und Winzige impressionistisch zu erfassen und doch gleich wieder in Bildwirkung umzusetzen, begleitet ihn weit über die Grenzen seiner Heimat hinaus. Namentlich in den holländischen Flachlandschaften kam ihm dafür viel entgegen. Um sich die Verwandtschaft zwischen seinen Bildern und denen der alten Holländer zu vergegenwärtigen, braucht man nur einmal auf den Anteil zu achten, den bei ihm der Himmel am Bildraum hat (»Flusslandschaft bei Haarlem«). Aber auch in der Tonstimmung begegnet uns manche Verwandtschaft, während Alberts — zumal in seinen neueren in breiter pastöser Behandlung und frischer Freilichtwirkung gemalten Bildern — in der Auflösung der Umrisse, in der Betonung der umbildenden Kraft, die die feuchte Seeluft auf die Gegenstände ausübt, seine eignen Wege geht (»Rotterdam«). Die Allee im Eutiner Schlosspark ist häufig gemalt worden, auch von Liebermann, aber kaum ein anderer als Alberts ist so ohne jedes belebende Beiwerk, einen Spaziergänger, eine weiße Bant



Karl Bauer:

Aust. Bischoff, Jena

Varnard

Aus dem Phyletischen Museum zu Jena



Karl Bauer:

Aust. Bischoff, Jena

Goethe

Aus dem Phyletischen Museum zu Jena

oder dergleichen, ausgelassen, und doch, wie leben die hintereinandergereihten, von Licht und Schatten durchspielten Stämme! Man spürt an diesem einen Baumgang die ganze von klassisch-romantischen Erinnerungen geweihte Vornehmheit dieses alten einzig schönen Parkes, auf dessen Wegen Boß und Weber gewandelt sind. — Auf der Marschlandschaft, die wir hier im Texte wiedergeben, finden wir links das Pastorat in Westerhever bei Garding festgehalten, in dem Alberts' Wiege stand (geb. 30. Juni 1860), und das auch ihn durchaus zum Seelenhirten machen wollte, bevor sich seine zeichnerische Begabung bei Eltern und Lehrern Achtung erkämpft hatte.

Wie bei Alberts der äußerste Norden Deutschlands, so herrscht bei Felix Bürgers, dem Mitglied der Münchner Sezession, der äußerste Süden. Freilich holt sich der »Sommerstag«, diese ernste, fast dramatische Julistimmung, sein

Motiv aus dem Dachauer Moos, dem Dill und andre Bezwingen der eigentümlichen einsamerhabenen Schönheiten dieser Hochflächenlandschaft nördlich von München nicht mit Unrecht eine starke norddeutsche Note zuschreiben.

Franz Türde, der junge Berliner Maler, von dem wir wiederholt streng stilisierte Landschaften gezeigt haben, macht augenblicklich eine bemerkenswerte Wandlung durch. Er sucht jetzt vor den Toren Berlins in den Wäldern zwischen Wannsee und Machnow, aber auch in der Rhön, das stillere, verschwiegene Leben der Natur zu erfassen, einen Waldwinkel, eine Baumgruppe, eine Moosfläche, und dabei wendet sich seine Kunst, die sich bisher vornehmlich vom Zeichnerischen beherrschen ließ, mehr und mehr dem Malerischen zu. Unsere Landschaft »Sommerregen«, das erste Bild von Franz Türde, das wir farbig bringen, gehört auch schon hierher, zeigt uns aber zugleich, daß der



Musn. Bischoff, Zena

Karl Bauer: Darwin
Aus dem Phyletischen Museum zu Jena



Am. 21000, Jena

Karl Bauer: Haeckel
Aus dem Phyletischen Museum zu Jena

Künstler einstweilen noch nicht in Gefahr kommt, über der neuen Liebe seine alte, den weiten Blick, die starke Linie und die große Anschauung, zu verraten.

Adolf Gebhard ist Landschaftler in so ausgeprägtem und betontem Sinn, daß kaum etwas anderes in ihm Platz hat, daß er nach eigenem Geständnis ohne die innige Berührung mit Bäumen, Wiesen und Wolkcn gar nicht leben und schaffen könnte. Die einsame Nordseeinsel Föhr war es, die ihn die Natur, diese herbe nordische Natur mit ihren weiten Blicken zuerst lehrte, und seitdem sucht er auch im Vogtlande, das dem Rheinländer zur zweiten Heimat wurde, unermüßlich nach den Schönheiten der norddeutschen Tiefebene, die ihn in seinen künstlerischen Anfängen so tief bewegten. Eine »Belebung« der Landschaft durch Figuren hatte Gebhard wohl zuweilen angestellt, z. B. das Aufjubelnde eines Birkenwäldchens im

Frühling durch einen Wanderer unterstrichen, aber bald schien ihm solche Beigabe wie ein Verrat an seinem künstlerischen Ideal, und so verzichtet er denn heute auf alle Nebenabsichten, um die Landschaft allein ausprechen zu lassen, wovon sein Herz voll ist. Bei dem von uns farbig wiedergegebenen Bilde »Im Reußenlande«, dessen Vorherbststimmung der Jahreszeit um eine Strede vorauseilt, kam es ihm darauf an, jene verhaltene Schwermut festzuhalten, die erzeugt wird durch eine eigentümliche Mischung von Lyrik und Epik, von Ernst und Heiterkeit, von wärmster und kältester Farbe, dem Gelbrot und Violett, die zugleich beruhigend und erregend stimmen: das vergehende Licht des Herbsttages, die weiche Verschwommenheit der Ferne, in der die Sonne ihre farbenzeugende Kraft nur spärlich zu betätigen vermag, und im Gegensatz dazu der Glanz auf den fast zu weißen Birkenstämmen



Karl Bauer: Der Dichter Stefan George

und das Aufglühen der braungoldenen Kronen, also ein erregend wirkender Vordergrund vor einer melancholisch stimmenden Ferne. Diese Wirkung wird noch gesteigert durch die grünen und violetten Farben des Vordergrundes, durch das lichtere Blau des Himmels und den stillen Widerschein der mattglänzenden Wolken, die gewissermaßen als Obertöne mitschwingen. Den silbergrauen Ton freilich, der trotz der goldigen Herbstsonne über dem Ganzen liegt und ihm eine schöne, friedliche Ruhe gibt, läßt unser Druck vermissen — ganz trifft nun mal so eine Übersetzung ins Mechanische, wie es jede Vielfältigkeit ist, die Schönheiten des Originals nie.

Von Karl Bauers eigentümlicher Bildniskunst, die mitteninne steht zwischen Porträt- und Historienmalerei und eine verbindende Brücke schlägt zwischen körperlichem Abbild und geistig-seelischem Typus, suchen wir durch Zusammenstellung verschiedener Arten seiner schon nach Hunderten zählenden Bildnisblätter eine Vorstellung zu geben. Den grundlegenden Unterschied in der Wirkung eines »Abbildes« und eines »Bildnisses« hat Waegholdt in seiner »Kunst des Porträts« ungefähr so gekennzeichnet: Dort, im »Abbild«, gibt das Kunstwerk Empfindungs- und Anschauungsfragmente,

deren Ergebnis ein mit ebenbildmäßiger Treue wiedergegebener Ausschnitt aus dem Dasein einer Person ist; hier, im »Bildnis«, fühlen wir im Niederschlag unzähliger Eindrücke und Erfahrungen die Summe eines menschlichen Daseins, den Fond (Kern) einer Persönlichkeit. Das Abbild läßt die Empfindung der Möglichkeit und, falls das Modell uns bekannt ist, die der Tatsächlichkeit in uns wach werden, allein aber dem Bildnis kommt der Charakter der Notwendigkeit zu. Es ist derselbe Gradunterschied, den Hebbel einmal für das Drama aufstellt: 1. Stufe künstlerischer Wirkung: es kann so sein! 2. Stufe: es ist! 3. Stufe: es muß so sein! In dem Streben nach diesem »Es muß so sein« liegt Bauers eigentliche Bedeutung. Er hat in seinen Radierungen, dem Ehepaar und der Mutter, bewiesen, daß er unmittelbar nach dem Leben, dem vor ihm sitzenden oder stehenden Modell schaffen kann, denn diese drei Menschen sagen uns, ohne daß wir einen von ihnen lebhaftig zu Gesicht bekommen haben, daß sie »ähnlich« sind. Aber schon hier bemerken wir ein über die lebhaftige Ähnlichkeit hinausgehendes Streben nach dem Kennzeichnenden, Wesenhaften und Gattungsmäßigen. Dieses »Ehepaar« ist nicht nur Herr und Frau X., geb. Y., es ist ein Menschenpaar, das durch gleiche geistige Interessen, gleiches Fühlen verbunden und im Augenblick, bei Betrachtung der Goethischen Totenmaske, sich ohne Wort und Bild dieser Gemeinschaft bewußt ist; und diese »Mutter des Künstlers«, sie ist mehr als die Frau Bauer im soundsovielten Jahre ihres Lebens, ist ein Sinnbild des ehrwürdigen, hoheitsvollen Begriffs Mutter, der Mütterlichkeit überhaupt. Da sind wir nun schon bei dem, wonach Bauer bei seinen berühmten gewordenen geistigen Bildnissen, dem Hauptzweig seiner künstlerischen Tätigkeit, trachtet: das aus dem Sinn, Denken, Schaffen und Wirken herausgeläuterte Wesen, den von den Schalen und Schladen irdischer Zufälligkeiten befreiten Kern der geistigen Persönlichkeit wollen sie der Mittwelt offenbaren, der Nachwelt überliefern. Besonders Goethe hat Bauer so nach gründlichen Studien, von denen u. a. sein Buch »Goethes Kopf und Gestalt« (Berlin, Mittler) Zeugnis ablegt, in allen Altersstufen, hauptsächlich in Ursteindrücken, nachgeschaffen (Kunstdruckerei des Künstlerbundes Karlsruhe). Aber auch Luther, Shakespeare, Schiller, Kant, Nietzsche, Wagner, Schopenhauer, Beethoven, Liszt, Hugo Wolf, Kleist, Heine, Mörike, Hölderlin, Gerhart Hauptmann, Stefan George, Heinrich Lilienfeld u. a. m. finden wir in seinem Bildniswerk. Meistens hat er sich dabei auf den Kopf, als den vornehmsten Träger und Offenbarer der Geistigkeit, beschränkt, manchmal aber auch, wie in den Na-

turwissenschaftlicher-Bildnissen des Pöplelischen Museums in Jena, wo es zugleich auf monumentale und dekorative Wirkung ankam, die ganze Gestalt — gleichfalls nach gründlichen anatomischen und kostümlichen Studien — sprechen lassen.

Die Farbe spielt bei dem Charakteristiker Bauer nur eine untergeordnete Rolle; in Annys Loewensteins Damenbildnis ist sie fast zu stark betont. Besonders das Blumenmuster der Tapete trägt eine gewisse zerstreute Unruhe in das Bild, die der Porträtwirkung gefährlich zu werden droht. Aber wahrscheinlich kam es der Berliner Künstlerin darauf an, durch ein Stück natürlicher Umgebung die Geschmacks- und Lebenssphäre der Dargestellten anzudeuten. In diesem Sinne gehört auch der Hintergrund, die »Hölle«, zur Charakteristik des Modells. Man denke nur an Zwitschers »Frauenbildnis vor Blumen« oder an das Bildnis eines »Prinzchens« von Vittore Pisano (Louvre), das sich von einem Blumengrund mit flatternden Schmetterlingen abhebt. Jedenfalls überträgt sich die flimmernde Unruhe des Tapetenhintergrundes nicht auf das Bildnis selbst. Mit fester und sicherer Hand ist das Kennzeich-

nende der Erscheinung in den starken, bestimmten Zügen des Gesichts und der ruhigen Glächhaftigkeit des Kleides hervorzuhoben.

Fritz Gärtner erfreut uns wieder mit einem seiner mannhaft-learnigen Heerführerbildnisse. Diesem Kopf des Kronprinzen Rupprecht von Bayern, des Siegers von Lothringen, sieht man es an, daß sein Träger durch das Feuer der Schlachten und, was vielleicht noch mehr sagen will, durch die Geduldsprobe des langen Stellungskrieges gegangen ist. Zum 48. Geburtstag des bayerischen Feldherrn rühmte der Feldgeistliche Dr. Aufhäuser in der »Killer Kriegszeitung« dessen »schlichtsolbatisch einfaches, leutselig gewinnendes Wesen«, das ihn seinen kampfbewährten Truppen ebenso vertraut und lieb gemacht habe wie manche harte Schicksalsfügung in seinem persönlichen Leben. »Sein hoher Gerechtigkeitsinn,« fügt er hinzu, »seine tiefe Menschenkenntnis, sein einzig Streben, dem Wohle des Vaterlandes zu dienen in ernster Pflichterfüllung, stempeln ihn zugleich zum glücklichen Vertreter des Grundsatzes, daß die Besten herrschen sollen, in einer Zeit, da sich unsre Feinde unter das Banner einer uns fremden Demokratie scharen.«

G. D.

Ein später Juniabend fern im märk'schen Land

Ein später Juniabend fern im märk'schen Land —
In stillem Frieden liegt der Gottesgarten.
Ich seh' mein Töchterchen mit ems'ger Hand
Vergeßne kleine Kindergräber rwaren.
Hier rausch sie einst aus ihrem Eimerlein
Von Staub und Regenspur die Englein rein
Und huschte durch die Hügel hier und dort,
Und mit den Kleinen, die darunterliegen,
Sprach sie, wie Mütter tun, manch liebes Wort,
Wenn sie zum Schlummer ihre Kindlein wiegen.
Den kahlfen Hügel aber suchte sie sich aus
Und schmückte ihn mit einem Wiesenstrauß. —

Nun ruht auch sie schon nahe jenen Reih'n,
Um die sich einstens ihre Hände mühten;
Ich aber stehe jetzt vor ihrem Stein
Und kränze ihn mit Sommerfeldesblüten.
Doch einen Teil davon leg' ich in ihrem Sinn
Auf jenen kleinen kahlen Hügel hin ...

Ein kleiner Friedhof fern im märk'schen Sand —
Die Sonne hat den Tageslauf beendet,
Vom Föhrenvalde kommt ein kühler Rauch,
Die Blumen schlafen und — die Toten auch.

Heinrich Knöfel

Literarische Rundschau

Wenn nicht alles täuscht, gehen wir einer neuen Blüte der künstlerischen Übersetzung entgegen. Oder besser: wir genießen sie schon. Ich erinnere nur an den Kreis um Stefan George, an Wilamowitzens Übertragungen der griechischen Tragiker, an Walther Amelungs Catull und Franz Werfels »Troerinnen«. Der gemeinsame Grundsatz all dieser verschiedenen Bemühungen um die Eindeutschung antiker Dichtungen scheint der zu sein: Treue des Inhalts, Freiheit der Form. Diese Freiheit der Form geht so weit, daß man sich weder durch Versmaß und Rhythmus, noch durch Bild und Ausdruck des Originals fesseln läßt. In die Reihe solcher »Treu-Freien« gehört auch der neue Horaz-Übersetzer Vincenz Hundhausen, der für Wilh. Borngräbers Verlag in Berlin die Oden nachgeichtet hat (geb. 3 M.). Für die Art seiner Übertragung ist schon der vorangestellte Sinnpruch aus Ode 9 (An Thaliarchus) bezeichnend:

quid sit futurum cras fuge quaerere et
quem fors dierum cumque dabit lucro
adpone, nec dulcis amores
asperne puer neque tu choreas:

In die Zukunft späh'n die Feigen.
Jeden Tag nimm als Gewinn!
Lenke deinen Fuß zum Reigen
Und zur Liebe deinen Sinn!

Das übersetzt noch Geibel wortgetreuer, aber auch schwerfälliger und fremder:

Was morgen sein wird, forsche du nicht. Gewinn
Sei jeder Tag dir, welchen das Glück beschert,
Und nicht die süße Lieb', o Knabe,
Ober den festlichen Reih'n verachte ...

Aber auch Ernst Günthers Übersetzung (aus den Jahren 1822 und 1824), die sich schon des Reims und deutscher Versmaße bedient, bleibt noch weit entfernt von der Knappheit, Leichtigkeit und Natürlichkeit Hundhausens:

Ruht nicht stets mit trübem Sinn
Nur an morgen denken;
Jeder Tag sei dir Gewinn,
Den die Götter schenken.
Offen sei des Jünglings Brust,
Eh die Loden grauen,
Für den Reigen, für die Lust,
Für die holden Frauen. —

In dieser kurzen Probe und Gegenüberstellung haben wir die ganze Art der neuen Horaz-Übertragung: höchste Freiheit in der Wortwiedergabe, völlige Befreiung vom antiken Versmaß, dafür aber innigste Anschmiegun an Ton, Farbe, Gefühl und innere Stimmung des Originals — daher die für jede Ode neu und besonders gesundene Strophe und Reimstellung

—, aber nicht jene weitgehende Metempsychose, die, ähnlich wie Gebhardt oder Uhde in ihren Gemälden aus der heiligen Geschichte, alles Altertümliche ins Deutsche und Gegenwärtige gewandelt. Wem es um eine historisch-philologische Übersetzung, eine bloße Widerspiegelung des römischen Lyrikers zu tun ist, der wird bei Hundhausen nicht auf seine Rechnung kommen; wer aber Horazens lebensfrohen Mut, seine heitere Daseinslust, seinen pathetischen Ernst und seine feurige Bewunderung heldenmütiger Kampfstaten unmittelbar, doch ohne Vertilgung seines Erdgeschmacks genießen möchte, der kann keinen besseren Schenken für solch Gastmahl wählen als diesen neuesten und frischesten Horaz-Nachdichter, der, wie uns der Verlag verrät, sein Buch als Verwundeter in einer Ruhepause mitten zwischen den furchtbarsten Kämpfen dieses Krieges vollendet hat.

Ein ernster Wettbewerber ist diesem Horaz-Übersetzer in Karl Voll erstanden, der für den Verlag Beck in München die Oden und Epoden übertragen hat (Horaz, Lyrische Gedichte; geb. 5 M.). Was ihn mit Hundhausen vereinigt, ist der Reim, was ihn von diesem Vorgänger trennt, die Beibehaltung oder doch die Beachtung der antiken Versformen. So haben wir z. B. in der Thaliarchus-Ode (I, 9) beides: den deutschen Reim und die alkäische Strophe, so daß das vierte Versgebilde also lautet:

Was morgen sein wird, forsche nimmer du!
Jedweder Tag, den legt ein Gott dir zu,
Sei dir Gewinn; der Liebe Kränze
Verschmäh', o Freund, nicht und die Reigen-
tänze ...

Ich kann in dieser doppelten Formpflege keinen Gewinn sehen; eins widerstreitet dem andern. Entweder Gretchen oder Helena! Dabei sei gerne anerkannt, daß Voll in der Treue gegen den Sinn, die Färbung, die Bildwahl und die Sprache des Originals alle erdenkliche Treue wahrt.

Ich lasse mich in der Meinung nicht irremachen, daß wir von allen unsern Feinden und Widersachern mit Rußland am ehesten und gründlichsten zu einer Verständigung kommen werden. Die Verbindung unsers östlichen Nachbarn mit Frankreich, mehr noch mit England, ist zu unnatürlich, als daß sie von langer Dauer sein könnte, und umgekehrt fordern so viele reale und ideale Gemeinsamkeiten gute, wenn auch vorsichtige Beziehungen zwischen uns und Rußland, daß nicht bloß eine Rückkehr zu dem alten Verhältnis, sondern seine Vertiefung zu erwarten ist. Schon sieht man bei einigermaßen aufmerkamer Beobachtung die Literatur ihre

Fühlhörner austrecken. Seit langem sind nicht so viele gute Bücher über oder aus Rußland bei uns erschienen, wie jetzt. Meistens dienen sie den unmittelbaren Interessen der Gegenwart, doch wird auch die Geschichte nicht vernachlässigt, zumal aus den Gebieten, die enge Berührungen zwischen deutschem Geist und russischem Volkstum aufweisen. Ein solches noch heute höchst lehrreiches Buch der Denkwürdigkeiten sind die von Prof. Dr. Theodor Schiemann eingeleiteten Lebenserinnerungen »Ein deutscher Arzt am Hofe Kaiser Nikolaus' I. von Rußland«, geschrieben von Prof. Martin Mandt, herausgegeben von Veronika Lüche (München, Dunder & Humblot; in Halbleinen geb. 7 1/2 M.). Wir haben kaum etwas, was mehr an vertraulichen und zuverlässigen Nachrichten zur Geschichte Rußlands zwischen 1835 und 1855 bietet. Mandt war ein Gelehrter von wohlervorbenem Ruf, als er in seinem 35. Lebensjahre als Leibarzt der geistreichen und edlen Großfürstin Helene Pawlowna an den russischen Hof gezogen wurde. Sechs Jahre danach übernahm er schweren Herzens die verantwortungsvolle Aufgabe, dem Kaiser selbst als Leibarzt an die Seite zu treten, und es ist bewunderungswürdig, wie er ihr genügt hat. Inmitten der Ränke, die ihn umgaben, verstand er seine Persönlichkeit fest zu behaupten und der oft rücksichtslosen Natur Nikolaus' einen unbeugsamen Willen in allen Fragen entgegenzusetzen, deren Entscheidung von seinem wissenschaftlichen Gewissen abhing. Dieser Leibarzt war durchaus uneigennützig; er hat niemals nach politischem Einfluß gestrebt und ihn auch nie gehabt. Aber seine scharfe Beobachtungsgabe hat ihn vor allen Illusionen in der Beurteilung der Menschen bewahrt, mit denen Beruf und Stellung ihn in Beziehung brachten. Wir verdanken dieser Fähigkeit eine ganze Reihe scharf umrissener Charakterbilder von Mitgliedern des kaiserlichen Hauses: der Kaiserin, den kaiserlichen Töchtern, dem Hofstaat und einigen hervorragenden Staatsmännern. Keins dieser Bilder ist geschmeichelt, aber auch keins verzerrt. Zum erstenmal finden wir hier u. a. eine zuverlässige Charakteristik Barbara Melidows, der Geliebten des Kaisers während seiner letzten Lebensjahre. Was diese Lebenserinnerungen außerdem so anziehend macht, ist der oft grotesk-komische Gegensatz zwischen diesem kerndeutschen Professor, der als Typus alle Züge deutschen Wesens an sich trägt, und den echt russischen Figuren der Petersburger Gesellschaft. Aufklärung über Fragen der inneren und äußeren Politik des Kaisers findet man bei Mandt nicht, aber er hilft uns vielfach dazu, sie, die noch heute nachwirken, besser zu verstehen.

*

Unsre durch die kriegerischen Ereignisse geweckte Teilnahme für das flämische Volk und sein Schrifttum fällt zusammen mit einer von Tag zu Tag wachsenden Neigung für den großen Geschichtsroman. Da konnte es nicht fehlen, daß Hendrik Conscience, der erste, der den Ruhm der flämischen Literatur über die Grenzen des Landes hinaus in die Welt trug und der zugleich unmittelbar aus der großen Vergangenheit seines Landes und Volkes schöpfte, zu neuem Ruhm gelangte. Namentlich aber war es sein Roman »Der Löwe von Flandern«, der nach einem Schlummer von fast einem Jahrhundert seine glänzende Auferstehung feierte. Das ist wohlbegreiflich, denn hier kommt noch ein andres hinzu, dem Buche seinen alten Erfolg zurückzuerobern: sein Inhalt, der gipfelt in dem siegreichen Triumph der Flamen über Frankreich, den Unterbrücker ihrer politischen Freiheit. Die goldene Sporenschlacht von Kortrijk (11. Juli 1302), in der zwei Bürger Brügges, der riesenstarke Vorsteher der Fleischerzunft Jan Breydel und der staatskluge Pieter de Conind, Vorsteher der Weberzunft, die Flamen zu ihren glänzenden Siegen führten, findet hier eine dichterische Verherrlichung, die sich auch vor der Größe und Macht der Gegenwart behauptet, jedenfalls noch nichts von der Kleinlichkeit verrät, der Conscience in seinen späteren Geschichten manchmal verfallen ist. Wir haben diesen Roman in guten deutschen Übersetzungen seit Kriegsbeginn mehrmals erhalten. Allein für sich in einer von Kurt L. Walter van der Bleek im Auftrage des Flämiganten-Ausschusses besorgten Ausgabe bei Wilhelm Borngräber in Berlin (geschmackvoll geb. 3 M.); im Rahmen einer Auswahl der Conscience'schen Werke, als Band 2, bei Friedrich Pustet in Regensburg (geb. 3 M.). Diese Übersetzung ist ungefälscht, folgt dem Original aufs genaueste und ist mit einer Wiedergabe des Titelholzschnittes geschmückt, den der Antwerpener Historienmaler Gustav Wappers, ein Freund des Dichters, für die flämische Ausgabe vom Jahre 1856 beigezeichnet hatte. Er ist für unsern heutigen Geschmack allzu akademisch-allegorisch gehalten und trifft keineswegs die plastische Kraft, die das Schlachtengemälde und die beiden männlichen Hauptgestalten des Romans erfüllt.

Einige Zeit früher schon hat Otto von Schachning uns in guter deutscher Übersetzung das Seitenstück zu dem »Löwen«, den großen Conscience'schen Geschichtsroman »Jakob von Artois« (gleichfalls bei Pustet), gegeben. In seinem germanischen Grundzug kommt uns dieser Roman eigentlich näher. Die geschichtliche und realistische Treue ist meisterhaft. Aber auch der heldenhafte Charakter des gewaltigen Volkstribunen, der als genialer Gesetzgeber, flu-

ger, weithäufiger Staatsmann, als glänzender Redner und begabter Gelbherr die Fäden zu den Geschicken seines Volkes in seiner Hand sammelte, tritt kraftvoll, fast überlebensgroß hervor. Man begreift, daß dieser erhabene Vertreter des mittelalterlichen belgischen Bürgertums mit dem Ehrennamen eines Wilhelm Tell der Flämen ausgezeichnet worden ist. Auch hier waltet der große sittliche Gedanke der germanischen Freiheits- und Vaterlandsliebe im Kampf gegen französisch-wallonische Begehrlichkeit.

*

Über Maria Theresia gab es bis zum hundertsten Gedenktage ihrer Geburt kein biographisches Buch, das die rechte Mitte gehalten hätte zwischen breiter, gelehrter Ausführlichkeit und flüchtiger Flüchtigkeit. Auf der einen Seite die ungeheure archivalische Breite des Arnehtschen Wertes, auf der andern der nur notdürftig zur Buchform erweiterte Essay von Carry Brachvogel in der Zobeltschens Sammlung »Frauenleben«. Eine so vollstümliche, tüchtige Herrscherin und kein volkstümliches gebiegenes Lebensbild! Dem hat nun der 13. Mai 1917 ein Ende gemacht. Seitdem haben wir das Festgeschenk der Eugen Gugliaschen Biographie: Maria Theresia, ihr Leben und ihre Regierung (zwei Bände mit 14 Bildtafeln; geb. 18 M.; München, Oltenbourg). Wirklich eine »Biographie«, eine persönliche Geschichte der Kaiserin. Und zwar, was schon unmodern zu werden drohte, eine erzählende Biographie, die sich aus Vornehmheit und Originalitätsjucht nicht scheut, auch Bekanntes in schlichter Form zu wiederholen, weil es nun mal zum Gesamtbau gehört. Hier weiß man doch wieder, was »Geschichte« ursprünglich heißt: kunstvolle Auswahl, übersichtliche Anordnung, anschauliche Wiedergabe des Geschehenen. Hier wird nicht »geredet«, werden keine geistreichen, verblüffenden Gedanken aufgereiht, hier wird episch erzählt, oft mit den eignen Worten der Selbin. Und doch kein in der Vergangenheit beschlossenes und gefesselter Wert, nein, ein Buch, das den Sonnenschein und den Schatten der Gegenwart gekostet und aus den Lehren des Krieges, unter dessen Wetter es entstanden ist, Nutzen gezogen hat. Der noch bei Arneht mit einer beinahe leidenschaftlichen Einseitigkeit betonte Widerstreit zwischen Österreich und Preußen, der ja, während er schrieb, zu der kriegerischen Auseinandersetzung von 1866 führte, mußte verblasen, die englische Politik von 1914 ließ die in den Tagen des Erbfolgekrieges beobachtete vielleicht schärfer beurteilen, das Verhältnis zu Rußland erhielt seine Beleuchtung hier und da von den heutigen Beziehungen her. Guglias Feder, in ähnlichen Aufgaben mehrfach erprobt — wir erinnern nur an seine Bücher

über Leopold von Ranke und Friedrich von Gentz —, hat auch hier die äußerlich so ruhige, innerlich so belebte Meisterschaft seiner wahrhaft historisch-naturalen Darstellungskunst bewährt. Diese lebenswahre Anschaulichkeit bleibt dem Buche auch da treu, wo es von der reichen und warmen Persönlichkeit der Kaiserin hinübergreift auf ihr kühles, männlich verstandesmäßiges Regierungswerk, auf den Ernst ihres sozialen Wirkens, auf die vielverzweigte Entwicklung des Kaiserreichs aus mittelalterlichen Verhältnissen zu modernen. Genug: wir haben wieder ein Werk der deutschen Geschichte mehr, aus dem sich mit Genuß lesen und lernen, mit dem sich leben und wiedererleben läßt.

*

Nur dem oberflächlichen Blick wird es sonderbar erscheinen, daß sich mitten im Kriege bei uns Mittelebenden ein so starker Sehnsuchtsdrang nach der Natur und ihren friedlich-anmutigen Offenbarungen zumal in der Blumenwelt regt. Bei ein wenig Nachdenken ist nichts erklärlicher und — tröstlicher als diese unter Kanonendonner geborene Blumenliebe des Deutschen: alles Stille, Schlichte und Freundliche gewinnt an Wert, nachdem eine Weile das Gewaltige, Laute und Stürmische geherrscht hat, wie nach einem vernichtenden Wetter die geretteten Blüten doppelt erfreuen, und niemals neigt sich des Menschen Herz williger und dankbarer dem Kleinen, Lieblich-Anmutigen zu, als wenn es eben von mächtigen Schicksalsschlägen zur Demut befehrt worden ist. Unter dem Hauch dieser Gefühlsstimmung beginnt denn auch jetzt schon eine Literatur der Blumenpflege zu entstehen. Zwei dieser Bücher verdienen, daß ihnen der Weg in recht viele Hände und Herzen geebnet werde. Das erste, ein Werk des Gartensachmanns Karl Foerster in Bornim bei Potsdam, handelt vom »Blumengarten der Zukunft«, schildert auf Grund langer Erfahrungen und mit Hilfe vieler guter, zum Teil farbiger Bilder (nach Naturaufnahmen) das neue Zeitalter des Gartens und das Geheimnis der veredelten winterfesten Dauerpflanzen (Berlin, Furche-Verlag; geb. 4 M.). Man nehme sich der Anlage dieser merkwürdigen Blütenstauben zu widmen, die nach so geringer Pflege eine so reiche Pracht entfalten, wie die Bilder sie zeigen. Aber auch wer nicht daran denken kann, sich im eignen Garten oder Gärtchen zu versuchen, wird hier Liebe und Verständnis für Blumen gewinnen und für den Blütenstaub im Zimmer wertvolle Winke finden. — Da nun steht das zweite Buch ein: Blumen und Ranken. Gebunden von Franziska Brud. Mit 55 teils farbigen Tafeln (München, J. Brudmann A.-G.; geb. 6 M.). Vor der Blumentünstlerin Franziska

Brud haben sich auch unsre Kunstzeitschriften nicht lange verschließen können: was sie brachte, trug in der Zusammenstellung und in der Farbenstimmung den Stempel der ernstesten Kunst zu deutlich an der Stirn. So ist es begreiflich, daß der Verlag J. Brudmann in München es unternommen hat, in einem reizvoll ausgestatteten Buch all die Fülle von Schönheit einzufangen, die den Blumengebinden Franziska Bruds innewohnt. Ob sie einen einfachen Blumenstrauß anordnet, ob sie für eine Festtafel oder den Weihnachtstisch den Schmuck schafft, ob sie einen Trauerkranz bindet oder das Bild einer Frau mit Blumen umwindet, immer zeigt sie eine aufs höchste gesteigerte Feinfühligkeit, die Zweckmäßigkeit mit vollendetem Geschmack verbindet. Auf 55 teilweise farbigen Tafeln werden, dem Wechsel der Jahreszeiten folgend, die Verwendungsmöglichkeiten der Blumen und Kräuter gezeigt, und wenn es auch keine schlechthin lehrbare Kunst ist, die Franziska Brud ausübt, so ergeben sich doch aus diesen Beispielen für Blumenfreunde laufend Anregungen.

Spanien unter Kreuz und Halbmond. Eine Wanderfahrt durch Geistes- und Wirtschaftsleben, Land und Literatur von einst und heute. Von Dr. Franz Kuppers (Leipzig, Klinkhardt & Biermann; geh. 9 M.).

Wie sich die Zukunft auch entwickeln mag, der Deutsche wird nicht darauf verzichten können, über Spanien mehr zu wissen, als ihm von den Schulbänken her hängengeblieben ist. Die deutsch-spanischen Vereine, die sich aus solchen Erwägungen heraus während des Weltkrieges gebildet haben, zielen darauf ab, das wechselseitige Verständnis der beiden in ihrem sittlichen Empfinden und ihrem Gefühlsreichtum verwandten Völker zu fördern und die aus der Verlage sich ergebende Gemeinsamkeit künftiger Vorteile vorzubereiten, um damit »schwerwiegende Versäumnisse« nachzuholen. Auch Kuppers' Buch dient, wenn auch selbständig und freiwillig, diesen Absichten. Es will versuchen, Spanien bei uns volkstümlicher zu machen, indem es durch allgemeinverständliche Erzählung die Ergebnisse der zuverlässigsten wissenschaftlichsten Forscher mit dem selbst Angesehenen und Erlebten verwebt. Verhimmelungen darf man hier nicht suchen, das Buch läßt es sogar an ernstester Kritik und leisem Spott nicht fehlen. Aber es ist unterhaltend überall; so viel Sachgelehrsamkeit auch vom Verfasser befragt worden ist, dies Buch ist nicht für den Fachgelehrten und nicht vom Fachgelehrten geschrieben.

Die Seele Spaniens. Von Rudolf Lotzar. Mit 59 Bildbeigaben. (München, Georg Müller.)

Diese Veröffentlichung der Deutsch-spanischen

Vereinigung in München geht systematischer vor als das Buch von Kuppers. Es schildert uns zunächst den Spanier und die Spanierin, weiter Landschaft und Volksleben, die wichtigsten Städte und Kulturstätten, um sich dann — und man merkt, daß sich der Verfasser hier am besten zu Hause fühlt — in das reizvolle, an Gegensätzen und Geheimnissen so reiche spanische Kunstleben zu vertiefen. Auch die Blumen Spiele in Barcelona, die Stiergefächte und die spanische Küche gehören dazu, denn etwas von dem, was wir gerne wild nennen, verquidt sich bei dem Spanier mit der Kunst, die doch andern Endes wiederum zur ekstatischen Religiosität strebt. Jedenfalls sind die letzten Kapitel über den spanischen Roman, das spanische Theater, die spanische Musik und die spanische Malerei die besten und anregendsten des Buches.

*

Oft sind wir gefragt worden, ob es einen Leitfaden für die Wahl akademischer Frauenberufe gebe. Wir mußten dann wohl auf größere soziologische Werke verweisen oder auf Frauenjahrbücher, in denen gelegentlich oder in weiterem Zusammenhange davon die Rede ist. Jetzt haben wir ein eignes Büchlein darüber, das, nicht zu wortkarg, doch streng sachlich bleibt. Bei Teubner in Leipzig hat Judith Herrmann eine Schrift mit dem Titel »Die deutsche Frau in akademischen Berufen« erscheinen lassen, ein Heft von 80 Seiten, worin zunächst einmal nach der ideellen, wirtschaftlichen und sozialkulturellen Berechtigung die akademische Laufbahn der Frauen besprochen, die geschichtliche Grundlage dieses Kampfes untersucht und sodann mit Hilfe der bisher gesammelten Erfahrungen die wirtschaftlichen und sozialen Erfolge der Frauen in den freigegebenen akademischen Berufen dargestellt werden. Die Verfasserin schließt mit der Hoffnung, daß sich aus dem oft überbügten Wettbewerb zwischen Mann und Frau ein Zustand entwickeln werde, der es den beiden Geschlechtern ermöglicht, sich nach ihrem Wesen, nicht nach den Zufälligkeiten des Daseins in die akademische Arbeit einzuordnen. »Die Menschheit braucht sie beide, und die Harmonie wird um so vollkommener sein, je mehr die Männer wahre Männer, die Frauen wahre Frauen sind.«

Die Bedeutung der Frauenfrage für unser Gesellschafts- und Wirtschaftsleben ist in diesen Kriegszeiten gewiß auch denen offenkundig geworden, die ihr bisher nur kühl oder gar ablehnend gegenüberstanden. So erscheint eine neue Auflage des Buches von Helene Lange: »Die Frauenbewegung in ihren modernen Problemen« (Leipzig, Quelle & Meyer; Wissenschaft und Bildung

Bd. 27; geb. 1,25 M.) zur rechten Zeit. Das Bändchen bietet eine Darstellung alles dessen, was man als den eigentlichen Gehalt der Frauenbewegung ansehen muß. Die wirtschaftlichen Ursachen und die geistigen Triebkräfte der Frauenfrage, die Frauenbildung, die Stellung der Frauenbewegung zu Ehe und Familie, Beruf und Mutterschaft, die Stellung der Frau in Gesellschaft und Staat werden hier von einer führenden Persönlichkeit, die sich auch im Kampfe die Sachlichkeit und Freiheit des Blickes bewahrt hat, eingehend und fördernd behandelt.

*

Goethes Werke stehen in jeder Hausbücherei — brauchen wir dafür noch ein Goethe-Handbuch? Die Leser mögen verstaubte Buchgelehrsamkeit hinter solchem Titel wittern. Aber gerade die ist diesem unter Dr. Julius Zeitlers Leitung von einer auserlesenen Reihe von Goethekennern besorgten Nachschlage-wert ferngeblieben. Dies Buch tötet nicht, es macht lebendig: Begriffe, Schlagwörter, Titel, Länder-, Städte-, Personennamen, die etwas bedeuten in Goethes Leben, denen er etwas von seiner Beachtung, Aufmerksamkeit, Liebe geschenkt oder die er gar zum Gegenstand seiner Dichtung gemacht hat, hier fangen sie an aufzublühen, wie entwurzelte Blumen, die kunbige Pflegerhände wieder in nährendes Erdreich und unter lebendiges Wasser bringen. Eine Stichprobe auf gut Glück! Ich möchte wissen, wie Goethes Verhältnis zu Beethoven war. Unter dem Schlagwort »Beethoven« — das Buch ist abetlich geordnet, und sein bisher erschienener erster Band (Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung, 755 Seiten, geb. 14 M.) reicht von Aachen bis Glück — finde ich in zusammenhängender, fesselnder Darstellung alles Wichtige in geschichtlicher Folge und mit den nötigen Belegen. Oder ich möchte Goethes Schätzung und Behandlung der Bibel in ihrer Entwicklung verfolgen: der Aufsatz »Bibel« gibt mir darüber knappe, aber kein wichtiges Glied der wechselnden Beziehungen überspringende Auskunft. Oder endlich, es reizt mich, Goethes Stellung zu den Fremdwörtern belegt zu sehen: auch da werden mir — nicht durch trodene Verweise, sondern durch unmittelbare Mitteilungen und Ausführungen — die entscheidenden Stellen aus Briefen, Aufzeichnungen, Dichtungen zugänglich gemacht. Je mehr Goethe für unser aller Leben ein Gestirn geworden ist, zu dem wir in allen möglichen Lebenslagen aufblicken, und das uns selten ohne Trost, Erleuchtung und Weisung läßt, desto wertvoller muß uns ein Buch wie

das vorliegende erscheinen. Zumal alle Geistesarbeiter werden für die Kustkammer, die sich hier für sie austut, dankbar sein. Vieles von dem, was innerhalb der vierzig oder sechzig Bände der Goethischen Werke bisher ungelesen und damit unfruchtbar blieb, gibt nun wieder aus verschlossenen Muscheln und Kapseln ihre Perlen her.

*

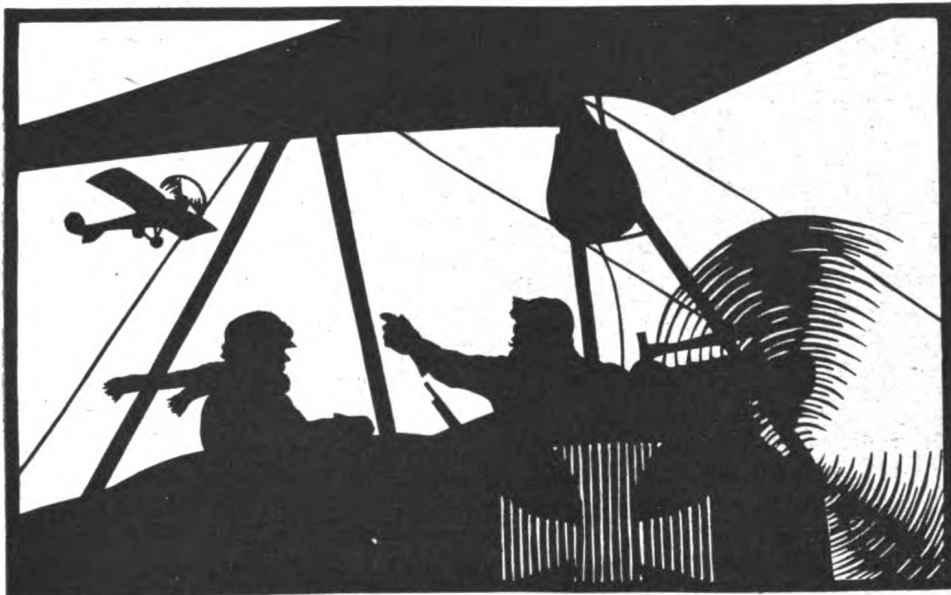
Mehrmals schon ist uns aus der Leserschaft der Monatshefte die Anregung zugegangen, wir möchten doch einmal von sachkundiger Feder die Entstehung einer modernen Illustration, insbesondere den Entwicklungsgang eines Farbendrucks darstellen lassen. Ja, wenn die Sache nicht so verwickelt und so schwierig zum Verständnis zu bringen wäre! Wir haben mehrmals einen Anlauf dazu genommen, sind aber jedesmal in den Vorbereitungen stehengeblieben, da sich herausstellte, daß zu weit ausgeholt und auch dann noch zu viel an chemischen und technischen Vorkenntnissen vorausgesetzt werden mußte. Der Wunsch hat sich also bis heute nicht erfüllen lassen. Nun ist aber ein Buch erschienen, daß solcher Wüßbegier auf denkbar beste Weise dient. Otto F. W. Krüger, der Leiter der graphischen Abteilungen von F. A. Brodhaus in Leipzig, hat unter dem Titel »Die Illustrationsverfahren« eine vergleichende Behandlung der verschiedenen Reproduktionsarten, ihrer Vorteile, Nachteile und Kosten verfaßt (300 Seiten Text mit 198 Abbildungen und 74 Tafeln in allen Reproduktionsverfahren; Leipzig, Brodhaus; in Leinen geb. 12 M.). Da findet auch der Laie, der sich dem Gegenstande nur mit der Neigung des Liebhabers naht, alles, was sich zu wissen lohnt und zu sehen das Auge erfreut. Ein Mann der Praxis führt ihn — soweit nicht Patente einen Riegel vorschoben — in alle Geheimnisse der schwarzen und farbigen Kunst ein, und wo das Wort irgendeines Anschauungsmittels bedarf, da setzt sofort die erläuternde Abbildung ein, genau den wechselnden Verfahren und ihren Vorbereitungs- und Entwicklungsstufen entsprechend, um die es sich bei der Beschreibung und Beurteilung gerade handelt. Das Buch hat aber nicht nur seinen Kunstreiz, sondern auch seinen Geschäftsnutzen. Jeder, der sich für seine Zwecke des Bildes zu bedienen hat — der Kaufmann, der Fabrikant, der Drucker, der Forscher —, hier findet er Winke, die sich sofort nutzbar machen lassen, namentlich, wenn es sich um die richtige Wahl dieses oder jenes Verfahrens der Wiedergabe handelt.





Nach einer Zeichnung von Fritz Gärtner

Der deutsche Weltkrieg



Erspäht

Wiederemann 1917

Ein Tag aus dem Leben eines Fliegers

Von Walter Höndorf

Mit vier Scherenschnitten von Otto Wiedemann

Nach den vielen Tagen anstrengenden Dienstes sehnten wir uns nach Ruhe. Jeder hoffte, daß der nächste Morgen Fliegerwetter bringen werde. Der 22. September ließ sich endlich so an. Mein Bursche ließ mich bis 9 Uhr schlafen. Dann hatte ich genug, zog mich geschwind an und ging hinunter zum Frühstück. Trübe, regenschwere Wolken hingen in 300 Meter Höhe. Einer nach dem andern erschien, alle froh, einmal ausruhen zu dürfen. Endlich kam auch Wintgens. »Gott sei Dank!« sagte er. »Mal ein Tag, an dem man seine Meldungen nachholen kann. Ich habe außerdem etwa 30 Briefe zu erledigen.« Alles beratschlagte, wie man den Tag der Ruhe nutzbringend verwenden könnte.

Nach und nach wurde es halb elf Uhr. Plötzlich meldet die Ordonnanz: »Fliegerkommandeur 17. A. K. läßt mitteilen, daß an der Front reger feindlicher Flugbetrieb herrsche. Einzelne Engländer flogen in 50 Meter Höhe und beschossen unsre Batterien mit Maschinengewehren.« Alles springt auf, um die Wetterlage zu spannen. Die Sonne blinzelt verstohlen durch einzelne blaue Löcher. Donnerwetter, es dauerte höchstens noch eine Viertelstunde, dann hatten wir Flugwetter. Außerdem hatten wir Westwind. Es klärte also zunächst bei Toffre auf.

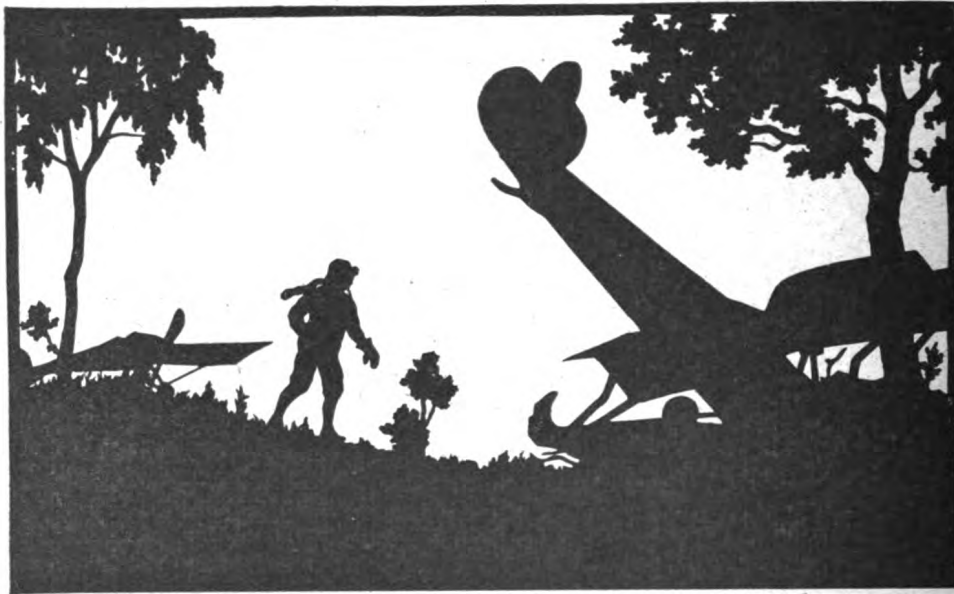
Westermanns Monatshefte, Band 122, II; Heft 731

Drüben mußte schon lange alles, was fliegen konnte, hochgesetzt sein. Da hieß es nun, schnell machen. Alles stürzt hinaus. Der Werkmeister hatte inzwischen bereits sämtliche Maschinen zum Start bringen lassen.

Die Motoren liefen. Es war ein Höllenlärm. Das Herz klopfte vor Freude. All die herrlichen kleinen Raubvögel dort, die ausgerichtet in einer Reihe mit laufendem Motor dastanden, wie feurige Renner, die ungeduldig auf das Startzeichen warten! Dort steht sie ja, meine kleine blaue Maus, und daneben Wintgens' kleiner gedrungener Eindeder. Wir kommen ja schon, geduldet euch doch noch einige Minuten! Schnell das Leberzeug an, Kappe, Brille, Handschuhe!

Beim Einsteigen meint mein erster Monteur Bruns, dieser treue und unerfahliche Pfleger des Vogels: »Herr Leutnant, heute muß wieder eener dran flogen.« Mit diesen vielversprechenden Worten schnallte er mich fest. Das konnte ja eine nette Kauferei werden, denn, was Bruns voraus sagte, traf unbedingt ein.

Schnell noch eine letzte Prüfung! Der Motor macht 1360 Umdrehungen, also alles in Ordnung. Wintgens gibt neben mir gerade sein Startzeichen und brüllt mir zu: »Höndorf, alte Schlachtordnung!«, und in der gleichen Sekunde stürzen die beiden Maschinen vorwärts. Schnell-



Heruntergeholt

Zeichnung v. Otto Wiedemann 1917

ler, immer hastiger einander überholend, streben sie in großem Bogen der Front zu.

3500 Meter Höhe, 200 Meter hinter mir etwas tiefer Wintgens. Kurs Nord. Unter uns liegt zur Linken Péronne an dem Sommebogen. Längs der ganzen Front gewaltiges Trommelfeuer. Ein fortwährendes Blitzen durchdringt die dicke Rauchwolke, die über den Stellungen liegt. Ich zähle die Gesselballons, die dichtgedrängt in verschiedenen Höhen das Artilleriebuell leiten, und zähle 38 feindliche. Über diesen bewegen sich schnelle kleine Punkte, die fortwährend kreisen. Ein großer Schwarm Kampfflieger zum Schutze der Ballons. Entlang der Linie Schrapnells in allen Höhen. Das geübte Auge entbedt überall jene verdächtigen kleinen Punkte, die überraschend Tod und Verderben bringen. Eine gewaltige Abermacht! Meine Augen fliegen ununterbrochen von rechts nach links, von oben nach unten und nach hinten, ob der treue Begleiter auch noch dort ist und ob ihn nicht eine tückische Motorpanne zum Aufgeben des Gluges gezwungen hat.

Wir sind in der gefährlichsten Gegend. Plötzlich entbede ich gerade vor mir, etwa 10 Kilometer nördlicher, Richtung Bapaume, jene schwarzen Schrapnellwölkchen, die der Kenner sofort als deutsche anspricht. Sie ziehen sich in ununterbrochener Reihe, fortwährend neu entstehend, ins Innere. Richtung Cambrai. Sofort halte ich darauf zu. Bald kann ich Genaueres sehen. Ich zähle eins, zwei, fünf, neun, zwölf Pünktchen, die regellos eng aneinanderhaltend sich ins Innere bewegen. Ich steige noch höher, bei 3800 Meter befinde ich mich in glei-

cher Höhe mit ihnen. Vorwärts, vorwärts! Ach, wie langsam ist doch meine kleine blaue Maus, als ob sie gar nicht gewillt wäre, die Bekanntschaft jener Herren Engländer dort zu machen!

Endlos langsam verstreichen die Minuten. Ich schneide ihnen den Weg ab; bald, bald haben wir sie. Die Sonne im Rücken, hoffe ich unbemerkt heranzukommen. Jener lehnt dort, der etwas tiefer als die andern, der soll zunächst angegriffen werden. Ich drehe mich um. Wintgens knapp 100 Meter hinter mir. Er sieht, wie ich mich nach ihm umsehe, und hebt zum Zeichen, daß er gefechtsklar ist, den Arm. Entfernung 600 Meter, 500, 400, 300. Ich sehe deutlich, wie sich Führer und Beobachter durch Zeichen miteinander verständigen. Da, sie haben mich gesehen. Im selben Augenblick bin ich bis auf 100 Meter heran. Der Engländer liegt fest im Visier. Ich lasse Ziel aufsitzen. Ein Druck auf den M.G.-Knopf. Das schred-erstarrte Gesicht des Beobachters ist plötzlich blutüberströmt. Ich rieche den eindringlichen Geruch vergastem Benzins. Da, vor mir der Apparat bäumt sich willenlos auf, so daß ich fast in ihn hineinrenne, und stürzt dann senkrecht in die Tiefe. Wenige Schuß genügen, den völlig überraschten Gegner abzuschießen.

Raum hatte uns aber das Knattern des M.G. verraten, als auch schon all die andern elf Engländer wie auf Kommando wendeten, so daß wir im Augenblick inmitten der Feinde waren. Jetzt galt's! In engen Kurven umeinanderfliegend, bedekten wir uns gegenseitig. Ich höre plötzlich dicht hinter mir dieses nervenaufpeitschende Tak, tak, tak. In demselben Augenblick



Vor der Landung

M. 1. Fern gesehene Otto Wiedemann 1914

ein Rud, Höhensteuer, und, sich rückwärts überschlagend, entzieht sich meine kleine blaue Maus lächelnd der bedrohlichen Nähe des Feindes. Ich stürze mit saufender Fahrt ins Leere, drehe mich noch schnell um und sehe, wie der eine Engländer über mir in Wintgens' M.G.-Feuer auseinanderbricht. Dann kommt er mir im Sturzfluge nach, um den Freund weiter zu beschützen. Der Feind, der durch unsern Angriff auseinandergetrieben wurde, ging, durch Verlust zweier Apparate empfindlich getroffen, sofort zum Rückzug über. Bevor wir wieder die Höhe erreicht hatten, war er jenseit der Linie. Wir drehen und landen in der Nähe des Kampfes bei einer befreundeten Abteilung. Von dort ging die Meldung ans A.D.A.: In gemeinsamem Luftkampf 11,30 Uhr vormittags östlich Bapaume ein englisches Geschwader zur Umkehr gezwungen. Zwei Gegner stürzten südlich X. in unsern Linien ab.

Man wollte uns so schnell nicht wieder fortlassen; wir sollten unbedingt zum Essen bleiben. Das Wetter war prächtig, tiefblauer, wolkenloser Himmel. Fortwährend sandte der Draht Fliegeralarm. So drängten wir denn bald zum Ausbruch.

Die Maschinen standen startbereit. Benzin und Öl war nachgefüllt, und die Maschinengewehre hatten frische Patronengurte bekommen. Wieder springen die Motoren an. Unter dem Hurra der Monteure stürzten die Flugzeuge jauchzend in ihr Element. In weitem Bogen auf Cambrai erreichen wir 4000 Meter Höhe. Bei Péronne ist die Luft gefüllt von Sprengwölkchen. Mit aller Vorsicht nähern wir uns

von Nordosten der Front. Die Lichtverhältnisse sind ungünstig für uns. Wir fliegen der Sonne entgegen. In ununterbrochenem Wenden kommen wir heran. Ich habe die Sonne bald zur Rechten, bald zur Linken. Wintgens macht hinter mir alle Wendungen entgegengesetzt, so daß er fortwährend meine Fahrt kreuzt. So machen wir es einem aus der Sonne angreifenden Gegner äußerst schwer, unbemerkt heranzukommen.

Jetzt sehe ich auch das Ziel der Ballonabwehrgeschütze. Ein französisches Großflugzeug unter Bedeckung von zwei Kampffliegern schießt Artillerie ein. Die beiden Neuports umkreisen unaufhörlich ihren Schützling; überschlagen sich, stürzen hinab und dann jäh wieder in die Höhe. Unbemerktes Anschleichen ausgeschloffen. Kurzes Überlegen. Der wichtigste Gegner ist das Großflugzeug, denn das leitet den Artilleriekampf. Die beiden gefährlicheren Feinde sind die Kampfflieger. Ich verständige mich schnell mit Wintgens durch Zeichen. Die Franzosen kreisen in etwa 3200 Meter. Jetzt sind wir fast senkrecht über ihnen. Mit vollaufendem Motor geht es hinunter. Wir liegen seitlich hart nebeneinander. Die beiden Schutzflieger sehen uns kommen und teilen sich, um uns in die Mitte zu nehmen. 500, 300 Meter ist das Großflugzeug entfernt. Seitlich hinter uns rasendes Taf, taf, taf. Fest die Zähne zusammengebissen! Durch! heißt die Losung. Unter uns der Franzose macht verzweifelte Anstrengungen, um durch geschickte Kurven zu entkommen. 200 Meter, 100 Meter, 50 Meter. Im gleichzeitigen M.G.-Feuer beider Maschinen bricht er auseinander.



Siegreich zurück

Flugausflug mit Otto Wiedemann 1917

Nur keine Zeit verlieren, jeder Augenblick ist kostbar! Dieses unheimliche Tat, tat, tat! Höhensteuer, Seitensteuer, und sich seitlich überschlagend, geht es dem andern Gegner zuleibe. Es entspinnt sich ein erbitterter Kampf. In engen Kurven versucht einer den andern zu überlisten und ihm zuzuvorkommen. Ich fühle den Meister dort drüben. In den tollsten Lagen beherrscht er seine Maschine. Bald stürzen wir mit 300 Kilometer Geschwindigkeit gegeneinander. Man hat kaum Zeit, zu visieren. Bald schießen wir nach oben, um einander zu überfliegen, bald stürze ich senkrecht nach unten, um den Gegner zu täuschen und ihn zu einer Unvorsichtigkeit zu verleiten. Es nützt nichts. Geschickt weicht er immer und immer wieder aus. Da, jetzt endlich gelingt es mir, in gewagter Kurve ihm in den Rücken zu kommen. Fast liegt er sekundenlang im Visier. Ein Druck auf die M.G.-Platte ... Eifriger Schreden lähmt mich. Das Herz droht stillzustehen, Ladehemmung. Vor mir bäumt sich der Franzose auf und überschlägt sich, ist im selben Augenblick mir im Rücken, Tat, tat, tat, tat ... nein, das war der Motor. Meine kleine liebe blaue Maus springt plötzlich hoch und überschlägt sich. Ich weiß nicht, gab ich Höhensteuer? Ruhe, ihr Nerven, Ruhe! Nur nicht den andern da merken lassen, daß ich nicht schießen kann.

Und weiter geht der Kampf. Nur nicht flüchten, damit der Gegner gute Schußmöglichkeit hat! Ihm durch Kurven das Zielen nach Möglichkeit erschweren.

Unmittelbar über mir peitschendes Knattern

deutschen M.G.s. Der Franzose ist plötzlich in ein Feuermeer gehüllt. Brennend stürzt er in die Tiefe. Die treue Freundeshand half wieder einmal zur rechten Zeit ...

Wintgens hatte seinen ihm nicht ebenbürtigen Gegner schnell erledigt und war mir zu Hilfe gekommen.

Zurück zum Heimatshafen! Hier war inzwischen die Meldung eingelaufen, daß einer von den abgeschossenen Gegnern innerhalb unserer Linie abgestürzt sei. Und zwar das Großflugzeug. Sofort wurde folgende Meldung an das A.O.K. gegeben: In der Zeit von 3—3,20 Uhr nachmittags schossen die Leutnants W. und H. drei feindliche Flugzeuge ab. Von denen stürzte ein Großflugzeug b. F. innerhalb unserer Linie ab. Ein weiteres fiel brennend in die Tiefe. Das letzte fiel vor unserer Stellung bei K. in die feindlichen Linien. Absturz gesehen vom Artilleriebeobachter 13. Jagdstaffel!

Der Abend sah uns im fröhlichen Kameradenkreise bei einem Glase Sekt. Hell klangen die Gläser auf das Wohl der Sieger. Schweigend brückte ich meinem Freunde Wintgens die Hand. — —

Das war am 22. September. Wenige Tage später, am 25. September, fiel Kurt Wintgens im gemeinsamen Luftkampf. Hart und grausam nahm das Schicksal einen der Tapfersten und Besten. Erst jetzt, nachdem sich der wilde Schmerz über den bitteren Verlust gelegt hat, empfinden wir, wie sehr er uns fehlt. Vergewissens horchen wir auf den fröhlichen Ton seiner Stimme. Er ist nicht mehr.

Schule und Schüler während des Krieges

Von Prof. Dr. Paul Hildebrandt

Ein Überblick über die Einwirkungen des Krieges auf unsere Schüler zu geben, ist auch für einen Lehrer schwer. Selbst wenn man sich auf die männliche Jugend unserer höheren Lehranstalten beschränkt, findet man, je näher man den Erscheinungen steht, desto schwerer einen »Durchschnittsschüler«, an dem sich die Einwirkungen des Krieges feststellen ließen. Das liegt auf der Hand: jeder Schüler ist von dem andern verschieden, und wenn man auch mitunter von dem Schüler spricht, so darf man doch weder die Unterschiede der Altersstufen noch die jeder einzelnen Klasse vergessen.

In all dem, was über den Krieg und das Seelenleben unserer Schüler bis jetzt geschrieben ist, zeigt sich diese Erscheinung. Die 1915 zum letztenmal erschienenen Programme der höheren Lehranstalten gehen naturgemäß auf die Psychologie der Schüler nicht ein, und ein Versuch der Charakterisierung ist, soviel mir bekannt, ernsthaft nur nach zwei Richtungen gemacht worden: die literarischen Schöpfungen sind in verschiedenen Büchern unter die Lupe genommen, und die zeichnerische Tätigkeit ist auf ihren Gehalt untersucht worden. Sieht man sonst von vereinzelten Zusammenfassungen ab, so bleiben im wesentlichen die nicht sehr erfreulichen Urteile der Oberkommandos über die »Verwahrlosung unserer Jugend«, aber dies niedererschmetternde Urteil ist im wesentlichen auf die Volksschule gerichtet.

Da, wo ein Versuch zur Beurteilung einzelner Schöpfungen unserer Schüler gemacht worden ist, sind die Urteile so persönlich, daß die Berechtigung, sie auszusprechen, schließlich einem jeden, den diese Frage fesselt, ohne weiteres zugebilligt werden muß. Indessen ist eben die Person des Beurteilers von Wichtigkeit, und er muß andererseits darauf gefaßt sein, daß eine spätere Zeit über diese Dinge anders urteilt als er selber. Mit diesem Vorbehalt möchte ich versuchen, in großen Zügen diejenigen Erscheinungen festzulegen, die ich für besonders bemerkenswert halte.

Wenn früher der Lehrer dem Schüler vom Kriege rebete, so konnte dieser wohl die Tatsachen, allenfalls die äußeren Geschehnisse erfassen, was aber hinter diesen Tatsachen lag, ihre Zusammenhänge, die aus ihnen entspringenden Möglichkeiten, das Innerste Geschehen, das alles blieb der Schule fern. Nun trat der Krieg ein, und mit einem Schlage wurden Dinge, die ihn früher kaum angingen, zu harten Tatsachen, die ihn in seinem tiefsten Empfinden erregen mußten.

Kein Wunder, daß das erste Gefühl eine hell auflodernde gewalttätige Begeisterung war, die jene 20 000 Jünglinge unserer Oberklassen in

das Feld hinausriß. Daneben bemächtigten sich die so rasch geweckten Affekte des jugendlichen Gemüts, die Liebe zum Vaterlande, der Haß gegen die Feinde der Heimat. Wie oft ist mir in jenen Tagen des allgemeinen Aufstandes das Wort entgegengetönt: »Wir werden es schon machen!« Nicht mit jener ruhigen Bestimmtheit, die heute die Besonnenen unter uns beherrscht, sondern in einer — freilich im besten Sinne des Wortes — Hurrastimmung. Wie oft ist es damals vorgekommen, daß Schüler ihre Eltern zu der Erlaubnis, in das Heer einzutreten, geradezu zwangen, daß sie die Hilfe ihres Direktors in Anspruch nahmen, damit er den Eltern auseinandersetzte, daß sie schließlich an die Front gehen müßten! Prächtig ist diese Stimmung in dem Gedichte eines Oberprimaners eines Berliner Realgymnasiums ausgedrückt:

Die Jungen

Abe, abe, ihr stolzen, frohen Reiter!
Singt nicht so laut, das tut mir weh!
Ihr zieht hinaus so siegsgewiß und heiter!
Ich bleib' zu Haus — ich muß. Abe, abe!

Bin noch zu jung, das Vaterland zu schützen. —
Zu jung? — Ach was, ich bin ein Mann!
Mein Gott, soll ich denn doch zu Hause sitzen?!
Ich halt's nicht aus. — Das halte aus, wer kann! —

Laßt mich doch ziehen, Eltern! — Soll ich heulen?!

Habt ihr gar Angst um mein noch junges Leben?
Glaubt mir, die Kugeln schlagen oft nur Weulen,
Und — überhaupt! — die meisten gehn daneben!

Ach, Vater, Mutter, bitte — laßt mich gehen!
Ich komm' ja wieder — glaubt mir's doch!
Und sieggetrönt werd' ich euch wiedersehen,
Ein ganzer Mann schon — euer Junge noch!

Und wie oft mag es vorgekommen sein, daß auch Untaugliche sich damals melbten und in der Ausbildung ernstlichen Schaden an ihrer Gesundheit nahmen, wie jener Kriegsfreiwillige, der sich, schon während seiner Schulzeit leidend, den Eintritt erzwang und dann im Lazarett seiner Truppe jammervoll starb. Der Drang, herauszukommen und an der Front seinen Mann zu stehen, hat unsere Schüler über sich selbst erhoben. Hören wir nur, was ein Vierzehnjähriger aus einer höheren Breslauer Lehranstalt an seine Mutter schreibt, die ihn, nachdem er schon eingetreten war, mit Rücksicht auf seine große Jugend reklamieren wollte:

»Liebe Mutter! Wir hatten heute Vereibung. Es war ein feierlicher Moment, als wir

dem Kaiser Treue bis zum letzten Atemzuge gelobten. Bei manchem Marsche haben viel ältere schlapp gemacht, und mir hat es gar nichts getan. Ich bin jetzt Jäger und werde es auch bleiben. Zurück komme ich auf keinen Fall, da mag sein, was will. Wenn der Krieg vorüber ist, werde ich schon wieder auf die Schule gehen. Aber jetzt komme ich nicht zurück, da mag es biegen oder brechen. Die ganze Sache ist viel zu heilig, als daß man so kleinlich sein kann. Wir sind doch bis jetzt immer gut miteinander ausgekommen, und Du bist schuld daran, daß Du mir hier noch nach dem schweren Dienst die paar vergnügten Stunden nimmst. Das ist nicht schön von Dir. Ich muß jetzt immerfort daran denken. Ich will und muß hierbleiben. Und in so etwas bin ich fest, da kennst Du mich ja. Und unglücklich wirst Du mich auch nicht machen wollen. Dein treuer Herbert.

Am nächsten Tage schreibt er:

»Meine liebe Mutter! Ich bin jetzt noch derselbe, wie ich von Breslau fortgegangen bin; geraucht habe ich auch noch nie, Bier getrunken noch nie, nur etwas rauher wird man hier, aber geschadet hat mir das Leben hier noch gar nicht, weder an Leib noch an der Seele. Noch viele Grüße und Küsse von Deinem treuen Herbert.«

Das ist es, was uns immer wieder unsere Schüler so lieb macht: je höher wir ihnen das Ziel setzen, desto mächtiger der Strom der Begeisterung.

Aber vergessen wir bei diesen Lichtseiten nicht die Schatten: die Vergünstigungen, die winkten, haben bei denen stark mitgewirkt, deren Gefühl durch den kühl abwägenden Verstand überwogen wurde. Gewiß unerfreuliche Erscheinungen — aber welche große Bewegung wäre ohne sie möglich!

Während nun die Ausgezogenen die Schrecken des Krieges in nächster Nähe erlebten, empfangen die Zurückbleibenden die Ereignisse nur aus zweiter Hand, allerdings gewöhnlich aus Briefen naher Angehöriger, die nun ihre immer rege Phantasie in lebhaftesten Schwingungen versetzten. Der Gedanke an den Krieg gewann einen neuen Inhalt für sie. Eine immerwährende Unruhe, gegen die sich der gesunde Egoismus der Jugend vergeblich wehrt, erfüllte das Haus. Noch vor nicht langer Zeit klagte mir ein Schüler im vertrauten Gespräch, wie er dadurch seelisch niedergedrückt werde, daß seine Mutter nicht zur Ruhe kommen könne — der Vater war nur eingezogen! Gewiß, die Jugend kommt leichter über alles hinweg, aber für Wochen merken wir es in der Schule, wie stark der Krieg in ihr Seelenleben eingreift. Die schöne Gedankenlosigkeit ist bei weitaus den meisten verschwunden. Vor der Zeit

haben viele verstehen gelernt, was das Leben bedeutet.

Die Programme der höheren Lehranstalten im Reich machen fast durchweg den Eindruck, daß der Krieg dort noch viel stärker in die äußeren Verhältnisse der Jugend eingegriffen hat als in Berlin. Ich möchte da vor allen Dingen darauf hinweisen, daß, als der Einfall der Russen vor der zweiten Hindenburgoffensive in Schlesien und Ostpreußen drohte, ein großer Teil der Schüler plötzlich in der Nacht aus den Betten geholt und nach Thüringen und Franken übergeführt wurde. Der Umstand allein, daß sie selber nicht wußten, wohin es ging, daß sie ihren Eltern erst viel später Nachricht geben konnten, daß sie die Heimat verließen in Ungewißheit, wann sie sie wiedersehen würden, muß einen nachhaltigen Eindruck auf die jugendlichen Seelen gemacht haben.

In Strasburg in Westpreußen flohen so ziemlich sämtliche Einwohner, so daß zwischen dem 27. August und 15. September und wieder acht Tage im November 1914 die Schule ihre Pforten schloß. Die Aufregungen, die die unmittelbare Nähe des Kriegsschauplatzes mit sich brachte, hebt der Bericht aus Myslowitz hervor: Durchziehende Truppen, die gleich hinter der Grenze mit den Russen zusammenstießen, und Kanonenbonner vom Schlachtfeld müssen die Schüler hier in eine furchtbare Aufregung versetzt haben. In dem Programm von Rößel in Ostpreußen findet sich der Bericht eines Untersekundaners, der beim Russeneinfall den Vater verlor — ihn schossen die Feinde nieder; der Schüler selber geriet in Gefangenschaft, aus der ihn eigentlich nur die Gutmütigkeit eines russischen Offiziers errettete. Aus dem Aufsatz spricht trotz aller Unbeholfenheit die ungeheure Erschütterung, die das Seelenleben des Knaben erlitten hat. Viel reifer und künstlerischer ist der Bericht, den ein Primaner über seinen Besuch des Schlachtfeldes von Deuze-Vergaville verfaßt hat (in dem »Buch Michael« von Prof. Dr. H. Reich; Weidmann 1916). Hier zittert fast hörbar in der Darstellung das Entsetzen nach, das den Jüngling gepackt hat, als er all das Furchtbare sah.

Auch bei größtem Mißtrauen in das eigene Urteil kann man aus diesen Proben wohl mit Zug und Recht behaupten, daß gerade das Gefühlsleben der Jugend in diesem Kriege die stärksten Eindrücke erhalten hat.

Von dieser Überzeugung ausgehend, versteht man, daß die jugendliche Seele für bestimmte Empfindungen empfänglich wurde, deren Berechtigung sie bestenfalls hier und da verstandesgemäß einsehen konnte, die ihr aber niemals zum Erlebnis geworden war: vor allem für das soziale Mitempfinden. Selbstverständlich kann in dieser Allgemeinheit dieses Urteil nur für

die Schüler der Oberklassen gelten, wie denn überhaupt bei den folgenden Fällen und Urteilen stillschweigend die Mitarbeit der Schule durch Lehre und Anschauung vorausgesetzt wird. Ein Quartaner ist nicht imstande, aus dem Einzelfall allgemeine Schlüsse zu ziehen. Hier muß der Lehrer nachhelfen. Das Denkvermögen des Obersekundaners aber ist entschieden schon so weit ausgebildet, daß er auch ohne Hilfe gerade in Gefühlsdingen weiter blicken kann. Wenn nun schon die Kleinen sich in den Pausen darüber unterhalten oder in den Stunden Antwort geben müssen, wie die Verhältnisse im Hause in der Abwesenheit des Vaters sich gestaltet haben, wie die Mutter Brot und Butter für den Haushalt schafft usw., so kommen unsern Jungen schon die sozialen Unterschiede zum Bewußtsein, und in den höheren Klassen werden die Schlüsse daraus gezogen. Stärker noch tritt diese Erkenntnis als Erlebnis in die Erscheinung, wenn sie von denen hören, die in der gleichen Stadt wie sie leben und nicht die Mittel besitzen, sich das zum Leben Notwendige zu verschaffen. Die Kinder von Fabrikanten, von Kaufleuten hören von dem Notstand der Familien alter treuer Untergebenen, sie sehen, wie durch den Tod des Vaters Not in eine besreundete Familie hineinkommt. Sie sehen Frauen ihres eignen Standes, deren Männer eingezogen sind, plötzlich Dienste oder Arbeiten verrichten, zu denen sie sich sonst niemals entschlossen hätten. Ein besonders häufig vorkommender Fall war es im ersten Kriegsjahr, daß aus den bedrohten Gebieten — Ostpreußen, Elsaß, aus den Grenzprovinzen — Verwandte, auch Entferntestehende in die gesicherten Gegenden Deutschlands strömten, und daß diese Verpflanzten nun zum Teil völlig mittellos auf die Milbtätigkeit der andern angewiesen waren. Alle diese Dinge mußten bei der starken Ergriffenheit des Gefühlslebens doppelten Eindruck auf die Schüler machen. Nun, so ist denn in unsrer Jugend das Bedürfnis und der Drang, Gutes zu schaffen, in dieser Zeit doppelt stark geworden. Starke Beweise dafür finden sich in den verschiedensten Schulprogrammen; in einer Berliner höheren Schule z. B. hat eine Quarta mit Unterstützung einer andern Klasse im ersten Kriegsjahre eine arme Familie aus ihrem Taschengelde unterstützt und ihr dadurch über die schwerste Zeit hinweggeholfen. Und in sämtlichen Programmen findet sich eine ständige Rubrik »Liebestätigkeit der Schüler«, die oft mit Ziffern das belegt, was hier als starke Gefühlsanspannung und Mitempfindung bezeichnet werden soll. Die Entwürfe, die im Zeichenunterricht für Postkarten, für Kriegsbilder, für Erinnerungsbilder gemacht worden sind, deren Ertrag dann wieder für soziale Hilfsstätigkeit verwendet worden ist, gehören

hierher. Der Chor hat sich an vielen Anstalten mit besonderer Freude daran beteiligt, wenn es hieß, in den Lazaretten zu singen, den Armen, die für das Vaterland geblutet haben, wenigstens für eine Stunde eine Freude zu bereiten.

Ein besonders deutlicher Beweis, wie stark sich der Wertmaßstab bei unsern Schülern durch den Krieg verändert hat, liegt in der veränderten Stellung des Schülers zum Lehrer. Vor dem Kriege schienen die übermäßigen Selbsttätigkeitsbestrebungen unsrer Schüler zu Zusammenstößen mit dem Autoritätsbedürfnis der Lehrer führen zu müssen. Der Krieg hat nun bewiesen, daß diese Befürchtungen grundlos sind, oder aber, wenn wir es anders betrachten, daß die veränderten Verhältnisse Vertrauen und Anhänglichkeit der Schüler an die Lehrer in ganz erstaunlicher Weise wiederhergestellt haben. Zahllos sind die Dankesbriefe, die die Oberlehrer aus dem Felde an ihre früheren Schüler, die ihnen Liebesgaben gesandt haben, schicken; in dem Programm einer höheren Schule erzählt ein Schüler, der als Unteroffizier dem ehemaligen Lehrer, der eben erst ausgehoben war und früher nicht gedient hatte, gegenübertritt, daß trotz der Umkehrung des Verhältnisses von Vorgesetztem und Untergebenem sich nicht nur keine Reibung, sondern nun erst recht ein Vertrauensverhältnis entwickelt habe. Die Kameradschaftlichkeit, die sich an der Front so stark zeigt, überbrückt alle Ungleichheiten. Hierher gehört auch die Stellung der Schüler zu dem Lehrer, dem das Schicksal die Wiederkehr nicht gestattet hat. Die Berichte zeigen, wie sehr die Schüler von der Nähe des Todes erschüttert worden sind; gerade unter diesen Eindrücken erscheinen sie gemüthlich aufgeschlossener und zugänglicher als ehedem.

Durch das ungeheure Erlebnis des Krieges sind ganz neue Anreize zu Tätigkeiten geschaffen, von der Schule unterstützt worden. Sie hat dem Tätigkeitstrieb der Schüler bestimmte Richtungen vorgezeichnet. Hierhin gehört vor allem die Tätigkeit im Zeichenunterricht. Man sieht deutlich, wie dasjenige, was das Gefühl beeinflusst und die Phantasie erfüllt, Gestalt gewinnt. Man hat, wie die Ausstellung im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht zeigt, während des Krieges immer mehr Gewicht auf freies Zeichnen gelegt, und das Ergebnis ist, daß kaum ein Schüler etwas schafft, was nicht mit dem Kriege in engerer oder loserer Verbindung steht. Von den unbeholfensten Entwürfen der Sextaner bis zu den reifen, ja beinahe künstlerischen Bildern stark veranlagter Primaner hinauf regiert der Krieg: Schlachtdarstellungen, Fliegerbombenwürfe, Schiffskämpfe, Feldengräber, das alles zieht in bunter Reihe an uns vorüber, und gewiß ist hier ge-

radezu ein gegenständlicher Beweis für die Erfüllung der Phantasie unsrer Schüler mit kriegerischen Stoffen gegeben.

Bei den Bestrebungen, aus dem Aufsatz ein lebendiges Zeugnis für das Innenleben unsrer Schüler zu machen, lag es auf der Hand, daß diese Arbeit gerade für die Kriegszeit besondere Bedeutung erlangen und daß sie uns so manches über die Seelenverfassung unsrer Schüler zeigen würde. Namentlich da, wo ein möglichst umfassendes Thema gegeben wurde und der Schüler nun eigne Erlebnisse zu schildern hatte, konnte man hoffen, unter den außerordentlichen Umständen auch Besonderes zu erfahren. Bekanntlich hat Reich in seinem Buch »Michael« diejenigen Leistungen zusammengestellt, die ihm für das jugendliche Seelenleben am bezeichnendsten erschienen. Man muß aber diesen Dingen mit großer Vorsicht gegenüberstehen. Es ist gerade für den Lehrer, der so genau weiß, wie Aufsätze entstehen, nicht allzu schwierig, an einzelnen Stellen weniger die Meinung des Schülers als die des sorgfältig vorbereitenden Lehrers zu sehen. Viele Aufsätze von Schülern höherer Lehranstalten erheben sich ferner durchaus nicht über den Durchschnitt. Endlich gehört mehr dazu, als ein junger Mann von siebzehn bis achtzehn Jahren leisten kann, vor allem mehr Überblick, um sich so weit über die Zeit zu erheben, wie nötig ist, um sie zu erfassen.

Eins kommt dazu: unsern Schülern mangelt eine gewisse Gewandtheit, sich auszudrücken; namentlich die Angehörigen der höheren Lehranstalten leiden an einer gewissen Scheu, ihre Gefühle und Gedanken laut werden zu lassen. Es liegt das gewiß nicht so sehr an einem Versehen der höheren Schule als vielmehr an einer den Schülern selber nicht ganz bewußten Behutsamkeit, die durch zunehmendes Wissen eher gefördert als verringert wird. Daher kommt es denn auch, daß der auch von Reich gebrachte Aufsatz eines Hamburger Volksschülers, der ganz unbedünktelt um die Form sich ausdrückt, »wie ihm der Schnabel gewachsen ist«, bei weitem mehr Ursprünglichkeit zeigt als so manche von den Aufträgen höherer Schüler. Es ist ja in richtiger Würdigung dieses Umstandes auch schon lange darauf hingewiesen worden, daß die Schule mehr den freien Aufsatz pflegen soll, womöglich gar jeden Schüler nach seinem Geschmack das Thema wählen lassen soll. Das kann aber in dem Betriebe der höheren Schulen schon deshalb nur ein außerordentlich seltener Ausnahmefall sein, weil von dem Lehrer ein gewisser gemeinsamer Maßstab für alle Leistungen gefunden werden muß.

In etwas stärkerem Maße treten allgemein erkennbare Züge in den freiesten Schöpfungen unsrer Schüler, den Gedichten, hervor, die sie ohne jede Nötigung der Schule verfaßt haben.

Die beiden Seiten des germanischen Charakters, die starke Entwicklung eines herzlichen Gefühls und das Kraftbewußtsein, zeigt die Sammlung, die in dem »Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht« vorhanden ist. Selbstverständlich sind die dichterischen Leistungen dem Alter der Schüler gemäß abgestuft. Gegenüber einem so wahrhaft künstlerischen Gedicht, wie es das so oft veröffentlichte »Für uns« eines Obertertianers in Charlottenburg ist, verschwinden alle andern nach Form und Inhalt. Außer dem frischen, schon mitgeteilten Gedicht aber können doch wenigstens noch zwei andre angeführt werden. Das eine, das aus dem Programm eines Vorort-Gymnasiums von Berlin stammt, lautet:

Wir ziehen froh ins blutige Feld
Zum Sterben.

Wir kämpfen froh gegen alle Welt
Und Tod und Haß und Verderben.
Deutschland, wir schützen's in Ewigkeit,
Tragen in großer, herrlicher Zeit
Soldatenlust, Soldatenleid.

Zu Hause weinen Mädchen und Frau'n,
Sie weinen.

Sie werden nicht jeden wieder schauen
Die schönen, lieben, die reinen.
Deutschland, wir lieben dich mehr als die Maid.
Deutschland, wir sind zu sterben bereit.
Soldatenlust, Soldatenleid.

Die Liebe folgt uns nach in den Krieg,
Die Liebe.

Sie lehrt uns Haß und lehrt uns Sieg
Und lehrt uns echt deutsche Liebe.
Deutschland, wir weben dein Ehrenkleid.
Deutschland, erblühe in Herrlichkeit!
Soldatenlust, Soldatenleid.

Auch der Humor kommt zu seinem Rechte, wie die kleine Strophe eines Berliner Realgymnasiasten zeigt:

Vor und nach Cannenberg

Vorher: Es sagt der Gen'ral Rennenkampf:

»Jetzt geht es nach Berlin.
Wir machen nur ein bißchen Dampf
Und walzen eiligst hin.«

Nachher: Und kurz darauf sagt Nikolaus:

»Run, Freund, wie sieht die Sache aus?
Wo ist das Heer?« — Und wie be-
gossen

Sagt Rennentamp: »Jetzt — schon in
Jossen.«

Und nicht übel klingt ein kleiner Spruch, der einem Liebespaar eines Vorortgymnasiums von Berlin beigegeben war:

Der Teufel frißt zur Not auch Fliegen und
sucht sich manchen essen Schmaus;
Doch sollt' er erst den Grep mal kriegen, den
spuckt er sicher wieder aus.

Unsere höhere Schule hat es aber auch vortrefflich verstanden, den jugendlichen Eifer zu organisieren und unter ihre Obhut zu bringen, wo er mit der Schule im engeren Sinne scheinbar gar nichts zu tun hatte. Erleichtert wurde ihr dies durch die ministeriellen Verfügungen, die sie bewußt immer wieder als einen unserer wichtigsten Kulturfaktoren heraus hoben: daß unsere höhere Schule sich nicht mehr vom Leben abschließen darf, ist doch nie so stark betont worden wie jetzt. So sind denn auch die Jugendkompagnien geschaffen worden, die gerade im entscheidenden Alter bei richtiger Handhabung wohlthätig gewirkt haben, insofern durch den Aufenthalt in der frischen Luft und die Abung körperlicher Fähigkeiten eine größere Frische in die Schüler hineingefommen ist. Allerdings fehlt hier die Schattenseite nicht: gar viele können nicht die Arbeiten bewältigen, und schlimmer als das Versagen am nächsten Tag ist das allmähliche Zurückbleiben im Halbjahr. Und trotzdem ist der Vorteil der freiwilligen Unterordnung unter den Mitschüler, der kraft seines Könnens dem andern überlegen ist, nicht gering anzuschlagen; er trägt zum Gemeinschaftsgefühl gesünder bei als das Vorsagen im Unterricht.

Auch sonst hat die höhere Schule dem Betätigungsdrang der Schüler entgegenkommen können. Vom Koffertragen bis zur Brückenbewachung, von dem Empfang und der Verpflegung der Verwundeten bis zur Verteilung der Brotmarken, von der Betätigung im Post- und Telegraphendienst bis zu den Arbeiten in industriellen Werkstätten — Halberstadt berichtet z. B. von Schülern, die in die Schleifereien eintraten — gibt es wohl kein Gebiet, das nicht Schüler beschäftigt hätte. Von einer höheren Berliner Lehranstalt befanden sich im ganzen ersten Halbjahr des Krieges mehrere Pfadfinder in Brüssel. Die Erntearbeiten haben in denjenigen Bezirken im Osten, in denen die Landwirtschaft von Vätern von Schülern höherer Lehranstalten betrieben wird, eine ganz besondere Bedeutung erlangt. Dort wurden die dieser Arbeit gewohnten Schüler in die väterlichen Betriebe hinein beurlaubt. Am meisten kommen aber der Neigung unserer Schüler die verschiedenen Sammlungen entgegen. Wir alle wissen, daß Käfer, Schmetterlinge, Briefmarken usw. für jeden angehenden Jüngling Gegenstände eifrigsten Begehrens sind. Und die Freude aus dem Besitze von Sammlungen entspringt durchaus jugendlicher Freude an Tätigkeit. So schlossen sich an diese ganz natürlichen Bestrebungen alle die Sammlungen, die die Kriegszeit notwendig machte, die Metalle, Wollstoffe, Lesestoff für die Lazarette, die Kleidungsstücke für Ärmere und vor allen Dingen die Goldmünzen- und Schmucksammlung, die ja

doch bis zum heutigen Tage erstaunliche Ergebnisse liefert.

Wie sehr die Jungen bei all diesen Sammlungen bei der Sache waren, geht aus der gelegentlichen Äußerung eines Untertertianers hervor, der mir voller Entrüstung erklärte: »Der Mann hat mir das Goldstück nicht gegeben, obgleich ich ihm gesagt habe: Sie sind ein Vaterlandsverräter, wenn Sie das Gold behalten.« — Auch die Sammeltätigkeit der Schüler für die Kriegsanleihen hat schöne Erfolge erzielt.

Nun wird bei all diesen Leistungen oft eingewandt, daß sie mit der Schule doch nichts zu tun haben und deshalb am besten aus ihr fortblieben. Gewiß ist zuzugeben, daß diese Berührung mit dem praktischen Leben keine Förderung der Kenntnisse bedeutet, die den Bestand der Schulwissenschaft ausmachen — wenigstens im engeren Sinne. Aber diesen starken, unter Aufsicht der Schule vor sich gehenden Verührungen mit der Außenwelt sind doch auch glückliche Förderungen der Entwicklung unserer Schüler zu verdanken, und es lag nur am Lehrer, wenn diese neuen Kenntnisse nicht auch im Unterricht verwertet wurden. Mancher Großstadt-Schüler hat in dieser Zeit zum erstenmal etwas von der Wichtigkeit der Kartoffel gehört, mancher sich zum erstenmal Gedanken über Brotbereitung gemacht. Ein Primaner der achtziger Jahre hat sicher nicht die geringsten Kenntnisse über die Ausgabe der Noten unserer Reichsbank gehabt, während heutzutage von der Dedung der Noten durch Gold, von der Wichtigkeit der Ausfuhr, kurz vom volkswirtschaftlichen Wissen jeder Untertertianer wenigstens eine Ahnung bekommen hat; das sind Änderungen, die vielleicht für diesen oder jenen geradezu für das Leben richtunggebend sein werden. Der staatsbürgerliche Unterricht, der vor dem Kriege wieder und wieder verlangt und doch nur in einem beschränkten Maße geboten wurde, ist durch den Krieg mit einem Schlage eine Wirklichkeit geworden und hat die ganze Jugend ergriffen, auch ohne daß besondere Stunden dafür eingelegt wurden. Die so erworbenen Kenntnisse kann und muß der Unterricht benützen und benützt sie auch schon. Ich denke da vor allen Dingen an den Geschichtsunterricht, der gerade durch die Bereicherung der allgemeinen Vorstellungen außerordentlich anregend gestaltet werden kann und wird: namentlich auf der Oberstufe, wo die Begeisterung für das Vaterland zum Verständnis für den griechischen, den schweizerischen Freiheitskampf benützt werden kann, ist ein tieferes Eindringen in die Entwicklung von Staaten fruchtbar. Die Größe der Leistungen eines Perikles, der das eigne Vaterland verwüsten ließ, um mit der Flotte dem Feinde empfindlichen Schaden zuzufügen; die Standhaftigkeit der Römer im zweiten Puni-

ischen Kriege, überhaupt die Nebenbuhlerschaft Roms und Karthagos, die gewaltige Wichtigkeit der Produktionsverhältnisse eines Landes im Kriege, die in der Zersplitterung des Landes lagen, die Bedeutung des Verzweiflungstampfes von 1813, die Belagerung von Paris und die unendliche Widerstandskraft der Franzosen — ich greife das alles völlig wahllos heraus —, zu allen diesen Dingen hat der Schüler der Oberklassen heute ganz andre Beziehungen, und sein Wissen von den gegenwärtigen Dingen muß von der Schule in dem Sinne ausgenutzt werden, daß er die Vergangenheit um so mehr mit Händen greifen kann. Es zeigt sich also doch, daß auch vom Standpunkt der Schule aus nicht nur die Gemütsverfassung, sondern auch die im Kriege erworbenen Kenntnisse der Schüler eine Bereicherung ihres Inneren und ihrer allgemeinen Bildung bedeuten, mithin gerade demjenigen Ziel zugute kommen, das die höhere Schule bei ihren Schülern erreichen will. Und endlich darf man nicht vergessen, daß auch ihre Werturteile an der Hand aller Erfahrungen, wenn man sie richtig leitet, früher vorsichtiger werden, als wir sonst gewohnt sind. Einsicht in die Bedingtheit der Dinge ist ja doch der wichtigste Bestandteil des Reiferwerdens.

Daß all diese Bereicherungen unsrer Jugend im Gefühl und im Wissen auch ihre Schattenseiten haben — wer wollte das leugnen? Durch die ersten Tage der Aufregung waren die jugendlichen Seelen viel zu stark ergriffen, als daß die Aufmerksamkeit im Unterricht, der bis in die Oberklassen hinein vielen nun ganz überflüssig erschien, möglich gewesen wäre. Es erforderte die ganze Kraft des Lehrers, um den Schüler festzuhalten; und namentlich als sich Sieg auf Sieg häufte, rissen die Feiern fast allwöchentlich große Lücken in die Unterrichtszeit. Zugeständnisse sind von der Schule gemacht worden und werden immer wieder gemacht werden müssen, so lange der Krieg dauert, Zugeständnisse in bezug auf die Einzelkenntnisse in diesem und jenem Fach.

Mit der längeren Dauer des Krieges aber hat sich doch auch bei unsern Schülern das Gefühl dafür wieder eingestellt, daß sie auf der Schule sind, um zu lernen; und die Meinung, die hier und da einmal ausgesprochen wurde, daß in der Kriegszeit überhaupt nichts gelernt würde, geht entschieden viel zu weit. Gewiß ist zuzugeben, daß es für den Lehrer schwerer als sonst ist, die Aufmerksamkeit der Schüler zu fesseln. Es sprechen dabei nicht allein psychologische, sondern gewiß auch physiologische Gründe mit: daß unsre Verpflegung namentlich in den Großstädten viel zu wünschen übrigläßt, wissen wir alle, und wenn unsre Jungen bisweilen nicht so lebendig sind wie sonst und namentlich im Unterricht schlaffer, so kommt

das auch vielfach davon, daß sie unterernährt sind. Die Schule muß bis zu einem gewissen Grade darauf Rücksicht nehmen, und das ist schlimm, denn schließlich ist der Erwerb von Kenntnissen und gründlichen Kenntnissen nun einmal eine recht wichtige Sache der höheren Schulen; aber wir müssen uns eben zugestehen, daß wir in dieser Beziehung in einer Ausnahmezeit leben und daß, was hier auf der einen Seite eingebüßt wird, bis zu einem gewissen Grade durch das Miterleben dieser großen Zeit ausgeglichen wird. Ich bekenne mich sogar zu der optimistischen Anschauung, daß dereinst die Söhne der Väter, die jetzt auf der Schulbank sitzen, von ihren Vätern ganz energisch zum Erwerb von Kenntnissen angeeifert werden werden. Das ganze Leben geht in Wellenbewegungen, auch die Erziehungsströmungen, das sollten wir nicht vergessen. Und weiter: wir sind in der glücklichen Lage, über Stimmung und Begeisterung hinwegsehen zu können, weil wir im germanischen Wesen einen festen Halt besitzen, der weder beim Slawen noch beim Romanen in dieser Allgemeinheit vorhanden ist: das ist das Pflichtbewußtsein. Alle diese jungen Leute oder Knaben, die jetzt die Schulbank drücken, sind doch noch keine fertigen Menschen. Der andre Teil der Erziehung, der durch Familie, Gesellschaft und Leben erlangt wird, ist ja doch von der Schule unabhängig, kann nur von ihr unterstützt werden, und deshalb darf man nach den Erfahrungen, die man bisher mit unserm Volke im Kriege gemacht hat, wohl die begründete Hoffnung aussprechen, daß der Mangel an Kenntnissen mit der Zeit ausgeglichen werden wird.

Und auch auf einem andern Gebiete halten sich Vorteil und Nachteil dieser Zeit zum mindesten die Wage: auf dem der Schulung der Willenskraft. Es ist durch die Erlasse mehrerer Oberkommandierender gewissermaßen amtlich bescheinigt worden, daß unter der männlichen Jugend die Gefahr der Verwahrlosung recht stark in den Vordergrund getreten wäre. Aber es darf daran erinnert werden, daß gewisse Einrichtungen der Neigung unsrer Schüler zur Disziplinlosigkeit stark entgegenarbeiten. Namentlich wird die Jugendkompagnie, je fester die Disziplin gehandhabt wird, desto stärkeren Eindruck auf das jugendliche Wollen machen. Es ist Sache des Lehrers, wie es das immer gewesen ist, durch die Fesselung der Aufmerksamkeit des Schülers auf den im Unterricht liegenden Stoff zu gleicher Zeit ihm die Widerstandsfähigkeit gegen äußere Einflüsse zu geben. Im Kriege vermag er noch besser als im Frieden die zerstreuen Einflüsse zu bekämpfen: er kann sie in den Unterricht selbst hineinziehen. Gerade dadurch, daß der Lehrer in der Lage ist, fast in jedem Fach auf die große Zeit zu

verweisen, die wir durchleben, aus ihr Beispiele und Vergleiche heranzuholen, gerade dadurch vermag er auch wieder das Interesse zu wecken und die Willenskraft der Schüler zu stählen.

Es sei mir nun gestattet, zum Schluß noch einige Folgerungen zu ziehen, die die Erfahrungen dieses Krieges der höheren Schule gebracht haben. Ganz allgemein wird man sagen dürfen, daß die höhere Schule in der langen Friedenszeit nicht versagt hat. Der Lehrer der höheren Schule wird neiblos anerkennen, daß die Volksschule und die auf ihr weiterarbeitenden Einrichtungen und Lehranstalten den gemeinen Mann fast noch besser als für den Krieg 1870/71 für diesen Krieg vorbereitet hat; und doch bedeutet eine große Masse ohne tüchtige Führer nichts — auch das lehrt der Krieg. Der Krieg hat auch die höhere Schule und ihre Schüler gerüstet gefunden.

Daß das Vaterland für uns wirklich den Inbegriff unsrer Kulturgüter bedeutet, ist etwas, das nicht ohne weiteres von dem Menschen erkannt wird. Die große Volkserhebung beweist, daß unsre Schule es verstanden hat, diesen wichtigen Gedanken in unsern Schülern zu erwecken und in ihnen wach zu erhalten. Ihm dient in Wirklichkeit unsre höhere Schule überhaupt — in diesem Sinne ist sie national. Damit ist dann zugleich die Willensrichtung gegeben, die sie ihren Schülern mit Erfolg eingepflanzt hat: des Heiligste zu verteidigen. Aber noch mehr: sie hat es auch verstanden, den Willen so zu stählen, daß er im entscheidenden Augenblick sich bewähren konnte. Einer der Mittkämpfer sagte mir einmal: »Wir haben immer die höheren Schüler für untauglich zur Erfüllung der Soldatenpflichten gehalten, weil wir annahmen, daß ihre körperliche Kraft für die ungeheuren Strapazen nicht ausreichen würde, die ihrer im Felde harrten. Zu unserm Erstaunen sehen wir jetzt, daß die Freiwilligen das, was ihnen an körperlicher Kraft und an Gewandtheit abgeht, durch eine fabelhafte Willenskraft ersetzen.«

Diese Willenskraft zu erzeugen und weiterzuentwickeln wird auch in der Zukunft die Pflicht der höheren Schule sein; vor allem — wie es Kerschensteiner vortrefflich ausgesprochen hat — den Schüler durch Einbild in die Welt der Werte zum sittlichen Charakter zu steigern. Wenn die höhere Schule nach dem Kriege ihrer Aufgabe gerecht werden will, so muß sie auf dieser Seite unbekümmert um die Folgen stark auf ihre Forderungen bestehen. Kein Zugeständnis darf gemacht werden, wo es um die Charakterbildung geht. Dabei darf aber auch die Wissensbildung nicht zu kurz kommen, schon deshalb nicht, weil die Überwindung von Schwierigkeiten an sich eine Quelle der Bildung des Charakters bedeutet. Der ministerielle Erlaß über die Abstoßung ungeeigneter Schüler muß beachtet werden, wenn wir in dem hoffentlich langen Frieden, der auf diesen fürchterlichen Krieg folgen wird, nicht den Staat selber mit einem Bildungsproletariat belasten wollen, dessen Druck unsre Nachkommen erliegen würden. Wahres soziales Streben besteht nicht in dem Mitschleppen Untüchtiger und ihrer Einschiebung an Stellen, in die sie nicht gehören, sondern in der Förderung Tüchtiger und der richtigen Beratung derjenigen, die in höheren Laufbahnen nur einen Ballast für sich und andre bedeuten würden.

Daß wir unsre Schüler zugleich mit wirklich staatsbürgerlichem Geist erfüllen sollen, das hat uns als Aufgabe der Krieg aufs neue eingeprägt: auch der »Banausos« ist uns kein »Banause« mehr, sondern ein an seinem Teil zum Wohl der Allgemeinheit Mitarbeitender. In dem großen Organismus des Staates sind viele Möglichkeiten der Betätigung, und jeder hat am Staate teil, der an der für ihn richtigen Stelle steht. Wenn wir in der höheren Schule das Verständnis für diese die Klaffen-gegensätze überbrückende und dem Geiste und Sinne des Christentums entsprechende Anschauungsweise Verständnis erwecken, so werden wir auch hierdurch erweisen, daß wir die Erfahrungen des Krieges beherzigt haben.

Gang in die Nacht

Der Abendwind pfeift höhenschrill,
Brauende Nebel legen
Sich übers Tal; ich gehe still
Der Nacht, der Nacht entgegen.

Dann schweigt der Sturm; Clefruhe bang,
Als gält's die letzte Feier.
Immer dichter über den Rang
Fallen und fallen die Schleier.

Mich schreckt nicht Stille, nicht jähher Laut,
Nicht finster drohende Ferne;
Ich weiß: bald leuchten mir altvertraut
Tausend segnende Sterne.

Robert Hohlbaum

Der Weltkrieg

Zeitgeschichtliche Monatsberichte von Prof. Dr. Gustav Roloß (Sießen)

XXXIV

Offensive in Mazedonien, in Frankreich, am Isonzo — Beschleunigung oder Verzögerung der Entscheidung? — Der russische Wirrwarr und die Mittelmächte

Wiederum liegt ein außerordentlich blutiger Monat hinter uns, aber eine Veränderung der Lage ist im allgemeinen nicht eingetreten. An drei Stellen, in Mazedonien, in Frankreich und am Adriatischen Meere, haben die Fronten der Mittelmächte verzweifelt Angriffen getrogt, und dieses Standhalten bedeutet eine schwere Niederlage der Entente, da sie eine Veränderung der Lage erzwingen muß, wenn sie ihren Willen durchsetzen will.

Sowenig es den Feinden im vorigen Jahre glückte, ihr Ideal einer allgemeinen gleichzeitigen Offensive von der Nordsee bis zum Euphrat zu erreichen, sowenig vermochten sie es nach dem Beginn der neuen Angriffsepoche in diesem Frühjahr. Erst etwa einen Monat nach dem Anfang der englisch-französischen Stürme setzte sich Sarrail in Bewegung, um die Verbündeten zwischen dem Wardar und Grabesnica (am Cerna, 70 Kilometer östlich von Monastir) sowie nördlich und westlich von Monastir durch gewaltigen Aufwand von Artilleriemunition und große Infanterieangriffe zurückzuwerfen, aber seine Anläufe endeten wie im März nach mehreren größeren Gefechten (9. bis 11. und 17. Mai) mit einer vollkommenen Niederlage. Wiederum begnügte sich Sarrail seitdem mit Teilgefechten, ohne eine große Entscheidung zu wagen. Franzosen, Italiener und Serben trugen gemeinschaftlich die Niederlage, Deutsche und Bulgaren teilten sich in den Sieg.

In ein ähnliches Stadium gewisser vorläufiger Ruhe scheint mit dem Monatschluß die Westfront eingetreten zu sein, wenn natürlich auch hier die Artilleriekämpfe weit heftiger und die Teilangriffe zahlreicher und mächtiger geführt werden. Die letzten »Großkampftage«, die die Front des Kronprinzen Ruprecht gesehen hat, waren der 11. und 12. Mai, an denen die Engländer noch einmal auf der ganzen Linie zwischen Lens und Quéant in der üblichen Weise einen Durchbruch versuchten, aber nur eine winzige Strede bei Roeux gewannen. In den nächsten Tagen folgten sich zwar noch Angriffe und Gegenangriffe, die häufig zum Nahkampf führten, so namentlich bei Bullecourt (21. Mai) und bei Loos (25. Mai), aber alles unverändert

ließen. Daß das eingeebnete Bullecourt den Engländern überlassen wurde, beeinflusste weder die taktischen noch gar die strategischen Verhältnisse, und die Behutsamkeit, mit der es erst einen Tag nachher besetzt wurde, zeigte, wie hoch der Feind die deutsche Verteidigungsstraft ansah.

Stärkere Gefechtsstätigkeit herrschte an der Front des Deutschen Kronprinzen. Bald gab es Infanterieangriffe in dem Gebiet nördlich der Aisne, bald am Kanal Aisne-Marne, bald in der Champagne, und wenn Infanterieangriffe nicht stattfanden, bereiteten große Artilleriekämpfe neue vor. Die Kämpfe zeigen in den einzelnen Abschnitten recht verschiedenen Charakter. In der Champagne sind die Franzosen im wesentlichen die Angreifer, in den beiden andern die Deutschen. Größeren Erfolg hatten die Deutschen. Es gelang, durch mehrere Vorstöße (am 11., 14., 15., 16., 18., 20., 25. Mai, 1. Juni) die Stellungen am »Damenweg« und südlich davon sowie am Kanal, besonders bei Reuville, erheblich zu verbessern und zahlreiche Wiedereroberungsversuche der Franzosen blutig zu vereiteln, während diese in der Champagne trotz häufigen Angriffen nur auf dem Höhenzug des Cornillet südwestlich von Moronvillers etwas vorzudringen vermochten (20. Mai). Aber auf dem Ramm des ausgebreiteten Gipfels konnten sich die Deutschen trotzdem behaupten und nach einigen Tagen (27. Mai) den Verlust durch einen gelungenen Vorstoß ausgleichen. Eine Gefahr für die deutsche Front liegt daher in solchem geringen Geländeverlust um so weniger, als der walbige und bergige Boden bis über die Suippe hinaus der Verteidigung höchst günstig ist.

Ohne Zweifel haben also die verlustreichen Schlachten des Aprils und der ersten Maihälfte den Feinden eine vorsichtigeren Taktik aufgezwungen; namentlich die Franzosen haben solche wilden Massenstürme wie vor einigen Wochen nicht wiederholt. Doch müssen die zahlreichen nutzlosen Teilangriffe ebenfalls viel Blut gekostet haben, und der Erfolg steht in keinem besseren Verhältnis zum Einsatz als früher; gewiß ist jetzt mit Rücksicht auf die großen feindlichen Verluste die deutsche Stellung sicherer als im April. Wie schon

früher erwähnt, haben die großen Blutopfer in Frankreich scharfe Kritik hervorgerufen und zu einem neuen Kommandowechsel geführt: General Nivelles, der stürmische Draufgänger, ist durch General Pétain im Oberbefehl ersetzt worden, der seine Stelle als Generalstabschef beim Kriegsminister an General Foch abgegeben hat. Ob Pétain mit neuen Plänen und einer neuen Taktik auftreten wird, ist noch dunkel. Vielfach wird vermutet, daß er seine Streitkräfte umgruppiert, um vielleicht den Angriff im äußersten Osten oder in der mittleren und östlichen Champagne oder endlich in engster Fühlung mit den Engländern in Flandern neu zu versuchen. Ein Angriff über Flandern ist in der Tat von feindlicher Seite, insbesondere von Engländern, oft verlangt worden, um durch eine gemeinschaftliche Operation mit der englischen Flotte die belgische Küste zu erobern und die deutschen Unterseeboote eins ihrer Stützpunkte zu berauben. Es ist noch nicht erkennbar, ob die seit den letzten Maitagen häufigeren Vorstöße bei Ypern auf eine solche Absicht hindeuten.

Weitaus die größten Kämpfe sind zwischen Österreich-Ungarn und Italien ausgefochten worden. Nach etwa halbjähriger Pause haben die Italiener zum zehntenmal versucht, sich den Weg über den Isonzo nach Triest zu bahnen. Ganz nach dem Muster ihrer Bundesgenossen hatten sie den Winter über Geschütze und Munition angehäuft, um die österreichischen Gräben zertrommeln zu können, aber obgleich sie durch starke englische Batterien unterstützt wurden, ist der Erfolg ausgeblieben. Nach dreitägigem, am Isonzo noch nicht erhörtem Kanonen- und Minenfeuer auf der etwa 40 Kilometer breiten Front von Tolmein bis zum Meere (11. bis 13. Mai) schritten sie zum Angriff an fünf Punkten: bei Auzza (etwa 18 Kilometer nördlich von Görz), bei Plava (12 Kilometer nördlich von Görz), gegen den Monte Santo halbwegs zwischen Görz und Plava, gegen die Stellung der Österreicher unmittelbar vor Görz, endlich gegen die Hochfläche des Karst bei Kostanjevica (10 bis 12 Kilometer südlich von Görz). Am ersten Tage wurden die Angreifer unter Verlust von 3000 Gefangenen blutig abgewiesen, am zweiten (15. Mai) glückte es ihnen, mit einigen Abteilungen in dem etwa eine Meile breiten Raum zwischen Auzza und Canale über den Isonzo vorzu-

dringen, zwei Tage später sogar die Höhe von Ruf im Berglande zwischen Görz und Plava zu erobern, aber strategisch brachten diese teuer erkaufte taktischen Gewinne keinen Nutzen. Denn die Österreicher vermochten sich im Berglande zu behaupten und jedes weitere Vorbringen hier ebenso wie einen Umgehungsversuch von Auzza her zu vereiteln (18. Mai), ja, sie konnten die bei Auzza über den Isonzo vorgeschobenen Truppen wieder aufs rechte Ufer treiben (19. Mai), so daß die Gefahr einer nördlichen Flankierung nunmehr ausgeschlossen war. Nach einem neuen wütenden Frontalangriff gegen das Bergland trat eine eintägige gewisse Ruhe ein, dann begann der zweite Akt der Schlacht, der sich hauptsächlich bei Kostanjevica abspielte, während bis dahin die Karsthochfläche einen Nebenschauplatz gebildet hatte. Nach zweitägigem verlustreichen Gefecht kamen die Italiener bei Jamiano, südwestlich von Kostanjevica, einen Kilometer voran (27. Mai), aber seitdem blieb ihnen jeder Erfolg trotz gewaltigen Opfern versagt. Noch zwei Tage dauerten die Kämpfe, bis die Italiener erschöpft von dem vergeblichen Ringen abließen. Mit mehr als 100 000 Mann hatten sie jene geringen Einbeulungen der österreichisch-ungarischen Front, die, in der langen Winterruhe trefflich ausgebaut und tiefgegliedert wie die deutsche in Frankreich, solche Verluste recht gut vertragen kann, bezahlen müssen.

Wieder wie vor Monaten leben wir nach Wochen heroischer Leistungen und ungeheuren Blutvergießens in großer Spannung, ob die Feinde einen neuen großen Stoß versuchen werden, oder ob unsre Heeresleitung einen starken Gegenschlag tun wird. Daß die allgemeine Lage geeignet ist, im Hinblick auf den Seekrieg die Feinde zu neuen raschen Stürmen zu veranlassen, haben wir das vorige Mal dargetan, und die Maiverluste im Handelskrieg, die denen im April (1,091 Millionen) schwerlich viel nachgeben werden, werden weiter in dieser Richtung wirken. Sollten die Versenkungen, wie feindliche Stimmen behaupten, sich im Mai vermindert haben, so würde das keinen Mißerfolg darstellen, sondern sich durch die Verringerung der Schifffahrt erklären; der norwegische Verkehr mit dem Auslande z. B. ist auf die Hälfte gesunken, und in den französischen Häfen liegen zahlreiche Schiffe, die die Aus-

fahrt nicht wagen. Von einem Hinausziehen der Entscheidung könnten unsere Feinde allerdings mancherlei erhoffen: eine kräftige wirtschaftliche Unterstützung durch Amerika nach der neuen Ernte, und wenn es mit dieser Hilfe trotz großen Verlusten im Tauchbootkrieg gelingt, die Ernährung für längere Zeit sicherzustellen, die Erneuerung des Hungerkrieges und ein Eingreifen amerikanischer Truppen und Schiffe in Europa. Freilich müßte Amerika gewaltige Massen schiden, wenn es die Entscheidung bringen wollte; einige Divisionen würden nichts bedeuten. Würden aber die Beförderungsmittel für die Hunderttausende und zugleich für die Versorgung der Entente vorhanden sein, und würden sie die steigenden Gefahren der Unterseeboote überwinden können? Wir können diese entfernliegenden Möglichkeiten einstweilen ruhig beiseitelassen; denn noch Bedenken anderer Art erheben sich gegen eine solche Verzögerung der Entscheidung ins ungewisse.

Für England wird sich die Ernährung bis zur amerikanischen Ernte nur unter großen Entbehrungen sicherstellen lassen; selbst Lloyd George macht sie u. a. abhängig von dem Gelingen großer Landarbeiten, gegen deren Ergebnis man starke Zweifel hegen kann, und diese Landarbeiten erfordern starke Beurlaubungen aus dem Heere, schwächen also die Kampfkraft und geben der deutschen Heeresleitung größere Operationsfreiheit. Außerdem bleibt fraglich, ob Amerika größere Getreidevorräte abgeben kann, da seine Ernte ungünstig zu werden verspricht und bei allen Sendungen überdies ein großer Bruchteil auf die Versenkungen abgerechnet werden muß. Endlich droht den Feinden bei längerer Kriegsbauer die Zerstörung ihrer Handelschiffahrt. Die französische Handelsflotte ist, wie im Parlament der Regierung scharf vorgehalten worden ist, bereits so gut wie verschwunden, die englische gewaltig verringert; jeder weitere Monat kostet ihr immer schmerzlichere Opfer. Sollten aber die britischen Inseln durch die erwarteten amerikanischen Neubauten selbst in ausreichendem Grade versorgt werden können, so wäre doch Englands Rolle als erste Welt handelsmacht nach dem ungeheuren Ausfall an Schiffsraum zu Ende: seinen Krieg, den es zur Wahrung dieser Stellung unternommen hat, hätte es glänzend verloren. Immer wieder muß man sich dies Verhältnis vor Augen halten, um die un-

ermögliche Gefahr, in der England bei Verlängerung des Krieges schwebt, zu verstehen.

Als weiteren großen Aktivposten dürfen die Mittelmächte die Verminderung der Ententemacht durch die russische Revolution ansehen. Die Zerlegung ist, wie man aus der russischen Presse der verschiedensten Richtungen herauslesen kann, kräftig fortgeschritten, da die beiden durch die Revolution geschaffenen Organisationen, die provisorische Regierung und der Arbeiter- und Soldatenrat, gegeneinander arbeiten und überdies im Lande Bestrebungen austauschen, die sich wenig um Petersburger Weisungen kümmern. Der Gegensatz zwischen den beiden Petersburger Gewalten beruht auf ihrer verschiedenen Zusammensetzung. Die Mehrheit der Regierung, aus Liberalen bestehend, legte höchsten Wert auf die Erlangung der alten imperialistischen Ziele und wollte deshalb alle Kräfte in den Dienst des Krieges stellen; der Arbeiter- und Soldatenrat wünschte Beendigung des Krieges, um die Demokratisierung in Verwaltung, Wirtschaft und Heer durchführen zu können. Ein einheitliches Programm freilich konnte der Arbeiter- und Soldatenrat nicht aufstellen, da sein rechter Flügel unter Kerenskis Führung einen Sonderfrieden ablehnte, während der linke radikalsozialdemokratische sofort Friedensverhandlungen begehrte.

Naturgemäß suchten beide die Herrschaft über das Heer zu gewinnen, und da trug die strupellose Agitation der Demokraten ihre Früchte: überall wurden Massenversammlungen bei den Truppen abgehalten, Abordnungen kamen nach Petersburg, um ihre Beschwerden vorzutragen, scharenweise trieben sich die Soldaten im Lande herum, und ein Soldatenkongreß in Minsk erzwang ungehinderten Zutritt der Sendlinge des Arbeiter- und Soldatenrats zur Front sowie die Kontrolle der Kommandogewalt durch Mannschaftsausschüsse. Hier und da wählten die Mannschaften ihre Vorgesetzten, wobei, wie in Petersburg, Fähnriche plötzlich zu Regimentskommandeuren aufrückten; überall erlangten sie das Recht, gegen Offiziersernennungen Einspruch zu erheben. Die besten Helfer in der Untergrabung der bisherigen militärischen Grundsätze waren jüngere Offiziere aus den Kreisen der Studenten und der sonstigen bürgerlichen Intelligenz, die infolge der großen

Verluste im alten Offizierkorps trotz ihrer radikalsten, zum Teil sogar sozialdemokratischen Gesinnung vom Zaren ernannt werden mußten; nun kamen sie gar vielfach durch Ermordung oder Beseitigung der zarisch gesinnten Vorgesetzten in höhere Stellungen. Zur Zerrüttung des Heeres trat die der Verwaltung: die Verpflegung für die Front verschlechterte sich im April beträchtlich, Streiks beeinträchtigten die Munitionserzeugung, die Organisation zur Versorgung der großen Städte brach zusammen, der Landbau wurde vernachlässigt; im Dongebiet z. B. soll die Hälfte der Acker unbestellt sein. Wegen all dieser Unordnungen, die eine fruchtbare Kriegsführung unmöglich machten, legte zunächst der Kriegsminister Gutschkow unter heftigen Klagen über die allgemeine Unbotmäßigkeit sein Amt nieder (14. Mai), einige Frontgenerale folgten, schließlich mußte vor den heftigen Angriffen des Arbeiter- und Soldatenrats der Minister des Auswärtigen, Miskow, ein Hauptvertreter der Eroberungspolitik, das Feld räumen und das ganze Kabinett sich einer Umbildung unterziehen (16. Mai). Kerenski trat an Gutschkows, Terestchenko, ein bisher politisch wenig bekannter Großindustrieller, an Miskows Stelle, im übrigen wurden noch einige Angehörige der Linken aufgenommen, so daß jetzt sämtliche Parteien, mit Ausnahme des äußersten rechten und linken Flügels, im Ministerium vertreten sind.

Die Seele der neuen Regierung ist Kerenski, ohne Zweifel bisher der bedeutendste Mann der Revolution, der die Masse nicht nur durch seine demokratischen Reformversprechungen zu entzünden, sondern auch durch Entschlossenheit und Mut zu beherrschen weiß. Eine leimende Opposition im Arbeiter- und Soldatenrat z. B. hat er kurzerhand durch die Drohung, dem Rat den Rücken zu kehren, zu Boden geworfen. Er hat seine Tätigkeit mit eindringlichen Mahnungen an die Truppen, zur Front zurückzukehren, eröffnet und zunächst den Erfolg gehabt, daß die Generale Gurko und Brussilow ihre Entlassungsgesuche zurückgezogen haben; aber es steht noch dahin, ob er die von ihm selbst mitentfesselte Anarchie wirksam bekämpfen kann. Wichtig vor allem ist seine Stellung in der auswärtigen Politik. Der Fluch der bösen Tat, daß die Revolution mit ausländischer Hilfe gemacht worden ist, haftet ihr auf Schritt und Tritt an: obgleich man von Ke-

renski nach seiner Vergangenheit eine Friedenspolitik erwarten sollte, kann er doch von seinen bisherigen Verbündeten nicht los, da er, in doktrinäer Abneigung gegen Deutschland befangen, von einem deutschen Sieg die Wiederherstellung des Zarismus befürchtet und vor allem, weil er zur Weiterführung der Regierung finanzielle Hilfe aus London und Washington braucht und diese natürlich nur bei politischem Wohlverhalten erlangen kann. In dieser Bedrängnis zwischen den Wünschen der radikalsten Partei, denen der auswärtigen Bundesgenossen und ihren russischen Anhängern hat die neue russische Regierung abermals feierlich einen Sonderfrieden abgelehnt und die Formel eines Friedens ohne Annexionen und Entschädigung unter Wahrung des Selbstbestimmungsrechts der Völker erfunden, aber dabei einen Unterschied zwischen Annexion und Wiederherstellung gemacht, so daß Frankreich Elsaß-Lothringen unter dem Titel »Wiederherstellung« in Anspruch nehmen und man unter »Selbstbestimmung« der Völker allerlei Verschiebungen vornehmen kann, und was dergleichen politische Eiertänze mehr sind. Es ist offenbar, daß sich innerhalb der russischen Regierung mehr und weniger eroberungslustige Strömungen bekämpfen, aber gewiß ist, daß die Idee eines Sonderfriedens einstweilen geschlagen ist, und Kerenski läßt sich anscheinend immer mehr von den kriegseifrigen Liberalen gewinnen. Ist er doch emsig bemüht, die unter seinen radikalsten Freunden verbreitete Abneigung gegen England, den Bundesgenossen der Liberalen, von dem die radikale Linke eine Stärkung der kapitalistischen Kreise Rußlands befürchtet, zu dämpfen; England, hat er öffentlich erklärt, habe sich nie in die inneren Angelegenheiten eingemischt und könne es nach dem Geist seiner Politik niemals tun. Eine Verdrehung der Wahrheit mit einer Stirn, um die ihn Cecil oder Lloyd George beneiden könnten! Diese starke Hinneigung zur Kriegspartei wäre eine ganz folgerichtige Entwicklung, nachdem er sich einmal zur Ablehnung des Sonderfriedens entschlossen hat: da er nicht hoffen darf, England und Frankreich zu einem schnellen Frieden zu bestimmen, muß er auf ihren Standpunkt treten.

Von den inneren Schwierigkeiten, mit denen die russische Regierung sich abfinden muß, wiegen am leichtesten diejenigen, die von der international gerichteten Sozial-

demokratie herrühren, da diese ihre Anhänger allein in der verhältnismäßig geringen Industriearbeiterschaft besitzt. In den großen Städten können allerdings durch sie vorübergehende Konflikte entstehen, aber die Politik zu bestimmen vermag sie nicht. Mehr Rücksicht erfordern die Bauern, die über zwei Drittel der russischen Nation umfassen. Sie begehren Verteilung des Großgrundbesitzes und haben bereits eigenmächtig die Hand auf Krongut und andre Besitzungen gelegt oder Pachtverträge gebrochen. Gerade das Bestreben, bei der Landverteilung nicht zu kurz zu kommen, hat viele Soldaten in ihre Dörfer getrieben; auf den Patriotismus der Bauern darf man also nicht mit Sicherheit rechnen. Schwerlich wird sich diese agrarische Begehrlichkeit, die ja seit mehr als einem Jahrzehnt gepflegt worden ist, so leicht stillen lassen, und schwerlich wird sie, wenn Kerenski ihr entgegenkommt, das Zusammenarbeiten zwischen der Regierung und den Liberalen, die viele Großgrundbesitzer in ihren Reihen zählen, erleichtern. Endlich macht sich immer stärker das Bestreben der »Fremdvölker«, das großrussische Joch abzuschütteln, geltend. Aus den westlichen und östlichen Provinzen Europas, aus dem Kaukasus, aus Sibirien und Turkestan kommen Forderungen auf Errichtung von unabhängigen Ortsgewalten: wenn sie sich alle durchsetzten, müßte das alte Zarenreich sich in einen loseren Bund von einigen Duzend Republiken auflösen. Vor allem sind es die Finnen und Ukrainer, die in den letzten Wochen ihr Haupt erhoben haben. Selbst die einer Verständigung mit Rußland geneigten Altfinnen haben Finnlands Recht auf Selbstregierung und Unabhängigkeit von den Petersburger Machthabern betont und jeden Eingriff russischer Truppen in finnische Fragen abgelehnt; in der Ukraine hat sogar ein großer Nationalkonvent in Kiew getagt, der die Gebiete vom Dnjepr bis zum Schwarzen Meere vertreten hat. Seine Beschlüsse verlangten die Herstellung eines rein ukrainischen Heeres, einer besonderen Verwaltung mit einem »Reichszangler« an der Spitze und

die Entsendung besonderer ukrainischer Vertreter zur jetzigen Regierung. Viele ukrainische Zeitungen sind entstanden, während die meisten großrussischen eingingen; viele großrussisch gesinnte Dorfgeistliche sind vertrieben und wichtige Selbstverwaltungskörper, wie der Semstwo in Kiew, haben sich der Bewegung angeschlossen. Besonders stark ist die Bauernbewegung, die hier von nationalen und sozialen Antrieben getragen wird, denn der größte Teil des Großgrundbesitzes ist in russischen oder polnischen Händen.

Für die Politik der Mittelmächte scheint sich hiernach, da auf einen Sonderfrieden mit Hilfe der russischen Abitalen nicht mehr zu rechnen ist, Unterstützung der nationalen zentrifugalen Kräfte als notwendig zu ergeben. Welchen gewaltigen Eindruck müßte es machen, wenn Deutschland und seine Verbündeten erklären könnten, die Forderungen Finnlands und der Ukraine als gerecht anzuerkennen, und wenn sie zugleich Maßregeln ergriffen, um die Gegensätze zwischen den polnischen und den ukrainischen Nachbarn in ihrem Machtbereich gerecht auszugleichen. Eine Sicherstellung der ukrainischen Nationalität in Galizien würde ihren guten Willen in dieser Hinsicht aufs beste offenbaren. Den Phrasen der Feinde von der Selbstbestimmung der Völker hätten sie, wie in Polen, eine neue befreiende Tat entgegengestellt und der deutschfeindlichen Hege in Rußland, die den Kaiser immer noch als stillen Verbündeten des autokratischen und zentralistischen Zarenregiments hinzustellen liebt, einen schweren Schlag zugefügt. Rußland würde angesichts autonomer finnischer und ukrainischer Gemeinwesen halb aus dem Kriege auscheiden, und für die Zukunft wäre die russische Offensivkraft gelähmt, da jene beiden sich stets von der brutalen moskowitzischen Expansionspolitik bedroht fühlen und deshalb bei den Mittelmächten Anlehnung suchen müßten. Auf neue endlich wäre erwiesen, daß die Freiheit der Kleinen und der Reichtum der Weltkultur aufs innigste mit dem Schicksal der Mittelmächte verflochten sind.

Abgeschlossen am 3. Juni 1917

Verantwortliche Schriftleitung: Dr. Friedrich Düfel in Berlin-Friedenau, Fregestraße 9. Vertretung für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX/1, Bortergasse 3. In Österreich-Ungarn für Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Döcker in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Einsendungen nur nach Anfrage an die Schriftleitung von »Westermanns Monatsheften« in Berlin W 35, Lützowstraße 84 a. Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.



Georg Koldt: Befreiung Stralsund im Kollernort

Stralsund, Kollernort, gefeiert mit einem großen Fest, nachdem die Stadt befreit war.
 Im dem Hintergrund, das alte Schloss, das jetzt ein Museum ist.

Westermanns Monatshefte

Geleitet von Dr. Friedrich Düssel

Band: 122. II **Aug. 1917**

Fortunat

Roman von Helene Raff

III (Schluß)

Die erste Zeit verlief in einer dumpfen Betäubung. Bernd aß und schlief, wenig zwar und unruhig; er ging aus und kam wieder heim, ohne sich dessen recht bewußt zu werden. Allmählich empfand er wieder, was ihm begegnete, und nun übte die Begrenzung der umgebenden Welt, die ihn ehemals bedrückt hatte, einen wohlthätigen Einfluß auf ihn. Er erschien sich wie durch natürliche Schutzwälle geborgen vor allem, was außerhalb war.

Die Leute in und um Rodegg wußten nur, daß seine Erkorene, auf deren Gesundheit niemand fest gebaut hatte, plötzlich schwer erkrankt war, und daß er um sie Leid trug. Sonst kamen sie über Vermutungen nicht hinaus, und dem vielen Reden waren sie überhaupt nicht freud. Die Mandl aber, die einzige Wissende, war ihrem Herrn zu blind ergeben, als daß sie ihn mit einem Wort verraten hätte. So blieb er wenigstens von fremder Unzartheit verschont.

Was er von seiner Habe, seinen Büchern zumal, bedurfte, hatte er sich nachschiden lassen. Er richtete sich damit ein und ordnete alle Zimmer neu, schon um das Andenken derer, die noch vor kurzem hier gewohnt hatten, zu verwischen. So lange die Jahreszeit es erlaubte, kamm er auf den Bergen herum,

blieb oft auf Hütten und Almen über Nacht. Er unternahm gewagte Besteigungen, die er ehemals, als sein Leben ihm noch so reich erschienen war, unterlassen hätte, um seiner selbst und seiner Liebsten willen. Nun brauchte er nach niemand mehr zu fragen; es hatte einen schaurigen Reiz für ihn, auf einsamer Höhe gleichsam den Tod zum Gefährten zu haben. Einmal kam er heim, nachdem er drei Tage fortgewesen war, ohne Führer, bei jäh eingetretener schlechter Witterung. Da fand er die Mandl am Tisch in der Halle sitzen, ihr Gebetbuch vor sich — so hatte sie gegessen, auch die Nacht hindurch, ohne sich niederzulegen. »Ich hätt' ja doch nicht schlafen können,« sagte sie. Von da an, noch ehe Nebel und Schnee es ihm verwehrten, unterließ Bernd die gefährlichen Wanderungen.

Aber ihn verlangte nach Betätigung. Sein Großvater hatte das Wort im Munde geführt: »Arbeit und Natur, das sind die einzigen, die einem getreu bleiben, wie es auch kommt.« Was die Natur zu ihm gesprochen, war mächtig, aber nicht tröstlich. Er suchte den Faden, an dem er sich hinaustasten könnte aus einem Labyrinth quälender Erinnerungen.

Mitunter besichtigte er allein, mitunter in Begleitung des Bezirksamtmanns die fortschreitenden Schutzbauten und die Flußregu-

lierung im hinteren Tal. Früher hatte die Landschaft zur Seite des Wassers etwas Schummerndes gehabt, da die weithin reichenden grünen Matten nur ab und zu durch ein Bauernhaus mit weißem Bewurf und braunem Holzwerk oder durch ein paar friedlich grasende Kühe unterbrochen wurden. Nun wimmelte es überall von Gestalten, die, an der Höhe der Berge und der Weite des Tals gemessen, sich ausnahmen wie ein geschäftiges Zwergenvolk. Man hatte das ganze Flußbett durch Graben tiefergelegt und die reichlich herausgeworfenen Steine längs des Ufers zu grauen Wällen aufgeschichtet, künstliche Überfälle hergestellt, darüber das durchsichtig blaßgrüne Wasser sich friedlich und ordnungsgemäß ergoß. Hoch an den Berghängen hinauf war das bröcklige Erdreich und Gestein teils durch streckenweise Ausmauerung, teils durch starkes braunes Weidengeflecht, den Schanzkörben vergleichbar, gesichert und unschädlich gemacht. Das geschah, damit kein Erdrutsch nach Unwettern niedergehen und die künftige elektrische Bahn, deren Geleise schon ein gut Stück weit gelegt waren, beschädigen sollte.

Die zahlreiche Arbeiterschaft, die sich der Bauten wegen in der Gegend aufhielt, lebte mit den eingeseßenen Bergbauern nicht eben in Eintracht, vielmehr wie Hund und Katz. Sie dünkten sich den »Gichterten«, wie sie die Bauern hießen, an Weltkenntnis und Handfertigkeit überlegen; diese hinwieder, die vermöglichen zumal, sahen auf die Arbeiter herab als auf hergelaufenes Tagelöhnervolk. Man hatte bisher im Tal neben der Landarbeit nichts gekannt als ein paar Kaufleute und die Heimarbeiter, die Krippenfigürlein und Rinderspielwerk schnitzten und anfärbelten. Junge kräftige Männer griffen selten zu solchem Erwerb. Nun aber zeigte sich, daß man Kraft und Zeit auch zu anderm brauchen könnte denn Bauernknecht zu sein.

Der Kesserbauer schüttete gelegentlich vor Bernd sein Herz darüber aus. »Früher war ein Knecht froh um einen rechten Platz; jetzt rechnet er schon an die Finger herum, was so einer den Tag verdient, so ein Erdgraber, und daß es doch sein ist, nach Feierabend tun zu können, was man mag. Auf niemand aufpassen müssen! Das gefällt ihnen halt. Nichts wie Uniformen lernen die Buben von der fremden Bagaß; wie oft hab' ich meinen Hans schon deswegen bei den Ohrwäscheln

nehmen müssen! Wenn die Sippshaft, die fremde, nur schon weiter wär!«

Bernd suchte ihm zu beweisen, mit solchen, deren man zu eignem Vorteil bringend bedürfe, müsse man Frieden halten.

Das sei alles recht, versetzte der Kesserbauer, aber es gäbe einmal Leute, mit denen man nicht zusammen taue, so wenig wie ein Hund mit einem Kalb. »So Leut, die von irgendwo daheim sind, selbst schier nimmer wissen, wo, haben überall was aufgeschnappt und doch nichts Rechtes, die sind nicht zu ergründen. Und unsereins kann nicht haufen damit.«

Das war eine alltägliche Rede und erweckte in Bernd dennoch eine Reihe verwandter Gedanken. Diesen Gegensatz zwischen Menschen von heimatloser Weltläufigkeit und andern von bodenständiger Einseitigkeit, den gab es auch anderwärts, in höherer Gestalt. War das ein Gesetz, ein unumstößliches, daß die Festen und die Beweglichen sich befehlen mußten?

Wirklich schien es so. Es kam bisweilen zu Wortwechseln und — trotz Pfarrer, Kreisarzt und Bezirksamtmann — auch zu Schlägereien, im Freien und im Wirtshaus an Feierabenden.

Seitdem Bernd die langen Abende gleichfalls häufig in der verräucherten Wirtsstube zubachte, rechnete man ihn als Vierten zu jener angesehenen Dreifaltigkeit; und er bemühte sich, auch in deren Sinn zu wirken.

Der einfallende Winter brachte in ihm einen Plan zur Reife, der vielleicht die ersehnte nutzbringende Tätigkeit verhieß: er wollte den Leuten im Tanzsaal des Wirtshauses populäre Vorträge halten über Deutschlands volkswirtschaftliche Entwicklung. Damit konnte er belehren und den einen verständnisvollen Verständnis für die andern eröffnen.

Der Bezirksamtmann lächelte verbindlich, als Bernd ihm sein Vorhaben kundtat, und nannte es »höchst verdienstlich«.

Bernd begann ungefäumt, das Nötige vorzubereiten.

Seine Habilitationschrift, zu der er schon in der Stadt viel statistisches Material gesammelt hatte, handelte eben von den Arbeitsverhältnissen auf dem Lande. Er gedachte lehrend zu lernen und das persönlich Erlittene allmählich zu verwinden, indem er strebte, Gutes zu tun.

Ihm deuchten die einfachen Menschen, unter denen er jetzt lebte, höher als die Gebildeten, die er kannte, von denen jeder sich so wichtig einschätzte, sein Ich so stark betonte. Eine Eitelkeitsmesse, dachte er herb.

Es fiel der Randl und auch den Gernerstehenden auf, wie bei Bernd, der ehemals der Mutter ähnlich gewesen war, mehr und mehr die Rodeggischen Züge hervortraten. Das blonde Haar ward aschiger, die Stirn kantiger, die Nase stärker im Bug. Er nahm kleine Gewohnheiten und Lebensarten seines Großvaters an; er hängte seines Vaters Bild wieder über sein Bett, wo es in seiner Kinderzeit gehangen hatte, und las dessen nachgelassene Briefe nochmals durch. Es war plötzlich Raum geworden in seinem Herzen, nachdem so viel früher Geliebtes daraus entwichen war.

Von seiner Mutter erhielt er regelmäßig Nachricht, wie auch er ihr kurz von seinem Ergehen berichtete. Ihm schien — wenn es nicht nur argwöhnische Einbildung war —, daß sie trotz aller Sorglichkeit und Herzlichkeit sich einen gewissen Zwang in ihren Briefen antat. Ganz erklärlich, da sie darin nicht schreiben durfte von dem, um den sich ihr Leben drehte. Dagegen berichtete sie einigemal von Ina, mit zarten, schonenden Worten: es gehe ihr gut in der Anstalt; die Ärzte sähen den Fall als ernst, aber nicht hoffnungslos an. Auch der Kleinen erwähnte sie nebenbei. Lili, die sich gerade in einer Epoche des Nichtschreibens befand, schickte ihm dann und wann einen Zettel, der den Mangel ausführlichen Inhalts durch Zärtlichkeit ersetzte.

Außerdem war noch einer, der häufige Briefgrüße nach Rodegg sandte: Endrießer. Es ließ sich erraten, daß er von allem wußte. Agathe war ja so gewöhnt, sich ihm rückhaltlos mitzuteilen. Doch besaß er eine taktvolle Art, sich mit seinem Wissen und seiner Meinung nicht vorzudrängen, obwohl sein tiefer Anteil sich in jedem Worte kundgab. Bernd kannte unter den trefflichen Eigenschaften des Mannes, den er Onkel nannte, auch die, eine Wunde erst ausbluten zu lassen, ehe er Heilungsversuche anstellte. Dennoch fühlte sich Bernd von ihm geschieden, wie von allen, die auf jener Seite standen, nämlich die mehr zu Amelung gehörten als zu ihm.

Mitunter gewährte es ihm eine selbstquälerische Lust, das, was ihn von diesem trennte,

ganz kalt durchzudenken, als sei er nicht davon berührt. Natürlich hatte Amelung nichts Arges gewollt noch vorausgesehen; er hatte sich wie gewöhnlich keine Rechenschaft von seinem Tun abgelegt. Dies Nachtwandlerische in ihm, das Handeln, das aus unbekannten Tiefen quoll oder wie ein Naturereignis vom Himmel fiel, hatte einst Bernd's Entzücken gebildet; jetzt verachtete er ihn beinahe dafür.

Mit dem Fanatismus eines Neubefehrten betonte er den Umschlag seiner Empfindungen gegen ehemals. Er anerkannte nur die Tugenden noch, die seine Vorfahren besaßen hatten, und die sein Großvater am höchsten gewertet: Pflichttreue, Selbstverleugnung, Verantwortungsgefühl. Das seien die eigentlich deutschen Vorzüge, hatte gelegentlich der Bezirksamtmanntmann gesagt; und Bernd griff das Wort begierig auf.

Bei schärferem Zusehen aber entdeckte er in der einfachen Umgebung, wo solche Tugenden füglich hätten gedeihen sollen, auch vieles, was ihm wider den Strich ging. Die Randl war eine treffliche Person, hatte ihm als Kind ihre beiden Hände über Leib und Seele gehalten; dennoch trug sie ihm alles Böse, was ihr die Bäuerinnen mit Butter und Geflügel brachten, emsig zu. Und sie wiederholte dann in gedankenloser Betrübniß: »Ja mein, die Welt ist schlecht.« Der Kesserbauer, der in seiner festen, klaren, bedächtigen Art Bernd von allen Umwohnern der liebste war, verschmähte doch gelegentlich nicht einen Kniff oder eine List, durch die er sich einen kleinen Vorteil zuschanzen und den andern im Schaden lassen konnte. Das bestätigte der Bezirksamtmanntmann, indem er lachend sagte: »Ach, der Kesserbauer ist ein geriebener Patron; wer von dem einen Pfennig über das Schuldige hinaus haben will, muß gewaltig früh aufstehen!«

Dabei war der Kesserbauer auf seine Weise ein tatsächlich sittlicher und religiöser Mensch, der bewußtes Unrecht verabscheute; es gab ganz andre Teufeleien inmitten der großen reinen Natur. Nun ward Bernd erst inne, daß er in seiner früheren Umgebung das Vorhandensein des Schlechten und Gemeinen zwar theoretisch auch zugegeben hatte, aber nie so recht mit der Nase daraufgestoßen war. So wie jeder jederzeit hört und gewiß weiß, daß alle Menschen sterben müssen, sich aber mit der furchtbaren Tatsache erst durch-

bringt, wenn der Tod ihm oder einem seiner Nächsten ganz nabetrifft.

In Amelungs Hause war die Wirklichkeit stets mit einem goldenen Schleier umhüllt gewesen, hinter dem man von ihr gerade soviel sah, als unbedingt nötig war. Das empfand Bernd nachträglich wie eine Verlogenheit, weil eben der Schöpfer dieser Atmosphäre ihn hernach so rücksichtslos dem Schmerzlischen und Fäßlichen gegenübergestellt hatte. Aber er vermochte die der langen Gewöhnung entstammende Empfindlichkeit nicht zu meistern. Und um sich auf das starre Rechts- und Ordnungsbedürfnis der Rodeggs zurückzuziehen, war in ihm zuviel von seiner Mutter menschenliebender Art.

Er trachtete gründlich zu kennen, was ihn umgab. Tiefer als bei seinem sonst nur beschuweisen Aufenthalt drang er in die wirtschaftlichen Verhältnisse der Bergbauern ein. Heute ließ er sich von dem Kesserbauern in alle Einzelheiten eines gutstehenden großbäuerlichen Betriebes einweihen, hörte ihn mit Stolz seinen Viehreichtum aufzählen und wieviel Tagwerke zum Hause gehörten, nebst der Schar des Gesindes, die nötig war, um das alles instand zu halten. Ein andermal kletterte er zu einem armseligen, steilgelegenen Häuschen empor, dessen Einwohner im Solbe einer städtischen Spielwarenfabrik unausgesetzt hölzerne Tiere, Zappelmänner, Kreisel und dergleichen herstellten. Der älteste Sohn, die einzige Kraft der Familie, war Großknecht beim Kesserbauern; der jüngere, schwächliche Sohn und der Vater schnitten und drehten den Tand, den der Vater mit Hilfe der Tochter dann bunt anmalte. Es herrschte eine dumpfige, überhitzte Luft in der engen Stube, doppelt unerträglich durch den Geruch der Farbtiigel und der stets im Ofen brodelnden Leimpfannen. Der Vater, ein hagerer, strenger Alter mit eingesunkenen Augen, erschien Bernd bekannt; er entsann sich seiner als dessen, der ihm damals auf seinem Gange mit dem Baurat und dem Bezirksamtmanne begegnet war. Er war seither noch mehr eingetrodnet in unaufhörlicher Arbeit, zu der er auch beide Kinder zwang — kaum, daß er ihnen eine Feierabendstunde vergönnte. Dabei ward diese Arbeit lächerlich schlecht bezahlt. Bernd erschrak förmlich, als er den längst nicht mehr üblichen Preis vernahm. Er erbot sich, der Familie zu besserem Verdienst zu helfen; der Alte jedoch sah ihn finster

an und erklärte, er wolle nichts, als was er von jeher gehabt und was ihm zukomme.

Der Sohn, ein schmalbrüstiger, hüftelnder Mensch, geleitete Bernd aus der Tür. »Geben S' Ihnen keine Mühe,« sagte er draußen, hoffnungslos wie einer, dessen Kraft durch lange Knechtschaft zerbrochen ist, »gegen 'n Vabern kommt niemand auf.«

Bernd versuchte es noch einmal, indem er die Tochter nach der Kirche, ihrem einzigen Erholungsgang, abpaßte und ihr die Belämpfung der väterlichen Halsstarrigkeit, zu der sie vielleicht geschickter sei, dringend anriet. Die Tochter — Agnes hieß sie — war ebenso unansehnlich und graubleich von Farbe wie ihr Bruder; aber aus den etwas wässerigen Augen strahlte beständig eine stille Fröhlichkeit und Freundlichkeit. Sie bedeutete Bernd lächelnd, daß da nichts zu machen sei; der Vater hänge wie mit Eisenklammern an dem Hergebrachten, das er für das einzig Richtige halte. Bernd schalt über diese Härte gegen sie, die schwer arbeitenden Kinder. Da lächelte Agnes noch heller. »Schauen Sie,« sagte sie in beschwichtigendem Ton, »die Menschen sind halt einmal dafür da, daß sie einander plagen; der's allein gut mit uns meint, ist unser Herrgott.« Dabei blinzelte sie aus ihren etwas entzündeten Lidern in den blauen Himmel hinauf, als hätte sie mit dem droben ein beseligendes Geheimnis. Bernd ward durch dies kindliche Vertrauen in die Güte Gottes, die sich an ihrem äußeren Leben doch nicht bewährte, gerührt und wies hernach die Hand an, wo immer sie es hinter dem Rücken des Vaters vermöchte, der Agnes auf alle Fälle beizustehen.

Bald danach trat noch ein anderer in seinen Gesichtskreis. Ein ganz anderer, der ihn jedoch mehr denn alle anzog.

Der Obmann und Vorarbeiter bei den Erarbeitern war ein schöner, großer Mensch mit Augen wie frische Taubeeren und mit Zähnen, die seine Augen fast überblickten. Er tat es, wenn er irgendwo angriff, an Kraft und Gewandtheit allen andern zuvor; dazwischen kamen Anfälle von Lässigkeit, in denen er alles stehen und geben ließ, sich mit allerhand Lumpereien vergnügte, bis ihm dann plötzlich der Arbeitsgeist zurückkehrte und er binnen kurzer Zeit alles Versäumte durch die Schnelligkeit seines Anpaddens wieder ausgeglichen hatte.

Er hieß Viktor oder Vittl — von dem sehr

alltäglichen Familiennamen, den er trug, machte kein Mensch Gebrauch. Außerdem aber nannten seine Genossen sowie die Bauern ihn mit den mannigfachen Uibernamen: Viech, Wilbling, Teufelsbraten und ähnliches. Diese Bezeichnungen, ob in Zärtlichkeit oder im Zorn hervorgestoßen, schienen dem Bittl am besten zu gefallen. Er trieb den meisten Unfug von allen seinesgleichen, hatte stets Händel mit den Burschen der Ortschaft und spielte seinen eignen Gefährten manchen Schabernack; allein fast immer gelang es ihm, heil durchzuschlüpfen. »Ein Luder ist er, aber man kann ihm nicht böse sein,« hieß es häufig von ihm.

Bernb machte die Bekanntschaft des seltsamen Robolds dadurch, daß der Bittl eines Tags in Robegg erschien, um etwas Verbandzeug zu holen für einen Arbeiter, der sich bei den Grabungen verletzt hatte. Der Kreisarzt war gerade über Land geholt worden und hatte auch den Schlüssel zu seiner Hausapotheke mitgenommen. Während nun die Randl das Nötige herbeischaffte, zog Bernb den ihm ungefähr gleichaltrigen Menschen in ein Gespräch, aus dem später noch mehrere wurden; denn der Bittl war nicht faul im Reden noch im Denken, und man erfuhr etwas von ihm. Sooft Bernb zur Arbeitsstelle am Flußbett kam, wo der Viktor Steine herauszuschleuderte oder den Spaten in die Erde stieß, blieb er bei ihm stehen; auch sonst, wo sie einander trafen, ging und sprach er mit ihm. Es war so ziemlich das stärkste Stück Menschentum, das er in seiner hiesigen Umgebung angetroffen hatte.

Mit dem Oberbaurat, der gelegentlich zur Inspektion der Arbeiten sich einfand und Grüße von Endrießer brachte, kam Bernb auf den Bittl zu reden.

»Ja, in einer solchen Haut lebt es sich leicht,« sagte der Baurat unwillkürlich wohlgefällig, als Bernb bei ihm einen Abend im Wirtshaus gegessen hatte.

Der Bittl lebte leicht, das traf zu. Sobald sein Wochenlohn in seiner Tasche kimperte, führte er irgendetwas aus. Er mietete einen Wagen für sich und drei Kameraden und fuhr damit pomphaft in der Nachbarschaft umher, weil er die »G'herten« recht ärgern wollte. Oder er bestellte in einer Wirtschaft »Schampus« und hielt die andern frei; wenn er dann etwas angeheitert war, sang er allerlei herausfordernde Bierzeiler und Truglieb-

lein. Er war ein ewig aufreizendes, die ganze Umgebung in Erregung haltendes Element.

Bernb, von der Kraft in dem selbstigen Menschen angezogen, versuchte auf ihn zu wirken durch das Gesetzmäßige, das Robeggische seiner eignen Anschauung. Das gelang nur teilweise, doch fühlte der Viktor sich sichtlich geschmeichelt vom Anteil des jungen Doktors, zumal wenn er gerade zu einem »geseiten Diskurs« aufgelegt war. Bisweilen sagte er fast mitleidig: »Mein, daß der Herr Doktor so viel an andre denkt!« Aber die »Pfaffenreligion« und »Pfaffenmoral« der Bauern spottete er. Auch von innerlicher Gearteten wollte er nicht viel wissen; als Bernb einmal der Agnes erwähnte, die immer mehr verfiel und dabei an innerer Heiterkeit immer zunahm, sagte er geringschätzig: »Das ist eine dumme Person!«

Trotz solchen gelegentlichen Roheiten lag etwas Unwiderstehliches in dieser trohigen Kraft. Solch ein Ganzer, ein Ursprünglicher! Er gemahnte entfernt an —

Weiterzudenken verwehrt sich Bernb. Dies Bild wollte er vergessen.

In Amelungs Hause war es nicht mehr wie früher. Agathe waltete nach ihrer Gewohnheit, fein und gütig, aber es war keine Freudigkeit dabei. Mit den Knaben vergaß sie sich am ehesten, zwang sich auch, sie nichts entbehren zu lassen an Wärme und Frohsinn. Aber sie merkten doch wohl etwas, denn sie sahen sie manchmal so ernsthaft an und brühten sich still an ihre Schulter.

Viel schwerer noch war es, fremden Menschen ein unverändertes Gesicht zu zeigen, den teilnahmevollen zudringlichen Fragen standzuhalten: Ob es dem armen jungen Gräulein noch nicht besser ginge? Und ob der Herr Doktor sich nicht in das Schicksal finden gelernt habe? Gott, es war ja hart, aber doch immer besser, wenn solch eine Krankheitsanlage sich beizeiten offenbarte! Wäre sie erst seine Frau gewesen — um wieviel schlimmer dann! In jedem Falle sei es verkehrt, sich so in Arbeit und Einsamkeit zu vergraben. Wenn er die einstige Umgebung nicht verträge, dann sollte er reisen, sich zerstreuen. So ging die Wohlweisheit der Nebenmenschen, die sich bei jedem Unglück einstellt, auf Agathe nieder, und sie mußte ihr Rede stehen, während sie wußte, daß die Mitleidigen hinter ihrem Rücken ganz andres sich zuraunten.

Die einzige, die auf eine zarte und zugleich herzwarne Art ihre Teilnahme zu bezeigen wußte, war das junge Greisfräulein Monika, dem Bernd ehemals den Hof gemacht hatte. Ihre Mutter hielt sich mehr zurück; offenbar verargte sie dem Manne und seinen Angehörigen die nachmalige Fahnenflucht. Die Tochter aber schien großmütiger gesinnt; Agathe dachte bisweilen mit leisem Seufzer daran, wie Bernd vielleicht an einem wirklichen gefunden Glück achlos vorbeigerannt war. Damals hatte Sidonie Rudhart die Annäherung der beiden auf alle Weise betrieben, bis sie zugunsten Inas ihre Gesinnungen änderte. Nun aber mied das Fräulein Monika die Begegnung mit Sidonie, sowohl weil sie ihr seither nicht traute, als auch weil jene mit Amelung und seinem Hause überworfen war.

Sidonie hatte gegen Amelung, der ihr überall auswich, eine Abneigung gefaßt, wie sie häufig zwischen Mitschulbigen entsteht; demgemäß machte sie ihn und nur ihn für Inas Zustand haftbar. Er war ein Egoist und Seelenfänger; so stellte sie ihn ihren sämtlichen Vertrauten dar. Die Reue, die sie mitunter empfand, bewegte sie, sich von den sonst bevorzugten Vergnügungen zurückzuziehen und sich einer mystischen Sekte in die Arme zu werfen, die unter den Weltflüchtigen und Übersättigten der Großstadt immer mehr Anhänger gewann. Hier erschien sie in der Rolle einer schmerzbeladenen Frau, die geheimes Leid und geheime Schuld zu überwinden sucht, in phantastisch wallenden Gewändern von dunkler Farbe, aus denen die Blässe ihrer Haut sich fein hervorhob. Sie hatte anfänglich den Gedanken gehegt, Inas Pflegerin und Retterin zu werden, hatte in dieser Absicht auch den leitenden Arzt der Anstalt besucht. Aber der menschenkundige Mann erwartete keine lange Dauer der überhitzten Opfersehnsucht, die sich ihm offenbarte, und hielt Sidonie für keineswegs geeignet, eine Leidende geduldig zu betreuen. So riet er ihr ab; und sie selbst fühlte sich von dem Bilde der still tätigen Krankenschwestern mehr beängstigt als angezogen. Was sich ihr jetzt in den geistigen Erregungen der gemeinsamen Andachten und Betrachtungen bot, war ihrer Natur gemäßer — und müheloser war es auch.

Ihr ständiger Begleiter zu den Versammlungen und Vorträgen war Reimarus. Er gehörte nicht zu den überzeugten Gläubigen;

wenn man ihn um seine Meinung fragte, versetzte er höchstens: »Oh, ich bin prinzipiell nicht dagegen. Das ist eben eine andre Form, in der das Transzendente sich auswirkt.« Es schmeichelte ihm, daß man um seine Zugehörigkeit eifrig warb, und daß Sidonie sich ganz ihm zugewandt hatte, weg von Amelung, den er verabscheute, so wie vorgetäuschte Überlegenheit die wirkliche verabscheut.

Noch jemand war, der ähnlich empfand.

Hugo Jand hatte ein schlechtes Leben gehabt, seit er mit Amelung zerfallen war. Er hatte dessen Unterstützungen mit fast beleidigendem Hochmut zurückgewiesen und sich durchzubringen versucht, so gut es eben gehen wollte. Aber er taugte zu keiner regelmäßigen Tätigkeit mehr, seit der Geniewahn sein Hirn umnebelt hatte. Und als Ruffier war ihm das Glück nicht hold gewesen. Es war ihm gelungen, ein Konzert ausschließlich von seinen Kompositionen zu veranstalten; der Erfolg hatte seine Hoffnung betrogen, und die großen Kosten der Veranstaltung hatten seine Mittel erheblich geschmälert. Mit jedem Fehlschlag aber steigerte sich sein Ingrimm gegen Amelung, als trage dieser die Schuld an allem Mißgeschick, während er doch nur darin geirrt hatte, Erwartungen bei ihm und andern zu wecken, die Jand nicht rechtfertigen konnte.

Inzwischen war er in allerhand Gesellschaft geraten, die das ihrige tat, ihn herabzubringen. Er sah hohlwangig und faßl aus; sein zur Schau getragenes Selbstgefühl verdeckte nicht seine inwendige Zerkahrenheit und die bittere Enttäuschung, die er an sich erlebte. Es gebrach ihm an der schlichten Geradheit des Herzens, die, ohne sich zu erniedrigen, Guttaten zu empfangen und zu verbanken weiß. Das entfremdete ihm die noch Wohlgesinnten. Das einzige, was seinen Halt auf Erden ausmachte, war der zur Zwangsvorstellung gesteigerte Glaube, die Welt müsse hinsichtlich seiner zur Einsicht gelangen und ein plötzlich aufblühender Ruhm ihm beschieden sein. Sonderbarerweise ersehnte er dies zugleich als einen Triumph über Amelung, dessen Voraussage doch eigentlich dadurch gerechtfertigt worden wäre.

Endrießer — der einzige, der dem Unglücksmanne bisweilen durch Mittelspersonen wohlzutun wußte — äußerte einmal, das Gefühl Jands für Amelung erscheine ihm wie das Verhältnis Luzifers zum Herrgott.

Nun aber, da eine gewisse Strömung gegen Amelung sich in der gesellschaftlichen Meinung geltend machte, fanden sich auch solche, die den Entgleisten, von ohnmächtigem Ehrgeiz Verzehrten, als ein Opfer Amelungs bezeichneten, der ihn erst emporgehoben, dann aber aus Eifersucht vielleicht fallengelassen habe. Und Jand wurde bemitleidet, nur weil man Amelung verkannte.

Im Kreise von Sidoniens Gesinnungsgenossen und Jands Bemitleidern — es waren teilweise dieselben Leute — ging zuerst das Geplüster, daß eine Leidenschaft für Amelung an Jands Zustand schuld sei. Er hätte nicht so viele Feinde haben müssen, nicht so viele, die er irgendetmal getränkt hatte oder denen sein Erfolg im Wege stand, wenn das Gerücht nicht hätte Glauben finden sollen.

Er spürte das. Spürte es aus kleinen Anzeichen, aus der Zurückhaltung oder gruseligen Neugierde, mit der ihm manche begegneten. Sein Gerechtigkeitsgefühl und sein Selbstgefühl lehnten sich gleichermaßen da wider auf. Es war genug, daß er mit dem besten Teil seines Ich, mit seinem Werk, vor all die Fremden und Gleichgültigen treten mußte; er empfand das manchmal als Selbstentblößung. Aber wenigstens an seinem übrigen Leben hatten sie keinen Teil. Er erkannte ihnen kein Urteil über sich zu.

Unwillkürlich erhielt sein Benehmen eine schärfere, hochmütigere Färbung. Und das steigerte die Abneigung der Mißwollenden gegen ihn.

Die Peregrinalieder, die in dieser Zeit zum erstenmal öffentlich gesungen wurden, hatten nur einen Achtungserfolg. Sie waren grüblerischer, schwerfälliger als Amelungs frühere Tonwerke; wenigstens behaupteten viele Hörer, sie gingen nicht ins Ohr.

Das alles hätte Amelung ruhig hingenommen. Er war von den Ansichten anderer so unabhängig, daß sie ihn höchstens für den Augenblick ungeduldig machen konnten, wie Müden oder Staubplage. Den Gefallen, durch sie wirklich zu leiden, tat er ihnen nicht.

Aber er sah, daß durch ihn gelitten wurde.

Agathe machte ihm keine Vorwürfe. Sie kam nur selten auf das Geschehene zurück; sie bemühte sich, zu verstehen, wie sie immer getan. Nur zu wohl kannte sie den Reiz, den er ausübte, und wußte, daß er hinwieder von denen angezogen ward, die der Wirkung jenes Reizes erlagen. Aber diesmal handelte es

sich um ein andres: das Glück ihres Sohnes, das an dem Vater zerbrochen war.

Bernb zürnte ihr, weil die Frau in ihr über die Mutter gesiegt hatte. Und die Mutter war doch stark genug, der Frau diesen Sieg jede Stunde zu vergällen.

Das sah Amelung. Auch daß Lili nicht mehr mit der harmlosen Zärtlichkeit früherer Tage an ihm hing. Sie konnte sich bisweilen stürmisch ihm nähern, ihn umhalsen und küssen, dann aber lange Zeit hindurch ihm mit einer sonderbaren Scheu ausweichen. Das Lieblich-Natürliche ihres Verkehrs war getrübt. Ebenso schienen die beiden Jungen ernster und gelehrt in ihrem Wesen, als spürten sie die Veränderung im Hause. Sie waren die einzigen, die öfters bringlich fragten, wann Bernb denn wiederkäme.

Ja — wann? Robert selbst hätte es gern gewußt. Er fühlte jetzt erst, wie nahe ihm Bernb gewesen war. Bernb hatte an ihn geglaubt, hatte sein bloßes Dasein als ein Fest und eine Beglückung empfunden, ihm täglich durch Liebe dafür gedankt. Es war nicht zu glauben, daß diese Liebe sich in ihr Gegenteil verkehrt haben könnte.

Hatte er ihm denn so Böses getan? Da er ihm doch sicher nichts Böses tun wollte!?

Nach seiner Meinung mußte ein kluger Mensch wie Bernb dahin kommen, ihn und den ganzen Hergang des Geschehenen zu begreifen. Er sprach darüber mit Endrießer, dem einzigen, der in seinem Benehmen gegen ihn ganz unverändert war.

»Weißt du,« sagte Endrießer ruhig, »du kannst das Gefühl der andern nicht beurteilen, so wenig wie sie das deine. Du stehst zu sehr abseits.«

Amelungs Antlitz nahm einen angestrengten Ausdruck an, wie wenn er sich abmühte, etwas zu begreifen, das sich seinem Verständnis entzog. »Ihr habt mich aber liebgehabt — du und Agathe, auch Bernb. Warum denn, wenn ich so bin, wie du sagst?«

»Weil wir müssen! Das eben ist der dir verliehene Zauber, daß man muß.«

Robert machte eine verlegene Gebärde. Diese Erklärung seines Wesens beengte ihn. »Bernb hat sich jedenfalls dem Muß entzogen. Wegen einer Verkettung von Zufällen, für die ich doch eigentlich nicht kann, haßt er mich.«

Das sei nicht Haß, meinte Endrießer. Es sei nur die Bitterkeit des Leidens. Abgesehen

hätte er längst vorgehabt, Bernd aufzusuchen und mit ihm zu reden.

Amelung hatte noch den versunkenen, grübelnden Blick von vorhin. »Das sollst du nicht tun,« sagte er langsam, »das will ich selbst.«

»Du?«

»Ja, ich!

Endrießer sah aus, als ob er widersprechen wollte, schwieg aber dann.

Robert war wirklich entschlossen. Daß sich die Ausführung des Planes länger verzögerte, lag weniger an einem gewissen inneren Zaudern als daran, daß er nie bemerkte, wie rasch die Zeit dahinging.

Ehe man sich versah, war es wieder Sommer.

Das ganze Frühjahr hindurch hatte Bernd seine Vorträge gehalten, im Tanzsaal des Wirtshauses, den er dafür gemietet hatte. Sie waren sorglich vorbereitet und darauf gemünzt, den unterschiedlichen, sich befindenden Menschenarten, die da, wie das Gekier in einer Arche Noä, auf engem Raum beisammen saßen, gerechtes Verständnis füreinander zu eröffnen. Eben darum machte der Redner es den wenigsten zu Dank.

Der Bezirksamtmann sagte ihm geradezu, ein Zentrumsman oder Sozialist würde wenigstens die Bauern oder die Arbeiter unbedingt für sich haben; ein Kompromißler bliebe beiden fremd. Wirklich begegnete er vielem Mißtrauen, und der neugierige Anteil an den Vortragskünsten des »G'schloßdofters«, wie man ihn nannte, flaute allmählich ab. Unter denen, die aushielten und sich einigermaßen die Mühe des Verstehenwollens gaben, waren der Kesserbauer und der Bittl.

Der Kesserbauer rühmte höflich, was Bernd alles wisse und was dazu für ein Kopf gehöre — grad staunen müsse man! Aber daneben entschlüpfte ihm doch häufig ein Wort wie: »Ja, der Herr Dokter is halt ein G'studierter«, oder »is halt ein Herrischer«. Bernd fühlte, daß solch ein Name ihn von den andern trennte.

Der Bittl sprach das noch viel deutlicher aus. Er gab zu verstehen, Dingen, die nur in Büchern stünden, traue er nicht. Selbst sehen und mittendrin stehen — das gebe Erfahrung. Bernd empfand, daß der eine und der andre ihn überjah.

Er gedachte seines Großvaters, der doch

mit den Leuten hier völlig verwachsen gewesen war. Aber freilich, er hatte jahrzehntelang ihre Sorgen und Freuden geteilt, war im Kriege des Jahres 1870 ihr Waffengefährte und Führer gewesen! Dies gemeinsame Erleben fehlte Bernd.

Weber die Agnes noch ihr Bruder hatten zu den Versammlungen im Wirtshaussaal kommen dürfen; der strenge Vater hatte es ihnen kurzerhand verwehrt. Nur der ältere Bruder, der Großknecht, hatte sich ein paar mal eingefunden. Von ihm wußte vermutlich die Agnes, daß Bernd kein rechter Erfolg beschieden gewesen; denn als er sie gelegentlich wieder aufsuchte, tröstete sie ihn: die Hauptsache sei der gute Wille, und wenn die Menschen ihn nicht ansähen, der Herrgott sehe ihn gewiß.

Nicht lange danach — der Heuschnitt hatte just begonnen — spielte der Bittl dem Großknecht, der sozusagen sein Lieblingsgegner war, einen Schabernad. Er stieg nächtlicherweise über das Gatterl, hinter dem sich des Kesserbauern Jungvieh auf der Weide befand, und knüpfte etlichen der besten Tiere die Schwänze auf sehr kunstreiche Art zusammen. Des andern Tags, durch den erschrockenen Hüterbuben herbeigerufen, entdeckte der Großknecht den Schaden und löste fluchend die Verknüpfung. Die Agnes, die zufällig dazukam, weil sie ihrem Bruder etwas zu bestellen hatte, betrauerte sich ein über das andre Mal und schwor, das müsse ein böser Spukgeist, wenn nicht gar der »Hörnblete« selbst angerichtet haben. Ihr Bruder lachte sie aus. Der Bittl aber konnte es nicht lassen, ihr bei einer zufälligen Begegnung höhnisch mitzuteilen, der Teufel sei er. Das Erschrecken des Mädchens und die schüchternen Ermahnungen, die sie an ihn richtete, reizten ihn, wie überhaupt ihre sanfte Einfalt und die altväterischen Gesinnungen ihrer Familie auf ihn wirkten wie ein rotes Tuch. Er haßte nicht nur den Großknecht, sondern auch den Alten, der, anstatt den Arbeitgebern und den Bauern gegenüber einen Mann vorzustellen, sich von den einen ausnugen und von den andern über die Achsel ansehen ließ. Noch bitterer fast verdachte er es den beiden Kindern, die stumpf das Joch des Vaters trugen und um Hungerlöhne tagwerkten, ohne ein Aufbegehren, ein Vorwärtswollen. Daß die Ergebung der Agnes einen tieferen Grund hatte als die ihres Bruders, begriff er nicht.

Bei jedem Anlaß sagte und tat er ihr zum Voffen, was er nur konnte. Besonders verdroß ihn, daß Bernd der einfältigen Person fast ebenso gewogen schien wie ihm, sie beide also auf eine Stufe stellte. Die Agnes dagegen gönnte dem Bittl nicht allein das Beste, sondern trug mit immer gleicher Freundlichkeit, was er ihr antat. Wenn er ihre frischgeweihte Hauswand durch wüste Krigeleien verunzierte, wischte sie das Gefrigel weg und lächelte, wie man zur Unart eines geliebten Kindes lächelt. Das erbitterte ihn erst recht.

In einer schönen Sommernacht kehrte ein Trupp junger Burschen, darunter der Viktor und der Großknecht, von der Kirchweih in einem benachbarten Dorfe heim. Der Viktor und etliche wären gern noch dort geblieben, aber der Großknecht hatte erklärt, er tanze nicht in den Morgen hinein, und damit die Mehrzahl auf seine Seite gebracht. Beide Teile befanden sich schon in zerstrittener und feindseliger Stimmung; infolge des reichlich genossenen Trunkes johlten und grölten sie laut.

Der Weg führte sie am Häuslein der Ariperschnitzersleute vorbei — so hieß man die Familie der Agnes. Der Viktor rief dem Großknecht, der mit ein paar andern vor ihm ging, zu: »Wie ist's, magst nicht hineingehen, einen Rosenkranz beten?«

»Den beten die Meinen nicht erst um ein Uhr in der Nacht! Du, wenn du kein Heib' warst und kein Koter, täst es wissen.«

»Ah, freilich: deine Schwester betet in einer Tour, bei Tag und bei der Nacht. Wenn's nur helfen möcht, hätt' sie sich lang einen Mann herbetet. Aber die nimmt halt keiner, so ein Berrederl als wie die.«

Da hatte der Großknecht ihn schon bei der Kehle gepackt. Der Viktor wehrte sich und riß den Gegner mit sich zu Boden.

Eine wüste Balgerei entstand: die beiden wälzten sich an der Erde, stöhnend und keuchend, broschen mit den Fäusten aufeinander los. Im Häuschen ward Licht und Lärm von ängstlichen Stimmen. Einige Nüchterngebliebene rissen die zwei endlich mit Gewalt voneinander los und zerrten sie mühsam davon, in entgegengesetzter Richtung. Da schieden die beiden Widersacher zum Schein, aber unter lauten Rachedvorsätzen und dem gegenseitigen Schwur: »Dem will ich's eintränten!«

Das Getöse war in der Nachstille bis nach Rodegg hinüber vernehmlich gewesen. Die

Nandl, da sie das Frühstück auftrug, mußte von nichts anderm zu reden. Sie war noch mitten im Sprechen, als der Kutscher atemlos die Treppe heraufkam, ohne viel Umstände in das Frühstückszimmer hineinpoltzte und schrie, der junge gnädige Herr möge doch gleich kommen, Unheil verhüten helfen. Zwischen den Bauernknechten und Bauarbeitern gebe es Mord und Totschlag.

Bernd ließ die halbgeleerte Tasse stehen, stülpte seinen Hut auf und eilte der Kampfstätte zu. Der Kutscher Franz hielt, so gut er konnte, mit seinem Herrn Schritt und meldete ihm hastig den Hergang. In der Frühe, als die Arbeiter sich, wie gewohnt, zur Verbaustelle begeben hatten, war eine Schar von Bauernburschen ihnen entgegengezogen, lauter Freunde des Großknechtes, die den Streit zwischen ihm und dem Viktor zum endlichen Austrag eines allgemeinen Habers benutzen wollten. Wie auf ein verabredetes Lösungswort waren beide Teile übereinander hergefallen, und ein Gerause hatte sich entsponnen, das den schlimmsten Ausgang befürchten ließ.

Bernd kam eben zurecht, als neben den Stöcken, Rechen und Spaten, die durch die Luft fuchtelten, auch schon die Messer aufblitzten. »Halt, Leute!« rief er und sprang unter die ihm Zunächststehenden hinein, einen davon, der just das Messer zünden wollte, beim Arme packend. Der wehrte sich blindzornig, bis er Bernd erkannte, der beiden Parteien als wohlgesinnt und gleichmäßig gerecht bekannt war. Einen Augenblick schien es, als ob sein Dazwischentreten nicht ohne Wirkung bleiben sollte — dann jedoch erhob sich ein Geschrei: »Gehn Sie weg da, Herr Dokter! Das geht Ihnen nicht an!« Der am lautesten schrie und ihn dabei mit förmlich haßerfüllten Blicken maß, war der Viktor; er hatte die Lippen vorgeschoben auf eine Art, die dem schönen Gesicht etwas Tierisches ließ. Den gleichen, an Wildtiere gemahnenden Ausdruck sah Bernd auf den Zügen auch der andern; dennoch trat er nicht hinweg, wie sie wollten, sondern war entschlossen, es auf alles ankommen zu lassen.

Da erhielt er Huzug. Rasch hintereinander erschienen der Pfarrer und der Bezirksamtmann mit den Landgendarmen auf dem Platz. Beide fadelten nicht lange. Mit der Sicherheit langgewohnter Autorität geboten sie sofortiges Einstellen der Gewaltsamkeiten. Ein Teil ließ schon bei des Pfarrers Einspruch die

erhobenen Säuste zögernd sinken; die andern verharrten trohig, bis der Bezirksamtman mit Gefängnis und Gericht, ja mit telephonischer Alarmierung der nächstgelegenen Garnison drohte. Da halfen die, bei denen Furcht und Bedenklichkeit sich zu regen begann, die noch Streitbaren festhalten und entwaffnen. Die fügten sich murrend; nur der Viktl und der Großknecht hörten auf nichts, schlugen um sich wie Rasende, so daß nichts übrigblieb, als beide zunächst in Haft zu nehmen.

Nun der Menschenknäuel sich gelöst hatte, fand sich, daß ein Bauernknecht und zwei junge Arbeiter blutend und übel zugerichtet am Boden lagen. Noch hatten mehrere leichte Verletzungen davongetragen, so des Messerbauern Hans, der aus jugendhafter Kampflust heimlich mit den Knechten ausgezogen war und dies mit einer schweren Schramme längs der linken Wange büßte. Bernd übernahm es, die Verwundeten, die der Heilung und Pflege bedurften, alsbald in das Krankenhaus des Hauptortes bringen zu lassen. Dann führte er selbst den Hansl seinem Vater zu, der sich beim Anblick seines blutenden Sprößkings in den stärksten Zornausbrüchen gegen den Viktl und dessen Gesellen erging, zugleich aber dem Hans für sein unbefugtes Mitlaufen eine Tracht Prügel androhte. Mit Mühe gelang es Bernd, ihn zu beschwichtigen und die Begnadigung des Buben zu erlangen. Sodann kehrte er, in unfrohester Stimmung, nach Hause zurück. Wie häßlich die Welt ist! dachte er.

Gegen Abend suchte der Bezirksamtman ihn auf, um ihm für den geleisteten Beistand seinen Dank auszusprechen. Er traf Bernd auf einsamem Abendgang in den Feldern unweit von Robegg. Der Amtman meinte, daß der Vorfall eine Gerichtsverhandlung nach sich ziehen werde. Derartige Ausschreitungen könnten nicht ungeahndet bleiben. Hoffentlich gehe es dem Viktor dabei nicht zu schlimm, denn es sei im übrigen ein schneidiger Kerl und schade um ihn!

Der Amtman sagte das im Glauben, der schöne Viktor sei ein Günstling Bernd's. Daher traute er seinen Ohren kaum, als Bernd mit ungewohnter Schärfe versetzte: »Ich sehe gar nicht ein, warum es so besonders gut für den Viktl ausgehen muß. Wenn auch beim tätlichen Kampf der Angegriffene, so ist er durch seine Robheiten doch der eigentliche Urheber des Ganges. Mir hat die Geschichte

ihn verleidet; ich hatte Besseres von ihm erhofft.«

Der Amtman beobachtete, während Bernd sprach, dessen Gesicht, das einen unjugendlich strengen Zug bekommen hatte und eben jetzt dem Antlitz des alten Robegg auffallend glich. So sehr, daß es dem Amtman leid tat. »Wissen Sie,« sagte er gemüthlich, »früher hat man so etwas anders gemacht. Von einem altväterischen Geistlichen, der vor fünfzig Jahren hier Pfarrer war, erzählen die Leute heute noch, daß, wenn ein junger Bursch was angestellt hatte, so ist er ins Pfarrhaus gerufen worden, und selbst hat er den Ochsenfiesel holen müssen, mit dem ihn der Pfarrer dann verbläut hat. Aber hernach hat er dem Burschen auch geholfen, den Schaden zu ersetzen, den er einem andern getan, oder das Mädel zu heiraten, das er verunehrt hat. Das ist besser, als wenn man die Dinge zu ideal ansieht. Enttäuschte Idealisten laufen Gefahr, verbittert und Menschenhasser zu werden.«

Bernd bemerkte, zu der Rechtspflege der guten alten Zeit könne man nicht zurückkehren. Und es sei eine, wenn nicht verbitternde, doch jedenfalls schwermütige Erfahrung, daß es, vom Ochsenfiesel abgesehen, keine rechte Möglichkeit gebe, andre zu lehren und zu heben.

Der Bezirksamtman zuckte die Achseln und ging auf andres über, das wichtiger war. Ob Bernd schon die Abendblätter gelesen habe? Es beginne nachgerade bedenklich in der Welt auszusehen; die Feindseligkeiten, die zwischen Osterreich und Serbien entbrannt seien infolge der Ermordung des österreichischen Thronfolgers, drohten einen Riesenbrand zu entfachen. Wenn nicht inzwischen doch ein Mittel zum Ausgleich gefunden sei — denn in dies abgelegene Nest kämen ja die Zeitungen pünktlich einen Tag zu spät.

Bernd ließ die Ausführungen des andern über sich ergehen; er nahm das, was an ihn hingeredet warb, so wenig mit dem Geiste auf, wie ein bis zum Rande gefülltes Gefäß noch einen Tropfen empfängt und behält.

Er war froh, als er endlich heimgehen konnte, wo die Randl mit bekümmelter Miene das Nachtmahl vor ihn hinstellte. Ihm war nicht nach Essen zumute.

Es muß wohl ein Fluch auf mir sein, dachte er, weil jeder Stab in meiner Hand zerbricht.

Als er sein Elternhaus verlor, hatte er sich hier die rechte Heimat gründen, sich Liebe und Vertrauen erwerben wollen. Jetzt sah

er, wie schwer das sei. Er war den Leuten unverständlich, und sie stießen ihn ab. Die Nandl machte das Übel noch ärger, indem sie den Viktor schalt, dem Bernd viel zu viel Gutes zugetraut hätte. »Der kennt sich nicht vor Übermut; auch den Herrn Doktor hat er hinterm Rücken ausgespottet, wie er am Pult droben gestanden ist und so fein geredet hat — wie der Herr Lehrer zu die Kindln, hat er gesagt, und —«

Bernd machte eine Gebärde, die sie schweigen hieß.

Die Nacht schlief er wenig. Er lag und fragte sich, ob er immer mehr vereinsamen sollte, bis er alt und grau würde, ein lebendig vergrabener Mann. Sein vormaliges Leben war zu reich an Glanz und Wohlklang gewesen, als daß er vor der Ode seines jetzigen nicht hätte schauern sollen. Er mußte heraus, mußte wiederkehren in seinen einstigen Beruf oder was sonst immer. Nur nicht so weiter — man wurde ja verrückt dabei! Dann sagte er sich wieder, daß er hier auf seinem Erb' und Eigen saß, wie in einer Burg, bewahrt vor der Welt da draußen. Die erschien ihm so klein und so erfüllt von Fortunat, daß er meinte, ihm auf Schritt und Tritt irgendwie begegnen zu müssen und so jeder Seelenruhe verlustig zu gehen.

Er erhob sich vom Bett und trat ans Fenster, in das der sternbesäte Himmel hereinschaute. Dies ungezählte Leuchten und Glimmern im dunklen Äther gehörte zu seinen ersten bewußten Kindheitseindrücken; denn einmal, da er ein ganz kleiner Bub gewesen, hatte ihn die Mutter im Nachthemden ans Fenster getragen, ihm den Anblick des sommerächtigen Sternenhimmels zu gönnen. Die Mutter behauptete später, er habe damals, wohl als einen Nachklang des Nachtgebets, das er soeben gesprochen, das Wort »Amen« gesagt. Er war nicht sicher, ob nicht nur ihr Mutterempfinden das gehört hatte; aber in jedem Falle hätte er viel darum gegeben, wenn er hätte »Amen« sagen können, wie zu dem Wunder der kreisenden Himmelskörper, so zu all dem unbegreiflichen Irrsal der Welt. Dazu gehörte eben ein Kinderglaube, und den besaß er nicht mehr.

Er legte sich fröstelnd nieder und schlief endlich aus Ermüdung ein.

Des andern Morgens war, nach kurzem Besinnen, sein Entschluß gefaßt: er wollte sich in eine kleine Universitätsstadt, in der er ein

paar Semester studiert hatte, begeben und sich auf Grund seiner nahezu fertigen Arbeit, die er dort leicht vollenden konnte, habilitieren. Er fühlte, daß er hier auf dem geraden Wege sei, seelisch zu verkrüppeln und als weltfeindlicher Rauz zu enden; das durfte nicht sein.

Während er frühstückte, ward ihm die Post gebracht: die Zeitung war es und ein Brief mit Endrießers Schrift.

Er überflog hastigen Blickes die neuesten Meldungen. Es schien Hoffnung auf Erhaltung des Friedens zu bestehen. Wenn Rußland nicht mit den Waffen eingriff, brauchte auch Deutschland nicht einzugreifen.

Bernd nahm dies eigentlich als selbstverständlich an. Er war ein Kind des langen Friedens; der Krieg erschien ihm als etwas, das einer überwundenen niederen Kulturstufe angehörte. Das war die Anschauung des ganzen Amelungischen Kreises; er entsann sich, mit seinem Großvater darüber in Streit geraten zu sein.

Nun erbrach er Endrießers Brief und las:

Mein lieber Bernd!

Wie Du von Überraschungen denkst, weiß ich nicht. Mich hat die Erfahrung gelehrt, daß sie oft sehr anders wirken als beabsichtigt. Ich möchte Dich auf eine solche vorbereiten, denn sonst verfehlt sie vielleicht ihren guten Zweck.

Kurz gesagt: es will Dich jemand besuchen. Du ahnst wohl, wer.

Am 1. findet ein breitätiges Musikfest statt, zu dem Robert geladen ist. Unter dem Vorwand dieses Festes reist er einen Tag früher als notwendig und kommt zu Dir. Außer mir weiß niemand davon. Deine Mutter soll es erst erfahren, wenn es ihm, wie er hofft, gelingt, sich mit Dir auszusprechen und auszuföhnen. Lieber Junge, daß auch ich diesen Ausgang hoffe, brauche ich kaum zu sagen. All die Jahre her war ich ein Teil Eurer Familie, habe, wie Du mir bezeugen wirst, alles treulich mitgelebt und mitgetragen. Ich kann Dir sagen: Du fehlst uns sehr. Deiner Mutter namentlich. Sie sieht elend aus und ist oft gedrückt, mehr, als sie vor Deinem Vater zeigen will.

Gegen das Wort lehnt Du dich vielleicht auf. Tatsache aber bleibt, daß er Dir von Deinen Kindheitsjahren an ein Vater gewesen ist, und daß viele Jahre der Güte und Liebe nicht durch einen immerhin menschlichen Geb-

ler ausgelöscht werden können. Ich habe mich bisher geschaut, Dir das so unumwunden auszusprechen, weil die verhängnisvolle Folge jenes Fehlers sich noch nicht übersehen ließ. Nun aber scheint es, gottlob, daß sich Ina auf dem Wege völliger Genesung befindet.

Ich bin öfters in der Anstalt gewesen, habe sie besucht und mit den Ärzten geredet. Es ist ein Zustand, der bei jungen erregbaren Geschöpfen mitunter vorkommt; wäre er nicht so lange durch frühe erschütternde Eindrücke vorbereitet gewesen, dann wäre er kaum so heftig ausgebrochen, auch nicht beim Dazwischentreten Robert Amelungs. Dennoch hätte ein unheilbares Leiden Inas ihn schwer belastet — aber Du hörst ja: damit ist es nichts. Sie wird binnen kurzem die Anstalt verlassen. Ich habe ihr angeboten, als mein Pflegerin zu mir zu ziehen, denn in meinen Jahren fängt man an, sich bisweilen einsam zu fühlen.

Aber Ina hat mir noch nicht zugesagt. Sie schwankt, ob sie nicht den Pflegerinnenberuf ergreifen soll. Das muß sich also noch klären. Jedenfalls weißt Du nun, wie es steht.

Lieber Bernd, hast Du einmal Spalierobst züchten sehen: Edeläpfel oder dergleichen? Das ist sehr lehrreich, indem viele Nebentriebe des Baumes entspißt und gekappt werden, damit Saft und Kraft nur in einigen ungewöhnlich großen, schönen Früchten zur Reife kommt. Bei den Menschen, die geistig ungewöhnliche Früchte bringen, muß auch oft andres verkümmern; das ist so eine Art Steuer, die von den höheren Mächten erhoben wird. Bedenke das und laß mich bald Gutes hören! In der Welt sieht es verworren genug aus; möchte wenigstens im Einzelnen Friede und Klarheit sein!

Es grüßt Dich herzlich Dein Onkel

Philipp Endrießer.

Bernd zerknitterte den Brief in nervösen Händen. Einen Augenblick kam ihm der Gedanke, abzureißen und dem angebrohten Besuch zu entfliehen. Dann sagte er sich, daß das unsinnig und feige sei. Aber den wiedersehen, den er seit Jahresfrist vermied, ihn eben hier wiedersehen in der zerrissenen Stimmung, in der er sich ohnehin befand? Um Gottes willen, warum hatte Endrießer nicht früher geschrieben, erst bei ihm angefragt?! Er griff nach dem Briefumschlag und sah aus dem Stempel, daß der Brief fast einen Tag länger als notwendig unterwegs ge-

wesen sei. Das geschah bei der schlechten Verbindung zuweilen; aber wahrscheinlich hatte Endrießer nicht damit gerechnet, und vielleicht war Amelung schon abgereist. Wann war denn das Musikkfest?

Er zog die Zeitung heran, fand aber die Ankündigung nicht. Sie hatte in einem früheren Blatt gestanden; jetzt entfiel er sich. Aber die Zeit drängte. Wenn er den Besuch vereiteln wollte, mußte es schnell geschehen. Er riß die Tür auf, rief der Randl hinaus, der Franz solle sich bereithalten, ein Telegramm fortzutragen. Dann begann er, das Telegramm aufzusetzen, durchstrich das Geschriebene und begann von neuem. Während er sich damit abquälte, schrillte die Hausglocke. Da wußte er: es war schon zu spät!

Ein Ausruf der Randl — dann die andre, die wohlbekannte Stimme, die näher kam, die Treppe herauf. Hell und frisch klang die Frage, ob Bernd zu Hause sei. Wie es ihr, der Randl, gehe. Sie sei ja gar nicht verändert.

Und nun ging die Tür auf, und an der fassungslosen Randl vorbei, die sich eilfertig zurückzog, trat Robert Amelung herein.

In der Stube war es totenstill. Für einige Augenblicke. Dann sagte Robert mit ruhig mildem Ton: »Willst du mir nicht guten Tag sagen, Bernd?«

»Doch, gewiß!« Des Sohnes Stimme hatte keinen Klang. Er war aufgestanden und schob einen der schwerfälligen Polsterfessel dem Vater hin. Seine Hände zitterten dabei. Amelung sah es und legte wie beruhigend eine der seinigen darauf. Unter der Berührung zuckte Bernd zusammen. Robert ließ seine Hand sinken. »Ja so,« sagte er ernst. »du hast mir noch nicht verziehen. Obgleich das arme Kind gesund wird.«

»Ich bitte dich, von Verzeihen kann doch zwischen uns nicht die Rede sein.«

Robert schnitt ihm das mühsame Stummeln kurz ab. »Laß das! Du denkst jetzt an sogenannte Dankespflichten; dergleichen ist mir gräßlich. Ich will auch keine Berufung auf das vierte Gebot. Man ist zuerst Mensch, ehe man Vater und Sohn ist. Hast du gar kein menschliches Verstehen für mich?«

Der Jüngere kämpfte mit sich; sein Atem ging zitternd und ungleich. Aber er konnte sich kein Ja abringen; darum schwieg er.

»Ich bin auch nicht nur meinetwegen ge-

kommen,« begann Amelung wieder. »Deine Mutter sehnt sich nach dir; in ihrem Namen bitt' ich, komm heim!«

Bernb murmelte etwas von übernommener Tätigkeit, die ihn hier halte.

»Tätigkeit, die dich voll befriedigt?« fragte Robert.

Und wieder verstummte Bernb, weil das Lügen vor diesen offen glänzenden Augen so schwer war.

Aber Fortunats Antlitz glitt ein trauriger Zug. »Sei doch ehrlich, Bernb! Die Hauptsache ist, daß du nicht mit mir zusammen sein willst.«

Bernb nickte. »Ich kann nicht vergessen,« sagte er, schwer betonend, »was hier vor'm Jahr geschehen ist.«

»Höre mich an, Bernb! Ich möchte so gern versuchen, dir das zu erklären, wenn ich nur kann. Sieh mal, als Ina zu uns kam, war sie mir nichts als deine künftige Braut; ich hatte sie ganz gern, und damit gut! Dann, wie mir die Idee mit den Peregrinaliebern aufstieg, wurde es anders, denn sie, ihr Wesen und ihre Stimme hatten mich doch dazu angeregt. Da wart ihr andern plötzlich gar nicht mehr da, nur sie blieb übrig, weil sie mit meinem künstlerischen Erlebnis verwachsen, eigentlich das Erlebnis selber war. Sie war nicht Deine Liebste, sondern die Peregrina und gehörte keinem als mir allein. Dadurch trat ich in eine Beziehung zu ihr, die man gewiß für Liebe halten konnte, die ich zeitweilig selbst dafür gehalten habe. Und es war doch etwas ganz, ganz andres.« Er sah, wie er bei ernstem Nachsinnen immer tat, gerade vor sich hin, auf die Wand. So sah er nicht den herben Zug auf des Sohnes Antlitz.

Bernbs Vorstellungsvermögen reichte nicht aus, sich in diese Gefühlswelt hineinzubedenken; sie erschien ihm ungesund und maßlos selbstsüchtig. Alles, was Amelung da sprach, verbannte die weichen Empfindungen, die Endrießers Brief geweckt hatte. Als jener innehielt, redete er kühl dazwischen: »Man komponiert nicht den ganzen Tag. Es mußten Stunden kommen, wo du wußtest, daß sie nicht die Peregrina war. Da mußt du denken, was du ihr tatest — und der Mutter und mir! Das beobachtest du nicht?«

»Nein,« gestand Robert. »Daran dachte ich wirklich nicht. Ich kann nichts dafür.« Er suchte wie abtüttelnd in den Mienen des

Jüngeren und gewahrte nun die Abwehr darin. »Du meinst, daß das einen Grund dauernder Trennung zwischen uns bilden muß?« fragte er.

Des Jungen blasse Wangen röteten sich. »Nun ja!« stieß er plötzlich hart heraus.

»So sehr also hassest du mich?«

Da hatte sich Bernb nicht länger in der Gewalt. »Nein, nicht Haß! Es ist — ich habe — ach, wie soll ich es dir sagen!? Du müßtest, um mich zu verstehen, einmal jemand so geliebt haben, wie ich dich. Und dann zu erkennen, daß man sich an völlige Gleichgültigkeit hingeworfen hat, an einen, der allen übrigen keinen Gedanken widmet! Der überhaupt das geträumte höhere Wesen nicht ist, sondern —« Er biß sich auf die Lippe.

»Das heißt, du hast dir ein Idealbild zu-rechtgemacht, und dem, nicht mir, hat deine Liebe gegolten. Nun es mir nicht gleicht, läßt du mich deinen Irrtum entgelten.«

Sie sahen einander fest in die Augen. Die des Sohnes redeten Hoffnungslosigkeit. »Es ist umsonst — wir sind zu verschieden, wir sprechen aneinander vorbei. Ich kann nicht neben dir her leben, wie Leute tun, die sich entzweit und dann wieder geeinigt haben. Um sich auszusöhnen mit dem, der einem das Höchste war, muß man nicht bloß auf Vergeltung verzichten, man muß ihn wieder lieben können, und das —«

»Dann leb' wohl, Bernb!« sagte Amelung traurig.

Er ging. Bernb hielt ihn nicht zurück; er schritt hinter ihm her, aus dem Zimmer, die Stufen hinab. Es war, als suchte oder erwartete er noch ein letztes Wort. Aber Robert sagte nichts mehr. Da Bernb, im Gefühl seiner Hausherrnpflicht, einen unbehollenen Versuch machte, ihn zum Bleiben, zum Ausruhen nach der Fahrt zu veranlassen, hatte er nur eine ablehnende Gebärde.

Und dann fiel die Tür ins Schloß. —

Bernb kehrte langsam ins Zimmer zurück und ließ sich am Tisch nieder. Er verschränkte die Hände und legte den Kopf darauf.

Irgendein Geräusch hieß ihn emporsehen. Die Handl war leise eingetreten. »Hat der gnä' Herr nicht bleiben mögen?« fragte sie stöhnend.

Bernb schüttelte den Kopf.

Die Augen der Alten trübten sich. »Weil er halt keinen guten Bescheid bekommen hat!« murmelte sie.

»Ich bitt' dich, Nandl! Heut hab' ich einen bösen Tag. Laß du mich wenigstens in Frieden!«

»Bernd,« — seit er ihr Herr war, nannte sie ihn beim Vornamen nur noch, wenn sie allein waren — »das ist's ja eben, daß ich Frieden schaffen möcht! Weißt noch, wie ich dir als kleinem Buben das Vaterunser hab' gelehrt? Die Frau Mama hat wohl gemeint, du bist zu klein, ich aber hab' gesagt: gnä' Frau — hab' ich gesagt — wie ehnder daß er's lernt, wie besser! Ob du's heut noch betest, weiß ich nicht; aber können tuft du's gewiß und weißt, wie's heißt: Vergib uns unsre Schuld —«

»Ich weiß wohl, Nandl, aber jetzt muß ich eben dir dasselbe sagen, wie vorhin ihm. Es ist nicht Unversöhnlichkeit, es ist einfach, daß ich gesehen habe, wie groß der Unterschied ist zwischen uns. Wenn einer so beschaffen ist, daß er aus Gedankenlosigkeit auf Herzen tritt, die ihm zu Füßen liegen, geb' ich mein Herz nicht mehr in seine Gewalt.«

»Ja,« sagte die Nandl bedächtig, »und du weißt, daß, wenn ihr wieder zusammenkommt, du dich am End' doch nicht wehren kannst.«

Bernd wurde rot. Wie wußte sie das, was er selbst sich noch nicht gestanden hatte?

In seiner Abwehr, seiner scheinbaren Härte war ein leiser Kern von Furcht. Die Furcht, charakterlos zu werden. »Wir wollen nicht mehr davon reden, Nandl! Es quält mich und hilft zu nichts.«

Am Abend durchschritt Bernd aus irgendeinem Grunde die feierliche gute Stube, wo über den starren Seidenmöbeln ein Bild seines Großvaters in Majorsuniform hing. Die sinkende Sonne, die zum Fenster hereinkam, traf das Gemälde mit schrägem Strahl: das täuschte auf den Lippen des Abgebildeten ein Lächeln vor, überlegen und etwas höhnisch, so wie es der Tote im Sarge gehabt hatte.

Bernd wandte sich rasch ab.

Des andern Mittags — er hatte den ganzen Morgen Briefe geschrieben, die mit der Neugestaltung seines Lebens zusammenhängen — ging er im Garten unter all der sommerlichen Blumenpracht.

Da trat eine demütige Bittstellerin ihn an, die Agnes. Ihr bestes Sonntagskleid hatte sie angetan, das sich freilich noch dürftig genug ausnahm. Und sie bat, was sie nur

bitten konnte, Bernd möge sich beim Amtsrichter, beim Landgericht verwenden für ihren Bruder und für den Viktor. Es sei ihr gar so arg, daß der Streit zum Teil ihrerwegen angefangen hätte und daß nun zwei Menschen gestraft werden sollten deshalb.

»Jeder zahlt für seine Taten, liebe Agnes,« sagte Bernd. »Wenn's dem Viktor schlimm geht, ist es seine eigne Schuld. Selbst getan, selbst gelitten!«

»Ach Gott,« sagte sie mit nassen Augen, »selbst leiden ist nicht so arg, als unschuldig die Ursach sein, daß einem andern was zuleid geschieht. Ich hätt' keine ruhige Stund', wenn's der Viktor hart büßen muß. Kann er denn dafür, daß er ist, wie er ist? Der Herrgott wird doch wissen, warum er ihn so gemacht hat. Und warum er ihn behütet, daß ihm alles gut hinausgeht! Wir wissen den Grund nicht, und also muß man ihn als Menschenbruder gern haben, allem zum Trost.«

Bernd sah sie überrascht an. Solche Weite des Empfindens! Solch ein Hinaussehen über die persönliche Kränkung! Das ist die christliche Verzeihung, sann er, und die christliche Liebe. Aber für ihn, den andern, reicht sie mir nicht aus. Ihm müßt' ich den Thron zurückgeben können, den er in meinem Herzen innegehabt hat. Das kann ich nicht.

Er tröstete das gute Geschöpf, wie er eben vermochte, und hieß sie heimgehen. Ihm war weh, daß er seit gestern seiner Friedensstimme, die zu ihm sprach, Gewährung schenken konnte. Gewiß, das brachte ihm kein Glück! —

Das Gartentor knirrte. Aber den Weg her kam ein Mann mit Amtsmütze, an die er grüßend griff. Er hielt in der Hand ein Schreiben und überreichte es Bernd.

Der meinte, der Bezirksamtmann teile ihm schriftlich etwas mit. So nahm er dem Boten den Brief ab.

Es war ein militärischer Gestellungsbefehl.

Krieg! — — — — —

Der Krieg!

Wirt wie die Gestalten eines Traumes zogen seine ersten Eindrücke vorbei.

Bernd entfiel sich später nur noch einzelner Bilder, die ihm unverlöschbar haften geblieben waren: des Gedränges, des Zusammenströmens aller Umwohner vor dem Bezirksamt, wo die Mobilmachung angeschlagen war. Eine feierliche Anrede des Amtmanns ward schweigend gehört, dann brach ein

Rufen los wie aus einer Kehle, ein Aufschrei allgemeinen Opferwillens — er wußte: er hatte mitgeschrien aus seiner ganzen Seele heraus. Hier und da ein Frauenantlitz, über das die Tränen flossen, aber kein banges oder jages Wort! Auch der Pfarrer hatte eine Ansprache gehalten, und der Kesserbauer — ganz kurz —, und dann hatten alle gesungen »Die Wacht am Rhein!« —

Dann hatte Bernb daheim die Uniformstücke angelegt, die er ehemals getragen, wie man irgendeine Staatsbürgerpflicht erfüllt; aus der Riste auf dem Speicher hatte die Nandl sie herabgeholt. Mit dem Waffenrod aber überkam ihn etwas Heiliges, etwas, das sein Herz hochschwellen machte: die Fahnen-treue seines Geschlechts, das militärische Pflichtgefühl der Hodeggs.

Und noch etwas andres. Ihm war, als seien sie, die da ins Feld zogen, nicht nur zur Abwehr berufen gegen äußere Feinde, sondern zugleich, um verlorengegangene innere Güter zurückzugewinnen. Was Jahre der Apathie und der Tschucht dem deutschen Volke genommen hatten, mußten sie ihm vom Schlachtfeld zurückbringen. Sie waren das Sühnopfer für ihr Volk.

Der Abendzug, der Anschluß an die Hauptlinie gehabt hätte, war schon fort. Die Männer blieben die Nacht beisammen, wenigstens die da fort mußten. In aller Frühe sollte ein Sonderzug von der Station abgehen, sie zu befördern.

Der wunderbarste Sommertag zog herauf mit leuchtend wolkenfreiem Sonnenschein, in dem die tauperligen Wiesen funkelten und die fernen Berge blauten. Mit Bernb schritt ein langer Zug zur Bahn: lauter junge Burschen, jeder sein Köfferchen tragend, teils Bauern, teils Arbeiter. Die einander verabscheut und sich noch vor zwei Tagen verprügelt hatten, gingen jetzt friedlich nebeneinander; kein bisfiges Wort, das die Eintracht unterbrach. Den Beschluß machten der Viktor und der Großknecht; gestern abend noch hatte der Bezirksamtman es erwirkt, daß sie auf Grund der für sie eingetroffenen Gestellungsbefehle aus der Untersuchungshaft entlassen wurden. Dann hatten sie sich vor ihm die Hand reichen müssen; sie hatten es willig, wenngleich stumm getan.

Bernb fluchte, als er die beiden erblickte — gar nicht wie Menschen, sondern wie ein wandelndes Wahrzeichen kamen sie ihm vor. Der

Viktor aber, als sein Auge dem Bernbs begegnete, wurde kindlich rot.

Viele Weiber gingen mit den Ausrückenden: Mütter und Bräute, Ehefrauen und Schwestern. Die Nandl hatte sich's auch nicht nehmen lassen, ihrem Herrn in ihrem Sonntagsstaat das Geleite zu geben; sie biß manchmal auf den seidenen Schürzengipfel, wenn das Schluchzen ihr zu heiß aufstieg. Als die Abfahrenden schon sämtlich ihr Abteil bestiegen hatten, erschien noch jemand zum Abschiednehmen: die blasse, unansehnliche Agnes. Sie näherte sich zuerst dem Wagen, in dem ihr Bruder und der Viktor saßen, und reichte jedem von ihnen ein Päckchen. Der Bruder hielt einen Augenblick ihre Hand; der Viktor zögerte und sah zu Boden, ehe er, von den andern angestoßen, unsicher nach dem Päckchen griff. Dann trat die Agnes auch zu Bernb heran und übergab dem »gnädigen Herrn Doktor« ein Bildchen, das sie ihn auf der Brust zu tragen bat: den heiligen Bernhard von Clairvaux stellte es vor. Bernb sah das Bild des heiligen Kreuzzugsprebigers, das mit streitbarer Gebärde ein Kreuzfig in Lüften schwang, gerührt an. Denn Agnes hatte offenbar das Bildchen selbst angemalt und zu dem beigebedruckten Spruch »In hoc signo vinces« auf der Rückseite noch die ungelent getrigelten Worte gefügt: »Niemand hat größere Liebe dann wer sein Leben gibbt hier die Brieder.«

Die Nandl war förmlich eifersüchtig auf diesen guten Gedanken der Agnes, Bernb etwas Heiliges und Geweihtes mitzugeben; sie selbst hatte vor bestürzter Eile nicht daran gedacht, so fromm sie sonst war. »Ja, unser-eins kann halt nichts andres tun,« sagte Agnes und lächelte ihr stilles Zuversichtslächeln.

Dann mußten die Frauen zurücktreten, denn die Türen der Wagen wurden geschlossen. Bernb bog sich noch einmal weit vor, um nach den Bergen zu sehen, die als glastige Duftegebilde sich nur wenig vom Himmel abzeichneten. Die Heimat lag in ihrer friedlichen Schöne so vor ihm, daß er sich hätte an sie klammern mögen wie ein Kind an die Knie der Mutter. Aber es galt nicht, sich an sie zu klammern, sondern für sie zu kämpfen.

Da wandte er sich ab und redte sich straff auf. Der Bezirksamtman brachte noch ein Hoch auf den allerhöchsten Kriegsherrn aus, und all die jungen, starken Männerstimmen riefen es nach. Die Abschiedsstimmung war

der Kampflust und Abenteuerfreude gewichen; etliche stimmten ein Vaterlandslied an — singend, winkend, jubelnd fuhr die Jungmannschaft davon. —

Kurz danach wurden die Pferde eingefordert. Wie jeder diensttichtige Mensch, so mußte jeder diensttichtige Gaul heran.

Es sah aus, als würde Roßmarkt gehalten. Die Bauern und ihre Knechte führten die Tiere, sauber gestriegelt, daher; es war schier ein ernster Abschied als der von den Buben. Denn ein Pferd juchzt nicht und freut sich aufs Krausen nicht, und doch weiß es, was mit ihm geschieht. Der Kesserbauer mindestens schwor auf dies Wissen. »Dös glaubt neamd,« sagte er, »was so a Viech all's spannt! Un dabei net rebn können, dös is no des Argere.« Fortwährend ging er um seine beiden Braunen herum, klopfte ihnen den Hals und sprach ihnen zu.

Auch der Fuchs, das muntere Tier des Rodegghauses, das so manche Fuhre zur Bahn gezogen hatte, mußte mit. Die Mandl hatte ihm zum letztenmal Schwarzbrot und Zucker vorgebrodt; sie lehnte an ihrem Gartengitter, als der Trupp der Pferde zusammengestellt ward.

Ganz zuletzt war der Bischler mit seiner Stute, der »Gretl«, gekommen; er rebete und deutete nicht viel, patzte ihr nur noch fest das glänzende Fell. »Dös san Schenkel, gelt? So wenn's Militär viele kriegt, da kann's lachen.« Wenn er das Junge nicht hätte, das Fohlen, gestand er, so käme der Abschied ihn noch härter an. Nun setzte die ganze Koppel unter militärischer Bededung sich in Trab. »Halt dich brav!« sagte der Bischler zu seiner Gretl und gab ihr den letzten Patsch; »macht's mir Ehr!« gebot der Kesserbauer den Braunen. Die Pferde waren schon eine Strecke weit getrappelt — da kam etwas nachgelaufen: das Fohlen des Bischlers, das sich daheim losgerissen hatte und die Mutter suchte. Er fing den Glückling alsbald ein und leitete ihn zum Weidegehege zurück; das ungebärdige kleine Tier sträubte sich und wieherte. Da wandte die Stute den Kopf, mit einem langgezogenen Wiehern den Ruf ihres Kleinen erwidern; und der einfache Naturlaut bewirkte, daß der eine und andre Bauer, der seinen Söhnen trodenen Auges »Pfuiat Gott« geboten, sich plötzlich umkehrte und mit dem Handrücken übers Antlitz fuhr. Keiner konnte den andern mehr

gerad anschauen — jeder machte, daß er seiner Wege ging und die abziehenden Tiere aus dem Gesicht verlor.

In den Kasernen der Stadt wurde jeglicher unter seine Fahne gereiht. Bernd sandte seiner Mutter Botschaft, daß sie käme, ihn noch zu sehen.

Sie kam mit Endrieher, als Berns Regiment sich schon zum Abmarsch aus dem Kasernenhof sammelte. Unter Tränen fiel sie dem Sohn in die Arme; doch wirkte das Bewußtsein, nur ein Teil all dieser Gleichgeleiteten, nicht mehr sich selbst Gehörenden zu sein, hemmend auf sein Gefühl. Die jüngeren Brüder waren auch mitgekommen, voll Stolz und Wichtigkeit, einen Bruder »dabeizuhaben«; sie brachten Schokolade und Zigaretten, von ihrem eignen Taschengeld gekauft. Bernd beugte sich zu beiden und küßte sie.

Agathe beklagte bitter, daß Lili, die bei den Eltern einer Freundin zu Besuch weilte, noch nicht eingetroffen sei. »Sie wird nicht durchkommen, ebenso mein Mann« — etwas zögernd nannte sie ihn —, »der zu dem unglückseligen Musikkfest gefahren ist.«

In diesem Augenblick grüßte sie das ernste bewegte Antlitz eines Bekannten, des Oberbaurats, der erschienen war, um zwei Söhnen Lebewohl zu sagen. Während sie sich ihm zuwandte, faßte Endrieher Berns Arm und flüsterte ihm zu: »War er bei dir?«

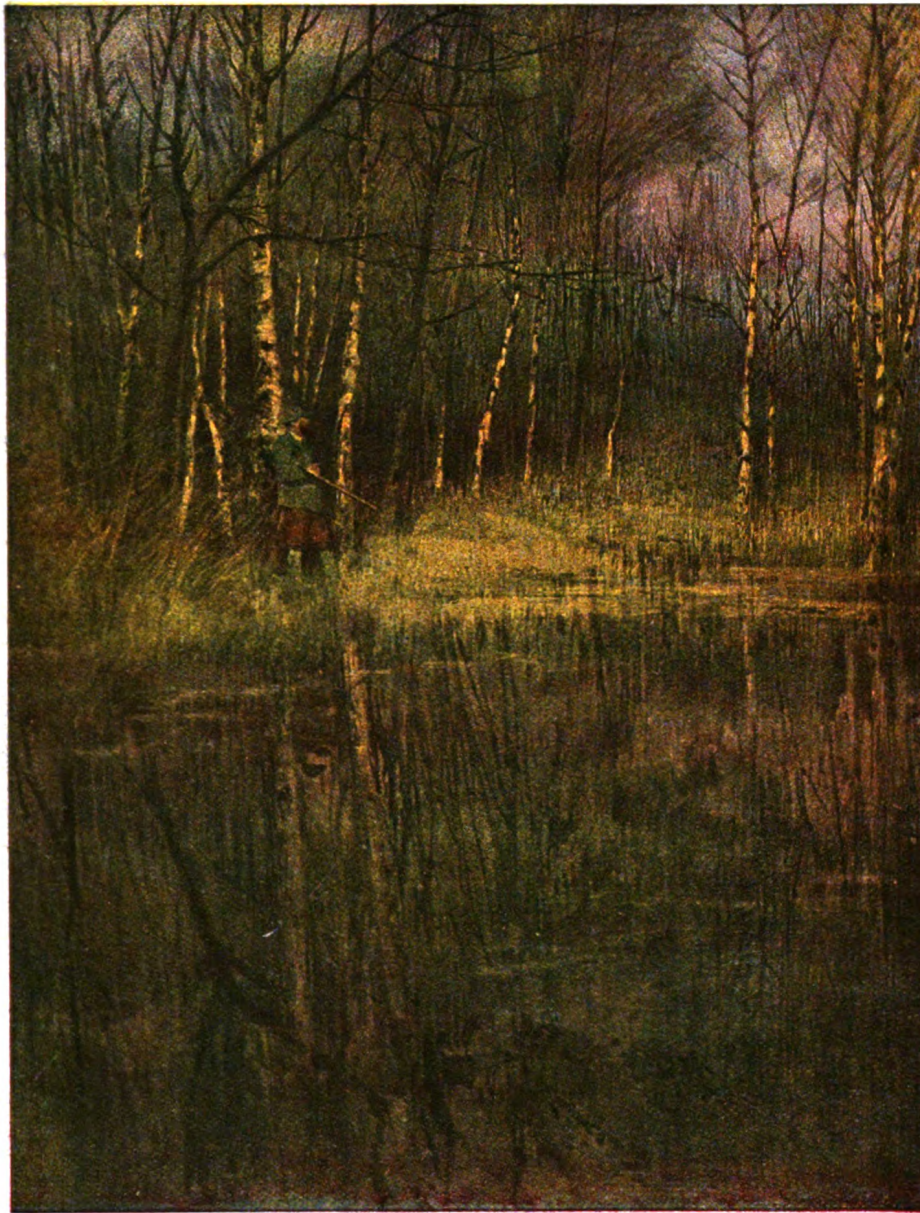
Bernd nickte, wick aber dem erwartungsvollen Blick des andern aus.

»Also nicht?« fragte Endrieher traurig und ließ seine Augen zu Agathe hinübergleiten. »Gut, daß sie nichts weiß — es würde ihr den Abschied erschweren!«

Aus dem Ton hörte Bernd so viel liebevolle Sorge heraus, daß ihm zum erstenmal der Gedanke kam, ob in dem sich selbst stets verleugnenden Manne nicht einmal eine Reue gekeimt hätte, ohne Hoffnung und Lohn...

Es deutete ihn plötzlich das Härteste an seinem Scheiden, daß er den Freund noch zuletzt enttäuschen mußte. Aber in den Erschütterungen dieser Stunde ging auch das mit hin.

Kurz nach Berns Abfahrt traf Robert ein, fast gleichzeitig Lili. Das Musikkfest war in letzter Stunde abgesagt worden, aber infolge der Truppenbeförderungen hatte die Heimreise sich arg verzögert. Lili bejammerte stürmisch



Carl Rappstein:

Schnepfenjäger

Vierfarbendruck. Die Hauptplatte (graue Zeichenplatte) ist Originaltuschzeichnung auf Stein;
die Farbplatten (Weißplatten) rot, gelb, blau sind auf gekörntem Stein in Asphalt geschabt

Zu dem Aufsatz »Unbekannte Kunstschätze« von Felix Lorenz

den versäumten Abschied von Bernd. Robert war sehr ernst und schweigsamer als sonst.

Noch hatte sich niemand gefaßt. Alle Vorgänge des Lebens waren gehemmt; die Weltuhr stand still. Wer geglaubt hatte, in allen Möglichkeiten ungefähr Bescheid zu wissen, mußte erfahren, was ihm stets undenkbar erschienen wäre: daß ein Volk nach dem andern an Deutschland und Österreich den Krieg erklärte, und diese beiden allein stehen mußten gegen die halbe Welt.

Alle Daseinsformen wurden durch dies Ungeheure verändert. Auch den Tapfergearteten deuchte es eine furchtbare Prüfungszeit.

Aber die Prüfungszeit währte nicht nur einige Monate, wie fast jeder anfänglich wähnte. Nein, die Monde reiheten sich an Monde, und es ward ein halbes Jahr daraus. Und noch lange, lange kein Ende! Nun mußte Kraft und Ausdauer bewähren, wer sie besaß.

Die draußen standen unter einem ehernen Muß; das stellte Gleichheit her zwischen Menschen von verschiedenster Denkart. Die daheim aber konnten sich zum Teil den Weg noch wählen; und da war es, als fielen die Hüllen des Hergebrachten plötzlich ab, und es zeigte ein jeder seine wahre Beschaffenheit.

Da gab es Menschen, die man für sehr selbstsicher und lebensgewandt gehalten hatte und die mit einemmal zu kleinlichen, schwächlichen Jammerbildern zusammenschumpften. In Büchern und Theaterstücken hatten absonderliche Schicksale und schwere seelische Konflikte ihnen ein angenehmes Gruseln erweckt, aber daß mitten in ihr eignes gemächliches Leben hinein etwas wie Heldentum von ihnen verlangt wurde, ging ihnen über den Spaß und erschien ihnen nahezu ungehörig. Es gab andre, die bei jeder frohen Botschaft in einen ungemessenen Siegestaumel gerieten und bei jedem Fehlschlag sofort den schwärzesten Befürchtungen Raum gaben. Da waren auch solche, die sich auf ihr philosophisches und aufgeklärtes Denken sonst viel zugute taten, die aber nun zu allen Wahrsagerinnen liefen, um das Kriegsende zu wissen und sich an die dümmste Prophezeiung klammerten, wie ein Ertrinkender an einen Strohball. So wucherten in der angeblich weit vorgeschrittenen Menschheit blöde Genußsucht, Aberglaube, träge Schwäche lustig trotz der Sintflut, die über ganz Europa gekommen war und blutige rote Wellen trieb. Jedoch über die Sint-

flut und die Torheiten der andern ragte die große Schar derer empor, die jeden Tag sich selbst und ihr Volk ehrten durch schlichte Tapferkeit, Entsagung und werktätige Liebe. Sie hatten früher von ihrem Ich kein besonderes Aufhebens gemacht, und doch ward ihr Ich jetzt für viele ein Trost und Halt.

Die sonderbarste Stellung zum Kriege nahm in dieser Zeit Robert Amelung ein. Es schien, als hätte er gelegentlich gar keine Stellung dazu.

Er sagte nicht viel, wenn die andern in Hoffnung und Furcht erzitterten, je nach ihrer Anschauung das jetzige Erleben als ihr größtes oder schlimmstes betrachteten. Er las die Berichte, hörte aufmerksam, was gesprochen und aus Gelbbriefen vorgelesen ward. Aber es sah doch nicht aus, als ob er das, was geschah, ganz erfaßt hätte. Die Seinigen waren gewohnt, daß er alles Wirkliche vergaß, sobald er in sein Arbeitszimmer zurückkehrte, und daß es eigentlich keine Welt für ihn außer seiner selbstgeschaffenen gab. Wenn er über die Opfer und Unbequemlichkeiten der Zeit nicht klagte, so geschah dies einfach, weil er auch die nicht spürte. Er blieb eben, der er immer gewesen war.

Keinen Augenblick zweifelte er am glücklichen, sieghaften Ausgang des Krieges. Hätte man ihn nach dem Grund seiner Zuversicht gefragt, so hätte er geantwortet: Weil wir das tönende Volk sind. Wie kann ein Volk ohne Musik uns überwinden!

Das war einseitig, er begriff es wohl. Er staunte über sich, ja zürnte sich, daß all das Unerhörte ihn im ganzen so ruhig ließ. Er fühlte, wie sträflich gleichgültig er den andern vorkommen mußte.

Der Zwiespalt seines einstigen Helden Fortunat wiederholte sich in ihm. Er rang, um das abzutun, was er vor der Allgemeinheit voraus hatte. Wenn er ihnen allen hätte klarmachen können, daß er auf seine Weise kämpfte und litt wie sie. Seine Arbeit stockte ja; seit Monaten vermochte er nichts zu schaffen. Noch etwas kam hinzu, woran er persönlich trug. Daß Bernd im Unguten von ihm geschieden war, und daß er ihn vielleicht nicht wiedersehen würde. Bei dieser Vorstellung wußte er, wie sehr er ihn doch geliebt hatte.

Er wiederholte sich all das Harte, das Bernd ihm gesagt hatte, prüfte es sachlich auf seine Berechtigung. Es war ungefähr das

gleiche, was die übrigen jetzt unausgesprochen ihm vorwarfen.

Da bäumte er sich innerlich auf. Nein: sie hatten nicht recht, durften nicht recht haben!

Auch seine Frau hatte ihn still beobachtet, anfänglich mit Schmerz oder mit leiser Mißbilligung. Wie er neben ihr hergelebt hatte, der Leiden uneingedenk, die er ihr oft verurteilte, so ging er jetzt an der Not seines Vaterlandes und der Menschheit vorbei. Mäthlich aber gewahrte sie, daß er nicht kalt blieb, daß ein Suchen in ihm war.

Sie selbst und die Kinder hatten sich, ebenso wie Endrießer, den vielfach entstandenen Liebestätigkeiten gewidmet. Sogar Lili war über den ehemals regellosten Zärtlichkeitsdrang hinausgewachsen und griff hilfreich mit an. Das Leben hatte ja keinen Zweck noch Inhalt mehr als diesen einen. Aber für Robert paßten Vereinsigungen und Armenbesuche nicht.

Endrießer gab Agathe mit väterlicher Befriedigung Nachricht, daß Ina, inzwischen aus der Anstalt entlassen, ihrem Vorfaß treugeblieben sei und sich der Krankenpflege widmen wolle. Sie hatte die Lehrzeit schon beinahe hinter sich und ertrug die Anstrengungen gut. Agathe empfand Freude und leise Besorgnis — sie wollte wissen, ob Ina noch zurückerblicke und in welchem Sinn. Er erzählte, daß sie wenig von früher spreche, ihm nur einmal gesagt habe, ihre Krankheit habe sicher lange in ihr gesteckt. Jetzt gehe sie völlig in ihrer Bestimmung auf.

Erst meinten sie beide, es sei nicht nötig, Amelung davon zu reden. Aber Agathe besann sich und sagte etwas zögernd: »Sagen Sie es ihm doch! Es muß ihm ja eine Beruhigung sein.«

Endrießer tat nach ihrem Rat. Er beobachtete dabei gespannt seines Freundes Gesicht. Robert pflegte die Erinnerung an Ina zu vermeiden, wohl weil sie anklagend und peinlich für ihn war. Vielleicht auch, weil er noch nicht völlig überwunden hatte? —

Sein Gesicht brühte nur Überraschung aus. »Kann sie das jetzt wirklich? Ist sie ganz gesund? Wie schön ist das!« Aber alsbald verbüßte sich seine Miene. »Wahrhaftig, ich beneide sie. Weil sie etwas mit sich anzufangen weiß. Es ist unleidlich, so brachzuliegen.« Er seufzte ungeduldig, offenbar führten seine Gedanken ihn sogleich wieder auf sich selbst, von Ina hinweg.

Eines Tags traf Agathe, von einem ihrer Armengänge heimkehrend, ihren Mann in ihrem Zimmer. Er war in die Bibel, die aufgeschlagen auf ihrem Tisch lag, völlig vertieft. Als sie hinter ihn trat, sah sie, was er las: die Offenbarung Johannis.

Ohne sich umzuwenden, sagte er gedämpft: »Ich hab' ja nie gewußt, wie großartig das ist. So etwas wie die vier Reiter, du! Der mit dem großen Schwert. Und die Engel mit den Posaunen.«

Sie berührte seine Hand, die nach den Stellen deutete. Die Hand war eiskalt. In diesem Augenblick war er durchrüttelt bis ins Innerste.

Am selben Nachmittag fand ein seltener Besucher sich ein: Reimarus. Da unter dem Druck der Zeit die gewohnte Geselligkeit abgenommen hatte, kam er sich etwas verlassen vor. Die von seiner Wortpracht ehemals Berauschten waren teils im Schützengraben, teils als Helfer und Helferinnen in Lazaretten verstreut. Die Getreuesten sogar fanden nicht immer Weise, ihm zu lauschen, so Sibonie von Rudhart, die den größten Teil des Tages als Trösterin und Vorleserin an den Betten der Verwundeten saß. Die guten Dinge, die sie stets in reichlicher Menge mitbrachte, machten, daß sowohl die Ärzte als die Leidenden selbst die gelegentlichen Überspanntheiten, mit denen sie jene begleitete, willig in Kauf nahmen.

Reimarus aber fühlte den Widerwillen des Ästheten gegen jede Tätigkeit, bei der es nach Blut und Todesform roch. Auch hatte seine Würdehimmelei ihn aller unbefangenen Hingabe entwöhnt. Seine einzige patriotische Tat war, sich einen Rock bauen zu lassen, dessen Schnitt auffallend an die Befreiungskriege erinnerte. Dennoch durfte er sich auf seine Art wohl auch ein Kriegsoffer nennen. Denn er konnte seine Persönlichkeit nicht zur Geltung bringen; das war für ihn ein Leiden über jedes andre.

In Amelung witterte er einen Gefinnungs-genossen und suchte deshalb das von ihm nicht häufig betretene Haus auf.

Er traf Amelung daheim, auch Agathe. Lili befand sich in einem Kriegskinderheim, wo sie gleichzeitig mit der jungen Baronin Monika als Aufseherin eingetreten war.

Reimarus ließ einen irren Blick an den Wänden entlang gleiten, als wollte er sich ver-

gewissern, daß die behagliche Schönheit der Amelungschen Räume noch dieselbe sei. Dann sank er langsam in einen Sessel und richtete an beide Gatten die müßlingende Frage: »Wie gefällt Ihnen das Leben?«

»Teils, teils! Wie immer,« sagte Amelung.

»Ach, ich bitte Sie! Inmitten dieser Massenpsychose, dieses wahnsinnigen Nordens, das einem noch obendrein als große, herrliche Zeit gepriesen wird! Das Geschrei der Vielen, die durch Schlagworte fanatisiert sind, übertönt die Stimme der Wenigen, die sich Denkfreiheit bewahrt haben. Die Kultur liegt am Boden, und die Brutalität triumphiert.«

»Es kommt eben darauf an,« sprach Amelung bedächtig, »es kommt darauf an, wie einem die Welt vorher gefallen hat. Waren Sie sehr einverstanden damit?«

Reimarus hatte eine Gebärde beleidigter Abwehr. Einverstanden mit der Welt — ein Ausnahmemensch wie er!

»Mir scheint,« sprach Amelung — er sprach es mehr wie zu sich selbst —, »mir scheint, es gab auch im Frieden recht schauderhafte Dinge. Ich lese nicht viel Zeitungen; aber daß es Mädchenhandel, Kindermarkern und Selbstmorde aus Hunger gegeben hat, weiß ich doch. Und Sie wissen es auch. Das hat uns nie gehindert, ruhig unsern Tee zu trinken und ins Konzert zu gehen; wir haben nicht dagegen gearbeitet, uns nicht aufgelehnt. Woher nun die Empörung?«

Reimarus betupfte nervös seine Stirn mit einem violettseidenen Taschentuch, das aus seiner bläulichgrauen Weste von biebermeierischem Schnitt hervorjab. »Mein Gott, einzelne Schrednisse sind doch nicht zu vergleichen mit dem Schrednis, das jetzt die halbe Menschheit zum Opfer fordert.«

Amelung meinte gelassen wie zuvor, dafür seien hundert Krieger, von denen jeder im Kampfe ihrer zehn erschossen hätte, nicht die Schande für die Menschheit wie ein Einzeln, der ein Kind oder Tier zu Tode quäle.

Reimarus sah, daß man ihn nicht verstand, und nahm einen hoheitsvollen Abschied, um seine Schmerzen irgendwo in einen gläubigen Frauenbusen auszusüßten.

Agathe betrachtete sinnend ihren Mann, der ans Fenster getreten war und leise vor sich hin summt. Jählings wandte er sich um, mit geröteter Stirn und verfinsterten Augen. »Hält dieser Snob mich etwa für

seinesgleichen? Glaubt er, daß ich so schwächlich und eng empfinde wie er?«

Da sie, von diesem plötzlichen Ausbruch überrascht, verstummte, fuhr er leidenschaftlicher fort: »Ich weiß, ihr alle denkt ähnlich! Ihr rechnet mich nicht für voll in dieser Zeit; ich bin euch so etwas wie ein Schaustück, mit dem man in guten Tagen Staat macht und das man in die Ecke stellt, wenn es bitteren Ernst gilt. Meint ihr, ich sei wirklich so selbstisch oder feig wie der Alf?« Er machte eine verächtliche Kopfbewegung nach der Tür. »Glaubst du nicht, daß es mich all die Zeit her getrieben hat, mich selbst zu stellen? Kraft hätt' ich doch noch genug. Ich tu's auch, weiß Gott! Die Luft hier erdrückt einen ja.«

Sie verfärbte sich und sah ihn entsetzt an. In seiner augenblicklichen Stimmung reizte ihn das. Er beschuldigte sie, ihn nicht ziehen lassen zu wollen, lehnte sich auf gegen seine Gebundenheit. Agathe ließ das über sich ergehen: sie verantwortete sich ruhig, wenn schon ihre Lippen dabei zuckten. »Wenn ich dich halten möchte, geschieht es nicht aus Zwang, sondern weil das, was du jetzt willst, in deinem eigentlichen Wesen nicht liegt.«

Er widerredete heftig — da, unversehens ward sein Blick weicher. In den großen, zornleuchtenden Augen stieg es feucht auf. Ihm fiel ein, was sie schon um ihn getragen, und was er ihr genommen hatte.

»Verzeih!« murmelte er. »Du bist gut.«

Er zog sie ungestüm an sich und drückte sein Antlitz auf ihre Schulter. Sie hielt ihn umschlungen, wie seit langem nicht. So wie man etwas Unerseßliches hält.

In der Nacht lag Agathe wach und horchte auf den unruhigen Schlaf des Mannes. Sie wußte, daß das, was ihn stark bewegte, stets in seinen Träumen fortspukte. War der Gedanke von gestern doch mehr als bloße Aufwallung? Sie zersorgte sich, bis auch sie endlich einschlief. —

In grauer Morgenfrühe weckte sie ein Klang von draußen. Ihr erster noch verschlafener Blick traf ihren Mann, der aufgerichtet im Bett saß, den Kopf lausend zur Seite geneigt. Mit glänzenden Augen winkte er ihr zu: »Hörst du? Hör' doch!«

Von brunten hallte herauf, was sie seit vielen Monaten täglich vernahm: der einförmige Gleichschritt vorbeiziehender Truppen. Mit dem Morgenwind wehte ein Chor

junger, starker Männerkehlen über die schlummernde Stadt. Ein paar helle Stimmchen — von Kindern wohl, die zur Schule gingen — fielen singend in das Marschlied ein.

Amelung laufte regungslos; es war, als hielte er den Atem an. Die Frau betrachtete ihn unverwandt. Erst hatte sie geglaubt, der Gesang berühre ihn wie ein Ruf; dann gewahrte sie, daß etwas andres ihn bewegte. Er hatte wieder den Ausdruck von neulich, da sie ihn beim Lesen der Bibel überrascht.

Mit einemmal wußte sie, daß in dieser Seele die Dinge auf besondere Weise Eingang fanden und auf besondere Weise daraus wiedergeboren wurden. Aber verloren ging da nichts. —

An jenem Morgen hatte für Fortunat selber die Klarheit begonnen. Er begriff, daß er niemals gleich den andern empfinden würde, auch dies Größte und Argste nicht. Hinter allem, was ihnen wirklich schien, sah und hörte er etwas, das ihnen verborgen blieb, ihm aber das Wesentliche war. Die vielen Worte, die da gesprochen und geschrieben wurden, verwirrten und störten ihn nur. Dennoch hatte er empfangen von der Zeit und mußte sich befreien — auf seine Art.

Er hätte sterben können für das große Ganze so gut wie jeder andre. Wenn er aber leben sollte, konnte er es nur für das und in dem, was sein eigentliches Ich war.

Seit Tagen schon fühlte er, daß etwas in ihm keimte, von seinem Inneren Besitz ergriff. Er kannte es wohl: in jener Frühe hatte es deutlich zu ihm gesprochen. Ein Neues, Werdenendes, das ans Licht verlangte. Es würde ihm das ganze Dasein verstören, wenn er diesem Werdenenden nicht Form und Klang verlieh.

Von da an schloß er sich ab, auch inmitten der Seinen, mehr denn zuvor. Aber sie empfanden doch, es geschehe nicht aus Gleichgültigkeit oder Widerspruch. Zumal seine Frau kannte an ihm dies Gestillte und Gesammelte. Und sie ehrte es.

Nun fühlte er sich nicht mehr unnütz daheim. Er arbeitete.

Bernb war nun dreiviertel Jahre draußen. In offenem Kampfe, wo eine Art Fieber ihn wie alle übrigen umging, wurde er des Grausigen, das er erlebte, nicht so bewußt; da wirkten Pflichtgefühl, Selbsterhaltung, höchste Nervenanspannung zusammen und

hoben ihn über sich hinaus. Aber der Stellungskrieg, das Fodden in den Schützengraben! Gebannt sein auf einen Fleck, den der Tod umschleicht, nicht nachlassen dürfen in steter Aufmerksamkeit auf die da drüben, und doch Zeit haben zum Brüten über all die Dinge, die einem früher als wahnsinnig erschienen wären! Trotzdem erfuhr er an sich und den Kameraden die Macht der Jugend und Gewohnheit: es gab Stunden genug, wo man miteinander gemüthlich, ja wirklich vergnügt beisammensaß. Bernb staunte oft über die Anpassungsfähigkeit der Menschennatur.

In seiner Kompagnie stand der ältere Sohn des Oberbaurats Rittfeld, das dekorative Genie des Schützengrabens, das jedem Erdloch einen wohnlichen Anstrich zu verleihen wußte. Der warf einmal ein Wort hin, das in Bernb haftenblieb: »Der Krieg und das Soldatsein haben ein Großes: sie erlösen einen von dem eignen Ich.«

Bernb mußte dem jungen Rittfeld recht geben. Man war befreit von Wahl und Verantwortung; die Aufgabe des Tages hieß: seine Schuldigkeit tun an dem Platz, auf den man gestellt war. Sorgen um das Morgen gab es nicht, da ja niemand wußte, ob er das Morgen noch sehen würde. Während man früher sein Einzeldasein zur Hauptfache gemacht hatte, galt nun dies gehätschelte Selbst nur noch als Nummer, als ein Tropfen im Meer. Und die Dinge, die man einst wichtig genommen hatte! Wenn Bernb sich der ihm vormals »bedeutsamsten« Ereignisse entsann, wunderte er sich, daß sie ihm je so erschienen waren. Sein vergebliches Werben um die Bauern und Arbeiter, seine Gefränktheit, weil er, der gebildete junge Herrensohn, ihnen ganz natürlicherweise ferngeblieben war! Was Gemeinsamkeit heißt, wußte er jetzt, seit er mit den Leuten seines Zuges sowohl die Gefahr wie den manchmal kargen Bissen täglichen Brotes geteilt hatte. Einmal, während des raschen Vormarsches nach Westen, hatten sie eine empfindlich kühle Herbstnacht auf freiem Felde zugebracht. Alle hatten sie sich fest in die Mäntel gewickelt und eng, ganz eng aneinandergelegt.

»Echeniert's den Herrn Leutnant nicht, so unter uns hinein zu liegen?« hatte ein feder Musketier gerufen; und er, Bernb, hatte gelacht: »Ach was, Kinder, seien wir froh, daß einer den andern wärmt!« So waren sie in einen Knäuel zusammengefröhen, gleich den

frierenden Jungen in einem Fuchs- oder Dachsbau — das hieß Gemeinsamkeit.

Und er wandelte in Gedanken sein Leben zurück bis zu der Stelle, wo der große Riß hindurchgegangen war. Im Verhältnis zu dem, was er jetzt täglich sah und erlitt, schrumpfte auch dies vermeintlich Argste ein. Es tat weh, ein Glück zu verlieren — aber was man so verliert, hat man doch eigentlich nie besessen! Und die sittliche Strenge gegen Robert Amelung! Und die Empörung, die er damals angesichts der raufenden Burschen empfunden hatte! Er kam sich lächerlich vor.

Von zu Hause erhielt er häufige Sendungen und Briefe. Agathe sowie Lili waren unerschöpflich im Ausfassen dessen, was ihm nützen oder guttun könnte. Gelegentlich sandte auch das Freifräulein Monika ihm einen selbstgebadenen Kriegstuch und ein brolliges Briefchen dazu. Amelung schrieb mehrmals einige Zeilen zu Agathens Briefen, voll verhaltener Herzlichkeit; Endbriefer aber wählte meist die Bücher aus, die Bernd ins Feld geschickt wurden, und traf gewöhnlich dessen Geschmack. Bernd war für alles dankbar und freute sich an allem, was aus der Stadt oder was von Rodegg kam. Von hier schrieb und schickte hauptsächlich die Randl; doch ließ der Bezirksamtman und sogar der Kesserbauer sich gleichfalls vernehmen. Bernd hatte völlig aufgehört, einen Unterschied zwischen seiner Landheimat und seinem Elternhaus zu machen; alle Stätten seiner Jugend flossen ihm zusammen in die eine Vorstellung: Vaterland. Je größer die Opfer waren, die dem einen gebracht werden mußten, desto zähkere Wurzeln schlug die Liebe zu ihm.

Freilich, es gab noch andre Dinge zu überwinden als die leibliche Überanstrengung und das tägliche schauernde Erleben des Furchtbarsten. Die Erkenntnis, daß nicht alle geheiligt wurden durch die Hingabe an jenes Wort. Nicht alle — aber wie viele doch! Einer war unter den vielen, der erst im Kriege sein eigentliches Selbst fand: der Viktor.

Mit noch andern von daheim — der Großknecht des Kesserbauern war auch dabei — kaufte er in einem der vorderen Schützengräben, wenige Meter von Bernd entfernt. Er hatte als Soldat einen Ruf erlangt wie keiner in seiner Kompanie, ja beinahe im ganzen Bataillon. Die überschäumende Kraft,

die im Frieden schädlich, ordnungstörend gewirkt hatte, war hier draußen an ihrer Stelle und verrichtete Wunder. Er hatte eine nicht geplatze feindliche Handgranate aufgefangen und den Gegnern so geschickt zurückgeworfen, daß der vermeintliche Blindgänger doch noch kreperte und beträchtlichen Schaden drüben anrichtete. Er war mit einigen andern in den vordersten feindlichen Graben überraschend eingebrochen und hatte seinen Zugführer, der kurz zuvor gefangen worden, daraus befreit. Ein Sagenfranz wie um mythische Helden begann sich um den jungen, wilben Gewaltmenschen zu weben; seine Brust schmückten schon zwei Auszeichnungen. Nach denen fragte der Viktl nicht viel, aber Soldat war er mit Leib und Seele.

Da hörten sie in einer Morgenfrühe ein verdächtiges Geräusch. Ein leises Wühlen wie von Erdmäusen — sie wußten wohl, was das sei. Minen!

Sogleich Meldung, Alarm, jeder auf seinem Posten! Aber ehe die Räumung erfolgen konnte, war schon ein Teil des Grabens in die Luft gegangen.

In den andern Gräben sahen und hörten sie das Grauensvolle, was geschah. Sie eilten, die Schwerverletzten, Verstümmelten zu bergen — soweit nicht der Feind, der in das zerstörte Grabenstück eindrang, sich ihrer bemächtigte. Da kam durch erstickenden Rauch einer hergewankt, ein Schlanker — doppelt so hoch durch die Bürde, die er auf den Schultern trug: einen Verwundeten.

Der Viktor war der Träger, der Verwundete war der Großknecht. Der glitt stöhnend ins Gras; seine Beine waren furchtbar zugerichtet.

Der Viktor stand noch — seltsam fahl sein Gesicht; in die Luft griff er nach einem Haht.

Der ihn zu stützen herbeisprang, war Bernd. Der Viktl erkannte ihn, denn er lächelte freundlich, fast zärtlich. »Gelten Sie, Herr Leutnant, die verfluchten ...« Weiter kam er nicht; in Berns Armen brach er zusammen.

Der ließ ihn nieder, glaubte an eine Ohnmacht. Aber der Viktor war tot. Bauchschuß. — Ein Sterbender, der noch den verwundeten Kameraden gerettet hatte! Solch ein Ende paßte zu ihm.

Sie trauerten alle um ihren starken Helden. Und sie begruben ihn bei andern toten Helden an einer stillen grünen Stätte. Eine Waldb-

rebe, die so schöne Ranken treibt, pflanzten sie um sein schlichtes Kreuz. —

Als die beiden weg waren, kam über Bernb ein Gefühl trostloser Einsamkeit. Unwillkürlich war das Gefühl, sie in seiner Nähe zu wissen, ihm gewesen wie ein Zusammenhang mit dem Heimatboden. Dem Boden, dessen Berührung stets neue Kraft verleiht. Und der Viktor! Dieser schöne brausende Wildling! Ging das überhaupt zusammen: der Viktor und der Tod?

Es hatte ihn so getroffen, daß er tagelang seine Pflicht nur tat wie ein Automat, stumpf und pünktlich. Auf seinem Denken lag ein schwerer Druck. Es machte ihm kaum Freude, daß er selbst in diesen Tagen das Eiserne Kreuz erhielt.

Und ohne es zu wissen, sehnte er sich doch nach Freude. Ja, mitunter war ein förmlich tierischer Lebenshunger in ihm. Dies ewige Bluten, Töten, Sterben war ja zum Verzweifeln — man verblödete schier dabei.

Bald danach ward er dienstlich auf ein paar Tage in eine von den Deutschen besetzte feindliche Stadt geschickt. Da floss das Leben äußerlich weiter, als wäre nichts geschehen, in Behagen, Glanz und Heiterkeit. Er hatte durch die Monate in der harten Ode ganz vergessen, was ihm selbst einst Gewohnheit gewesen war. Das Wiederfinden erfüllte ihn mit einer Art von Rausch. Nicht in den frühen Semestern seiner Studentenzeit hatte es ihn so nach sorglosem Genuß verlangt. —

In dem Hause, das ihn herbergte, wohnten Feinde, die sich zu kühler Höflichkeit zwangen gegen die Träger der ihnen verhassten Uniform. Aber auch eine Feindin war da, die mit lächelndem Blid und Tritt an ihm vorbeischlich, die vor der selbgrauen Gefahr nicht flog, sie vielmehr aufsuchte. Er sah recht wohl, wes Schlages sie sei; aber es galt ihm gleich. Er dachte so wenig darüber nach wie über den Wein, der — endlich wieder einmal — in hübschgeschliffenem Glase vor ihm stand, und den er begierig hinabschlürfte.

Trinken, vergessen! Einmal wieder jung sein! Wenn man doch fortmußte, heute oder morgen. —

Ein paar Tage — da war auf den Rausch die trostlose Ernüchterung gefolgt. Er hätte meinen mögen über sich selbst, über die Totenfeier, die er seinen Gestorbenen hielt — er, der Mensch der Grundlätze und hochfliegenden Ideale!

Die Feldpost brachte ihm einen Brief von der Nanbl:

Mein lieber Bernb!

Das ist wohl nichts Gutes, was ich heut zu melden habe; Du mußt es aber doch erfahren. Die Agnes nämlich, die vom Kripperschnitzer, ist verstorben. Gestern haben wir sie eingraben, und morgen ist der Gottesdienst. Sie hat ja nie zum Bäumeastreifen getauft; jetzt aber hat sie sich buchstäblich den Bissen vom Mund abgedarbt, damit die zwei Mannsleut genug haben und damit sie immer noch was an die Kriegsbetroffenen hat herschenken können. Dabei ist sie schmaler und schmaler worden, nur mehr ein Schein von einem Frauenzimmer, und mit einmal hat sie sich gelegt und ist nimmer aufgestanden. Sie hat soweit keine Schmerzen gehabt, bloß das Herz hat auslassen, hat der Dokter gesagt. Und wie ich hinaufgekommen bin — ein Selbsteingefochtes hab' ich ihr gebracht —, da hat sie sich so gefreut, und Dich, hat sie gesagt, soll ich vielmal grüßen, und wenn ihr unser Herr die Gnab' tut und sie in' Himmel nimmt, will sie fleißig bitten, daß bald Friede wird und Ihr allesamt gesund heimkommt. Wenn doch Gott sie erhören möcht', und mir auch so einen seligen Tod schenken, aber erst, nachdem der Krieg aus ist ...

Die Nanbl schrieb weiter noch, daß der Vater und der Bruder der Agnes seitdem wie zerbrochen umhergingen, und einem jeden sei leid um sie. Von andern dagegen möcht' man fast wünschen, daß der Teufel sie beim Schopf nähme; den Bickler beispielsweise habe man erst kürzlich wegen Lebensmittelwuchers angezeigt, und wie arg er's getrieben habe, wisse die ganze Gegend. Der Kesserbauer sei einem Profit sonst auch nicht feind, aber doch der Bessere und nicht so »ausgeschamt« wie viele. Man müsse staunen, was es für gute, alles opfernde Menschen gäbe einerseits und daneben, was für ein neidiges, selbstisches Völk. Aber der Herrgott werde die einen und die andern finden! —

Das alles las Bernb nur obenhin. Seine Augen kehrten zu der Stelle zurück, wo das stand — das von der Agnes. So war die auch hin, weggewischt von der Welt! Ein stilles, reines, unblutiges Kriegsoffer. Er tastete nach seiner Brust, wo das Bildnis seines Namensheiligen steckte, das sie ihm ge-

schenkt hatte. Bitt für uns! dachte er unwillkürlich, aber er meinte nicht den Schuttpatron.

Das andre, was die Randl schrieb, ging ihn nichts an. Es menschele eben überall. Das wußte er nur zu wohl. Seine Seele war erfüllt von dem grauen, schweren Weisheitswort »Es ist alles ganz eitel«.

Er zählte die Stunden, bis er wiedertekhren konnte zu den Seinen, in den Schützengraben. Er schämte sich jeder Minute, die er nicht dort verbrachte. Sogar sein Leben dünkte ihn angesichts all des Sterbens wie ein Unrecht, ein Raub.

Die mit dem lägchenhaften Blic, die Gescheißdige, Feindliche, wand sich um ihn und wollte ihn nicht ziehen lassen. Sie machte einen förmlichen Auftritt, weinte und schrie. Es galt ihm gleich. Auch seine Fähigkeit des Erbarmens war verlorengegangen. Es ist alles ganz eitel! dachte er dumpf, da er abfuhr. —

Tags danach bezog er mit den Seinen wiederum den Schützengraben. Und am selbigen Tage erfolgte ein heftiger Angriff von drüben. Dabei erhielt der Leutnant Bernd einen Armschuß aus einem Maschinengewehr. Bewußtlos sank er dahin.

In das Haus Amelung kam die Unglückskunde nicht sogleich, sondern auf dem Umweg über Robegg. Der Hansl des Messerbauern nämlich, der es durchgeseht hatte, trotz seinen sechzehn Jahren mit den Ersahmannschaften hinauszubüßen, war unmittelbar nach jenem blutigen Kampftage bei Bernd's Truppenteil eingetroffen und hatte gehört, daß der Leutnant Robegg gefallen sei. Das schrieb er eilends, voll Betrübniß nach Hause.

Die Randl jammerte laut, aber im Jammern verlor sie nicht den Kopf, sondern packte auf und fuhr in die Stadt. Einmal, dachte sie, könnte sie da eher etwas Sicheres erfahren und, wenn es wirklich an dem wäre, der armen gnädigen Frau eine Stütze sein.

Agathe war wie versteinert. Sie weinte nicht, sie stöhnte nur. Als Amelung ihre Hand faßte, entzog sie sie ihm nicht, aber sie schien unempfindlich gegen seine Berührung. Unempfindlich auch dagegen, wie erschüttert er selbst war.

Aber untätig zu leiden, lag nicht in Robert Amelungs Natur. Wenn er nicht mehr das

Leiden verleugnen konnte, mußte er etwas tun, um ihm zu entinnen.

»Ich fahre sofort hin,« erklärte er.

Da erwachte die Frau. Sie und die weinende Lili, die Knaben, ja die Randl sogar, vereinigten sich in erschrodenem Widerstand. Er könne das nicht, dürfe das nicht.

Er hatte eine sorglose Gebärde wie in früherer Zeit. »Was soll mir denn geschehen?«

Angesichts einer Wirklichkeit, in der überhaupt alles geschah und kein Argstes unmöglich war, klang es wie Wahnsinn. Aber er entsann sich dessen, was man ihm oft gesagt hatte von seinem Glück, und er baute darauf. Sonst hatte es ihn beschämt und geärgert, wie eine ungerechte Teilung zwischen ihm und den andern. Jetzt wollte er, wenn möglich, seinen Jungen damit retten.

Endrießer kam, tief bekümmert und voll Sorge. Er war eben im Begriff gewesen, mit einem Liebesgabenauto hinauszufahren an die Front. »Hoffentlich kann ich ihn finden,« meinte er, »vielleicht, daß er nur verwundet ist!«

»Du nimmst mich mit,« bestimmte Robert, als könnte es nicht anders sein.

Davon wollte der Freund zuerst nichts hören, aber die Unerfüllbarkeit, mit der Amelung auf seinem Entschluß bestand, belehrte ihn. »Und du willst fort, mitten aus der Arbeit heraus?« wandte er als letztes ein. Er wußte, daß Robert zu keinem Ortswechsel zu bewegen gewesen war, wenn er an einem größeren Werke arbeitete.

»Ich bin fast fertig,« sagte Amelung. »Also geht das andre vor.«

Es geschah, wie er wollte. Die letzten Schwierigkeiten wurden mit Hilfe der zahlreichen Verbindungen des Hauses überwunden. Robert fuhr mit Endrießer ab. —

Das Auto faßt. An marschierenden, staubbedeckten Truppen, an bewaffneten Bahnwagen vorbei. Die Straße wird schlechter. Die Räder der schweren Geschütze haben den Boden unbarmherzig aufgerissen. Bilder der Zerstörung tauchen auf: geschwärzte Ruinen abgebrannter Häuser, Trümmer zerstückelten Hausrats, blaße, verlumpfte Menschengestalten, aus deren Augen ein starres Grauen sieht. Der eine der Männer fühlt das Grauen mit, es feuchtet seine Wimpern, steigt ihm würgend im Halse empor. Er betrachtet verstohlen den andern, der so still, in sich zusam-

mengesunken dasitzt. Ob es ihn nicht zu sehr schaudert? Ein Schönheitsfinniger Mensch, feinfühlig und nervös. —

Amelung sprach wenig. Er umfaßte alles, was da gespenstisch vorbeiglitt, mit ernstem, entrücktem Blick. Einmal sagte er halblaut, mehr zu sich als zu Endrießer: »Die vier Reiter! Man meint immer Pferdegetrappel zu hören, auf der Erde und in den Lüften.«

Plötzlich zog der Lenker des Autos rasch die Bremse an. Ein weißes Etwas wäre beinahe unter die Räder gekommen. Jetzt, im Stillhalten, erwies es sich als ein kleiner Hund, der winselnd das Gefährt umschoberte. In der Nähe stand eine Art Schuppen oder Scheune auf freiem Felde — das schien sein Schlupfwinkel zu sein. Menschen, zu denen er gehörte, waren nicht sichtbar.

Das Auto ratterte weiter. Das Tier, das zuvor scheu zur Seite gesprungen war — ein mageres, verwahrlostes Geschöpf —, nahm alle Kraft zusammen und jagte hinterdrein, heulend und bellend. Das Bellen klang heiser, die Ohren flogen im Wind, die Augen hatten einen jämmerlichen Ausdruck des Flehens in höchster Not. Amelung hatte sich umgewendet und schaute nach dem Tier. »Sie, Chauffeur, halten!« schrie er diesen herrisch an. Wieder stoppte der Motor.

Der kleine Hund war weit zurückgeblieben. Seine zitternden Beinchen hatten nicht Schritt zu halten vermocht. Amelung ging die ganze Strecke zurück, nahm die Kreatur, die nun erschöpft im Straßenstaub lag, auf seine Arme und trug sie zum Auto. »Er ist halb verhungert,« sagte er einsteigend zu Endrießer, »seine Leute sind wohl geküßt und haben ihn zurückgelassen.«

»Willst du ihn mitnehmen?« fragte Endrießer.

»Natürlich! Ein Kind wäre mir lieber, aber ein winziges Stück vom großen Kriegseisend ist der auch. Sei doch still, brauchst dich nicht fürchten!« rebete er dem Hündlein zu, das allmählich beruhigt auf den Knien des fremden Retters zusammenkroch.

Du Mensch voller Widersprüche! Du lieber Kerl! dachte Endrießer. Und er kramte in der Provianttasche, um ein paar Brocken für seines Freundes Schützling herauszufischen.

Agathe harrte daheim in quälender Angst. Jeder Tag war wie eine Ewigkeit. Da, in später Stunde, kam ein Telegramm von Endrießer: »Bernb gefunden. Durften ihn mit-

nehmen. Chirurgische Klinik in St. . . Sofort kommen.«

Schon hatte sie die nötigen Schritte getan, einen Paß zu erlangen. Sie packte hastig das Unentbehrliche zusammen und reiste.

Monate der Angst und Qual vergingen. Bernbs Leben war schwer bedroht. Wenn er gerettet ward, blieb noch ungewiß, ob auch der zerstoßene Arm geheilt würde oder abgenommen werden mußte.

In seinen fieberfreien Stunden war er so schwach und teilnahmslos, daß nichts ihn erstaunte oder erfreute. Er nahm die Anwesenheit der Mutter als selbstverständlich hin, ebenso die Nähe Fortunats, der ihn nur flüchtig sehen durfte.

Agathe schien an leidenschaftlicher Hingabe alles nachholen zu wollen, was ihr in der langen Trennung von ihrem Jungen verwehrt gewesen war. Es bedurfte der vollen Gewalt ihres Mannes über sie, um sie zu regelmäßigen Ruhestunden und Spaziergängen zu bewegen.

Er und Endrießer blieben abwechselnd bei ihr. Jeder tröstete sie auf seine Weise: der eine durch sein tiefes Mitempfinden, der andre durch das innere Licht, das von ihm ausstrahlte. Endrießer hatte Agathe erzählt, wie Robert sich unterwegs bewährt habe, furchtlos und unermüdet, bis sie Bernb entdeckt hatten in einem Gelblagarett hinter der Front.

»Er ist wirklich ein Ganzer. Ich habe in diesen Tagen darüber nachgedacht, welch ein eignes Ding es um unsern deutschen Volkscharakter ist. Einmal neigen wir zu Drill und Disziplin, wie unsre militärische Veranlagung beweist; zugleich gibt es nirgendwo ausgesprochenere Eigenbrötler als bei uns.«

Agathe nickte. Sie dachte an Robert und ihren Sohn. Robert setzte sie wieder einmal in Erstaunen dadurch, daß er während des Aufenthalts in der Klinik eine Beziehung zu den Leidensgenossen seines Sohnes gewann, die niemand ihm zugetraut und für die er sonst kaum Muße gehabt hätte. So wenig Pflөгertalent er hatte, so glücklich wirkte er auf die jungen Hartgeprüften, die langsam ihrer Gesundung entgegengingen. Er bemühte sich gar nicht, auf ihr Erleben einzugeben, sondern zog sie mit heiterer Freundlichkeit herüber in seine Gedankenwelt. Die strahlende Sicherheit, die ihm ehemals Macht ge-

geben hatte über den kleinen Bernd und über Ina, vermochte jetzt auf verquälten bleichen Gesichtern Farbe und Lächeln hervorzurufen. Ein junger Gefreiter sprach es gegen Agathe aus. »Wenn der Herr mit einem redet,« sagte er, »ist es, als ob man ein schönes Buch liest, in dem von lauter schönen Sachen steht, gar nichts von Krieg oder Unglück überhaupt. Ein wahrer Gottessegens ist so was!«

Als Bernd reisefähig geworden war und sie ihn hatten mitnehmen dürfen, zunächst in ein heimatisches Lazarett, blieb Fortunat sich auch hier gleich. Wenn er Bernd besuchte oder Agathe abholte, brachte er zur Erquickung aller seine eigne Atmosphäre mit.

Er spielte sogar einmal, seinen Widerwillen gegen sogenanntes Vorspielen überwindend, in einer Nachmittagsunterhaltung für Verwundete. Ein Ereignis, das zu seinem Arger von allen Zeitungen besonders erwähnt wurde.

Endbrieger hielt für nötig, Amelung bei diesem Anlaß eine Nachricht zu geben. Ina hatte die vorgeschriebene Lehrzeit hinter sich und pflegte, zwar nicht in Berns Abteilung, aber doch unter einem Dach mit ihm.

Amelung sah nachdenklich aus. »Ja so, du meinst, das kann Bernd aufregen? Aber sie brauchen sich wohl nicht zu begegnen.« Er schien ganz unbefangen bei der Vorstellung, daß er selbst ihr ebenso leicht begegnen könnte.

Kurz darauf erging durch einen der behandelnden Ärzte eine Bitte an Amelung. Mit dem jüngsten Transport sei im Lazarett ein Schwerverletzter angekommen, der dringend nach ihm verlange. Es sei ein Rusfiter und heiße Jand.

Amelung war sofort bereit. Der Stabsarzt wies ihn selbst zur richtigen Tür und bereitete ihn auf den Anblick vor, der seiner wartete. Der Verwundete hatte durch Granatsplitter das Augenlicht eingebüßt.

Robert vermochte seine Erschütterung kaum zu beherrschen. Zumal als er das von einem breiten Verband zur Hälfte verhüllte Antlitz in den Kissen liegen sah. Der Arzt geleitete ihn ans Bett und nannte dem Geblendeten des Besuchers Namen. Dann verließ er sie.

Jand hob ein wenig den Kopf. »Es ist sehr freundlich, daß Sie gekommen sind.« Auch die Stimme klang verändert.

In plötzlicher Aufwallung neigte sich Ro-

bert über das Bett und küßte den Leidenden auf die Stirn. Reden konnte er nicht.

»Er küßt mich,« sprach Jand wie zu sich. »Wie eigen ist das! Und ich muß Ihnen doch ein Geständnis machen. Wenn ich Sie sähe, könnte ich es nicht.«

Amelung bat ihn, Vergangenes gutsein zu lassen.

Jand aber rückte sacht den Kopf näher zu ihm und flüsterte: »Ich habe Sie gehaßt.«

»Sie? Mich?«

»Ja. Trotz allen Wohltaten; vielleicht eben deswegen. Das muß Ihnen abstoßend vorkommen, mit Recht.«

»Ich kann es nicht beurteilen,« sagte Robert einfach. »Ich habe nie jemand gehaßt.«

»Wunderbar! Mein Haß aber war eigentlich Neid. Gemeiner, schmutziger Neid. Nicht nur auf Ihren Erfolg, nein, auf Ihr ganzes Wesen. Jetzt sehe ich das ein, seit ich — Nun also: neulich habe ich Sie spielen hören. Das Fenster stand offen. Ich hätte Sie, glaube ich, an Ihrem Spiel erkannt, auch wenn man Sie mir nicht genannt hätte. Da empfand ich mit einemmal solche Sehnsucht nach Ihnen, eine Sehnsucht, als ob der Haß und Neid nur Liebe gewesen wären. Da bat ich den Arzt —«

»Und nun haben Sie mich,« ergänzte Fortunat, die abgemagerte Hand mit der seinen umschließend. »Und all den andern Unsinn haben Sie sich bloß eingebildet.«

Er versprach wiederzukommen und hielt sein Wort. Als er das nächste Mal die Abteilung der Schwerverletzten betrat, huschte eben aus Jands Saal eine Pflegeschwester heraus, in weißem Häubchen und Kittelschürze. An ihrer Gestalt, an dem gesenkten Kopf fiel ihm etwas Vertrautes auf. Plötzlich erkannte er sie: Ina.

Er wußte nicht, ob er den Namen gerufen hatte; aber sie wandte sich, und nun standen sie sich auf dem Gang gegenüber. Aug' in Auge, seit jener Gewitterstunde zum erstenmal. In Amelung erwachte bei ihrem Anblick ein leises Rückbesinnen an etwas Schönes aus einer früheren Zeit. Dennoch, wie sie so in ihrer Berufstracht vor ihm stand, sah er eine Fremde, eine, die nichts mehr gemein hatte mit der Stimmung, aus der die Perginalieder entstanden waren. Er wußte nur noch, daß er einmal im Unrecht gegen sie gewesen war, und brüdete dies unwillkürlich durch seine respektvoll geneigte Haltung aus.

»Darf ich fragen, wie es Ihnen geht?« Er hatte noch niemand so ehrfürchtig angeredet.

Ina hatte inzwischen ihre Befangenheit niedergekämpft. »Ich bin glücklich,« sagte sie. In ihrer Stimme war der alte Wohlklang, aber auch eine milde Festigkeit, deren sie ehemals entbehrte. »Ich hätte es früher nie geglaubt. Das verdanke ich der Zeit nach meiner Krankheit, wo sich der Doktor so viel Mühe mit mir gab, und Herr Endrießer auch. Es waren andre Kranke mit mir in der Anstalt — zuvor hätte ich sie wohl gefürchtet, nun lernte ich sie lieben. Ich schämte mich, daß ich geglaubt hatte, fromm zu sein, und doch immer nur an mich selbst gedacht hatte. Damals bei Ihnen — wissen Sie noch?« Sie stockte ein bißchen, ehe sie fortfuhr: »Da war ich so anfällig. Sie waren immer alle in Sorge wegen meiner Zartheit. Und jetzt Sorge ich für andre, denke gar nicht mehr an mich. Dabei bleibt man gesund.«

Wie er sie prüfend anschaute, mußte er selbst gestehen, daß sie gesünder ausah als je. Die Wangen hatten noch die goldige Blässe, die ihn ehemals entzückte, aber sie waren rund, und die dunklen Augen hatten klaren Glanz. Auch die Schlankheit der Glieder zeugte nicht von Gebrechlichkeit.

»Schwester Ina!« sagte Amelung vor sich hin und entsann sich, wie sie sämtlich, Bernd zumal, getrachtet hatten, sie einem Leben zu gewinnen, das ihr am Ende nur Unheil brachte. Sie dagegen hatte von Anbeginn nichts sein wollen als »Schwester Ina« und damit unwillkürlich das herausgefunden, was ihr gemäß war.

Ina fragte etwas schüchtern, aber herzlich nach Agathe und Bernd. Herr Endrießer, der ja viel ins Lazarett komme, sage, daß es gottlob besser gehe. Er habe verhindert, daß sie helfen dürfe, Bernd zu pflegen, so gern sie es tun würde. Doch vielleicht hätte Herr Endrießer recht.

Amelung betrachtete die Sprechende nachdenklich. »Ich habe unverbientes Glück,« sagte er.

»Warum?«

»Weil der Himmel all meine Dummheiten und schweren Fehler zum Guten wendet. Denn Ihnen, Schwester Ina, habe ich wahrlich viel abzubitten. Nein, lassen Sie mich nur ausreden! Ich bin nicht so ganz gewissenlos, daß es mich nicht oft bebrückt hätte, aber dann hab' ich mich immer tief in die Arbeit

geflüchtet — weil unsereins keine andre Art von Ausgleich kennt. Derweil sind Sie ein so guter Mensch geworden, Schwester; man muß sich schämen vor Ihnen.«

Sie wurde rot und wehrte mit einer Gebärde ab. »Sie haben doch einmal zu Wölfchen gesagt, das Böse, das man nicht mit Willen tut, wird nicht gestraft — oder so ähnlich. Die Geschichte paßt immer noch. Und übrigens sind Sie in Ihrer Weise auch sehr gut, zum Beispiel gegen den armen Menschen da drin. Wer so gern vergibt —«

»Dem soll auch vergeben werden, meinen Sie?« fragte Amelung.

»Ich habe Ihnen sogar zu danken,« bekannte Ina sanft. »Eigentlich bin ich doch an Ihnen zum Menschen geworden. Denn das wird man, wenn man lernt« — sie suchte die Worte —, »wenn man lernt, etwas höher zu halten als sich selbst. Nun kommt mir das zugut.«

Amelung bat sie, ihm die Hand zu geben. Als sie ihm willfahrte, beugte er sich tief herab und berührte die Hand mit seinen Lippen. Ganz zart, wie etwas Heiliges. Irgendwoher rief man nach ihr. Ina machte sich hurtig los und eilte zu ihrer Pflicht, während er ihr träumerisch nachsah. Sie waren nicht mehr die gleichen wie einst. Und sie würden es nie mehr sein. Das Vergangene war begraben.

Hernach hätte er beinahe den Seinigen erzählt, wen er gesehen habe, und daß an Stelle seines toten Phantasiebildes Schwester Ina, eine Verkörperung der christlichen Caritas, getreten sei. Aber rechtzeitig noch hielt er inne. Weil er nicht sicher wußte, wie Bernd jetzt dachte. —

Er traf Ina noch hier und da, nur im Fluge. Einmal ging er am Zimmer der Schwestern vorbei und hörte drin zweistimmig singen; gewohnheitsmäßig horchte er hin. Da hörte er Inas Stimme deutlich heraus. Ein Lächeln glitt über seine Züge. Ganz hatte Schwester Ina sich doch nicht verändert; sie sang noch immer einen Viertelton zu tief.

Nun war Bernd wieder daheim. Im Elternhause daheim. Nicht als ein Gesunder. Der immer noch unbewegliche Arm machte eine langwierige, oft schmerzhaftes Behandlung nötig ohne sichere Aussicht auf Erfolg.

Solange die Abgeschlossenheit des Lazarets

ihn umgab und er nur mit seinen Leiden beschäftigt war, hatte er im übrigen so hingedämmert. Auch seine Gebrechlichkeit hatte er leichter getragen. In dem einst gewohnten Leben dagegen fand er sich nicht zurecht.

Seit er zu Hause war, nahmen die täglichen Besuche, die Anfragen nach seinem Befinden kein Ende. Natürlich ließ er sich nicht sehen, wozu ihm seine Schonungsbedürftigkeit den willkommenen Vorwand bot. Am wohlsten war ihm in der Stille seines Zimmers. Da lag er, die gewohnten Gegenstände umher mit fremden Blicken betrachtend. Den Schreibfessel, das Rauchtischchen, jedes Buch, jede grüne Pflanze draußen vor dem Fenster. Es war so unglaublich, daß er wieder hier lag, umgeben von einer Welt, aus der er geschieden war. Er kam sich vor wie die ruhelose Seele eines Verstorbenen, wie einer, der aus der Hölle zurückgekehrt ist. Ihn schauerte.

Wie er wieder heimisch werden sollte unter den andern, die immer hier gewesen waren, begriff er nicht. Alles, was sie ihm boten, ihr Mitleid, ihre Schonung, ihre Bewunderung, quälte ihn nur.

Er vernahm Tritte. Sofort wußte er, wem sie gehörten; solchen rhythmischen Gang hatte nur einer im Hause. Der eine, dessen Kommen ihn beinahe freute. Mochte das charakterlos sein — gleichviel! Zwischen einst und jetzt lag ja die Kluft.

Amelung hatte keinen gerührten Ton, wenn er Bernd begrüßte. Er sprach und betrug sich wie immer, drängte den Kranken nicht durch sein Benehmen in die Rolle des Helden oder Schwergeprüften. Das wirkte entspannend auf Bernd und tat ihm wohl.

»Was Neues?« fragte er, und Amelung erzählte: vom neuesten Tagesbericht, von irgend etwas Erlebtem; oder eine brollige Geschichte von dem Hündchen, dem kleinen Geretteten aus Feindesland, der stets hinter ihm drein schwänzelte. Dagegen schaltete er, mehr unwillkürlich als bedacht, alles aus, was Bernd aufregen oder an Erlittenes mahnen konnte.

Er erwies ihm nicht beständig unverlangte Dienste, die ihm seine Unbehilflichkeit vordrängten; er konnte ruhig zusehen, wie Bernd mit den Zähnen ein verschlungenes Band löste oder mit dem linken Arm seinen Nod zu knöpfte. Wenn jedoch ein solcher Versuch mißlang, griff er rasch und unauffällig zu, in

einer Weise, die keine Beschämung aufkommen ließ.

Bernd wußte, daß Robert weder Mühsal noch Gefahr gescheut hatte, um ihn heimzuholen. Das machte ihm nicht viel Eindruck. Es gab Schlimmeres, dem er in diesem Krieg getrotzt hatte oder andre hatte trosten sehen. Aber wie Amelung jetzt war — Ist sein Herzenstakt so viel größer als der anderer? fragte sich Bernd zuweilen. Lebt so viel mehr Güte in ihm?

Für gewöhnlich dachte er nicht so genau darüber nach. Er empfand bloß ein körperliches Wohlbehagen in Amelungs Nähe, so wie ein Tier die Hand, die es streichelt, und die Sonne, die es wärmt. »Du tust mir wohl, darum will ich bei dir sein.« Es waren seine besten Stunden, in denen er solch ein rein körperliches Leben führte und die Vergangenheit samt der Zukunft vergaß. Namentlich alles, was ihn selbst und sein Schicksal betraf. Wohl sagte er sich, daß Tausende in vieler Hinsicht schwerer trugen als er. Aber gerade dies Bewußtsein, daß die Welt ein einziges großes Leidens- und Sterbehaus geworden war, konnte doch ihm nicht zu persönlichem Trost gereichen.

Noch eins war, das ihn mehr schmerzte als seine und all der andern Wunden: das war die grausame Gleichgültigkeit der Daheimgebliebenen. Nicht aller gewiß, aber gar so vieler.

Wenngleich er nicht in Gesellschaften ging, er spazierte doch manchmal im Park, blieb in den Straßen an einem Schaufenster stehen. Da sah und hörte er übergenug. Er, der ehemals so empfindlich gewesen war, wenn ein Einzelner seine Erwartungen täuschte. Bei dem Anblick all des Unsagbaren, das er gesehen, bei dem schweren Opfer, das er selbst gebracht hatte, war sein Halt einzig der Glaube gewesen: das sei für sein Volk daheim, für dessen Heil. Er hatte förmlich auf eine allgemeine innere Wiedergeburt gehofft. Davon war wenig zu spüren. Geschmacklos aufgeputzte Frauen liefen umher und klatschten über das Leben derer draußen im Todesfeld ganz so wie sonst über ihre guten Bekannten. Die Anschlagzettel verkündeten blöde, leichte Vergnügungen, die Armeren aus dem Volke murrten über Teuerung und Mangel, die Wohlhabenderen über ihre gestörte Behaglichkeit. War das die Heimat, der all das Kämpfen und Sterben draußen galt, die es

mit ihrer Liebe, ihrem Vertrauen, ihrer Dankbarkeit aufwiegen sollte?

Sie verstehen nichts von dem, was in uns vorgeht. In uns und denen, die wirklich ihre Verlorenen beweinen, dachte Bernd mit schmerzlicher Geringschätzung. Er hätte sie anschreien mögen: Wißt ihr denn, was wir getragen und hingegeben haben! All das Unvergessbare, Unvertinnbare! Und ihr -- und ihr!

Dies Gefühl, zu dem andern noch hinzugekommen, legte sich ihm wie ein eiserner Reif ums Herz.

Der Herbstwind trieb bürre Blätter unter grauem Himmel dahin. Zum zweitenmal hatte sich das Jahr seit Ausbruch des Krieges gerundet, und noch war kein Ende abzusehen.

Man hatte lernen müssen, sich anzupassen. Während die Not in vielfacher Gestalt um die Häuser schlich und überall eine Krise fand, um ihre bürren Finger hineinzustechen, nahm man alte Gewohnheiten und Zerstreuungen wieder auf.

Mit November wurden die Orchester-Konzerte eröffnet. Irgendwie war es ruckbar geworden, daß Robert Amelung in diesen zwei Jahren ein großes Tonwerk vollendet hatte, für Orchester und Chor, ein breiteiliges Werk. Am Allerseelentage sollte es zum erstenmal aufgeführt werden. —

Amelung teilte seine Zeit zwischen den Proben und daheim. Daneben machte er es noch möglich, fast jeden Tag eine Stunde bei Tand zu sitzen. Seine Frau warnte vor Übermüdung; er hörte kaum darauf. Sein Leben lang hatte er gekonnt, was er gern tat. Und die Besuche im Lazarett machte er wirklich gern; es war, als habe er einen alten Freund wiedergefunden.

Die wenigen Zimmergenossen Tands — lauter Schwerranke — kannte er auch schon. Seine natürliche Güte hieß ihn, an jedes Lager zu treten, für jeden ein paar ermunternde Worte zu finden.

Heute kam er wieder geradeswegs von der Konzertprobe, ein bißchen müde, aber voll innerer Befriedigung. Denn es wirkte alles ungefähr, wie er es gedacht. Er warb sich plötzlich bewußt, wie reich an Erfüllung sein Leben doch gewesen war. Selbst in dieser Zeit, die von allen forderte und nahm, war ihm gegeben worden. Und Dinge, die er ver-

schuldet, hatten sich zum Guten gewendet — ohne sein Verdienst. Vergleichen verdiente man eben nicht; es wurde einem geschenkt. Er hätte es weiterschicken, zugunsten der andern, Armeren darauf verzichten mögen — so zufrieden war ihm zumute.

In dieser harmonisch milden Stimmung betrat er das Lazarett, um eine Weile mit Tand und den übrigen wie sonst zu plaudern.

Endrießer holte ihn ab. Auf dem Heimweg entwarf Amelung verschiedene Pläne, wie dem Tand nach seiner Genesung beizustehen sei. Mit einem Anflug seiner früheren Vorliebe besprach er die Wandlung in dessen Wesen, die Klarheit seiner Rede und seiner Selbstbeurteilung, so ganz im Gegensatz zu einst. »Es gibt also doch einen erzieherischen Einfluß des Leidens; ich habe bis jetzt immer daran gezweifelt.«

Endrießer war zerstreut. Ina hatte ihm von einer kürzlich im Lazarett vorgefallenen bösen Erkrankung berichtet. Er unterbrach Robert mit der Frage, ob er eigentlich gegen Anstedenungen geimpft sei.

Fortunat starrte ihn an und brach in herzliches Lachen aus. »Keine Spur! Mensch, ich glaube gar, du hast Angst um mich!«

Die Vorstellung, daß jemand seinetwegen besorgt sei, belustigte ihn dermaßen, daß er in seine beste Laune geriet. Er war dann unwiderstehlich und riß auch diesmal alle mit sich: Agathe, Endrießer, sogar Bernd bis zu einem gewissen Grad. So ward es der heiterste Tag, den man im Hause Amelung seit langer Zeit erlebt hatte.

Am Abend des Konzerts befand sich Bernd in einer Spannung, daß er fast meinte, das Fieber käme zurück. Er hatte bis dahin vermieden, sich an öffentlichen Orten zu zeigen, weil er das Anstarren scheute. Außer seiner Familie war er noch mit niemand zusammengetroffen als mit der Nanbl, ein paar auf Urlaub gekommenen Kameraden und der jungen herzenswarmen Freundin Monika.

Wenn sie ihm einen ganz versteckten Platz schaffen könnten, hatte er seiner Mutter gesagt, möchte er gern der Aufführung beiwohnen.

Agathe war glücklich, daß er danach verlangte. »Papa sitzt auch nicht unterm Publikum, sondern in der kleinen halbdunklen Seitenloge; er nimmt dich mit.«

Es hielt schwer, ein Auto zu bekommen. Aber Agathe erreichte es doch; sie hatte zu große Angst, die feuchte Nebelsfalte könnte Bernd schaden.

In der dämmerigen Loge saß es sich gut. Amelung war mit Bernd durch eine kleine, dem Publikum verschlossene Seitentreppe hinaufgegangen und schob ihm vorsorglich den Stuhl zurecht. Dann setzte er sich selbst ihm zur Seite, ein wenig zurück.

Die Aufführung begann.

Ein mäßig bewegter einleitender Satz, der von fröhlichem Tun und mutigem Vorwärtstreben zu erzählen schien. Neben dem lebhaften ersten Motiv stand ein zweites, religiös-lyrisches, etwas choralartig. Dann setzte ein Doppelchor ein, Schnittergesang und ein Arbeiterlied. Zum Abschluß vereinigten sich wieder die beiden Motive der Einleitung.

Tätiges Leben! dachte Bernd unwillkürlich. Wie freudig hatte er sich damals in dem friedlichen Zimmer von Rodegg dem tätigen Leben gelobt!

Aber seine Seele sog die Töne ein wie ein verdorrtes Land den Regen. Er hatte lange keine Musik gehört.

Drunten klatzte man Beifall. Eine geraume Zeit. Dann begann der zweite Teil.

Etwas Düsteres, Unheilbrohendes stieg aus dem Orchester auf. »Die gestopften Hörner machen sich gut,« murmelte Amelung vor sich hin, so leise, daß es Bernd nicht störte.

Das Bangen wuchs. Aber zugleich wuchs aus den Bläsern ein andres hervor: ein Kriegermarsch, der in einen mächtigen, an das Arbeitsmotiv des ersten Satzes anklingenden Soldatenchor mündete. In die anschwellende Orchesterwucht scholl es hinein wie schwirrende Geschosse, wie Fußgetrappel von gespenstischen Pferden. Unten, in den Bass-tuben und Posaunen, eine kurze wiederkehrende Tonfolge, die sich unerbittlich und schicksalhaft anhörte. Mitunter ward der Kriegerchor von ihr sowie dem Getöse und Klagen in den Oberstimmen überschollen, übertönt, brach dann aufs neue hindurch. Amelung lächelte verträumt; so hatte er es sich gedacht.

Aber Bernd neben ihm hörte nicht auf das Kunstmäßige; in sein Bewußtsein drang etwas, das er anstaunte wie ein Wunder. Draußen im Felde, nicht auf einem, nein, zerstreut durch die Welt, leiden, kämpfen und sterben Millionen, und andre Millionen lei-

den in Sorge und Trauer mit. Aber sie finden kein Mittel, es auszudrücken, als eben ihre Tränen und ihr Blut. Und einer, der eigentlich von allem weit entfernt scheint, spricht das Empfinden dieser Kämpfer und Dulder aus mit solcher Kraft. Wie kann das zugehen?

Da, strahlend und sieghaft, der Kriegermarsch! Wie er alles überdröhnte! Was für Erinnerungen er wedte!

Bernds Herz schlug hoch zum Halse hinauf. Ihm war, als fühle er das Herzklopfen der andern mit, die da atemlos lauschten. Heute vor dem Konzert hatte ihn sein Arm noch geschmerzt, jetzt hatte das Stechen wohl unter dem Einfluß der heftigen Erregung aufgehört. —

Der dritte Teil. Er begann mit einem Chor, der an Totenmessen gemahnte. Es war etwas unsäglich Erschütterndes darin. Bernd sah von seinem dunklen Winkel aus, wie ein paar Frauen in Trauer die Tücher vor die Lippen preßten — ihn selbst würgte es im Halse; er dachte an Agnes, an Viktor, an so viele, viele, die nie wiederkamen. Die Totenklage verhallte mählich in matten, dumpfen Lauten; ein paar Geigentöne zitterten wie leises Schluchzen nach — es war, als sei nun die Erde wüst und leer.

Da erhob sich eine einzelne Stimme, tief und machtvoll: »Siehe, ich mache alles neu, ich bin der Anfang und das Ende. Ich will dem Durstigen geben von dem Brunnen des lebendigen Wassers. Wer überwindet, der wird es alles ererben. Und ich will sein Gott sein, und er wird mein Sohn sein« ...

Im Orchester regte es sich, ward stärker und klarer: die beiden Motive des Anfangs. Das tätige, munter bewegte, das allmählich in das choralartige überging und von ihm aufgenommen ward. Alle Stimmen des Chors und des Orchesters fielen ein; stark wie der einige Glaube eines ganzen Volkes brauste der Schlußsatz dahin. Der feierliche Klang der Orgel tönte dazu als eine Verheißung.

Bernd ertrug es nicht mehr. Da war einer, der verstand, der aus all der Wirrnis von Streit und Elend das Eine, Ewige heraus hob und es ihnen, die mitten darin gewesen waren, geläutert wiedergab.

Mit leidenschaftlicher Bewegung wandte er sich rückwärts zu Amelung. »O bu! O bu!« Sein Stammeln der Ergriffenheit ward zum Stammeln des Schreckens. Er sah in ein

leidendes, blaßes Gesicht, das sich mit geschlossenen Augen nach vornüber neigte.

Was war das? Ein Überwältigtsein von dem eignen Werk lag gar nicht in Roberts Natur. Vielleicht eine Ohnmacht? Aber schon schlug er langsam die Lider auf. Als er Bernds angstvollem Blick begegnete, belebten seine Züge sich sofort. »Es spannt doch ab,« sagte er gleichsam entschuldigend. Allein, da Bernd ihn heftig mit seinem einen Arm umschlang, zog er ihn fest an sich. —

Sie hatten einander lassen müssen. Nach der minutenlangen stummen Ergriffenheit, die den Schlußakten folgte, war ein Sturm von Beifall losgebrochen, der stets aufs neue begann. Und Amelung hatte endlich, um den Sturm zu beschwichtigen, hinab auf das Podium gemußt.

Bernd wußte von all dem nicht mehr viel. Er stand noch völlig unter dem Bann der Tondichtung und unter dem kurzen schreckhaften Eindruck von vornhin. Er gab seiner Anfälligkeit die Schuld, daß der eine Augenblick so unheimlich auf ihn nachwirkte.

Nur zwei Begegnungen erfaßte er ganz und bewußt. Die eine war, daß der Oberbaurat in der Halle des Konzerthauses auf Amelung zutrat und ihm die Hand reichte. Er trug Trauer. In demselben Geseht, wo Bernd verwundet worden, war sein älterer Sohn gefallen. Dann, als sie zu viert nach dem Ausgang schritten — Robert mit Agathe, Bernd mit Lili —, strich eine schlanke feingeleidete Frau an ihnen vorüber. Bernd erkannte Sidonie von Rubhart. Nach flüchtigem Zögern neigte sie grüßend den Kopf gegen Amelung. Nicht wie gegen einen Mann, mit dem man einmal geliebt und sich später entzweit hat; sie grüßte ihn wie den Vertreter einer höheren Menschenart.

In den nächsten Tagen fiel Amelungs stetes Ruhebedürfnis den Seinigen auf. Zwar widerfuhr ihm das nach körperlichen oder seelischen Anstrengungen regelmäßig; er gehörte dann zu denen, die sich »gesund schlafen«. Doch sah er auch müde und schlaff aus. Zum erstenmal erschien er als der Fünfiger, der er war.

Aber er selbst behauptete, sich wohl zu fühlen. Nur Kopfschmerz und ein bißchen Abspannung. Weiter nichts.

Bis eines Mittags steigender Fieberfrost ihn ins Bett zwang.

Die Krankheit entwickelte sich rasch, mit furchtbarer Festigkeit. Er lag meist bewußtlos. Man brachte ihn in die Isolierabteilung des Krankenhauses. Agathe setzte es durch, ihn begleiten zu dürfen. Bernd, um seines geschwächten Zustandes willen, durfte es nicht.

Er war wie betäubt. Auch er hatte Fortunat für gefeit gegen alles Übel gehalten. Und nun das! Es konnte doch um Gottes willen nicht sein, daß — Er selbst war durch viele Monate von Tod und Sterben umringt gewesen. Dennoch schien der Tod des einen ihm unsäglich. Nachdem er so lange ohne ihn hatte leben müssen, nachdem er ihn eben erst wiedergefunden hatte.

Unaufhörlich verlangte er zu ihm. Aber Endrießer, der ihm täglich Nachricht brachte, schüttelte den Kopf. »Er hat nichts davon. Er erkennt niemand.« Gepreßt setzte er hinzu: »Das hohe Fieber hat wenigstens ein Gutes, daß es ihm Leiden und Gefahr verschleierte. Er lebt beständig in den schönsten Phantasien; meist hat er es mit seinen Werken zu tun. Insofern ist er glücklich, sogar jetzt.«

Sie vermieden, einander anzusehen, damit ihrer beider Fassung nicht zerbräche. —

Zwei Tage danach ward Bernd aus dem Krankenhaus angerufen: er möge kommen, sogleich!

Er entsann sich später nie, wie er hingekommen war. Beim Eintritt war er so verstört, daß er weder das Zimmer noch einen der Umstehenden erblickte, selbst seine Mutter nicht. Er sah nur das Bett und darauf das schwer veränderte, graubleiche Antlitz mit den halb offenen Lidern. Da fühlte er, es sei keine Hoffnung mehr, und klammerte sich doch an sie. Er hoffte wirklich, Fortunat müsse um seinetwillen am Leben bleiben. So groß war sein Vertrauen in die Gnade dessen, dem er einmal Vergebung verweigert hatte.

Bernd fiel neben dem Bett auf die Knie. Verworren quoll es in ihm empor: Worte der Reue, der Liebe, des Glehens. Aber die Worte erstickten in dem Schluchzen, das ihm fast die Brust zerriß.

Robert Amelung schlug die Augen halb auf. Er schien Bernd zu erkennen, etwas Helles glitt über sein Gesicht. Ein leises Spottlächeln, als verweise er ihm seine Furcht. Dann wandte er das Antlitz nach der Seite, wo seine Frau stand. Das Lächeln verklärte sich zu einem Ausdruck voll Innigkeit. Er

versuchte die Hand zu bewegen, konnte es aber nicht mehr. In den Zügen ging eine Veränderung vor, der Blick der Augen erlosch.

Und dann war es vorbei.

Bernb stand im Garten der Amelungshen Villa. Aus der braunen Erdrume blühten schon die lila und gelben Krokus hervor; die Märzsonne übte ihre belebende Macht. Der dunkle Winter, der härteste, den Bernb je gelebt, war überstanden.

»Siehe, ich mache alles neu —«

Nicht alles. Nicht die Ungezählten, die das graufige rote Meer hinabgeschlungen hatte. Aber Ausaat waren sie gewesen, die aufgehen konnte und mußte. Auch der, dessen Andenken in Bernbs Herzen das aller Gestorbenen überstrahlte.

Die Trauer um ihn hatte sie mehr als je vereinigt: die Mutter und Bernb, die Geschwister und Endrießer. Auch Schwester Ina hatte sich zu ihnen gefunden, wie in alter Zeit, und widmete dem Toten ein reines, schönes Gedächtnis. Dann war da noch die junge Freiin Monika, die in all der winterlichen Seelenerstarrung wirkte wie ein lebendiger Quell. So zärtlich sorgte sie für Agathe und für Bernb. Wenn er nicht ohnedies gefühlt hätte, daß er ihr Held war, hätte er es daran merken müssen, wie sie vor seinem ersten Wiedersehen mit Schwester Ina bangte. Erst allmählich begriff sie, daß von daher nichts zu fürchten sei.

Für Bernb war Ina in doppeltem Sinne nur noch »Schwester«.

Schwester Ina wollte dem Zeichen des Roten Kreuzes, unter dem sie sich so glücklich fühlte, getreu bleiben. Wenigstens die nächste Zeit, wo es für hilfsreiche Hände und Herzen noch so viel zu tun gab. Endrießer freilich meinte, er verzweifelte noch nicht daran, in seinen alten Tagen ihr einziger Pflegling zu werden. Und Ina lächelte dazu.

Hugo Jand hatte sich lange nicht verzeihen können, daß er die unschuldige Ursache von Amelungs Tode war. Seit seiner Entlassung aus dem Lazarett lebte er bei Sidonie Rubhart, die in seiner Pflege ihren Daseinsinhalt fand. Es mochte ihr vorschweben, daß sie damit manche frühere Verfehlung ausgleichen könnte. Außerdem war ihr völlig entschwunden, daß er vor seiner Erblindung schon ein gescheiterter Mann gewesen. Sie sagte zu jedem und glaubte es offenbar selbst, welch reiche Be-

gabung der Welt an ihm verlorengegangen sei. Ihre Versicherung blieb unwiderlegt, da Jand, der ihr übrigens durch aufrichtige Dankbarkeit vergalt, nichts mehr schaffen konnte. Von ihm war, seit dem Augenblick, da er wirklich Großes geleistet und gelitten, die Großmannsucht gewichen; und derselbe Mensch, der unter seiner eingebildeten Märtyrerkrone so hoffärtig einhergeschritten war, trug jetzt die wirkliche mit bescheidener Selbstverständlichkeit. Freilich, der Minderheitsberer, denen ein leibliches Los gefallen war, stand eine unermessliche Zahl unheilbar Getroffener gegenüber. Es galt wahrlich, die Welt neu zu schaffen. Nun frommte kein Begeisterungsausbruch mehr; nun galt der stillstetige gute Wille, der Tag für Tag der gleiche war.

Ein Raunen von Frieden war auf allen Lippen, webte in der Luft. Der Würde viele und ernste Arbeit bringen für jeden, der dieser Sintflut entronnen war. Gleichviel: die Arbeit fand ein geprüftes, gestähltes Geschlecht, das gelernt hatte, zu ringen und zu barben, die Seele in Zucht zu halten wie den Leib.

Bernb dachte daran, wie er sich schon daran gewöhnt hatte, den Gebrauch des noch immer steifen Armes zu entbehren. Er hatte in diesem Winter mit der Linken seine Habilitationschrift geschrieben; sie war bereits eingereicht.

Viele gab es, die tapfer gegen ihre Gebrechen ankämpften. Der Messerbauer, der kürzlich in der Stadt Besuch gemacht und voll Stolz seinen Hans, den Urlauber, den Herrschaften vorgestellt hatte, erzählte, wie der Großknecht, dem ein Bein verlorengegangen war, auf seinem Holzbein herumstapfte, beinahe wie einst.

Bernb hegte jetzt einen besonderen Plan. Er wollte noch ansehnliche Grundstücke zu Rodbegg hinzulaufen und unter Obhut der Randl ein Heim für verstümmelte ehemalige Kameraden schaffen in der Weise, daß sie, je nach ihrem Vermögen, landwirtschaftlich oder mit leichter Handwerkrei beschäftigt werden könnten. Gut sollten sie es haben und sich zugleich als nützlich empfinden. Der Gedanke wuchs ihm immer enger ans Herz, und die eine, der er zuerst davon gesprochen, bestärkte ihn in dem Voratz.

»Wer überwindet, der soll es alles erwerben —«

Bernb schritt um das Haus herum, wo eine junge Weibe bereits die leibigen Küchlein

im Lenzwind bewegte. Er sah zu dem Fenster hinauf, an das Ina und er einst mit den grünen Waldsträußen geschlagen hatten — das Fenster, an dem sonst ein schönes, ruhiges Männerprofil sich über das Schreibpult neigte. Noch einmal glitten seine Gedanken sehnsüchtig und abschiednehmend hinüber zu Fortunat. Sein Glück hatte ihm gegönnt, als ein Sonntagskind auf der Höhe des Lebens zu scheiden vor dem grauen Alltag, der nun für die

Zurückgebliebenen anbrach. Aber noch redete seine Stimme tröstlich zu ihnen; er und alle die Geopferten dieser Zeit würden unsichtbar mithelfen am schöpferischen Aufbau der neuen Welt. —

Die Märzsonne schien gerade in Bernb's Antlitz, das vertrauend, fast freudig zu ihr emporgerichtet war. Und der sprossende deutsche Frühling ringsum redete von Auf-
erstehung.

Heimkehr

Und kehren wir heim mit dem Frühlingswind,
Dann wissen wir, daß wir Gäste sind.
Werden jede Wolke im Blauen grüßen
Und jeden flüchtigen Schatten zu Füßen,
Und werden nicht sorgen, was morgen kommt,
Nein, suchen, was uns zur Seligkeit frommt:
Die Sonne, über den Hügeln die Ferne,
Den Mond in der Nacht und die goldenen Sterne.
Und jeder Stunde, die froh sich schenkt,
Und jeder Quelle, die tief uns tränkt:
Wir werden ihr danken und nichts vertun
Und werden zu rasten wissen, zu ruhn,
Und werden um mehr als Silberlinge
Den Hammer heben, schmieden die Klinge,
Und werden pflügen und säen und bau'n
Und nicht markten um Lohn, nein, stolz vertrau'n,
Und unsere Seele wird unser sein
Und nimmer verschüttet und nimmer allein
Und wird zu Weisheit und Wundern kommen,
Und heilige Boten werden vernommen,
Und wir hören sie künden im Frühlingswind,
Daß Feiertage gerichtet sind,
Daß wir Herrschaft haben und Herrlichkeit.
Und wissend sind wir nach Sturm und Streit
Und werden die Wolke im Blauen grüßen
Und jeden flüchtigen Schatten zu Füßen,
Die Sonne, über den Hügeln die Ferne,
Den Mond in der Nacht und die goldenen Sterne.

Victor Hardung



Berthold Claus:

Baum im Herbst

Kreide in Lusche auf gekörntem Stein, Farbteilplatten in Asphalt und Auspregentechnik, sogenannter Referovag
 Zu dem Aufsatz »Unbekannte Kunstschätze« von Felix Lorenz



Georg Roch:

Auf Asphaltgrund mit Messer und Schabeisen aus dem Dunkel herausgeholt und teilweise mit Tusche und Pinsel nachgearbeitet. In der Art, wie Adolf Menzels »Versuche mit Tusche und Schabeisen auf gekörntem Stein«. Nur nahm Menzel statt Asphaltgrund einen rein schwarzen lithographischen Tuschgrund

Saujagd

Unbekannte Kunstschätze

Aus der graphischen Sammlung der Kgl. Akademie der Künste zu Berlin

Von Felix Lorenz

Mit drei farbigen Einschaltbildern und neunzehn Textabbildungen in Doppeltondruck

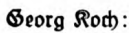
Das Jahr des Kriegsbeginns hatte drei wichtige künstlerische Ereignisse gebracht, die freilich in der großen geschichtlichen Bewegung der Nation vorzeitig untergingen, aber dennoch in dauernder Erinnerung bleiben werden. Da war zunächst die vom Großherzog von Hessen veranstaltete rückschauende Ausstellung auf der Darmstädter Mathildenhöhe, eine köstliche Offenbarung ganz unbekannter gewesener Schätze der deutschen Barock- und Rokokomalerei; dann zeigte die Kölner Werkbund-Ausstellung den hohen Stand der neuzeitlichen deutschen Wohnkultur, und schließlich bot die Leipziger Bugra eine bedeutsame Übersicht über alles, was mit der Buchkunst und der von ihr unzertrennlichen Graphik Deutschlands und des gesamten Auslandes zusammenhing.

Die Bugra war von allen drei Ausstellungen vielleicht die wichtigste, weil sie den unendlichen Reichtum menschlicher Kunsttätigkeit auf ihrem Gebiete in der Gegenwart am deutlichsten zeigte.

Was aber blieb für uns Deutsche bei dieser internationalen Ausstellung das Wertvollste? Es war die rasch gewonnene Erkenntnis, daß gerade die deutsche Graphik der neuesten Zeit alles in Schatten stellte, was das Ausland geleistet hatte. Hier war wieder einmal der Beweis erbracht, daß die sogenannte Überlegenheit der Auslandsarbeit nichts weiter ist als eine leergedrochene Phrase. In den strengen Lehrjahren des Krieges, in denen die graphischen Künste sich fortgesetzt und immer weiter zu bewundernswerter Höhe entwickelten, haben sogar viele jener undeutschen Naturen, für die

Westermanns Monatshefte, Band 122, II; Heft 732

63



Meute

Besonders wenn das Bildnis in Frage kommt, wird die Graphik in unsrer Zeit eine ganz neue Kunstbewertung erfahren müssen. Unsere Großväter liebten noch die stillen, feinen Bilder. Damals, als das Progenium noch nicht in Blüte stand, galt der vom Geschmack diktierte Wahlspruch: »Gute Kunst schreit nicht.« Es war die Zeit, als der kleinste Rahmen noch großen Inhalt barg, als Menzel in seinem wunderfeinen, nur 30 Zentimeter hohen Meisterbildnis von Meyerheims Mutter die höchste Kunstvollendung aussprach.

Statt der leider allzu beliebten, nichts sagenden Reproduktionsgraphik mußte immer mehr der Künstlerdruck

Und wenn man an die zahllosen herrlichen Bleistiftbildnisse des kleinen Großmeisters und Franz Krügers, überhaupt an das Bildnis der Biedermeierzeit denkt, so sieht man immer wieder im bescheidensten Format das reichste Leben wach.

Es war die Zeit, da besonders das lithographische Bildnis einen edlen künstlerischen Beruf erfüllte. Ein so meisterlicher Steinzeichner wie der alte Wiener Kriehuber hatte alle Berühmtheiten Europas lithographiert, bis die Photographie ihn und seine Kunst tot machte. So mußte er sein Leben als Zeichenlehrer am Theresianum beschließen.

Wie ihm erging es auch manchem andern deutschen Bildnislithographen, während in Frankreich Künstler von kaum gleicher Höhe Reichtümer sammelten. Es ist immer das alte Lied ...

Aber die lithographischen Bildnisse drangen doch wenigstens in alle Kreise des Volkes und waren allgemein beliebt. Die stille gute Kunst konnte sich noch bis etwa 1860 behaupten, dann aber kam der Zusammenbruch der alten künstlerischen Kultur, und an die Stelle zurückhaltender Vornehmheit trat das Analoge. Heute, wo ein durchgebildeter Geschmack eine besonders gute Gabe Gottes ist, wird das graphische Bildnis, wahrscheinlich gerade deshalb, weil es nicht schreit, lange nicht in seinem vollen Werte erkannt und geschätzt. Alles will Gold und Silb an die Wand hängen.

Mit Erstaunen sieht man oft sogar Menschen, die gesellschaftlich auf hoher Stufe stehen und die ihren eignen Bildungsgrad selbst sehr hoch einschätzen, mit großer Selbstverständlichkeit zum Hystrophographen laufen, bei dem sie sich zu ungeheuren Preise ein halb photographiertes, halb bunt übermaltes »Portrait« anfertigen lassen. Dabei ist denn gewöhnlich die schön gemalte, blühende Uniform oder die in Spedglanz erstrahlende Gesellschaftsrobe die Hauptsache.

Run braucht man diesen graufigen Kunst-



Georg Roch:

Technik wie bei den beiden andern Blättern von Georg Roch

Pferde an der Tränke

mißverständnissen nur gegenüberzuhalten, daß so viele junge Künstler am Werke sind, welche das schönste graphische Bildnis in einem Dutzend Abdrücken gegen ein vielfach billigeres Honorar schaffen würden, wenn sie nur die Aufträge dazu hätten!

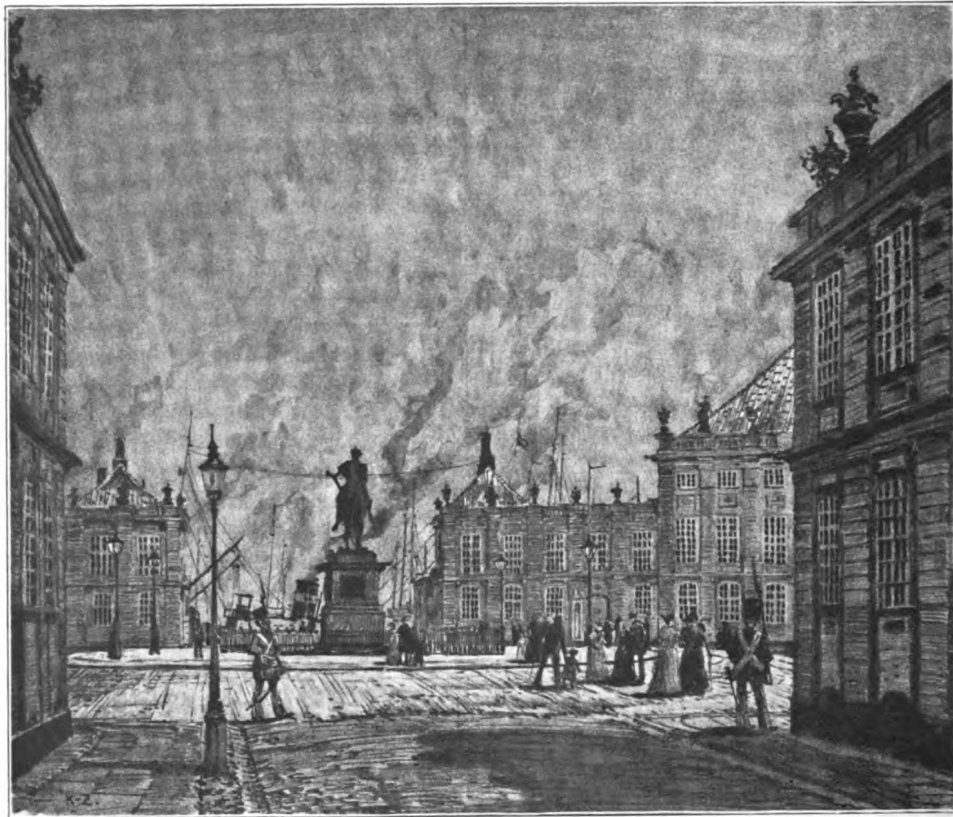
Es läßt sich sonach begreifen, wieviel Idealismus ein junger Künstler heutzutage mitbringen muß, wenn er sich der Graphik widmen will. Ganz wenigen klingt des Ruhmes lockender Silberton, und Erscheinungen wie Staußer-Bern, Otto Greiner oder gar Max Klinger stehen einsam für sich da. Der junge Künstler, der im besonderen auf dem lithographischen Stein arbeitet, hat sich aber noch viel schwerer durchzusetzen als der Radierer. Wieviel Gutes arbeitet er im stillen, und wie wenig erfährt die Öffentlichkeit davon! Wenn sich nicht Museen und Sammlungen seiner Leistungen annehmen, so wird er oft so gut wie vergebens schaffen.

Von unbekannten Schätzen solcher Art soll hier die Rede sein.

Im Jahre 1905 wurde in der Königl. Akademie der Künste zu Berlin ein lithographischer Kursus eingerichtet, für den Professor Carl Rappstein den Lehrauftrag erhielt. Hier ist unglaublich viel geleistet worden, was für Gegenwart und Zukunft von großer künstlerischer Bedeutung bleiben wird. Seit dem Januar 1915, als Arthur Kampf — der sich um die Hütung und das Gedeihen der Berliner Kunst schon so lange

graphischen Schaffens auf, das von dem Leitspruch getragen wird: »Handwerkliches allein kann in der Kunst gelehrt und vererbt werden!«

So werden denn hier alle technischen Probleme der Lithographie durchaus studiert, bis ins kleinste durchgearbeitet und gelöst. Eine ganze Reihe neuer technischer Verfahren ist aus dieser Lehrstube hervorgegangen; die Freude am »Versuch« wirkte dabei nicht wenig fördernd, und jede neue Ausdrucks-



Georg Roch:

Kutsche, laviert auf Stein

Kopenhagen

und außerordentlich verdient gemacht hat — den Direktorposten der Akademie übernahm, hat sich diese Lehrstätte dank seiner Fürsorge immer weiter entwickelt. Auch das preußische Kultusministerium hat dem graphischen Kursus, der einzigen Stelle dieser Art in Preußen, die größte Förderung gewidmet, wenn auch immer nur wenig Mittel zur Verfügung standen.

Unter einer Obhut wie der Arthur Kampfs und einer Lehrerschaft wie der Carl Rappsteins blüht hier ein unendlicher Reichtum

möglichkeit wurde von Lehrer und Schülern mit gleicher Begeisterung begrüßt.

Der künstlerische Steindruck wird an der Berliner Hochschule nun schon seit zwölf Jahren, in Frieden und Krieg, mit unendlicher Hingabe gepflegt. Aus dem jungen Künstlergeschlecht, das seitdem in Berlin emporwuchs, ist eine große Zahl der Berufensten auch durch diesen Kursus gegangen, und ein jeder hat hier eine handwerklich-künstlerische Grundlage gewonnen, die auch dem Gesamt-schaffen zugute kommt.



Arthur Kampf:

Damenbildnis

Arthur Kampf:

Soldatenbildnis

Beide Blätter sind sogenannte Autolithographien. Die Originalzeichnung ist in Kreide auf Papier gezeichnet nach der Natur und dann auf den glatten Stein umgedruckt, sog. Saksimiledruck

Neben dem ersten Grundsatz, dem Kampf als Akademiedirektor nachdrücklich Geltung gibt, nämlich dem, ein tüchtiges handwerkliches Können voranzustellen, ist auch ein anderer nicht weniger hier spürbar: der junge Künstler soll in voller Freiheit schaffen können, nicht in sinnloser Nachahmung!

Es erscheint selbstverständlich, daß es bei der Durchführung solcher Grundsätze sehr auf den Lehrer ankommt. Zunächst bedenkt man wohl, wieviel Selbstverleugnung dazu gehört, das, was man selbst mühsam erworben, auch andern mitzuteilen. Denn, wenn bei jedem andern Lehrberuf, vornehmlich dem wissenschaftlichen, der Schüler seinem Lehrer noch spät Kränze der Verehrung flieht, so ist in

der bildenden Kunst der Lernende seinem Meister gegenüber gewöhnlich undankbar. Kappstein gab gern und ohne Rücksichten auf irgendwelche Einwände die reichen Erfahrungen seines Künstlerlebens her, weil ihn gerade die Freude dazu trieb, den Jüngern etwas geben zu können. Er machte sich an eine umfassende praktische graphische Erziehungsarbeit, wobei es ihm darauf ankam, daß alles mit höchster Hingebung und Versenkung gemacht wurde, und daß man nicht etwa da aufhörte, wo die Schwierigkeiten anfangen. Keine, klare Anschauung war in Kappsteins Schule das Notwendigste, und es ward mit ausdauerndem Fleiß das Angewandte, was Goethe in die Verse faßt:



Arthur Kampf:

Geiger

Technik wie bei den andern beiden Bildern von Kampf

in die Verse faßt:



Carl Rappstein: Ruine des Castor- und Polluxtempels bei Sirgenti Aus Asphalt auf gekörntem Stein geschnitten

Den Sinnen hast du dann zu trauen,
Kein Falsches lassen sie dich schauen,
Wenn dein Verstand dich wach erhält.
Mit frischem Blick bemerke freudig
Und wandle sicher wie geschmeidig
Durch Auen reichbegabter Welt.

Es galt also, in diesem Kursus die jungen
Adepten auf dem Wege der Praxis zu wirk-

lich guten Künstlern zu erziehen, ihnen künstle-
risches Gewissen beizubringen. Wie viele, die
die Sache leichter nehmen, machten es sich
anderswo bequemer! Da wird »nur auf den
Verdacht hin« gemalt. Solche Gefinnung
galt aber hier nicht. Hier wurde nach Dürers
Rezept »mit fleißigem Klaißeln gemalt«.

Die große Fülle graphischer Arbeit, die der

Kursus entstehen sah, hat immer nach innen gewirkt, d. h. auf Lehrer und Schüler. Dies war ja auch zunächst ihr eigentlicher Zweck. Es wurde sozusagen Erziehungsmaterial geschaffen, das keine besondere Bestimmung für die Öffentlichkeit mitbrachte. Die Abzüge vom Stein wurden gewöhnlich nur in ganz geringer Anzahl hergestellt und dann in Mappen gesammelt. So bildete sich gewissermaßen von selbst eine reiche graphische Sammlung von ungefähr 600 Blättern, die jetzt eine Hauptzierde der Akademie-Bibliothek in der Hochschule für die bildenden Künste zu Berlin darstellt.

Wenn nun diese Sammlung ihre Wirkung nach innen erfüllt hat und immer noch erfüllt,



Carl Rappstein: Bildnis eines Fahnenjunkers
Kreideumdruck. Originalzeichnung nach der Natur auf Papier,
dann umgedruckt auf Stein

Höchst verschiedenartig sind die Talente, die sich hier zeigten, untereinander — eins aber ist ihnen allen gemeinsam: das ist die Gediegenheit, ist die fast selbstverständliche Sicherheit des rein handwerklichen Könnens, wie es aus jedem Strich sichtbar wird.



Carl Rappstein: Colliekopf
Keine Kreide auf gekörntem Stein

so darf doch auch nicht ihr bedeutender Wert für die breitesten Öffentlichkeit vergessen werden. Diese künstlerischen Dokumente sind den Kunstfreunden im Volke bisher vollständig unbekannt geblieben, und es ist der Güte des Akademiedirektors Professor Kampf zu danken, wenn sie jetzt durch diese Veröffentlichung aus den Bibliotheksräumen ihren Weg in die Außenwelt nehmen.

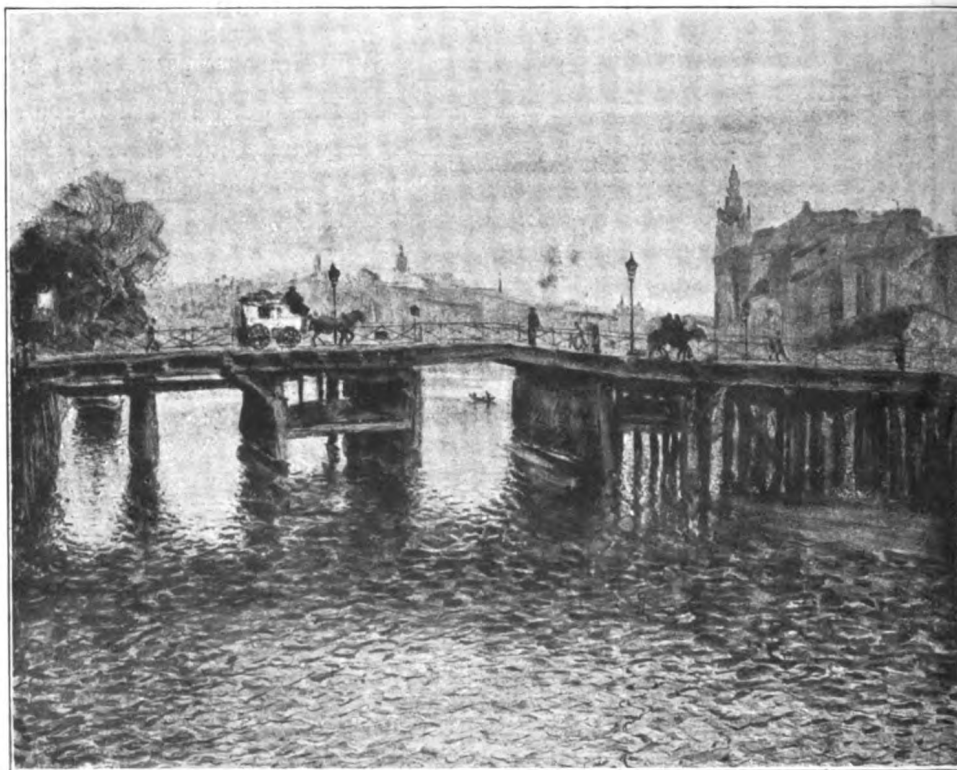
Mit freudigem Erstaunen wird jeder diese schönen Kunstwerke, Zeugnisse so vielfältiger Begabungen, betrachten und daran erkennen, wieviel Frische, inneres Leben, überzeugende Wahrheit in jedem einzelnen dieser Blätter wirksam ist.



Carl Rappstein: Schafweide
Dieselbe Technik wie oben



Carl Rappstein: In den Radstädter Tauern
Lithographische Tusche, sogenanntes Lavierverfahren, die schwierigste Technik der Steinzeichnung



Otto Heinrich: Die alte Inselbrücke in Berlin
Originalkreidezeichnung auf gekörntem Stein, mit Tusche nachgearbeitet

Es tritt eine Form- und Materialbeherrschung zutage, vor der man den größten Respekt empfinden muß. Neben der Linie fesselt die Farbe, mit der manche Künstler wahre Zaubereien aus dem Stein herausgeholt haben, fesseln der wunderbare Wechsel der Töne und die Feinheit der Abschattungen; dann wieder erfreut sich das Auge an reizvollen Kompositionseinzelheiten, und zu guter Letzt hat auch der reiche Wechsel der Motive ungemein viel Anziehendes.

um ohne weiteres die vielen Unterschiede in der handwerklichen Behandlung des Gegenstandes zu erkennen. Es zeigt sich auch gleich, daß die persönliche Handschrift des Künstlers im Steindruck am meisten gewahrt werden kann, und daß unter allen Verfahren, die sich auf diesem Gebiete anwenden lassen, die Tuschtechnik am stärksten charaktergebend ist. Durch sie wird die persönliche Art des Künstlers am schnellsten und unmittelbarsten wiedergegeben. Dabei verschwindet der



Hans Bremer:

Originalkreide auf gekörntem Stein mit Wischtönen

An der Koppel

Die Hoffnung, daß die Veröffentlichung dieser Blätter, die zum erstenmal hier geschieht, mit Beifall und Freude aufgenommen werden wird, braucht sonach wohl keine vergebliche zu sein. Diese verborgenen Schätze, von denen mancher inzwischen vielleicht seinem eignen Urheber unbekannt geworden ist, mußten endlich einmal ans Licht, und darin sollen sie nun auch bleiben!

Die größte Mannigfaltigkeit zeigen diese Blätter in der Technik; hierin beruht die wesentlichste Eigenart eines jeden und ihr Wert dazu. Niemand braucht Sachmann zu sein,

Druck, also das Mechanische, fast völlig, und das Faktum der eignen Arbeit liegt vor dem Künstler ausgebreitet.

Um nur einen kurzen Einblick in die Steinzeichnungsverfahren zu geben, möchte ich hier Adolf von Menzels Technik anführen. Er arbeitete mit Tusche, Pinsel und Schab-eisen auf gekörntem lithographischem Stein. In seinem Handbuch »Der künstlerische Steindruck« schilbert Carl Rappstein den Vorgang so:

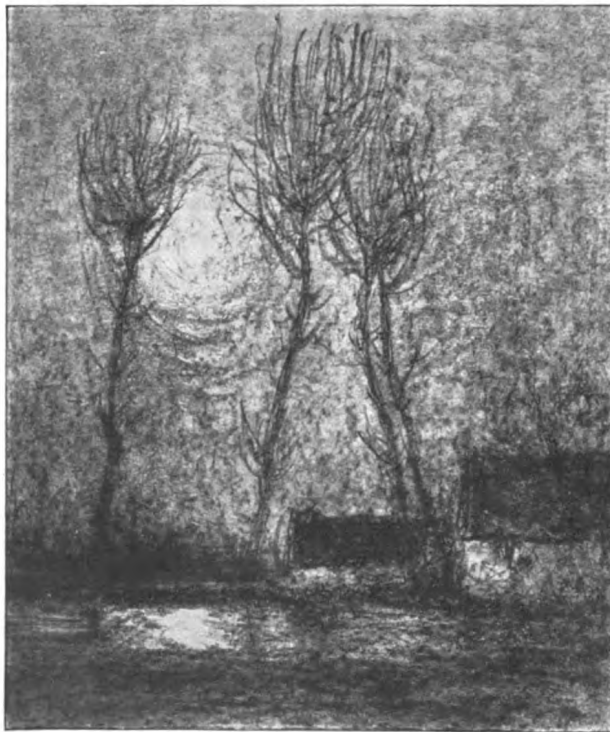
»Ein feingekörnter Stein wird präpariert

wie folgt: Reibe Tusche trocken im Napf ab, gib etwas bestes Terpentin hinein und löse die Tusche durch langsames Reiben mit dem Finger bis zur vollen tiefen Schwärze und bis zur Elvide auf. Tränke den sauberen Stein mit reinem Terpentin, verreise mit einem reinen weichen Lappen und warte, bis das Terpentin beinahe verdunstet. Gieße darauf die dicke Tusche über den Stein und walze mit der Leder- oder besser Leim- oder Gummwalze die Tusche gleichmäßig schwarz über den Stein. Die Fläche muß gleichmäßig schwarz, ohne Streifen, aber dabei dünn bedeckt sein. Lasse den Stein 24 Stunden staubfrei trocknen. Nachdem du dann auf dem schwarzen Grund deine Zeichnung mit Rötelpapier (fettfreies!) aufgepaust oder auch mit Rötelftisch direkt aufgezeichnet hast, nimm Schabmesser, Schabnadeln und Gratshaber und schabe die Arbeit gleichmäßig und vorsichtig aus Schwarz nach Weiß. Du erzielst damit die feinsten weichen Übergänge wie beim Schabverfahren auf Kupfer. Halte die Schabeisen stets sehr scharf! Schabe flächig, vermeide einzelne Striche. Schabe die

höchsten Lichter nicht sofort ganz weiß, sondern lasse die Skala der Töne fein geschlossen und mache die höchsten Lichter erst zum Schluß fertig. Wenn alles sorgfältig geschabt ist, so kannst du mit spitzer Kreide, Pinsel und dünner Tusche oder auch mit der Feder stets in die geschabten Stellen hineinzeichnen; sei aber vorsichtig, denn die hineingezeichneten Stellen werden leicht dunkler drucken als das ursprüngliche Schwarz des Grundes! Wenn die Zeichnung vollendet ist, so reibe sie mit Talkum ab, wie vor jeder Steinätzung. Nimm starke Ätze und ätze ziemlich lange, sonst wird dir später beim Drucken die Zeichnung leicht dick. Lasse die Ätze über Nacht trocknen, wasche dann den Stein wie gewöhnlich aus und drucke vorsichtig und langsam mit strenger Farbe an. Nach dem ersten fertigen Andruck walze gut ein, ätze den Stein mit ganz schwacher Ätze nach, wasche sofort ab, gummiere und lasse den Stein ein bis zwei Tage ruhen, ehe du weiterdruckst.

So unterweist der Meister den Schüler, und wie wir ihn hier hören, so sehen wir ihn auch mit seinen besten graphischen Blättern inmitten derer, die mit ihm, gleich ihm und unter ihm mit Tusche und Schabeisen auf dem Stein arbeiten.

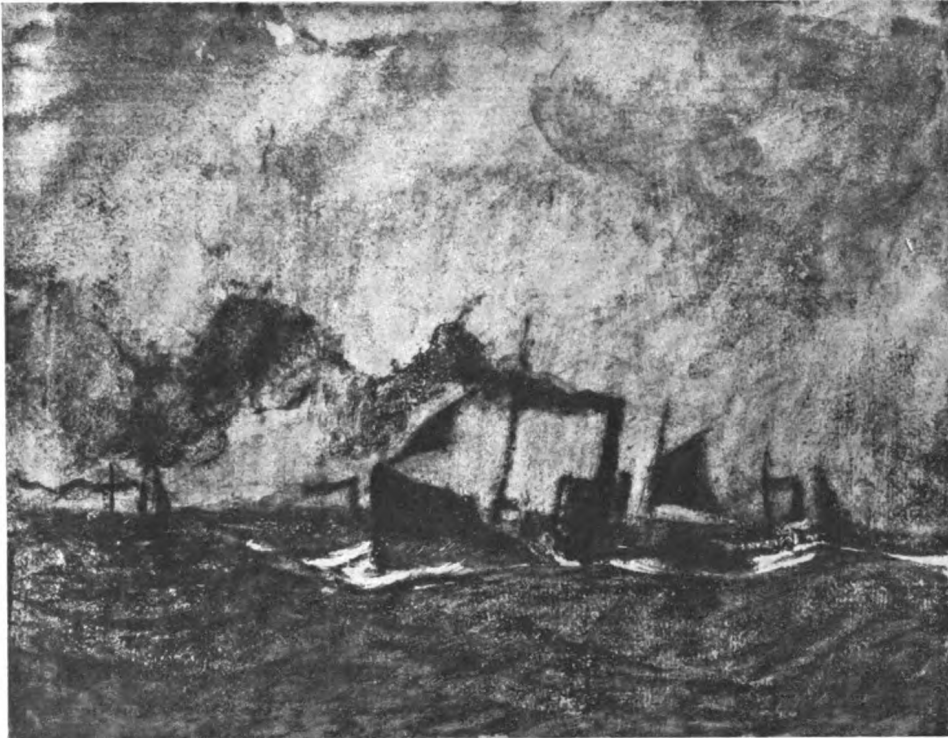
Gleich die erste Lithographie, die »Eau jaude« von Georg Koch, ist in der Art Menzels gemacht, nur daß sie statt aus dem reinschwarzen lithographischen Tuschegrund aus dem Dunkel eines Asphaltgrundes herausgeschabt ist. Hier sieht man das Erbe des Meisters in bester Hut und freut sich, daß die Tradition guten Handwerks nicht verlorengegangen ist. Ja, man muß unwillkürlich an ein Wort Lenbachs denken, das er vor zwanzig Jahren über den fortlebenden Wert des vor uns Geschaffenen gesprochen: »Wenn man sieht, wie kritiklos und ohne Kenntnis dessen, was früher geleistet wurde, die meisten Künstler heute arbeiten, dann muß man



E. v. Rameke:

Herbstlandschaft

Kreideumdruck, Stein gekörnt, mit Asphalttonplatte



E. v. Rameke:

Tuschdruck, gekörnter Stein

Eisendampfer

sich fragen: Was wollten die Ingenieure ohne Kenntnis dessen, was vor ihnen geschaffen, erfinden und leisten? Sie würden es im besten Falle nur zur Erfindung von Schubkarren oder Kaffeemühlen bringen.«

Die beiden andern Lithographien des Pferdemaalers Georg Koch, die fabelhaft lebendige »Meute« und das besonders fein ausgeführte Blatt »Pferde an der Tränke« mit seinen starken Schwarzweiß-Gegensätzen, sind in derselben Technik gearbeitet. Da ist alles wie mit vollendeter Mühelosigkeit herausgeholt, und die künstlerische Ausdruckskraft leistet noch in der kleinsten Einzelheit viel Bedeutendes. Alte malerische Kultur und ein durchgebildeter kompositioneller Geschmack!

Kein Wunder, denn Georg Koch ist einer der Besten aus der alten Berliner Kochschen Malerfamilie, die nun schon im dritten Geschlecht steht. Ihr Begründer war der vor acht Jahren verstorbene ausgezeichnete Maler und Illustrator Karl Koch; Georg Koch, unser Pferdemaaler, Max Koch, der dekorativ schaffende Künstler, und der Komponist Friedrich E. Koch sind seine Söhne.

Der jüngste Maler des Geschlechts, Koch-Zeuthen, ein Sohn Georg Kochs, wird uns ebenfalls durch die graphische Sammlung der Akademie bekannt, und zwar mit zwei vortrefflichen Blättern, die ihn von der tüchtigsten Seite zeigen. Sein Schwarzweiß-Blatt »Kopenhagen« (Tusche, laviert auf Stein) und die farbig ungemein interessante tiefe Durchsicht »Beslagte Straße in Rothenburg« zeigen, wie gut er sich auf Stadtphygienomen versteht. Da ist nichts leer und tot, Häuser, Straßen, Plätze erzählen ihre Geschichte. Das Rothenburger Blatt ist auch technisch bemerkenswert: es ist mit Kreide gearbeitet und mit Tusche auf gekörntem Stein gespritzt. Die Tonplatte ist in Asphalt geschabt. Die Farben stellen sich fest nebeneinander, und man fühlt den fröhlichen, inneren Rhythmus des schönen Blattes.

Carl Rappsteins künstlerische Persönlichkeit ist an dieser Stelle schon gewürdigt worden (Märzheft 1917). Die graphischen Blätter, die er für die Sammlung der Akademie geschaffen hat und von denen hier einige der vortrefflichsten wiedergegeben sind,



ist, kann man mit feinstem Bimssteinpulver, das mit weichem Stofflappen auf der Tuschgerieben wird, weiche große Flächen anschaben und so die zartesten Zwischentöne erzielen.

Der »Colliekopf« ist mit reiner Kreide auf gekörntem Stein gezeichnet; die poesievolle »Schafweide« mit ihrem weichen Silberton und das mit seinem starken Linienausdruck ganz entgegengesetzte »Bildnis eines Fahnenjunktors« sind merkwürdigerweise in einer Technik gearbeitet: es sind Kreideumdrude, wobei die Original-

zeichnung nach der Natur zunächst auf Papier gebracht und dann auf den Stein umgedruckt ist. Der stärkste dramatische Gehalt spricht entschieden aus dem von reichen Lichtgegensätzen durchbrauten Blatt »Ruine des Castor- und Polluxtempels bei Gircanti«. Die tragische Einsamkeit des gestürzten Tempels ist mit ergreifender Wucht dargestellt, Hölzerne Griechenverse klingen an oder Goethe's Worte aus der »Italienischen Reise«: »Die Lage des Tempels ist sonderbar, am höchsten

Die schwierigste Technik der Steinzeichnung, das sogenannte Lavierverfahren, wobei nach umständlichen Vorbereitungen mit der Tusche auf dem Stein aquarelliert wird, hat Rappstein sehr oft angewendet, namentlich in seinen Blättern aus dem Hochgebirge, von denen er das hier abgebildete „In den Radstättler Tauern“ zu besonders großartiger Wirkung brachte. Es lassen sich mit dieser Technik die zartesten Tonübergänge finden, wie die Wolkenbehandlung dieses Blattes zeigt. Denn nachdem die Tusche auf dem Stein getrocknet und das gemalte Tuschbild flach oder mit Strichen eingeaschabt worden

Ende eines weiten langen Tals, auf einem isolierten Hügel, aber doch noch von Klippen umgeben, sieht er über viel Land in eine weite Ferne, aber nur ein Eddchen Meer. Die Gegend ruht in trauriger Fruchtbarkeit ... wilder Fenschel stand acht bis neun Fuß hoch ... Der Wind sauste in den Säulen wie in einem Walde, und Raubvögel schwebten schreiend über dem Gebälke ...»

Zu den hervorragenden Stücken der Sammlung gehören die lithographischen Zeichnungen Arthur Kamps. Drei meisterliche Blätter sind hier wiedergegeben, das Bildnis eines Soldaten, das einer jungen Dame, ein Geiger. Es sind Autolithographien, sogenannte Faksimiledrucke, d. h. die Kreidezeichnung auf Papier ist auf den glatten Stein umgedruckt worden. In allen drei Blättern sind des Künstlers scharf zupadende Wirklichkeitsfreude, seine außerordentliche Charakterisierungskunst mächtig lebendig. Über Kamps zeichnerische Kunst ist kaum noch etwas zu sagen; man betrachte diesen Geiger, bei dem jeder Strich mit unglaublicher Sicherheit sitzt! Das Typische ist restlos ergriffen. Und wenn man diese Geigerhände ansieht, wird man sofort an Menzel denken.

Von Otto Heinrich findet man ein stimmungreiches Blatt »Die alte Inselbrücke in Berlin«, das interessante Tonwerte aufweist, und von Hans Bremer die fein empfundene Studie »An der Koppel«. Beides sind Originalkreidezeichnungen auf gekörntem Stein, mit Tusche nachgearbeitet.

Der Landschaftler E. v. Kamke, der als solcher längst geschätzt ist, verkündet auch als Graphiker ein starkes Talent. Die Lichtprobleme sind ihm das Wichtigste. Das zeigen auch die hier abgebildeten beiden Blätter »Herbstlandschaft« (Kreideumdruck, Stein gekörnt, mit Asphalt-Tonplatte) und »Fischdampfer« (Tuscheumdruck, gekörnter Stein).

Drei andre Schwarzweiß-Blätter der Sammlung, die hier noch abgebildet sind, machen mit der lithographischen Kunst der durch ihr malerisches Schaffen schon gut eingeführten Berliner Künstler H. Röde, Adolf Harten und E. Feyerabend bekannt.

Ihre Arbeiten auf diesem Gebiete haben nichts Problematisches oder sonst etwas Ueberaschendes; es ist treue, ehrliche Kunst, die aus festem handwerklichem Können herkommt. Sie wollen nicht an die Sterne greifen, sondern auf der deutschen Erde bleiben, und das ist heutzutage auch etwas wert!

Der »Landschaftsmaler« von Röde ist eine Originalkreidezeichnung mit Tusche auf gekörntem Stein, ebenso Hartens »Sommerabend«, der famose »Bauer aus dem Nördlinger Ries« Feyerabends eine Kreideumdruckzeichnung auf grundiertem Papier.

Schließlich muß noch eins der wirkungs-



Adolf Harten:

Originalkreide auf gekörntem Stein

Sommerabend

vollsten Stücke der ganzen Sammlung beachtet werden, das farbige Blatt »Baum im Herbst« von Clauß. Man erkennt eine Arbeit von besonders feinen koloristischen Reizen. Die Schwärze des entlaubten Baumstammes mit seinen gleichfarbig düsteren gefiederten Ästen, das zarte, blasse Gelbrot der letzten Blätter, die von schweren grauen Tönen verhangene Luft geben einen seltsam ergreifenden Dreiklang, der wie die Herbstmelancholie selber tönt. Auch das Claußsche Blatt ist mit Kreide und Tusche auf den geförnten Stein gebracht, die Farbteipplatten sind in Asphalt und Auspregentechnik gearbeitet.

Dieser Überblick, der naturgemäß kein vollständiger sein kann, soll wenigstens von Wesen und Wert der graphischen Sammlung der Berliner Akademie eine Vorstellung geben und wird, wie ich zuversichtlich hoffe, dazu beitragen, daß die künstlerische Arbeit, die dort seit zwölf Jahren geleistet wird, immer mehr zu allgemeinerer Würdigung gelangt.



E. Fejerabend: Bauer aus dem Nördlinger Ries
Kreideumdruckzeichnung auf grundiertem Papier

wurden, wird vielleicht dazu mithelfen, daß die Schätzung unsrer gegenwärtigen deutschen Graphik sich mehr und mehr vertieft und daß statt des hundertfältigen, in prunkende Goldrahmen gefaßten Stützes, der manche sonst mit Geschmack eingerichtete Bürgerwohnung verdirbt, die edlen Leistungen unsrer Künstler auf dem lithographischen Stein an den Wänden hängen.

Denn noch einmal: Gute Kunst schreit nicht!

Künstlerische Hochschulen haben viele Aufgaben; neben der wichtigsten, der Heranbildung des jungen Künstlergeschlechts auf freierlicher Grundlage, erscheint die unmittelbare und mittelbare Erziehung immer größerer Volksschichten zum Kunstverständnis als ein sehr bedeutungsvolles Ziel. Die Kunst da drinnen muß mit der Welt da draußen in engere Berührung kommen!

Das weitere Bekanntwerden dieser graphischen Arbeiten, die während des Lehrganges auf der Hochschule gezeichnet und gewissermaßen nur im Interesse der Lernenden gesammelt

An die Natur

Mit großen wachen Augen hab' ich sie getrunken,
Die Schönheit, welche diese Erde schmückt.
Ich bin dem Leben jeden Lenz ans Herz gesunken;
Vor jeder Blume hab' ich mich gebückt.

Ich hab' dem fernen Gott auf wolkenloser Firne
Ins unverhüllte Angesicht gesehn
Und fühlte oftmals über meine heiße Stirne
In kühlen Wäldern seine Hände gehn.

Und dies Gefühl des Einklangs zwischen Mensch und Erde
Und der geahnten Gottheit, das noch stets besiegt
Den Zwiespalt in der sünd'gen Seele, läßt mich glauben,
Daß unsre Erde tief im Himmel liegt.

Karl Ernst Knobt



Paul Heyse



Theodor Storm

Aus dem Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Paul Heyse

Mitgeteilt von Dr. Georg J. Plotke (Frankfurt a. M.)



ie näheren persönlichen Beziehungen zwischen Theodor Storm und Paul Heyse geben auf das Jahr 1853 zurück, wenngleich sich beide Dichter schon 1852, als Storm die ersten Schritte zum Übergang in den preussischen Justizdienst tat, in Berlin kennenlernten. Storm hatte auf Grund der bekannten politischen Vorgänge in Schleswig-Holstein die unwirtlich gewordene Heimat verlassen und empfing am 14. Oktober 1853 endlich die königlich preussische Order, derzufolge er Potsdam als Wohnsitz wählte. Am dortigen Kreisgericht wirkte er dann eine Zeitlang als Assessor und war später bis zur Übersiedlung nach Heiligenstadt, wo er glückliche Jahre verlebte, am Schwurgericht tätig. Franz Rugler, der Kunsthistoriker und Nachfolger Eichendorffs als vortragender Rat im Kultusministerium, nahm ihn freundschaftlich in seinem geistig angeregten Kreise auf, und dort lebte auch wie ein Sohn des Hauses der junge dreißigjährige Paul Heyse, der neugeborene Doktor der Romanistik, der kurz vorher von seiner Italiensfahrt zurückgekehrt war, bildschön, und von dem literarischen Berlin schon als »Morgenstern der Zukunft« gefeiert, der aber noch keine Ahnung davon hatte, welches Glückswunder ihm bald darauf durch die Berufung zur Tafelrunde des Königs Max nach München blühen sollte.

Der Briefwechsel beginnt schon im November 1853 und setzt sich bis zu dem Tode Storms fort. Die anfänglich rein literarischen Beziehungen vertiefen sich immer mehr zu einer schönen brü-

derlichen Gesinnung. Der Grund für diese Annäherung bei dem großen Altersunterschied von 13 Jahren, der anfänglich ein Näherkommen sehr erschwert hatte, ist nicht nur der, daß diese beiden Dichter als die einzigen aus dem Kreise des Ruglerschen Hauses »fortgearbeitet« haben, wie es bei dem Besuch im Sommer 1881 Heyse im Gespräch feststellte, sondern auch der Umstand, daß ähnliche erschütternde Schicksale im Familienleben ein tiefstes Verständnis und Mitgefühl beider füreinander förderten. Hinzu trat natürlich besonders noch die ethische gemeinsame Grundlage beider so wesensverschiedener Naturen, des vorbildlichen Heimatdichters besten deutschen Bürgertums und des vom Goethischen Bildungsideal erfüllten, in deutschem Wesen verwurzelten europäischen Geistes.

Das hier folgende Stück des Briefwechsels* vom Oktober 1875 bis April 1876 befaßt sich im wesentlichen mit den Fragen, die aus der Lektüre des Münchner Romans »Im Paradiese« von Paul Heyse und den Stormschen Novellen »Psyche« und »Vole Poppenspäter« sowie seinem »Hausbuch« folgen. Um diese Zeit beginnt die literarische Beziehung beider Dichter sich zu enger persönlicher zu verinnerlichen, um zu einer vorbildlichen Mannesfreundschaft aufzuwachsen, in der das Persönlichste allgemeine Bedeutung empfängt, und die gleichzeitig ein geistiges und kulturelles Bild jener Zeit ausprägt.

* Erscheint vollständig in 2 Bänden im Verlage von J. F. Lehmann in München, davon der erste Band zu Storms 100. Geburtstag.

Sufum, 13. Oktober 1875.

Liebster Heise!

Zunächst Dank für das »Paradies«, wovon ich nun dreiviertel des Band I verschlungen habe.

Zwar schließe ich es immer fort, damit die Erquickung, die mir dieses Buch gewährt, nicht zu bald ein Ende nehme; aber ich bin schwach, es läßt mir keine Ruh, bis ich es wieder hervorgeholt habe. Welch eine Fülle anziehender Gestalten! Wenn nur die rote Zeng nicht am Ende noch ebenso verbrannt werden muß wie die arme Braut von Korinth! Sie macht mir in der Tat mitunter etwas heiß.

Und ich darf gar nicht einmal so viel und so eifrig lesen; denn mit meinen Nerven geht's nicht besser als mit den Ihren. Der Krampf frißt sich mir jeden Tag von der Brust bis in den Leib hinunter. Ich glaube, wir beide müßten ein Jahr lang in ein Kloster gehen.

Das illustrierte Hausbuch wird Sie in puncto Text gewiß sehr enttäuschen; ich habe außer sehr geringen Zusätzen eigentlich nur gestrichen. Das ewige Drängen des Verlegers nach Kürzung verleibete mir die Sache, und da er auf seinen Wunsch die Korrektur selbst besorgte, so ist auch noch dadurch allerlei Unheil gekommen. S. 392 Z. 5 von unten in dem hübschen Grothschen Kinder-Gebicht soll heißen: »Kind, Kind du bist Vatter ward je böse.« — Sie müssen sich eben an die Illustrationen halten. »Das Vaterlandslied« von Arndt ist eine Konzeption an Maler und Verleger.

Daß Ihnen mein »Stiller Musikanter« gefallen, hat mich recht gefreut. Er ist auch aus den heiligsten Tiefen meiner Seele. Der »Stille Musikanter« ist mein heißgeliebter Junge, den ich mit Traumesaugen in seiner Zukunft angeschaut. Ich kann es mir nicht versagen, Ihnen, mit der Bitte, es mir in einem nächsten Briefe zurückzuschicken, das Bild des »Stillen Musikanten« in seiner glücklicherweise noch bestehenden Jugend beizulegen. Das von mir nur — leider — verlungzte Gedicht, das er in seinem zehnten Jahre von einem seiner einsamen Spaziergänge mitbrachte, lautete:

Ich ging den Felsen da hinan;
Wer auch nur so was machen kann!
Das ist der liebe Gott dort oben,
Den müssen wir auf ewig loben!
Mit vollem Herzen, mit frohem Mut,
Ich wußte ja, mein Herz war gut —

Ich ging zum Beilchenplatz hinan,
Da dacht' ich wieder von neuem dran:
Wer auch nur so was machen kann!

In einem unterscheidet er sich von seinem Traumgebild: er ist doch zäher; und das wird vielleicht die Sache anders wenden. Ein etwas trostloser Brief, den er mir vor einem Jahr vom Stuttgarter Konservatorium aus schrieb, wo er noch jetzt ist, hat die kleine Dichtung veranlaßt. Er geht jetzt seinen stillen Weg dort.

Liebster Heise, ich weiß wohl, hierauf läßt sich vieles antworten; Sie sollen das natürlich nicht; ich mußte es nur einmal einem Menschen schreiben, den ich liebhabte. Wenn Sie dagegen, so bis Weihnacht, einmal einen Einfall haben, wie in meiner »Psyche« — seltsam, wie ich so auf ein Ihr »Paradies« so nah berührendes Thema gekommen bin! —, so zeigen Sie mir, ob der Zufall des Wiederfindens ohne zu große Umstände etwas weniger zufällig gemacht werden könnte.

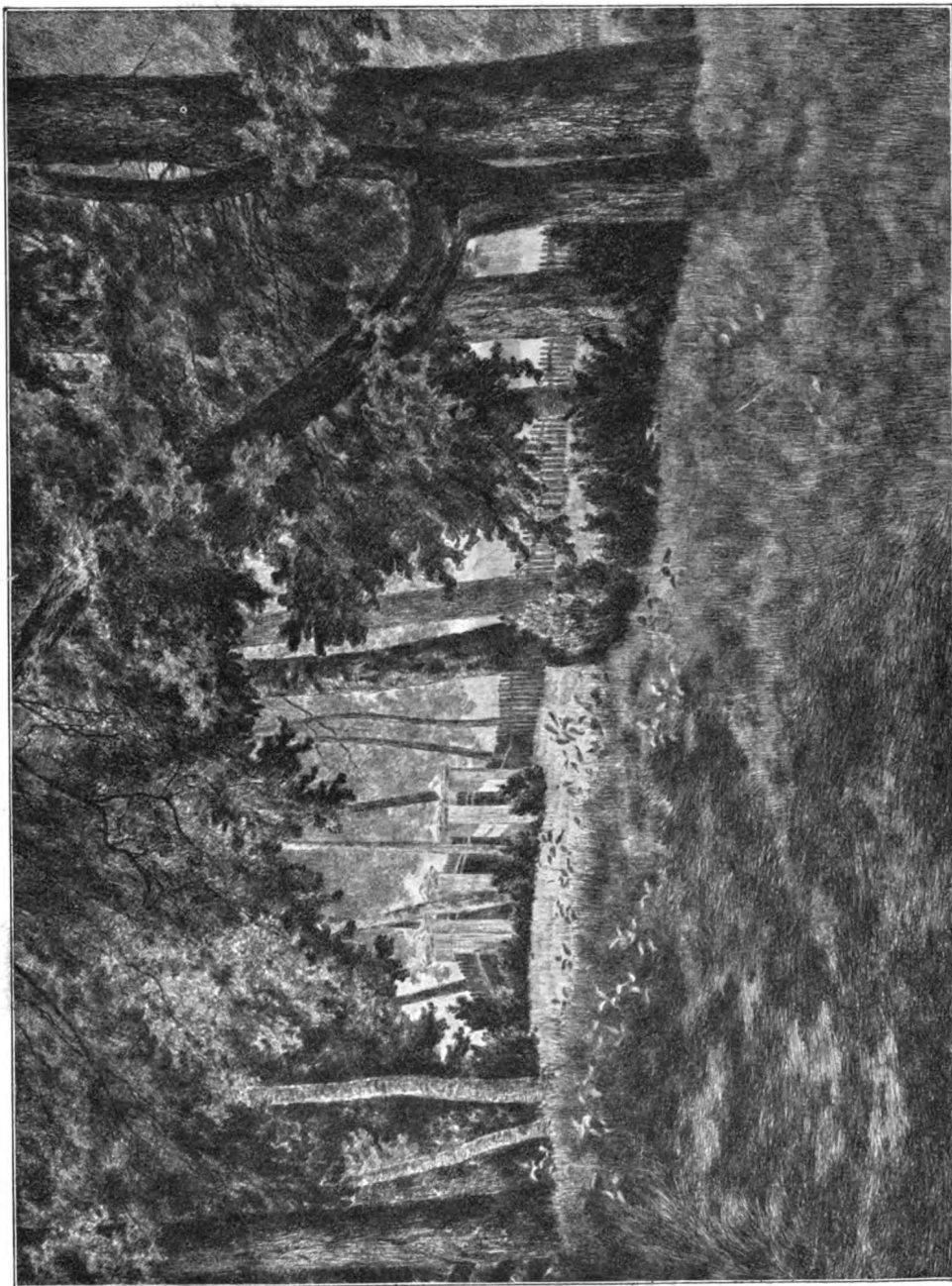
Die beifolgenden, von einem Sohn von Konstanzens ältestem Bruder verfaßten Familiennachrichten sehen Sie sich gelegentlich einmal an; es geht durch den Hainbund und durch Vossens Garten bis in mein Haus, bringt auch allerlei Selbstames aus der alten Zeit.

Mit herzlichem Gruß an Sie und die Ihre
Ih. Storm.

Das illustrierte »Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Matthias Claudius« ist die dritte, von Hans Spedter illustrierte Auflage des Stormschen Hausbuchs, das zum erstenmal 1870 erschienen war.

»Der stille Musikanter«, dessen Bild Storm an Heise schickt, ist der dritte 1853 geborene Sohn Karl Storm, der 1899 als Musik- und Gesangslehrer in Barel in Oldenburg starb. Die Stormsche Novelle »Ein stiller Musikanter« schildert den Charakter dieses träumerischen jungen Menschen in ganz weichen Umrissen.

Die hier erwähnten Familiennachrichten erscheinen 1887 unter dem Titel »Chronik der Familie Esmarch« als Buch. Storm schreibt eine Einleitung dazu, in der er auf die Beziehungen zum Hainbunde und Heinrich Voß hinweist. Auch in den Briefen an Mörike erzählt Storm am 12. Juli 1853 von Konstanz, seiner »Mutter-schwester Tochter, Enkelin des verstorbenen Zollverwalters Esmarch in Rendsburg, der in seiner Jugend zu den stummen Personen des Hainbundes gehörte und in Fr. Voßs Roman »Hölty« zur Ergötzlichkeit seiner Kindestinder



21. von Welzien-Stockfleth: Eine Sonnenstunde

die Rolle des unglücklichen Liebhabers übernehmen mußte.»

München, 21. Oktober 1875.

Liebster Storm!

Schade, dreimal schade, daß unser bider Tunnelgenosse* so viel mehr Treue gegen das Königtum als gegen die Kunst bewiesen hat. Ich habe den ganzen Band »Zwischen Hof und Garten« mit seltsamen Empfindungen durchgelesen und mich gefragt, ob es an dem Manne oder an der Zeit gelegen hat, daß dies reiche und leichtflüssige Talent doch eigentlich nichts Rechtes zustande bringen sollte. Jene Hallorengeschichte wird vielleicht als Lügenbüßer noch eingeschmuggelt werden, und jedenfalls sollen Sie schönsten Dank haben, daß Sie so getreulich bei unserm Werk ausharren, da seine Tage gezählt sind. Sie werden aber sehen, daß auch bei diesem so glücklichen Motiv das gute Beste, das eigentliche Innerliche, Herzbewegende, oder das eigentliche Außerliche, die novellistisch geschürzte Fabel fehlt, die aus dem kleinen Kulturbilde ein kleines Kunstwerk gemacht haben würde. — Den Don Juan werde ich jedenfalls nehmen, wenn Cotta kein Veto einlegt. Es ist das gesündeste Spezimen dieser Krankheit, das ich habe austreiben können.

Das Bild Ihres stillen Musikanten, das die ganze Zeit auf meinem Pult gestanden und mich mit seinen liebenswürdig romantischen Augen zu ganz eignen Träumereien angeregt hat, lege ich in diesem Brief wieder mit ein. Meine Frau findet eine große Ähnlichkeit mit dem Vater, ich auch mit der Mutter. Übrigens können Sie sich getrost nicht nur darauf verlassen, daß er selbst »zäher« ist, sondern daß auch eine stärkere Lust heutzutage um weichgeschaffene Seelen weht. Freilich grassiert auch der Zukunftswahnsinn mit all seinem seelenlosen Greuel. Aber ein Sproß des Storm-Esmarchschen Geschlechts wird ja wohl dem Echten und Schlichten nie entfremdet werden. Ich bin neulich von einem guten Freunde für ziemlich verrückt angesehen worden, als ich ihm erklärte, Onkel Bräsig scheine mir eine weit erhabeneren Gestalt als alle Reden und Ufen der Götterdämmerung.

Ich wollte Ihnen auch von meinem geliebten Ernst ein paar Verse — auf Endreime, aus seinem zwölften Jahre — mitteilen, aber

das sehen Sie besser einmal im Original mit der rührend festen redlichen Kinderhand. Überhaupt wird mir heute das Schreiben wieder saurer ... Ich habe sehr bekümmerte, verschleierte Tage. In dieser Stimmung traue ich auch meinem Urteil über dichterische Dinge nicht recht. Ihre »Psyche« hat mir nicht recht eingehn wollen. Mir schien, als hätten Sie sie angefangen, ehe Sie recht damit fertig geworden. Das Motiv von dem Schwimmer, der eine Badende rettet, hatte auf Ihre Phantasie gewirkt, und nun wollten Sie eine Geschichte daraus machen, ehe noch recht eine Geschichte daraus geworden war. Und doch ist das Motiv, da es ausschließlich auf dem Gefühl der Schamhaftigkeit basiert, nicht günstig. Sie haben sich bemüht, äußerst dezent zu bleiben; um so aufgeregter arbeitet die Phantasie des Lesers mit. Baden denn Mädchen splitterfasernacht? Und wenn nicht, wie kann ein im Strandkostüm ohnmächtig den Wellen entrissenes junges Ding gerade eine Bildhauerseele so mächtig entzünden, die ja mit ganzer Nacktheit vertraut ist? Aber ich will die Novelle noch einmal lesen.

Es freut mich, daß mein »Paradies« Ihnen lebendig nahetritt. Um die Geng ist mir nicht bange. Selig sind, die heutzutage noch eine Natur haben und sich ihr ohne Winkeltzüge überlassen.

Leben Sie wohl, liebster Freund! Ihr alter, getreuer Paul Heyse.

Der bide George Hesel (1819—74), Redakteur der »Kreuzzeitung«, war auch ein alter Genosse der beiden Dichter im »Tunnel über der Spree«. Storm hatte geraten, eine Dichtung von ihm in den »Deutschen Novellenschatz« aufzunehmen, den Heyse seit 1871 mit Hermann Kurz zusammen herausgab, aber Heyse lehnte diesen Vorschlag ab, während er eine Reihe anderer Anregungen des Freundes in seiner Novellensammlung befolgte.

Der »Don Juan von Kolomea« von Leopold von Sacher-Masoch, dessen ungesunde Sinnlichkeit beiden Brieffreibern verhaßt war, wird in den »Deutschen Novellenschatz« aufgenommen.

»Der Zukunftswahnsinn« bezieht sich auf Richard Wagner, zu dem Heyses klare Natur nie in ein rechtes Verhältnis kommen konnte; er hat auch darüber in seinen »Jugenderinnerungen und Bekenntnissen« berichtet.

Ernst ist der zweite hoffnungsvolle Sohn Heyses, der in der Geburtsnacht seines dritten Sohnes Wilfried im dreizehnten Lebensjahre 1871 starb.

* George Hesel.

Hufum (unbatiert).

Liebster Heppel!

Ich habe eben Ihr »Paradies« ausgelesen; in dem hinreißenden Festesjubiläum des Finale ist das Geschick der Einzelnen hoffnungsreich verklungen; ich aber stehe plötzlich allein und reibe mir die Augen und sage mir wehmütig: »Das war der Traum eines Dichters; auf Erden findest du so etwas nicht!« Ich strede noch einmal meine Arme nach den schönen und lebenswürdigen Gestalten in die leere Luft; und dann besinn' ich mich, daß ich noch heute ein Erkenntnis in Sachen Hansen contra Jensen in puncto Alimentenforderung zu machen habe.

Bevor ich Ihr Werk las, hörte ich schon die Äußerung: »Das soll ja ein schreckliches Buch sein!« Nach meiner Ansicht ist die (von mir übrigens sehr bald voraus empfundene) Hochzeit von Julie und Hansen, denn das ist ja wohl der Stein des Anstoßes, in reinsten und schönsten Vornehmheit gehalten und allenfalls auch hinlänglich motiviert. Aber der Schreck im Publikum hat doch auch eine Berechtigung; denn man fühlt in Ihrer Darstellung einen allgemeinen Protest gegen die Heiligkeit der zur Sitte gewordenen Form. Es liegt das tief in Ihnen und tritt auch in andern Sachen hervor. Ich weiß sehr wohl, daß im einzelnen Falle ein hochstehender Mensch die Sitte durchbrechen kann, ohne an seinem Innersten Schaden zu nehmen; aber der Gemeinde und dem Staate schulden wir die Form, die wir auf einer wüsten Insel hinter uns lassen könnten, und dürfen sie nur im alleräußersten Falle durchbrechen. Sie fühlen das selbst; denn »der Kinder wegen« muß sie endlich doch befolgt werden. Ich aber habe mich fragen müssen; was treibt ihn zur Darstellung solchen Ausnahmezustandes? Ich meine: von Verhältnissen, wo im gegebenen Fall die heikle Ausnahme ein Privileg erhalten muß. Hat er durch die Form im eignen Leben so gelitten? Ist das eine pathologische Seite seiner Dichtung?

Die rote Zenz, ich muß es sagen, hält sich wader, obgleich sie in einer Nacht ziemlich dicht am Feuertod vorbeikommt; es spukt schon vor mit dem roten Kopf auf dem Bettkissen; sie hat ja keinen von den beiden Schleiern, außer etwas — oder viel beauté du diable, die ja aber gar zu durchsichtig ist. Abgesehen eine reizende Figur; ganz prächtig, wie sie den Diden so über die Achsel weg heiratet.

In der Mitte des Buches, wo die Intrigen der Gräfin spielen, war mir vorübergehend, als verliere sich die Sache zu sehr ins kleine Einzelgeschick, und ich dachte, bei einer so langen Geschichte sei es eigentlich nötig, den Menschen in seiner Beziehung zum Allgemeinen (ich meine nicht bloß zur geistigen Lust desselben) darzustellen; die sich bald wieder hebende Lebendigkeit der Darstellung ließ mich das wieder vergessen, und am Schluß kam denn alles vollauf, wonach ich vorübergehend ein Bedürfnis zu empfinden meinte.

Es ist sehr schön, daß Sie das Buch geschrieben haben, und ich werde Sie noch oft darin besuchen. Eins aber ist nicht wahr: Angelika hat keinen Freudenschrei ausgestoßen, als Julie ihr ihren kühnen Plan zuflüsterte; das haben Sie selbst hinter der Kulisse getan. —

Meine »Psyche« anlangend, so gebe ich Ihnen recht, daß die Fabel zu leicht geschürzt ist; ich deutete es Ihnen auch schon an. Im übrigen können Sie unbesorgt sein, unsre eingeborenen Damen von der Nordsee gehen ohne jegliche Hölse in die Wellen; so was war' mir auch nicht einmal im Traum eingefallen. Da müßte man ja wohl für die durch »Bäder« Entarteten noch eine Nota unter den Text setzen! In einem irren Sie, ich habe mich nicht bemüht, »bezant« zu sein. Dies — es verdient vielleicht einen besseren Namen — ist die selbstverständliche Folge meiner Auffassung des Stoffes; ich habe in dieser Beziehung auch nicht das leiseste zu unterbrücken gehabt — so wahr ich sub rosa niemals lüge. Sie sind aber auch in dieser Beziehung kein unbefangener Leser. Die Phantasie des gewöhnlichen Lesers würde nicht so mitarbeiten wie die Künstlerphantasie Paul Heppels, die ja bekanntlich gern dem Feuertode zustrebt. Der Konflikt selbst — der jungfräulichen Scham mit der Dankbarkeit und der keimenden Liebe zu dem schönen Männerantlitz, das sie über sich gesehen — ist, meine ich, so ziemlich ausgetragen; ob aber die Museumsgeme in der Ausführung gut genug ist — ich stelle ganz anheim.

W. Jensen, der neulich hier war, meinte ähnlich, es komme nicht recht heraus; der »Schwarze Peter« (Schleswig) hatte so einen Einfall, wie Sie mit den Hölse; er meinte, es sei zu leichtsinnig, daß der Bildhauer sie so ohne weitere Bekanntschaft heiratete; dann schämte er sich und machte noch einen besseren

Einwand, den ich aber vergessen habe. — Genug, das arme Kind hat Not, seine Blößen zu bedecken; auf der andern Seite bekomme ich freilich Verse, Übersetzungsbitten usw. für sie; aber was hilft's? Sie wird dadurch nicht anders.

Jedenfalls will ich mich das nächste Mal — wär' es nur erst da! — ernstlich vor den Gefahren der Vielschreiberei hüten; ich hab' es Ihnen ja vorausgesagt. Inzwischen haben Sie nun auch schon die alte Madame Sievert danken ins Haus bekommen.

Wären wir beide nur erst wieder gesund — und Ihre Frau! Die meine hat an den rätselhaften Schmerzen herumgerätselt. Ist die Frau krank, ist das Haus krank; möchte doch dieser Brief bessere Umstände bei Ihnen antreffen. Grüßen Sie sie herzlich von uns, und ich lasse sie recht freundlich um Geduld bitten.

Sie wollen mir die Verse Ihres Jungen zeigen. — Ja, wie kommen wir nur zueinander? Sie sollten sich nur einmal einen Monat bei mir in Quartier legen, das Nordseebad haben wir vor der Tür. Wollen Sie nächsten Sommer kommen?

Das Hausbuch werden Sie erhalten haben; Spedter läßt Sie um Entschuldigung bitten, daß Ihr Bild nicht recht geraten ist; es liegt auch am Schnitt. Weibel ist vortrefflich.

Aber jetzt schließe ich und sende diesen Brief ab, den ich langsam in acht Tagen geschrieben. Jeder Hauch der Empfindung, der über mich wegläuft, regt meinen Dämon auf.

Schreiben Sie mir nun nicht wieder auf all das Geplauder; wir können das hier im Sommer an unserm Deiche liegend besprechen.

Ihr alter Th. Storm.

Dies Gedicht von W. Red, dem Pöfumer Gymnasialdirektor, sandte Storm an Heyse als Erwiderung auf dessen Äußerungen zur Psyche:

An den Pessimisten Theodor Storm.
Wir laßen »Psyche«, nein, wir schauten dein
Gestalt
Von ewiger Schönheit, heiliger Keuschheit, rein-
stem Glanz,
Und süße Schauer drangen uns beseligend,
Wie wenn wir Götter sähen, durch das Innerste.
Der armen Menschenseele Falter regten sich
Vom Hauche deines Geistes, und sie trugen sie
Zu jenen Höhen, wo, vom Stoffe nicht beschwert,
Die reinen, lichten Urgegestalten wandelten.

Nun ist sie wieder eingelehrt ins Irdische,
Doch neubelebt und trunken von Erinnerung;
Hab' Dank, du Guter, für die unvergängliche
Tat deines Geistes und erkenne, daß es sich
Verlohnt, zu leben in der mangelhaften Welt!
24. Oktober 1875.

Die Antwort darauf hat Gertrud Storm im II. Band des väterlichen Lebensbildes abgedruckt. Sie beginnt:

»Die arme Psyche, alle suchten ihr
Am Kleide, das um ihre Füßchen weht,
Etwas zu fliden: Erst der schwarze Freund,*
Dann der in Freiburg,** und zu diesen gar
Der Blut- und Schönheitskenner, ja der
Paul!*** ...«

Der Dichter Wilhelm Jensen (1837—1912) war ein gemeinsamer Freund der beiden Briefschreiber.

Der »Schwarze Peter« ist der Assessor und spätere Geh. Rat Wilhelm Petersen in Schleswig, der nicht nur durch seine Beziehungen zu Heyse und Storm, sondern auch durch die zu Gottfried Keller bekannt geworden ist.

»Die alte Madame Sievert Jansen« ist die Hauptgestalt der Storm'schen Erzählung »Im Nachbarhause links« (1875).

Die Spedter'schen Illustrationen zu Storm's Hausbuch waren von Käseberg geschnitten. Das Bild Heyse's ist allerdings sehr mißglückt.

München, 1. November 1875.

Allerschönsten Dank, lieber Storm, für Ihr Hausbuch, das nun zugleich ein richtiges Salonbuch geworden ist. Es ist das gerade die Sorte von Illustration, die mir ausagt, keine ausgeführten Genrebilder, die das Wert des Dichters stören oder gar Lügen strafen, wenn die Malerphantasie ganz andre Züge hingeträumt hat, als die ihm vorzuschwebten; sondern Bignetten mit charakteristischen Andeutungen, Landschaftchen (das gespenstige Bodenseebild!) und Porträte, die freilich hier und da zu wünschen übriglassen. (Meine Frau war sehr aufgebracht über meine Kartoffelnase. Ich bin aber bei andern Gelegenheiten weit schlimmer weggekommen.) Was Ihren Teil an der neuen Ausgabe betrifft, kann ich Ihnen nur zu dem Geschick gratulieren, mit dem Sie aus der Not eine Tugend gemacht haben. Voran ist es höchst zweckmäßig gewesen, daß die beiden Großen weggelassen wurden. Manches andre vermisse ich wohl so ungern wie Sie. Sehr wenig hat mich stutzig gemacht. Was Sie an dem

* Petersen. ** Wilhelm Jensen.

*** Paul Heyse.

»Friede« des biedereren Claudius für einen Narren gefressen haben, daß er auch hier wieder mitspielt, ist mir unerfindlich — zumal im Lichte Ihrer leitenden Grundsätze, wie die Vorrede sie entwickelt. Überhaupt scheint mir Ihre sehr von mir geteilte Vorliebe für diesen trefflichen Altvordern ihm etwas mehr Raum gegönnt zu haben, als gegenüber andern ganz billig sein möchte. Aber dergleichen kann freilich nicht mit dem Zollstock abgemessen werden. — Warum erscheinen Schellings Terzinen in neunzeiligen Strophen? — Ist von Julius Hammer — wenn er denn hineinmuß — nichts aufzutreiben, was einfacher anspräche? »Wenn eine Lust sie herzt« kann ich nicht verknusen. — Sehr schön, daß mein lieber Kurz so zu Ehren gekommen ist! — Heißt's in dem Eichendorffschen Liede nicht: Möcht' wissen, was (nicht wie) sie schlagen? — Und damit wäre mein Sad ausgeschüttelt, und das Handschütteln für Ihr schönes Geschenk kommt wieder an die Reihe. Mündlich ließe sich noch manches sagen. Vielleicht bring' ich's nächsten Sommer doch bis an Ihre See.

Einstweilen geht es mir selbst langsam besser. Aber mein armes Weib ist noch immer in der Klausur. Ist man darum 25 Jahre?

Leben Sie wohl, liebster Freund! Beste Grüße an Ihre Gattin. Treulichst Ihr

P. D.

In dieser illustrierten Ausgabe des Störmschen Hausbuches sind auf Heyse's Rat Schillers und Goethes Gedichte weggefallen.

Friedrich Wilhelm Josef von Schelling (1775 bis 1854), der Philosoph der Romantik, hat unter dem Namen Bonaventura in Schlegels und Tiecks *Musen Almanach* für 1802 ein Terzinen Gedicht, »Die letzten Worte des Pfarrers zu Drottning auf Seeland«, veröffentlicht, das Storm in sein Hausbuch aufnahm.

Von Julius Hammer (1810–62) enthält das Hausbuch ein Gedicht »Stör' nicht den Traum der Kinder«, dessen zweite Zeile Heyse mit Recht »nicht verknusen« kann.

Heyse's Text des Eichendorffschen Gedichts ist der richtige.

Von Hermann Kurz, dessen Werke Heyse mit einer Biographie herausgab, hatte Storm in diese Ausgabe des Hausbuches vier Gedichte aufgenommen.

München, 14. November 1875.

Es hat mich sehr gefreut, liebster Storm, daß meine schlechte Gesellschaft Gnade vor Ihren Augen gefunden hat. Was den

»Schred im Publikum« betrifft, so kann ich ihm nicht helfen. Vor zweihundert Jahren erschraf dasselbe auch, als sich Stimmen dagegen erhoben, daß man Hexen verbrannte, und aber in zweihundert Jahren wird man es nicht verstehen, daß es heute für eine sonderliche Kühnheit gelten konnte, eine vor Gott und Menschen heilige Gewissensehe nicht hinterm Zaun zu schließen, sondern durch eine Gewissenshochzeit im Kreise der vertrauesten Freunde einzuweißen. Die »zur Sitte gewordene Form« ist doch nur so lange »heilig«, als sie einer tieferen, echteren Sittlichkeit nicht widerspricht. Persönlich, im eignen Leben, habe ich nie durch tyrannisch sich gebärdende Formen zu leiden gehabt, wie Sie mutmaßen, aber so viele darunter leiden sehen, daß ich es mir allerdings zu einer Art Pflicht gemacht habe, mich den Pionieren anzureihen, die in dem durch Urwaldsgestrüpp unwegsam gemachten Wald von sogenannten moralischen Gesetzen hier und da einen Fußweg bahnen. Ich habe stets ein besonderes Vergnügen, wenn ich Menschen sehe, die den Mut ihrer Überzeugungen haben, und finde nichts so verächtlich als das Unterbucken hochgewachsener Charaktere unter die Schnur, die den Durchschnittswuchs der Philister anzeigt. Und so bekenne ich gern, daß ich mit einer stillen Schadenfreude Konflikte behandle, die durch den eingeborenen Adel der Handelnden zu einer über diese Schnur hauenden Lösung drängen. Wirklich geschadet kann dadurch ja nicht werden. Niemand wird seiner sittlichen Größe einen Zoll zusetzen können, und wer vor solcher Lösung »erschrickt«, wird es gewiß nicht mit etwas Ähnlichem wagen. Nur denjenigen wird damit geholfen, die aus falschem Respekt vor dem Herkommen — das ja relativ und wandelbar — ihren natürlichen Wuchs verkümmern lassen; statt sich in aller Ruhe und Unschuld aufzurichten, sollten sie dann auch ihren Nachbarn über die Köpfe wegsehen. Übrigens hab' ich das alles der guten Frau Toullemonde schon auseinandergesetzt.

Was Angelikas »Freudenschrei« betrifft, so wissen Sie, daß man oft sich etwas erzentratisch äußert, um sich über eine kleine Verlegenheit oder Unsicherheit der Empfindung hinwegzuhelfen. So ist es auch hier gemeint. Angelika ist in der Sache vollkommen mit ihrer Freundin einverstanden. Die ungewöhnliche Form aber verblüfft auch sie einen Augenblick, bis sie sich dann auch in diese hineinfindet.



The Old Quay, Newport, Wales

Sie sehen, liebster Freund, daß ich's mit Ihren Einwendungen ernst nehme. Ich gehe sonst grundsätzlich brieflichen Erörterungen über solche kontroverse Punkte aus dem Wege. Wohin würde es auch führen? Aber von Ihnen möchte ich gern gekannt sein.

Im Hausbuch habe ich immerfort geblättert. Die reizend stimmungsvollen Vignetten machen mir immer neue Freude. Dabei bin ich auf den von Ihnen gerühmten »Roman« Dingelstedts geraten, der ja freilich ein sehr pikantes Stück *high life* ist, um so pikanter, als ein deutscher Schulmeister sich hier bemüht, den Roué recht nach der Kunst zu spielen. Aber hellauf habe ich wieder lachen müssen bei den zwei letzten Strophen von Nr. XVIII:

Oh, wär' die Träne nur so groß,
Daß ich verfant' in ihren Schoß!

und das noch herrlichere:

Die andern brechen. Ich allein
Kann nicht einmal mehr seefrank sein.

Und doch ist's um diesen langen Franz schade, daß er die Glacéhandschuhe der Hofburg dem schlichten Händedruck der Muse vorgezogen hat. —

Leben Sie wohl. Meine arme Frau buchstabiert Aufstehen — es geht langsam genug. Mit mir bessert's sich. Ich darf sogar wieder ein bißchen arbeiten, vorläufig freilich nur ganz stille moralische Säckelchen.

Treulichst Ihr

Paul H.

Dieser grundsätzliche Meinungsaustrausch über die Gewissenhebe ist für Heyses Kampfstellung und Wesensart höchst bedeutsam.

Der wandlungsfähige ehemalige Volksschullehrer Franz Dingelstedt (1814—81), den Heine als »Nachtwächter mit den langen Fortschrittsbeinen« besungen hat, kreuzte als Intendant des Münchner Hoftheaters (1851—56), dann als Weimarer und schließlich als Wiener Intendant Heyses Lebensweg.

Hufum, 21. November 1875.

Liebster Heyse!

Am Waldwinkel vorbei, gleich geht's in die Puppentheater!
Hoffentlich freut er Euch noch, Rasperl, der wadere Gesell!

Also, treten Sie und Ihre liebe Frau nur ein; heute umsonst, morgen für's Geld; es ist gut für Rekonvaleszenten! —

Es ist Abend; meine fünf Töchter, von der zwanzigjährigen schlanken Lisbeth bis hinab zur siebenjährigen Dodo, dem Wunderkind, sind, schön in Weiß, mit der Mama sämtlich in unsern Theatersalon gegangen, wo die Gymnasiasten, auch von oben bis unten, nach einem Schauturnen einen Ball geben; eigentlich von unten nach oben; denn um neun Uhr werde ich mir meine zwei Kleinsten, die Dodo und die Gertrud, Konstanzens Jüngste, die ihr das Leben kostete, heimholen. Die arme Ballmutter muß mit den andern dann noch bis Mitternacht aushalten.

Ich komme eben vom Lande; wie ich denn in den letzten Wochen »all um Lütt« in Erbregulierungsachen einen Tag in einem Bauernhause zugebracht, allein oder *cum secretario*, und mich mittags an dem ländlichen Festessen, steife Graupenweinsuppe und gekochten Schinken, allerdings nicht mit Zustimmung meiner frankten Magenerven vergnügt habe. Sonst tu ich's gern, bei dem tüchtigen und besonders nach der friesischen Seite sehr intelligenten Schlag Menschen hier herum. Freilich auf der friesischen Seite gibt's auch andern Mittag. Vielleicht machen Sie's einmal mit, wenn Sie mich im Sommer besuchen. Hans Speckter mußte bei solcher Gelegenheit vorig Jahr meinen Skriba abgeben, zur Belohnung fand er einen Holzschnitt seines Vaters an der Wand.

Unsern ehelichen Zwist anlangend, so möchte ich, nur zur Klärung meines Standpunktes, sagen: Welche Form, ist mir einerlei; ich verlange nur irgendeine, vom Staate anerkannte, denn solange wir nicht auch den Staat beseitigen wollen, dessen Fundament die Ehe ist, weil sie die Familie entstehen läßt, so lange genügt zur Schließung der Ehe nicht ein Be- und Anerkenntnis vor einem Freundeskreise, sondern es muß, und selbstverständlich in bestimmter Form, vor dem allgemeinen, sei es die Kirche oder nach der Wandlung der Zeit der Staat, resp. vor deren Vertreter abgelegt werden. Auch darf dies Verhältnis, das der Träger des Staates ist, nicht nach Laune und Willkür des Einzelnen aufgehoben werden können, sondern nur unter Bedingungen, die der Allgemeinwille (das Recht) als ausreichend anerkannt hat. Die Geschlechtsliebe zwischen Mann und Weib ist nur die Begründerin, keineswegs, ja nur zum kleinsten Teil, der Inhalt der Ehe.

Dies meine Ansicht; hoffentlich diskutieren

wir die Sache im nächsten Sommer, im fri-
schen Seewind unterm Deiche liegend. Aber
jetzt muß auch ich zu Ball!

Herzlich Ihr

Th. Storm.

Hans Spedters Vater, Otto Spedter, ist der
bekannte Klaus-Groth-Illustrator

München, 11. Dezember 1875.

Schönen Dank, lieber Storm, für Ihren
zierlichen »Jüngsten«, dessen erster Hälfte ich
schon früher mein Summa-cum-laude-Zeug-
nis ausgestellt habe. Pole Poppenpäler ist
auch seinem Vater aus den Augen geschnit-
ten, der ja bekanntlich zwei Gesichter hat, ein
idyllisches und ein novellistisches im eigent-
lichsten Sinne. Ich bin nur durch meine
Schatzgräberei, wo ich jede Novelle zunächst
auf ihren »Falten« ansah — Sie entsinnen
sich vielleicht der Einleitung zu unserm No-
vellenschatz —, dahin gekommen, daß ich
immer etwas vermiße, wenn kein eigentlich
novellistisches Motiv mir entgegenpringt,
eines mit einer psychologischen Kollision, ein
Problem, wenn Sie lieber wollen. Eine
Reihe Genrebilder, selbst von Ihrer sicheren
und zarten Hand ausgeführt, hinterläßt mir
ein verstohlenes Verlangen nach einem Mit-
telpunkt, der das Ganze organisiert. Aber ich
bin nicht so Pedant, daß ich auch jede reizende
Geschichte für »Unsre Jugend« nach ihrem
novellistischen Paß befragte, und nur die
Nachbarschaft des »Walbwinkels« hat diese
Betrachtungen angeregt. Mit Ihrem Süb-
deutsch, Teuerster, steht es »man swad«.
Hätten Sie sich doch Liseis Geplauder von
meiner »geliebten Münchnerin« revidieren
lassen, die auch mich noch immer auslacht,
wenn ich das richtige Bayrisch zu stammeln
wage.

Ich scheine meinen Marasmus glücklich ab-
geschüttelt zu haben, arbeite wieder ohne
Mühe und führe nur noch ein Weilchen das
stille Leben fort, um den Gewinn recht zu
befestigen.

Seltzam, daß wir uns in puncto der Ge-
wissenshochzeit nicht verständigen können. Ge-
rade weil ich die Ehe so hoch halte, scheint
mir's nötig, eine Notehe — die Sie ja prin-
zipiell zugeben — ebenfalls mit einer Art
Weihe zu bekräftigen. Wenn diese öffentlich
geschähe, würde sie freilich gegen die staatlich
legitimierte Form sich herausfordernd aufleh-
nen. Aber vor denen, die darum wissen,

den Notstand in seiner ganzen Schärfe und
Unversöhnbarkeit kennen, vor den intimen
Freunden, die ja auch eine bloße »Liaison«
alsbald erfahren müßten, vor denen sich seines
Entschlusses nicht zu schämen, sondern freudig
und fromm sich dazu zu bekennen, scheint mir
nicht nur sittlicher, sondern auch der Gesell-
schaft heilsamer als das bisher übliche feige
Sichschablos halten hinterm Busch. Sagen
Sie selbst, ob nicht diese Form der heim-
lichen Herzensbündnisse, wenn sie all-
gemein eingeführt würde, die Zahl solcher
Notehen außerordentlich vermindern und die
dennoch zustande kommenden gegen Leichtsin-
n und Untreue schützen müßte.

Wir setzen dies Gespräch wohl einmal
mündlich fort. Haben Sie ein fröhliches Fest!
Ich und alles Meine grüßen Sie schönstens
mit dem ganzen Hause. Ihr

Paul H.

In seiner Novellentheorie, der sogenannten
Faltentheorie, hat Heyse als Fortsetzer Goethes
und Tieds die endgültige Formulierung der
Novellengattung festgesetzt, die höchstens noch
durch Paul Ernst in unsern Tagen eine beschei-
dene Fortentwicklung erlebte. Der Name dieser
Theorie stammt aus seinen Ausführungen im
Einleitungsbande des »Deutschen Novellen-
schatzes«: Die Probe auf die Trefflichkeit eines
novellistischen Motivs besteht in den meisten
Fällen darin, ob es gelingt, den Inhalt in weni-
gen Zeilen zusammenzufassen. Bei Boccaccio
heißt die Überschrift der 9. Novelle des 5. Tages:
»Federigo degli Alberighi liebt, ohne Gegenliebe
zu finden; in ritterlicher Werbung verschwendet
er all seine Habe und behält nur noch einen
einzigen Falken. Diesen, da die von ihm geliebte
Dame zufällig sein Haus besucht und er sonst
nichts hat, ihr ein Mahl zu bereiten, setzt er ihr
bei Tisch vor. Sie erfährt, was er getan, ändert
plötzlich ihren Sinn und belohnt seine Liebe,
indem sie ihn zum Herrn ihrer Hand und ihres
Vermögens macht.« — In diesen wenigen Zeilen
sind alle Elemente einer rührenden und erfreu-
lichen Novelle. Eine so einfache Form wird sich
nicht für jedes Thema unsers vielbrüchigen mo-
dernen Kulturlebens finden lassen; aber dennoch
soll sich der Erzähler bei dem innerlichsten oder
reichsten Stoff fragen, wo der »Falk« sei, das
Spezifische, das diese Geschichte von tausend
anderen unterscheidet. (Vergleiche des weiteren
die Berichte »Aus der Werkstatt« im 2. Bande
von Heyses Jugenderinnerungen und Bekennt-
nissen.)

Als »geliebte Münchnerin« rebet Heyse seine
Gattin Anna, geb. Schubart, in der Widmung
des Romans »Im Paradies« an:

Dir, geliebte Münchenerin,
Gib' ich dieses Buch zu eigen,
Einen Spiegel, dir darin
Unsre Harstadt zu zeigen... usw.

Husum, 16. April 1876.

Liebster Heyse!

Wenigstens einen Gruß muß ich Ihnen senden; sonst, fürchte ich, sind wir beide einmal unversehens tot, und hinter dem schwarzen Strich, da kommt dann weiter nichts.

Mir ist es so ergangen: Von August bis in den Dezember plagte ich mich mit Nerven-
zuständen, und meine Phantasie war ein kranker Vogel, der die Schwingen am Boden schleifte. Trotzdem begann ich eine seltsame Geschichte von Anno 166*, aber weil es gar langsam vorwärtsging, so meine ich jede Stunde, ich müsse mir's beweisen, ob ich's denn noch wirklich könne. Darüber schrieb ich alle meine Briefe, auch die an Sie, nur in Gedanken. Gestern aber habe ich nun mein »Aquis submersus« an die Rundschau abgehen lassen, wo Sie es geneigtest lesen und mich demnächst mit Ihrer unverhohlenen Meinung davon beiläufig versehen wollen.

Meines Doppelgesichts, dessen Sie in Ihrem letzten Briefe erwähnten, bin ich mir und war ich mir insbesondere auch eben bei Abfassung des Poppenspälers nur zu sehr bewußt; nehmen Sie einstweilen darin den »Kasperle« als den Falken; so etwas ist er doch in der Tat. — Wo ist der Falke in Goethes Faust? Er mußte sehr zusammengesucht werden. Das soll übrigens kein Argument gegen den von mir sehr respektierten Falken sein; ich meine nur, es kann ein bedeutender poetischer Wert auch ohne ihn vorhanden sein. Die Unterscheidung von »Novelle« und »Erzählung« ist übrigens gegeben.

Nota bene: es soll dies nicht meinem Aquis submersus die Wege bei Ihnen ebnen.

In puncto meines Dialekts hat offenbar die Liebe zu Ihrem schönen Münchner Kinde, von der ich zu erfahren hoffe, daß Sie froh und gesund dem Lenz entgegengeht, Sie verblendet. Es soll ja kein Münchner Dialekt sein; von G. Scherer und E. Ruh habe ich die glänzendsten Testimonien erhalten, »in wahrhaft intuitiver Weise hätte ich diesen gleichsam idealisierten Dialekt getroffen«. Was will man mehr!

Was treiben Sie denn? — Ich dürste danach, von Ihnen zu erfahren. Was haben Sie auf die Leinwand zu tragen? Und leben

Sie endlich wieder von den Nerven zinsen?
Was macht Ihr Avantageur und die Töchter?
Ihr Goldherz?

Mein »stillen Musikant« entwickelt sich plötzlich als leidenschaftlicher Sänger; sein Gesanglehrer Prof. Koch in Stuttgart schrieb mir diese Tage, bei tüchtigem Studium prophezeie er ihm als Sänger wie als (Gesang-) Lehrer eine schöne Zukunft. Was soll man da noch zu dem »stillen Musikanten« sagen? Ich selbst habe am 3. d. M. noch in einem Iphigenien-Konzert meines Gesangsvereins neben einer vieljährigen Schülerin von Garcia als Iphigenie und einem eminenten Dreß mit meinem 58jährigen Tenor noch einen grünen Pylades-Kranz errungen. Ich glaube, man lebt länger und hält den Rest der Jugend noch etwas länger fest, wenn man alles dies so leicht nicht aus der Hand läßt.

Bei der Ostern-Konfirmation hier wurde von Direktor Red Ihre »Thella« — er liebt sie ebenso sehr, als er sich vor Ihren Romanen entsetzt — förmlich ausgestreut; auch meine Tochter Lucie erhielt ein Exemplar.

Daß Sie durch diese Dichtung sich das zweite Gesicht eines Konfirmationsdichters erwerben würden, ist Ihnen wohl noch schwerlich eingefallen. Übrigens stach mir dies Geschenk sehr angenehm von zwei gleichfalls geschenkten Andachtsbüchern ab, von denen das eine mit einer Art kriminalistisch nackten Berichts über Christi bedenkliche Geburt begann.

Mit Interesse habe ich Brandes über Ihre »Kinder der Welt« gelesen. Nein, nein, ich fange den Streit in scriptis nicht wieder an. Sie kommen ja doch wohl zum Sommer! Wann?

Mit herzlichem Gruß Ihr alter

Th. Storm.

Das »Goldherz« ist Heyses älteste Tochter Julie.

Heyses »Thella«, ein feierliches Hexameter-Gedicht in neun Gesängen, war 1858 erschienen. Seine Handlung war der Apostelgeschichte entnommen. Die Grundidee dieser sehr zu Unrecht unförmig Bewußtsein entschundenen Dichtung ist folgende:

»Also bescheide dich auch und banne die innige
Selbstsucht,
Welche den Geist dir trübt. Oh, mußt du mit
Händen umspannen,
Was ein Besitz dir scheint? Die Hand weilt
wieder dem Staub zu:

Nur was ganz du dem Geiste aneignetest, nenne
dein eigen.

Dein auch über die Schranke der Zeit ...»

Der Aufsatz von Georg Brandes über Heise ist im Februar- und Märzheft 1876 der »Deutschen Rundschau« erschienen. Auch Heise empfand ihn als das Wesentlichste, das über ihn gesagt wurde. Er schrieb in den sehr interessanten, noch unveröffentlichten Briefen an Emil Kuh über diese Arbeit Brandes' unter anderm am 26. Juni 1876: »Er hat die innere Notwendigkeit in all meinem Tun und Treiben bis zur Einseitigkeit energisch nachgewiesen, da ich von früh an meine Form auf Kosten meines Gehalts hatte loben hören. Aber eben von dieser einen Seite her hatte er das erste Interesse für mich gesagt, als einen Mitarbeiter und Gesinnungsgenossen mich aufgesucht; und die Entdeckung, die mir freilich nichts Neues war, daß ein Zusammenhang zwischen allem, was ich hervorgebracht, bestehe, daß diese als ästhetische Exerzitien abgefertigten Dichtungen ein gegliedertes exercitus resoluter und mannhafter Kampfgenoßen seien, wog ihm alle Betrachtungen über die eigentlich ästhetische Seite auch in diesem Maße auf ...«

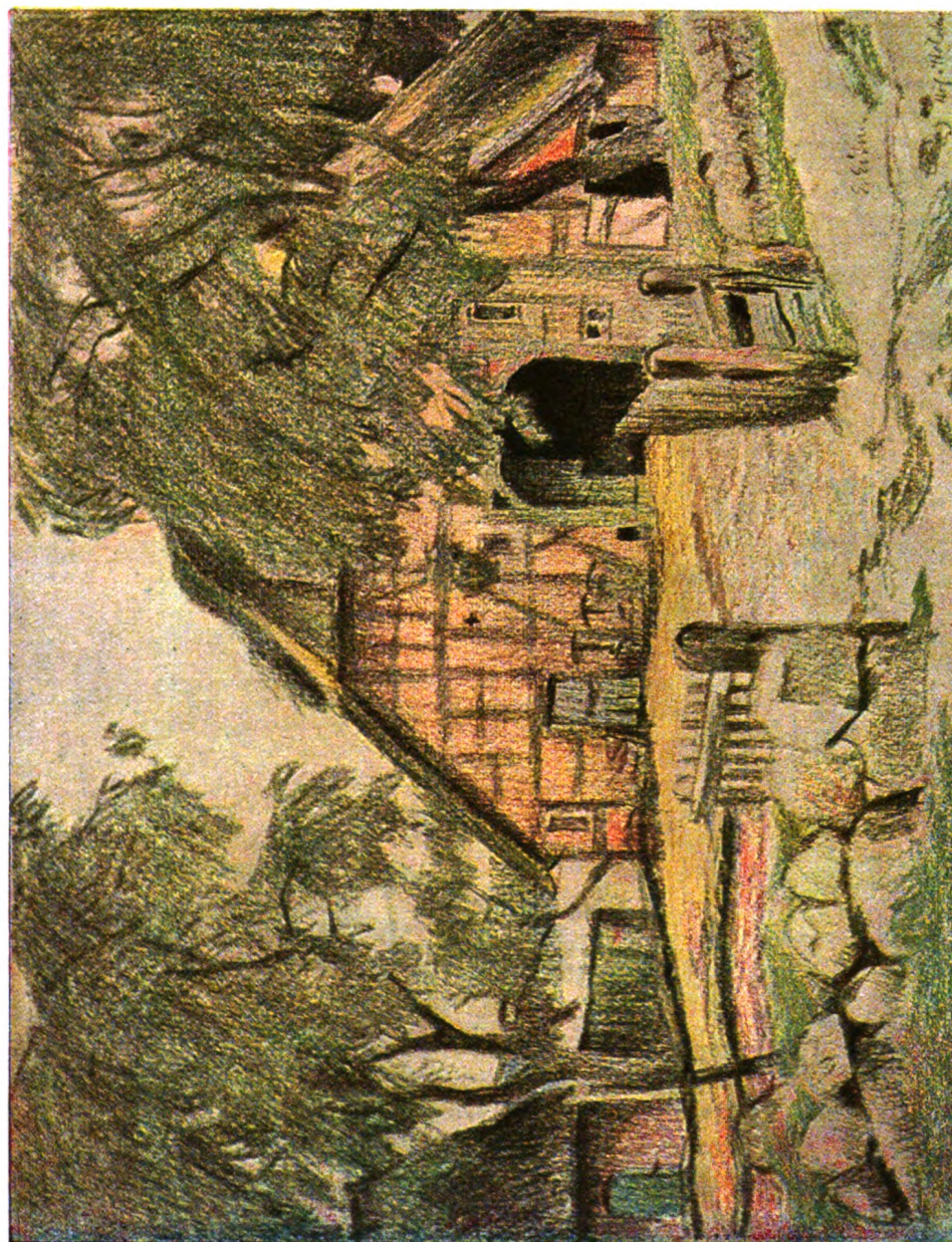
München, 21. April 1876.

Während Du aquis submersus warst, lieber Storm — entschuldige, aber das »Sie« will mir durchaus nicht mehr aus der Feder, und ich dachte, da wir schon längst über unsre »silberne Freundschaft« hinaus sind, sollten wir's uns endlich bequem machen —, also: während Du im 17. Jahrhundert versunken warst, war ich gar im 10. begraben und habe eine Jugendliebe dort wieder aufgesucht, für die ich schon im Jahre 48 eine starke Passion fühlte. Nur war ich damals noch nicht der Mann, ihr eine feste Versorgung bieten zu können. Ohne weitere Bildersprache: ich habe seit dem neuen Jahre nur für ein Trauerspiel »Elfrida« gelebt, das meine hiesigen Nächsten, darunter meine bittersten Freunde, für mein bestes Stück erklären, während Freund Wichert zwölf Seiten dagegen sich vom Herzen geschrieben hat und unser alter Geibel, dem ich das Manuskript habe schicken müssen, noch immer bedenklich schweigt. Das hat man vom Urteil der »Besten seiner Zeit«. Jeder will sich wiederfinden in einem neuen Werk und schätzt und läßt daselbe gelten nur insoweit ihm das gelingt. Ich bin einstweilen um so ruhiger-neugieriger, wie mir selbst die Sache über acht Wochen vorkommen wird, da

ich schon wieder in einem neuen tragischen Spiel stecke und jenes englische Schätzchen aus den Augen aus dem Sinn verloren habe. Du wirst den Kopf schütteln, bester Freund, daß ich mich wieder auf die Bretter zurückverirrt habe, die ich tausendmal verschworen als den wankelhaftesten Boden, den ein deutscher Poet unter seinen Füßen haben könne. Aber niemand ist vor seinem Ende als geschickt zu preisen, und dieser Rückfall in meine jüngsten Torheiten tut mir eine solche Wohltat, daß ich schon meinen Preis heraus habe und alle noch drohenden »Stöße« und »Schleudern« des blindwütenden Erfolges gelassen hinnehmen kann.

Von Dir habe ich vor Monaten mit großer Freude und dem eigentlichsten poetischen Gruseln die Geschichte »aus dem Nachbarhause links« gelesen und freue mich nun auf Anno 166*. Allerlei eignes Novellistisches ist nach und nach — noch im vorigen Jahr — zustande gekommen, das seinerzeit ein Bändchen »Neue Moralische Novellen« geben wird, Theodor Storm zugeeignet, wenn er nichts dagegen hat. Es ist einiges darunter, was mir noch immer lieb ist, obwohl schon Jahr und Tag von mir abgelöst. Aber zunächst bin ich Dramatiker, habe noch eine Komödie in petto, die dieser Herbst zur Reife bringen soll, und will sehen, ob ich's nicht doch noch durchsetze, daß man mir den Novellisten zugute hält und mich hinter den Lampen mitrechnet.

Im Hause stand es bis Weihnachten sehr kümmerlich. Seitdem haben wir uns wieder herausgerappelt. Ich altes Unkraut wurzle wieder ganz fest mit allen Nervenfasern und fühle, daß ich noch einmal in Flor kommen soll, Frau Anna wandelt wenigstens in Haus und Garten ein wenig herum, und da sie so jung und stark ist in ihrer Seele, verliert sie die Hoffnung nicht, all diese schönen Anfechtungen noch einmal gründlich abzuschütteln. Der Arzt will uns nach St. Moritz schicken. Ich bin fest entschlossen, diesen Sommer mich vor allen halben Schritten zu hüten. Lulu hat zehn Wochen bei Ribbeds in Heidelberg zugebracht und alles genossen, was wir in unserm Lazarett ihr hätten versagen müssen: getanzt, Komödie gespielt und sich stark den Hof machen lassen. Kläre ist zu Ostern eingesehnet worden. Ich habe ihr Rüderts »Weisheit des Brahmanen« geschenkt, die ein wenig länger vorhält als der Katechismus und



Ernst Eitner: Hof in Gollstein

selbst die Thella. Der Unteroffizier ist in Kassel auf der Kriegsschule »kreuzwoblauf« und schreibt an seinen kleinen Bruder ausführliche Briefe über seine Reitschule. Und dieser Kleinste — aber ich hüte mich wohl, dies Kapitel jetzt noch anzufangen, da ich immer sehr bereit dabei werde und doch kein zweites Blatt mehr nehmen will. Grüße mir dein ganzes Haus und lebe wohl!

Treulichst Dein alter Paul Heyse.

Ernst Wichert (1831—1902) schreibt am 16. April 1876 über »Elfrida« einen umfangreichen Brief, dessen zusammenfassender Anfang hier Platz finden mag:

»Mein Teuerster! Ich habe Bedenken, große Bedenken, und bin Dir's schuldig, Dir feins davon schuldig zu bleiben ... Die tragische Idee und der Grundtod der tragischen Fabel sind vortrefflich, aber das Menschenmaterial scheint mir nicht zureichend, um mit den ihm angepaßten Mitteln die beabsichtigte tragische Wirkung hervorzubringen ...«

Mit dieser Widmung seiner neuen moralischen Novellen erwidert Heyse Storms Zueignung der »Novellen und Gedensblätter«.

Otto Ribbed ist Heyses Jugendfreund. Er erwarb später besonders als Verfasser der »Geschichte der römischen Dichtung« einen erlauchten wissenschaftlichen Namen.

Über den Erfolg der »Elfrida« bei der Straßburger Uraufführung vgl. in Erich Schmidts Charakteristiken den Aufsatz über »Elfrida-dramen«. In München erzielte die Dichtung später mit Rain, Possart und Hermine Bland große Wirkung. Über Heyse als Dramatiker ist ja wahrlich noch nicht das letzte Wort gesprochen worden.

»Dieser Kleinste« ist Wilfried, mit dessen Tod im Juni 1877 nicht nur das letzte Kind Anna Heyses dahinging, sondern auch die letzte große Hoffnung auf einen männlichen Blutserben Heyseschen Wesens schwand.

Hufum, den 26. April 1876.

Also: Fiducit! lieber Freund Heyse; und da Du deinen alten Mörke verloren hast, so wünsche ich Dir von Herzen, daß Du deinen alten Storm noch einige Jahre behalten mögest. Das tatenlustige Weben des Frühlings läßt aber mehr als irgend etwas andres die schöne Manneskraft vermissen — von der der Jugend nicht zu reden; die liegt ja schon im dichtesten Nebel der Vergangenheit. Heil dir, daß Du dich wieder so kräftig und schaffensfroh fühlst; es ist ja ein wahres Füllhorn, das Du ausschüttetest. Mit der Wid-

mung Deiner neuen Novellen wirst Du mich gewiß erfreuen; aber wie und wo ist denn das alles so emporgewachsen? »Kunstschau«, »Westermann« usw. — ich habe nirgend was von Dir gefunden. Nun — desto besser! Deine neuen Dramen — auf die Jugendliebe aus dem 10. Jahrhundert bin ich besonders neugierig — werde ich im, freilich vortrefflichen, Winkel Sitzender ja in den ersten Jahren nicht zu Gesicht bekommen. Der Boden, den Du da wieder betrittst, ist freilich unsicher; denn, soweit ich urteilen kann, will die große Masse keinen Ernst, kein Menschen-schicksal auf der Bühne sehen. Der Einzel-Bummeltwitz der zusammenhanglosen Pöffen verdirbt das Publikum. Von jener kleinen stillen Gemeinde, die sich allmählich im Lesepublikum sammelt, kann man bei der einzelnen Aufführung eines Dramas doch immer nur wenige auf einmal vor den Lampen erwarten. Aber desto schöner, wenn Du dich fühlst, daß Du es zwingen kannst. Hast Du noch keine Schritte zur Aufführung getan? Laß mich's doch wissen; ich bin sehr begierig auf den Verlauf. Geibel wird ja auch wohl geantwortet haben; und Wichert — woher kennst Du den?

Wäre es denn nicht wohlgetan, daß Du mit Frau Anna nach Eplst gingest, und daß Ihr auf dem Wege dahin 8 oder 14 Tage bei uns Quartier machtet? Vielleicht käme ich auch nach. Mein jüngster Bruder, Amil der Doktor, geht auch seiner selbst willen dahin; da hättet Ihr dort auch gleich einen vorzüglichen, mit Frauenleiden besonders vertrauten Arzt. Geht's denn nicht? Es wäre so schön, einmal ein Stück Weges zusammen zu leben. Was meinen Sie, Frau Anna?

Was nun Euren jüngsten Jungen betrifft, so laß Dich nur einmal los über ihn; Du weißt ja, ich habe Vaterohren. Beweis, die Anlage, die Du mir, bitte, gelegentlich zurückschickst. Ich habe dies Blättchen der »Deutschen Jugend« bedigiert. Lies es Deinem Jüngsten vor. Das Letzte ist ganz, das Vorangehende fast buchstäblich so aus meiner Kinderwelt. Hans war der Dirigent dieser Dinge.

Abgesehen bin ich gegenwärtig in der Lage, um mein Grab kämpfen zu müssen. Die Regierung hat das fernere Begraben auf dem in der Stadt liegenden sog. »Kloster-Kirchhof« verboten. Dort aber ist unser Grabgewölbe. Entschädigen müssen sie wenigstens, d. h.

mir (denn es gilt ja ein unteilbares Recht) und Desjendenten ein solches Grab auf dem andern Kirchhof vor der Stadt bauen. Immer draußen habe ich an diese meine letzte Kammer daheim gedacht, und — Konstanze ruht dort; nun will man mich nicht mehr hineinlassen; da will ich wenigstens mit ihr fortziehen können und sie und mich ebenso gut verwahrt wissen. Ich werde in der Klage die Sache als »Kleunig« bezeichnen, denn der Tod ist immer da.

Leb wohl für heut! Dein
Th. Storm.

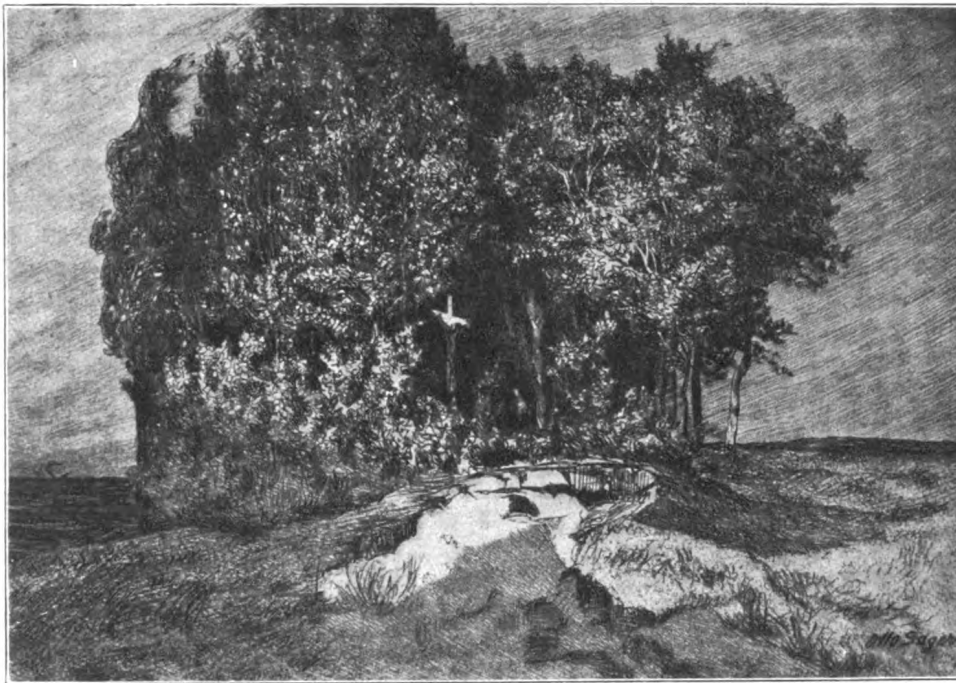
Das der deutschen Jugend gewidmete Blättchen, das Storm dem kleinen Wilfried Heyle sendet, heißt »Von Kindern und Ragen, und wie sie die Nixe begruben« aus den »Zerstreuten Kapiteln«.

Storms Klage um sein Grabgewölbe muß Erfolg gehabt haben, denn noch 1910 wurde eine Schwester Konstanze Storms, geb. Esmarck, dort beerdigt.

Theodor Storm

Wenn fern dem Lärm der leutelaute Welt
Und ihrer lebenshungrigen Hast
Oft meine Seele tiefe Stille hält
Und wandermüde, abendtraute Rast:
Träumt sie sich leise ein mit Lust und Leid
In deine süße Garteneinsamkeit —
Und Jugend ist und froher Frühling wieder.
Und Sonntag. Frieden! Alte, liebe Lieder
Durchwiegen wie Libellen weich die Luft
Und singen mit dem Hummelsummen. Duft
Von Flieder und von Apfelblüten schwingt
Sacht in das Tachen goldner Kinderspiele,
Das fernher durch die Schattengänge klingt ...
Und jätlich und crinnerungsversonnen
Spür' ich mich heimlich-heiter eingesponnen
In Welt und Weise jener köstlich-braven
Rokokobettlern und der Biedermeiernahmen,
Die, sanft wie sie gelebt, nun lang schon schlafen
Bei ihren Goldlack- und Aurikelblumen.
Und nachbars drüben in Patrierpracht
Ist morgenschön das Märchen aufgewacht
Und rankt noch Rosen um die alten Säle ...
Es lauscht die Nacht. Ihr dünkt wohl auch, es stehe
Sich in der mondenvollen Parkallee
Ein schimmerweißes Kleid durch das Gesträuch
An den beschilften Teich und Immensee
Zu weltverloren-süßer Minnefreude.
Doch in das Glück der hohen, hellen Tage,
Das da verträumt zwei Menschenherzen tauschen,
Tönt's herb wie urzeitliche Schicksalsklage
Von fernem Möwenflug und Nordseerauschen.
Und manchmal schaut mit fernverklärtem Schein,
Daß nichts dem Ernst der Stunde fehle,
Das Spukgesicht gestorbener Zeit hinein.
In deiner Sommergarteneinsamkeit
Erblickt zu Wärme, Licht und Wesenheit
Als schönste Blume uns die deutsche Seele!

Friedrich Alfred Zimmer



Vorhandene Baumgruppe auf der Insel Rügen mit einem Holzkreuz
Gewaltige Steigerung eines ganz schlichten Bildwerks durch Einfügung in die Landschaft, die mit der herrlichen Baumgruppe dem Denkmal erst das Weihevollste und den vollendenden Rahmen gibt

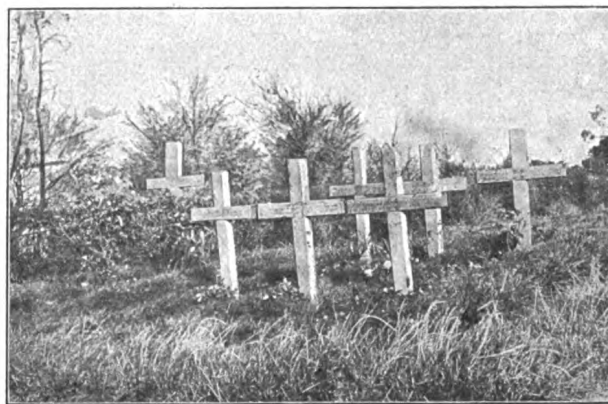
Kriegergrabmal und Kriegerdenkmal

Von Dr.-Ing. Werner Lindner,
Geschäftsführer des Deutschen Bundes Heimatschutz

Zwei im Krieg und durch ihn entstandene Kulturaufgaben sind für Deutschland von ganz besonderer Bedeutung: die der Krieger-ehrung in Gestalt von sichtbaren Erinnerungs-zeichen und die des Klein-siedlungs- sowie Kleinwoh-nungswesens. Beide sind so groß und außergewöhn-lich, daß die Vorbereitun-gen zu ihrer Durchführung gar nicht früh und sorglich genug begon-nen werden können. Beide greifen zwar das bedeutende Gebiet kom-

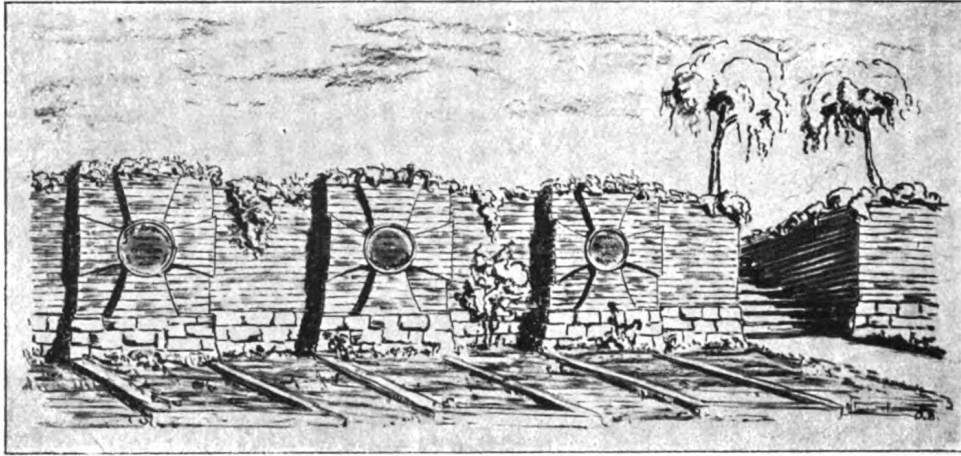
mender Arbeit von ganz verschiedenen Seiten an. Bei dieser handelt es sich um eine reine Herzensangelegenheit des Volkes, das seine toten Söhne ehren will, bei jener um die Er-

füllung volks-wirtschaftlicher Wünsche von größter Trag-weite. Aber beide müssen zu erfreulichen Zielen füh-ren, wenn das deutsche Volk an seine Zu-kunft glauben soll. Der Kampf gegen einen der schlimm-sten inneren Feinde, die Unkultur, der hierbeizufüh-ren ist, muß



Holzkreuze im Felde

Ganz schlichte, gerade darum und durch ihre Einheitlichkeit und werkgerechte Ausführung eindrucksvolle Holzkreuze im Felde. Man vergleiche damit manches häßliche Bild, das auf Soldatenfriedhöfen daheim und draußen durch Künsteleien und Unsachlichkeit entstanden ist. Aus der Flugschrift »Kriegergräber in der Heimat«, herausgegeben von der Preussischen Beratungsstelle für Kriegererehrungen



Entwurf von Architekt Otto Bartning in Berlin

Soldatengräber an bevorzugter Stelle in einem terrassenförmig angelegten Friedhof. Der Stierschmuck ist organisch der in Ziegelrohbau gedachten Mauer in gleichem Material eingefügt. Die gute Wirkung hängt von genügend bescheidenen Abmessungen, die aus der Skizze nicht ganz hervorgehen, und von der werkgerechten Arbeit ab. Terrakotta für die Namenschilder in den Kreuzen würde sich dem Werkstoff wohl am besten anpassen.

dazu allerdings in seiner ganzen Schwere erkannt werden.

Diese Einsicht zu erringen, fällt heute uns, die wir den Hochstand unserer Zivilisation als Kulturhöhe anzusehen gewohnt sind, nicht leicht, fehlt uns doch völlig die notwendige Klarheit der Begriffe, die für alles künstlerische und handwerkliche Schaffen unentbehrlich ist, ohne die sich die einzelnen Werke einer Zeit nicht zu einer harmonischen Kette zusammenfügen lassen.

Die Kleinfiedlungswerte sind absichtlich vergleichsweise in den Kreis dieser kurzen Betrachtungen gezogen, denn sie werden sich für spätere Zeiten vielleicht einmal als gewaltigste und bedeutungsvollste Kriegerdenkmale von dauernd lebendigem Wert erweisen. Bei ihnen wird der Gesichtspunkt der bestmöglichen Wirtschaftlichkeit und denkbar größten Sparsamkeit die Bauformen großzügig verein-

sachen und vereinheitlichen. Er wird ein vorbildliches Typisieren ergeben können, so daß sich daraus vielleicht maßgebende Richtlinien

für das zukünftige Bauen überhaupt entwickeln, wie sie aus den Stilversuchen der letzten Jahre und dem Streben unserer besten Künstler ohne die durch den Krieg gewordene Wendung der Dinge kaum erwachsen wären.

Für die Gestaltung eines Teils unserer Kriegererinnerungszeichen sind bereits klare, vorbildliche Züge in ungewohnter Schlichtheit und Ehrlichkeit entstanden: im Schmuck der Soldatengräber in Feindesland, ausgeführt von der Hand der Kameraden. Das Zeichen des Kreuzes, im Bewegungskrieg der ersten Zeit oft eilig nur aus Ästen oder Brettern zusammengefügt, bei größerer Ruhe liebevoll hergestellt, ist geradezu zum Sinnbild des Soldatengrabes in diesem Kriege geworden. Wo dann später mit ordnender Hand



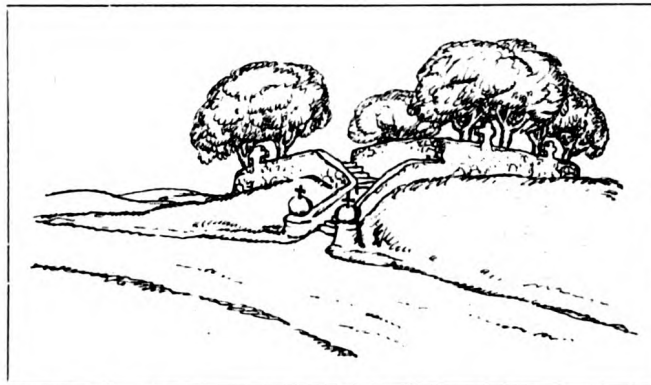
Kupf. Dr. R. Rolte, Berlin

Gusseiserne Platte in Rudolstadt

Gut abgewogen in Raumeinteilung und Größe von Schmuck und Schrift. Für gute deutsche Schrift, auf deren Pflege besonderer Wert zu legen ist, zeigt die alte Friedhofskunst viele mustergültige Beispiele

Umbettungen einzelner Gefallener vorgenommen werden mußten und im Anschluß an bestehende Friedhöfe oder selbständige Sammelgräber ganze Soldatenfriedhöfe entstanden, haben sie fast ohne Ausnahme die ergreifende Wucht vieler einfachster, einheitlicher Zeichen beibehalten. Diese Gräber stellen schon ohne besondere Zeichen ein Denkmal von ergreifender Gewalt dar, bisweilen sind sie um ein monumentales Wert gesammelt und durch dieses noch besonders gekrönt.

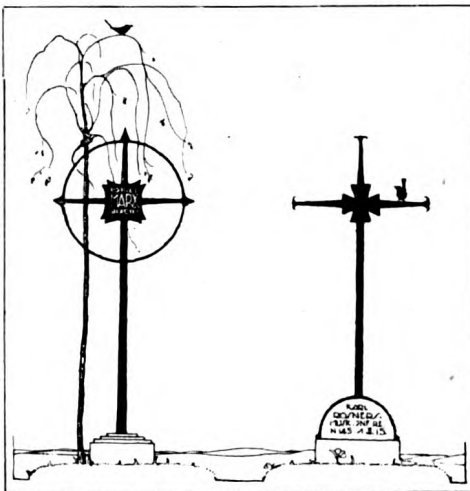
Die Soldatenfriedhöfe auf blutgetränkter Erde haben zugleich, ohne daß man eine solche Anknüpfung bewußt suchte, die Überlieferung alter, unverdorbener Friedhöfe fortgeführt.



Ausbau von Gräbern auf dem Schlachtfelde

Vorschlag der Preussischen Kriegerehrungs-Beratungsstelle für den Ausbau von Gräbern auf dem Schlachtfelde durch feste zementne Umfriedigung und Bepflanzung. Aus dem Werk »Kriegergräber, Beiträge zu der Frage: Wie sollen wir unsere Kriegergräber würdig erhalten?« Herausgegeben vom Preussischen Kriegsministerium

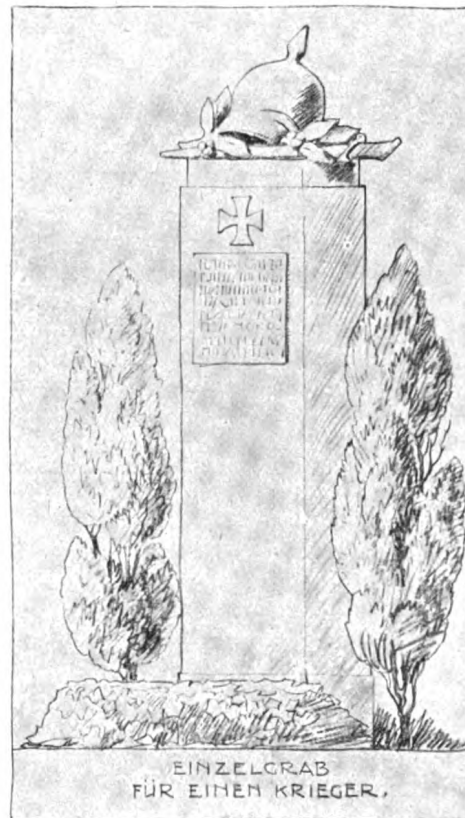
ehedem die Gottesäcker überaus schön werden und das, was Menschen geschaffen hatten,



Schlichte eiserne Kriegergrabzeichen

Neben den schönen, oft überreich verzierten süddeutschen Grabzeichen aus alter Zeit sind solche einfachen, festen Formen in Schmiedeeisen gerade deshalb zu empfehlen, weil das vernachlässigte Handwerk heute erst wieder an klaren Aufgaben wachsen muß

Die Bodenständigkeit eines bestimmten Werkstoffes (Holz, Stein, Eisen), die sicheren Gewohnheiten einer Gegend in der Pflege des Geschmacks und handwerklicher Brauch, die von vornherein der Formgebung im einzelnen eine gewisse, nur vorteilhafte Begrenzung zuweisen, und die zurückhaltende Art des Einzelschmucks, die Prunk nur an richtiger Stelle und in richtigem Maße erlaubte, haben



Entwurf von Architekt Fritz Brünning in Berlin
Helme und Waffen unsrer heutigen Soldaten sind schön genug, um an Stelle antiker Formen zu treten, und verkörpern durchaus das, was wir sagen wollen. Den Maßstab des Denksteins hat man sich bescheiden vorzustellen



Entwurf von R. Esch in Mannheim

Die großen Formen schlichter geometrischer Gebilde wie Würfel, Pyramide, Obelisk sprechen schon in ihrer ruhigen Geschlossenheit eine eindrucksvolle Sprache, die durch zu reiche Einzelheiten nur beeinträchtigt wird

auch immer von der Natur wieder liebevoll ein-spinnen lassen. Lange Jahrzehnte des Unverstandes in unsrer ganzen Baugesinnung hatten dann auch in der Friedhofskunst volle Verwahrlosung mit Willkürlichkeiten und Übertreibungen gezeitigt. Diese sind ja schon zur Genüge gezeigelt und doch heute, wo das Grabmal immer noch im Werte der starren Handels- und Fabrikware steht, trotz vielen Gegenbemühungen noch nicht überwunden.

Wenn nun deutsche Soldatenfriedhöfe, vor allem in Feindesland, wieder vollste Gleichmäßigkeit zeigen, so, als gälte die militärische Ordnung noch im Tode, und wenn sich allein in dieser Schlichtheit aller Adel und alle Schönheit bergen, die an

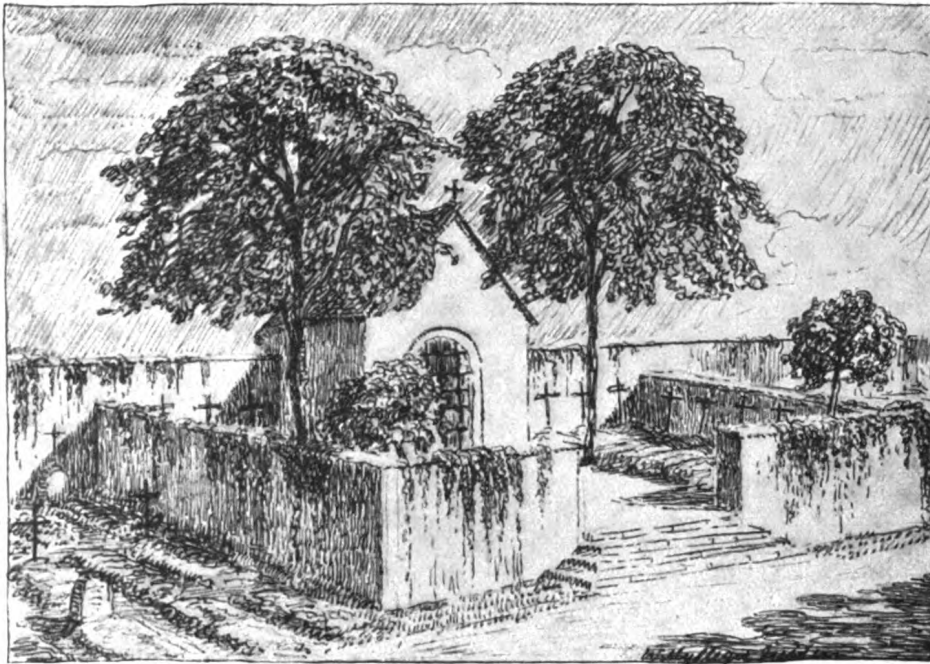
Beispiele wie die Grabfelder der Herrnhuter Brüdergemeinde oder an den Johannis-Friedhof zu Nürnberg in seiner ursprünglichen Gestalt mahnen, so erwachsen daraus unserer heutigen Friedhofskunst überhaupt bedeutsame Anregungen. Ist für sie, die sich zu tief in den Irrgarten größter Geschmacklosigkeit verloren hat, doch nur auf dem einen, bisher von ihr erst schüchtern betretenen Wege Rettung denkbar, der die klar gegliederte Plangestaltung des Ganzen und seiner Teile und Schlichte, wenn nicht gleiche, so doch ähnliche Formgebung der einzelnen Male sucht.

Wie die Holzkreuze schon an sich, nur durch den Namen des Toten oder durch wenige Schriftzeilen unterschieden, weiterer Verzierungen zur Steigerung des Eindrucks nicht be-



Entwurf von Josef Wackerle in München

Guter Platz für ein Kriegerdenkmal an einer Gebäudeecke. Treppen, Futtermauer und Brüstung verleihen dem Mal den nötigen Halt und klaren Maßstab



Entwurf von W. Meyer in Dresden für einen kleinen Ehrenfriedhof auf einem bestehenden Gottesacker
Die einfachen, einheitlich gestalteten Einzelgrabzeichen sind unter einem beherrschenden Gesamtmal (hier als Kapellchen in katholischer
Segend gedacht) zusammengefaßt; eindrucksvollste Wirkung bei geringstem Aufwand

dürfen, so sind die süddeutschen Schmiedeeisernen Grabzeichen in gelösterem Formenspiel oder die freien, aufrechtstehenden hölzernen oder steinernen Grabtafeln, so in den flach reliefierten Formen auf nordwestdeutschen Friedhöfen oder die ruhenden steinernen Grabplatten in nach Tausenden zählenden überlieferten guten Beispielen schon in ihrem gesamten Umriß ein symbolischer Schmud. Schrift, Ornament und Bildwerk dürfen diese Gestaltung nicht störend überwuchern. Dazu muß der Inhalt der Worte und der der angewandten Sinnsprüche sowie die Wahl des Sinnbildes beitragen, deren Wert

nicht von Weitschweifigkeit und Fülle der Embleme abhängt. Jeder Grabstein soll auch zu vielen fremden Menschen sprechen können, ohne daß dadurch die geheimen lieben Beziehungen des Toten zu seinen Hinterbliebenen gemein gemacht werden. Gerade die bildlichen Zeichen für Glaube, Hoffnung, Auferstehung, Vaterlandsliebe, die oft mit einem Bild und einem Gedanken erfaßbar sind, ohne daß es sich dabei um abgeleierte und erstarrte Wendungen und Darstellungen zu handeln braucht, sollen ganze Gedankenreihen wecken, nicht aber einen einzelnen Gedanken vortwegnehmen.



Schlichtes hölzernes Grabzeichen mit aufgemalter oder eingebrannter Schrift
Das krönende Kreuz ist werkgerecht aus der vollen Breite des Holzes geschnitten



Kupf. Dr. H. Rolte, Berlin

Gedächtnistafel an der Neustädt. Kirche in Hannover
In Form, Verteilung und Art des schlicht gehaltenen Schmuckes
und der Schrift ein anregende Beispiel für steinerne Kriegs-
gedächtnistafeln, die die Namen mehrerer Gefallener zu tragen
hätten und in Kirchen, an Rathhäusern oder dergl. angebracht
werden könnten

Die Zeichen des christlichen Kreuzes, des
Eisernen Kreuzes und der Kreuzform, die auch
im deutschen Schwert zum Ausdruck kommt,
geben für die Gestaltung des Kriegergrab-
zeichens mannigfaltige Anregungen. Im übr-
igen fordern einfache geometrische Formen,
wie der Würfel auf ein oder zwei Stufen
oder die Pyramide, ferner überlieferte Sinn-
bilder und Waffenschmuck, wie er die Gräber
der Freiheitskämpfer vor hundert Jahren be-
zeichnete, häufig zur Nachahmung auf. Künst-
lerische Gestaltungskraft wird eine gewisse
Gefahr der Verflachung und der daraus ent-
springenden Ausdruckslosigkeit zu vermeiden
verstehen und an Wehr und Waffen der
Gegenwart, wie dem stählernen Sturmhelm
und dem Mörser, sprechende Symbole er-
kennen. Schließlich sind das alles — ob
antik oder modern, ob altes oder neues Ge-
wand — nur Fragen der äußeren Form-
gebung. Der tiefe Sinn der Ehrung ist doch
der, daß der herzhafte Wunsch, dem Toten
noch über das Grab hinaus alle erdenkliche

Liebe zu erweisen und die innerliche Größe
seines Opfers für das Vaterland in schwerster
Zeit zu erfassen, so rein und ehrlich wie nur
möglich zum Ausdruck kommt. Auch dem
besten Künstler sind für solche Aufgaben ge-
radezu strenge, aber folgerichtige, aus der
schönen alten Friedhofskunst sich ergebende
Grenzen gezogen.

Aber auch für die eigentlichen Denkmalauf-
gaben lassen sich jetzt bestimmte Grenzen mit
voller Klarheit aufweisen, nachdem man im
Laufe von drei Kriegsjahren viele Gefahren
und Forderungen erkannt hat. Vor allem
muß gesagt werden, daß sämtliche großen
Denkmalsgehungen bis nach dem Kriege zu
verbleiben haben. Was aber schon jetzt ge-
schehen muß, z. B. das Herrichten von Sol-
datengräbern, sei mit voller Hingebung und
nur von Berufenen getan. Nur solchen ist
auch die Ausführung darüber hinausgehender
Kriegerehrungen anzuvertrauen, die man hier
und da jetzt schon für nötig hält, z. B. Ge-
dächtniszeichen für Gefallene in der Heimat
zu errichten. Die Rücksicht auf die gegebenen
örtlichen Verhältnisse und der notwendige



Heinrich Warneke: Entwurf für eine Gedächtnistafel
Die alten Grabplatten und Epitaphien in Stadt und Land verraten
bei dem früheren Hochstand des Kunsthandwerks und der steten
Pflege guter Schrift vielfach größere Sicherheit in Schrift und
Schmuck und deren Verhältnis zueinander



Aufn. Dr. Richard Nolte, Berlin

Vom alten Friedhof in Buttschütz

Eisenkreuz mit kleinem Namensschildchen. Eisen bedingt einfache flächige Formen im Gegensatz zu Schmiedeeisen, das eine bewegtere Begleitung der oft ganz zierlichen Grundform durch Ranken und ähnliches Schmuckwerk zuläßt

Einfluß mit der landschaftlichen oder baulichen Umgebung werden von Fall zu Fall stets zu neuen Lösungen führen. Oft wird sich so unter einsichtiger Leitung Wirkungs-vollstes mit bescheidenen Mitteln erreichen lassen. Falsche Sparsamkeit andererseits ist aber auch völlig unangebracht; lieber geschehe nichts, als Unwürdiges. Denn gefordert werden muß, daß alles, was getan wird, der Größe des Kampfes und der Kämpfer wert sei, daß es — auch in kleinsten Äußerungen — noch zu kommenden Geschlechtern groß, edel und eindringlich rede. Schwer scheint es immer noch und immer wieder, die Größe der Aufgabe nicht rein äußerlich durch Häufung der Massen und Größe der Abmessung zu geben, worin nur Gestaltungsarmut einen meist unangebrachten Notbehelf sucht.

Erfreulicherweise haben viele Geistliche die Vorbereitung dieser Aufgaben, soweit sie, was häufig möglich ist, in Beziehung zu den heimischen Kirchen und Friedhöfen gebracht werden können, in die Hand genommen. Sie haben dann — meist unter Hinzuziehung

künstlerischer Berater — die Kirchenvorstände, die Vertreter der politischen Gemeinden und der Kriegervereine davon überzeugt, wie man namentlich in kleinen Ortschaften an der Kirche oder auf dem Friedhofe weisevolle Denkmale fern dem Getriebe des Alltags und doch im Herzen der Ortschaft — also ganz anders als die üblichen, oft häßlichen und schlecht aufgestellten Kriegerdenkmale — schaffen kann. Zugleich werden fast immer lebhafteste Wünsche zunächst nach Ehrungen in den Gotteshäusern selbst laut. Für evangelische Kirchen bieten z. B. ausgezeichnete einfach gemalte Tafeln für die Freiheitskämpfer von 1813/14 wertvolle Anregungen, zu denen manch andre Möglichkeit, unter anderm die Namensverewigung in gestifteten bunten Kirchenfenstern, hinzukommt; die katholischen Gebräuche lassen den Gestaltungen etwa durch kapellenartige An- und Ausbauten noch weiteren Spielraum.

Durch mannigfache Entwürfe und Gedanken zu diesen Fragen ist in überaus erfreulicher Weise der Begriff »Krieger- und Kriegsdenkmal« sinnvoll erweitert und vertieft worden. Denktafeln in und an Gebäuden, die schon in Eisen und in bescheidensten Aus-



Aufn. Pastor Sauerlandt, Hirschfeld

Krieger-Gedächtniskreuz aus unbehauenen Eichenholz auf dem Friedhof zu Hirschfeld bei Ortrand



Kreuz, M. v. d. Trappen, Stuttgart

Bildstock an der Landstraße in Schwaben

Die mannigfachen Gestaltungen alter Bildstöcke und ihre gute Aufstellung in der Landschaft geben Anregungen auch für Kriegsgedächtniszeichen der Gegenwart, obwohl diese ihrem inneren Gehalt nach etwas anderes sind

maßen Kunstwerke sein können, Marktbrunnen als Erinnerungszeichen auf diesen Krieg und vor allem Bäume und Baumgruppen mit einem ganz schlichten Vermerk in Stein oder Erz sollen hier die Fülle der Lösungen andeuten, zu denen festliche Räume, bezeichnende Plätze im Ortsbild und die freie Landschaft den Grundton und die besondere Stimmung abgeben.

Der Wunsch nach besonderen Ehrenhainen hat zum Glück von vornherein die Begriffsbestimmung »Denkmal«, das die meisten sich in Granit, Marmor oder Bronze vorstellen, wesentlich erweitern helfen. Man hat dabei natürlich selten an große neue Pflanzungen von Bäumen zu denken, deren Stückzahl etwa der Zahl der aus dem Ort gefallenen oder in den Lazaretten verstorbenen Kriegern entspräche; eine schöne alte Eiche an einer Wegkreuzung, das Wahrzeichen der Gegend, eine Lindengruppe auf einem weithin sichtbaren Hügel oder eine feierliche Lichtung in einem großen Buchenwald kann dem neuen Zweck der Kriegsgebächtnisstätte zugeführt werden. Die Weihe des Ortes läßt sich künstlerisch, durch einen gewissen Abschluß von der sonstigen Umgebung, auch durch architektonische

oder bildhauerische Werke heben. Diese menschlichen Zutaten dürfen aber dem Grundcharakter solch eines Naturdenkmals nicht Gewalt antun. Jedenfalls wird sich der, der sich an dieser Stätte der Erinnerung an seinen lieben Abgeschiedenen hingeben und der großen Zeit gedenken will, aus dem Rauschen der Blätter, aus dem Singen der Vögel, aus den weiten Linien des Landes oder der Abgeschlossenheit der Waldeinsamkeit am meisten Trost und Erhebung zusprechen lassen.

Unter den vielen Plänen zur Kriegerdenkmal, die schon während des Krieges entworfen und zum Teil ausgeführt wurden, haben ja gerade diejenigen, die nach echt deutscher Art Zusammenhang mit der Natur suchen, die Volksseele am tiefsten erfaßt. Das deutsche Gemüt kann nicht umhin, sich schon während des furchtbaren Krieges mit diesen Dingen zu beschäftigen. So schön das ist, es liegt doch gerade in der Eile und häufigen Unbedachtsamkeit des Zugreifens eine große Ge-



Haus, Dr. W. Lindner, Berlin

Aus der Fuggerei in Augsburg

Die Nische für das Heiligenbildchen deutet Platz und Art der Anbringung für ein bescheidenes Gedächtniszeichen eines einzelnen Kriegers an seinem heimatlichen Hause an

fahr. Man erkennt das so recht, wenn man nicht nur hier und da einzelne besondere Fälle prüft, sondern einmal die überraschende Fülle der Arbeit, die im Lande schon jetzt der Kriegerehrung zugewandt ist, an sich vorüberziehen läßt. Zu bedauerlichem Ergebnis hat sich da so manche dilettantische Kraft betätigt, heute, wo jeder mehr denn je nur an rechter Stelle sein alles für das Vaterland einsetzen sollte. Verurteilen wir darum streng, was ohne berufen zu sein, ohne innerliche oder praktische Befähigung sich an ernste Aufgaben ernster Zeit herandrängt. Verurteilen wir alles, was verfrühte Inangriffnahme solcher Dinge bedeutet. Soll doch während des Krieges nur das geschehen, was unaufschiebbar ist.

Das rechte Maßhalten, das da zu wachen hat und im Grunde Ausdruck höchster Kraft ist, sollte noch einem andern Wunsche entspringen: am Ende des Weltkrieges an der Gestaltung dieser Aufgaben die mitwirken zu lassen, und zwar in erster Linie, die den Kampf selbst miterlebt und in ihm mitgeblutet haben. Weiß man denn heute, ob nicht aus ihren Reihen jetzt noch ungeahnte und alles befruchtende künstlerische Kraft ersprießen wird? Das abzuwarten, wenigstens für ganz große Werke, deren Zeit, wie gesagt, sowieso noch nicht gekommen ist, heißt auch Dankespflicht. Unterbes genügt die Aberfülle jener kleinen und kleinsten Aufgaben, die Vorbereitung weiterer Tausende und die schwerwiegende des deutschen Siedlungs- und Woh-

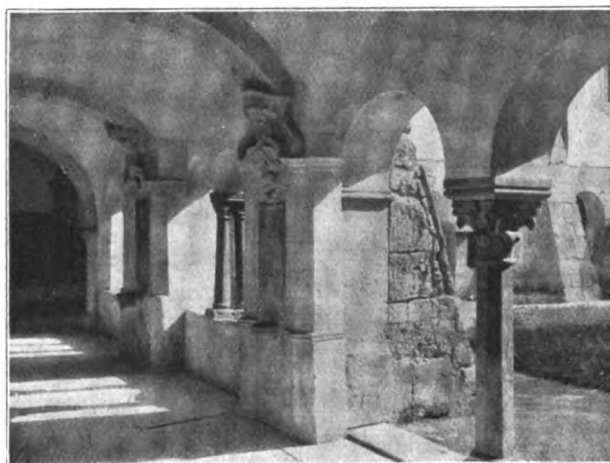


Aufn. Dr. B. Lindner, Berlin

Teil des Rathauses in Schwabensburg

Das reichgeschmückte Fachwerkhaus zeigt in der Anordnung des Schriftbandes, des Wappenschildes und der Bildgestalt verschiedene Gelegenheiten für das Anbringen von Gedächtniszeichen und läßt weitere Möglichkeiten, z. B. im Corbogen, zu

nungswesens völlig, um uns Daheimgebliebene reif zu machen für die Aufgaben der sichtbaren Kultur und des Heimatschutzes in der andern großen Zeit, die wir nach der gegenwärtigen Not zuversichtlich erhoffen müssen.



Aufn. Dr. B. Lindner, Berlin

Kreuzgang in Verdesgaden

Vorbildliches Beispiel für die Anbringung von Erinnerungszeichen an den Wandpfeilern eines Bogenganges

Deutsches Heimatglück

Bilder aus dem Jugendleben
einer niederhessischen Pfarrerstochter
Von Marie Martin

VI

Vorfbildung

Unser lieber alter »Herr Schullehrer«, später durch den Namen »Kantor« ausgezeichnet, wie habe ich ihn geliebt und verehrt, wie stand er angesehen und ehrenfest im Kreise der Gemeinde, wie treu war er meinem Vater lebenslang befreundet! Unglaubliches hat er geleistet als einziger Lehrer in seiner großen Schule von zuletzt fast hundert Kindern. Denn die A... er Leute, Männer und Frauen — und es gab ganz besonders viele tatvolle, kluge, lebenssichere Frauen dort —, konnten nicht nur alle geläufig lesen, sicher rechnen — besonders im Kopfrechnen waren sie Meister —, eine schöne Handschrift schreiben, sondern sie wußten auch für das Leben ihren Katechismus, eine Menge Sprüche, biblische Geschichten und Kernlieder, und vor allem waren sie von vorbildlicher Singfestigkeit.

Der Alte konnte ganz ärgerlich werden, wenn Vater bei der Lieberwahl für den Gottesdienst fragte, ob das Lied wohl bekannt sei. Dann wurde er puterrot im Gesicht und rief: »Das müssen sie können!« Und sie konnten es auch, ein Umfallen kam nicht vor. Dagegen ist es tatsächlich vorgekommen, sogar wiederholt, daß ein fremder Vertreter die Orgel unsicher spielte und dann einfach ein würdiger alter Bauer im Chor aufstand und das unbekannte Lied nach den Noten, die damals im hessischen Gesangbuch noch beigelegt waren, mit lauter Stimme vorsang und mit Übergängen und Schlußabzügen tabellos sicher durchführte, daß die ganze Gemeinde in vollem Gesang mitgehen konnte. Und war der's nicht, so wäre ein anderer aufgestanden, und zur Not hätten auch die Frauen mit klangvoll sicheren Stimmen den Gesang gehalten. Ich hätte es ihnen auch nicht anders raten wollen. Majestätischer ist mir der alte Schullehrer nie vorgekommen, als wenn er im sogenannten Lesegottesdienst am Nachmittag plötzlich das Orgelspiel abbrach, würdigen Schrittes im schwarzen Grad mit spanischem Mäntelchen die Treppe herunterkam, mit geöffnetem Gesangbuch die Kirche durchmaß und dabei den Gesang unter kunstvoll gesungenen Zwischenspielen leitete, bis er am Altar stand und das Vorlesen der Predigt begann. Dann leuchteten seine weißen Haare im Sonnenschein, der sich durch die Kirchenfenster stahl, und auf seinem ernsten geröteten Gesicht lag eine so echte, tiefempfundene, wohl ziemlich alttestamentlich gefärbte Frö-

migkeit, daß es mir ins Kinderherz griff. Er war ein ehrenfester Vernunftchrist alten Schlagens, ein innigeres Christentum hat sich wohl erst in späteren Jahren im Verkehr mit meinen Eltern und deren persönlicher Christusliebe entwickelt.

Streng, wie er selber dachte, hielt er auch die Kinder, die sich sehr vor ihm fürchteten. Spielen war Sünde, sie sollten zu Hause sitzen und ihren Katechismus lernen. Am Montag früh war scharfe Revision, wer am Sonntag in der Kirche gewesen war: und »aufgepaßt« hatte. Wo er spielende Kinder fand, selbst am Sonntagnachmittag, da fuhr er scheltend los, und die Kinder stoben auseinander. Selbst die erwachsene Jugend fürchtete sich noch und schlich auseinander, wenn er kam. Weltliche Lieder liebte er nicht, und doch hat er gerade den Grund gelegt für die Singelust der Gemeinde, und wenn in den Spinnstuben oder an Sommerabenden der schöne, glodenreine Gesang erscholl: »Es wollt' es ein Mädchen in den grünen Wald gehn« oder »Es war einmal ein verliebtes Paar« oder das Lied von den Wassern, die nie zusammentamen, und viele andre, auch wohl »Morgenrot« und das Lied vom treuen Kameraden, und die Jugend singend strahlte, strahlte zog bis in den Wald und bis in die Häuser hinein, dann konnte er wohl wettern, bis er frischbraun war, über die Weltlichkeit, aber die schönen Töne glitten ihm doch ins Herz, und er erkannte wieder, was er gepflanzt hatte. Er war das Kind einer harten Zeit; aber allen Segen jener harten deutschen Lehrzeit hat er treulich hinübergerettet in seine Lebensarbeit.

Er hatte ein bewegtes Leben hinter sich. Er war Veteran von 1813, hatte dann bei seinem späteren Schwiegervater »Schullehrer gelernt«, wie die Leute sagten, natürlich die Tochter geheiratet und die Stelle geerbt, die mit stattlichem Haus, schönem Garten und mancherlei Verechsamungen für eine gute galt. Von Lehrerfonferenzen und bergleichen »neumod'schem Zeug« hielt er nicht allzuviel, er verkehrte hauptsächlich mit einem alten Stelzfußkollegen im benachbarten Franzosendörfchen Kelze, einem sprühen Veteranen von echt französischer Lebhaftigkeit, mit dem er Erinnerungen austauschte. Sein häusliches Leben war einfach und anständig; er hatte viel Kinder verloren, nur zwei sehr tüchtige

Söhne und drei einfache treue Töchter überlebten ihn, die ebenfalls schwere Lebensschicksale hatten und geduldig trugen. Seine Frau war wohl reichlich nüchtern und einfältig gewesen, sie hat in den Erinnerungen unsers Hauses keine Rolle gespielt. Nur eine Geschichte hat sich erhalten, die dieses Urteil glänzend bestätigte. Es war große Lehrerversammlung in der Schule, und die Kollegen mitsamt meinem Vater tranken drüben feierlich Kaffee. Da führte der Heimweg meinen Vater durch die Küche, wo er die Frau Schullehrer einsam Kaffee schlürfsend fand. Auf seine freundliche Frage, warum sie ihnen denn in der Stube nicht die Freude gemacht habe, mit ihnen zu trinken, antwortete sie unbeweglich in holdster Ahnungslosigkeit: »Ach, Herr Pfarr, ich kann dann die Rübenbrühe nicht so vertragen, da habe ich mir ein Täßchen 'Schieren' (Ungemischten) gekocht.« Zu dieser überraschenden Entschuldigung konnte dann freilich mein Vater nichts mehr sagen.

Es ist mir später immer verwunderlich und ein Beweis für die Untrüglichkeit unverdorbener Volksinstinkte gewesen, daß die geradezu unnünftige Strenge, die der Alte walten ließ, doch seinem Ansehen und der Verehrung, die er genoß, so gar nicht schadete. Bei seinem fünfzigjährigen Lehrerbildium feierte das ganze Dorf und war stolz auf seinen Kantor, dem sie ein sinniges Fest mit schönen Geschenken bereiteten. Noch sehe ich die Zahl »50«, aus weiß und roten Taufendschönchen (»Kloßröschen« hießen sie bei uns) auf einen weißen Pappbogen geheftet, hinter seinem Ehrenstessel hängen; herrlich! Und ebenso wenig schaden ihm einige naive Schwächen, die ganz sichtbar waren, oder auch ziemlich starke pädagogische, ja lächerliche Mißgriffe. So zog er ganz harmlos die Kinder der Besitzenden stark vor; man erzählte sich offen, daß »der Luis aus der alten Pfarre«, ein ziemlich verzogener, wohlhabender Bauernjunge, der ihm alljährlich eine Flasche Wein zum Geburtstag brachte, nie Schläge beläme. Die Stunden, die ich in den ersten Jahren in der Schule mithatte, benutzte er wiederholt, um mich den andern Kindern mit bröhnender Stimme als unnachahmliches Vorbild hinzustellen, was ich sehr geschmeichelt, wenn auch innerlich stark geniert wegen des Mangels an Beweisen, hinunter schluckte, und was besonders bei den großen Jungen auf der ersten Bank ein deutliches äußerst unbehagliches Grinsen hervorrief. Es hat mir wohl weiter nicht geschadet bei den starken Gegengewichten zu Hause. Aber es hinderte auch meine und unser aller Hochachtung vor dem alten Schulherrn keinen Augenblick, während doch im allgemeinen Kinder fürchtbar feinfühlig für Ungerechtigkeiten und lächerliche Schwächen sind. Wenn sein Geburtstag war, oder wenn der große Schulgarten ge-

graben oder der große Holzhaufen vor der Tür mit vereinten Kräften sämtlicher Schulkinder hineingetragen wurde, dann war selbstverständlich schulfrei, und jede Beihilfe im Interesse des Lehrers hatten Eltern und Kinder sich zur Ehre zu rechnen. Taten sie auch. Unzählige Schlachte- und Kuchenproben wanderten eifrig ins Schulhaus, und die Kinder, die sie stolz hineingetragen hatten, waren sicher, in den nächsten drei Wochen ihre Aufgaben zu »können«. Fürchtbar konnte seine Heftigkeit werden; wer ihm in solchen Augenblicken in die Hände lief, hatte nichts zu lachen. Er wußte das wohl selbst; denn er begnügte sich in solchem Falle, wenn sein Schül- arger einen gewissen Grad erreicht hatte, mit wütenden Generalstrafen. So stürzte er zuweilen tosend vor Zorn aus der Schulstube, holte in der Küche den großen Besen und fuhr damit wahllos hart segnend über Pulte und Bänke. Ein Glück, daß die Kinder darauf eingeübt waren und im richtigen Augenblick sicher unter die Bänke rutschten. Aber ein fürchtbares Wehgeheul mit vereinten Kräften überzeugte ihn, daß das Strafgericht gewirkt habe, und dann war er befriedigt.

So steht der originelle alte Mann mit seinen Wunderlichkeiten und doch seiner sicheren Kraft unverrückt in meiner Erinnerung und ist auch im Dorf lange nicht vergessen worden. Noch in einem war er groß und ist darin von keinem Nachfolger erreicht worden. Das war, wenn er bei Begräbnissen, sogenannten Eingeleichen (Leiche = Begräbnis im Hessischen), an der Spitze des Zuges mit der Schuljugend vorausschritt und den Gesang leitete. Es mochte stürmen oder schneien, die Sonne glutvoll vom Himmel brennen oder der Ostwind in die geöffneten Mäuler segeln bis in die unterste Lungen Spitze: kraftvoll wurde das Sterbelied angestimmt, mit kunstvollen Übergängen zu Ende geführt, und die nachfolgende Männergemeinde sang mit. Dann kam der Pfarrer, in der Hand, wegen der früher herrschenden Seuchengefahren, eine Zitrone und einen Rosmarinzweig; dahinter schwanke der Sarg einher auf den Schultern der Nachbarn und Gefreunden. War der Tote unverheiratet oder gar jung, so war der Sarg herrlich geschmückt mit unendlich bunten Kronen und Kränzen, die hernach in der Kirche aufgehängt wurden zum Andenken; je mehr Kränze und Kronen, die wir Kinder gewissenhaft zählten, um so mehr Ehre. Hinterher kamen das eigentliche Trauergefolge und am Schluß die Frauen. Lautes Weinen und herzbrechendes Schluchzen galt in diesen Reihen für besonders anständig, während vor dem Sarg handfest gesungen wurde. Die Schuljugend liebte diese Aufgabe, denn es unterbrach den Unterricht, und es erhielten hinterher die Großen vier Heller, die Kleineren zwei Heller bar aus-

gezahlt. Der Kantor aber bekam seine Gebühren und hernach eine Kanne starken »Leichenkaffee« und große Stüde »Leichenkuchen« ins Haus gebracht, die er auch ehrlich durch den Gesang verdient hatte.

An diesem dörflichen Schulleben nahmen wir Pfarrerstinder nur teilweise Anteil; wir hatten neben dem väterlichen Unterricht dort Schreib-, Rechen- und Gesangunterricht mit und saßen mitten zwischen den Dorfkindern, die in der hellen, lustigen Schultube in zwei und drei Abteilungen zu gleicher Zeit unterrichtet wurden. Wie der Schullehrer bei dieser großen Schar Jungen und Mädchen seine Ziele erreichte, ist eigentlich ein Rätsel; er war wohl eine Art Napoleon, der bekanntlich sieben Schreibern zugleich diktieren konnte. Die eine Abteilung rechnete mündlich, die andre schriftlich, die dritte machte Schreibübungen oder »überlernet« sich. Der Gesangunterricht, wenn auch nach veralteter Methode, war vorzüglich, Gehör, Treffsicherheit und die Stimmen zugleich schulen, und wurde trotz großer Strenge mit Freuden gegeben und hingenommen. Beim Rechnen galt es scharf aufpassen, der Schullehrer hörte und fand jeden Fehler heraus, und nach Bräsig's Rezept mußten Fügigkeit und Richtigkeit genau stimmen. Die Resultate waren bei Prüfungen hochbefriedigend. Ich hatte einst den Oberschulinspektor und den Landrat dabei scharf beobachtet und erzählte nachher der Mutter: »Ich glaube, die fremden Herren konnten unsre Aufgaben nicht so schnell, sie machten so dumme Gesichter; der Vater konnte alle, das habe ich genau gesehen.« So war ich in der beschriebenen Lage jener kurfürstlichen Amme, die, ein Prinzchen auf dem Arm, vom Balkon des Palais aus einer Parade auf dem Friedrichsplatz zusah und mit Genugtuung sich zur Fürstin wendete: »Unser (unsrer) ist doch der Schöne!« So gehörte es sich auch. Sehr originell war der Schreibunterricht, aber gut waren meist auch hier die Resultate. Natürlich war es Massenunterricht, mehrere Abteilungen zugleich, nur zuweilen langte sich mit sicherem Griff der Schullehrer einen besonderen Sünder oder einen besonders Begünstigten heraus, um ihn extra, meist nicht zu dessen Vergnügen, vorzunehmen. Sonst begnügte er sich damit, die Resultate am Schluß der Stunde durchzusehen, um dann, nach dem Vorbild des himmlischen Richters die Böde zu seiner Linken, die Schafe zu seiner Rechten stellend, die ersteren der Reihe nach durchzuhaueu, die andern mit zufriedenem Gebrumm, selten mit positivem Lob, zu entlassen. Daß furchtbar viel Stöcke bei der Methode drausgingen, ist selbstverständlich. Zuweilen wurden die großen Jungen in den Wald geschickt, um ganze Bündel Haseln zu holen, und diese Kreuzträger taten das auch mit glühendem

Eifer. Furchtbar entbrannte aber einst sein Zorn, als »der Penning«, übrigens ein ziemlich bössartiger und sittlich verdorbener Junge, der sie am meisten zu genießen kriegte, alle Stöcke vorsichtig eingekerbt hatte, so daß sie beim ersten Schlag in Splintern auseinanderflogen. Die entsetzte Schule vermeinte fast den Donner des Weltgerichts zu hören.

Der Schreibunterricht begann bei den Kleinen mit sehr schönen deutlichen Einzeldorfschriften auf der mit doppelten Linien versehenen Wandtafel, die wir dann auf unsrer Schiefertafel unter lautem Krächeln mit dem Griffel nachmalten. Die Griffel, von berauschender Schönheit, mit Gold- und Silberpapier, rot, grün und bunt umklebt, daß auch das Spektrum selbst davor erbleichen mußte, waren unser Stolz und ein eifriger Tauschgegenstand. Wir holten sie, das Stüd zu einem Heller, in »Weimanns Laden« und durften sie — ein bedeutungsvoller Augenblick! — selbst ausführen. War Herr Weimann guter Laune, so schenkte er wohl sogar einen Griffel noch zu. Ich erinnere mich, daß ich einst bitterlich weinend nach Hause kam, weil ich in langer, qualvoller Wahl mich nicht hatte zwischen einem feuerroten Griffel mit Goldrand und einen grünsilbernen entscheiden können. Herr Weimann hatte mich ausgelacht, und meine empörte Seele ging in stürmischen Wellen. Einer Schiefertafelsünde weiß ich mich leider noch schuldig, was mir die beleidigte Kultur verzeihen möge: statt meines nassen Schwämmchens, das so tugendhaft an der Tafel baumelte, benutzte ich nach dem Vorbild meiner Freundinnen gar zu gern zum Auslöschten Spude und zum Abtrodnen eine Ede meines Schürzhens. Tapfer ertrug ich zu Hause die Entrüstung, wenn die Spuren natürlich sehr sichtbar waren, sogar mit einem gewissen Trost, denn meine Gefährtinnen hatten Druckschürzen wie die Großen, und ich mußte die eiligen hellen Kittelschürzen tragen, die noch dazu die Illusion so erschwerten, wenn ich mit der Mutter »Besuch der Frau Pfarrer und der Frau Bürgermeister« spielte und wir unsre Mutterorgen um die erkrankten Puppentinder gegenseitig berieten.

War die Tafelperiode überwunden, so rüdten wir zum Tinteschreiben in den Hesten auf, die wir auch so bunt und interessant nehmen durften, wie wir Lust hatten. Auch da sorgte Weimanns Laden für die Ausbildung unsers ästhetischen Geschmacks. Wie wurden wir beneidet, wenn wir gar besonders schöne Feste aus »Leists Buchdruckerei und Papierhandlung« in Kassel erhielten, meine ersten geschäftlichen Beziehungen zu dem Großhandel der Residenz! Dies kleine dunkle Lädchen an der Brüberkirche, übrigens ein altes Geschäft von bestem Ruf, werde ich nie vergessen. Es ist unauslöschlich in mein Kindergeächtnis eingegraben neben Kleppers

Zwirn- und Posamentierladen, Ede Mittel- und Ziegengasse, wo es immer für uns Kinder bunte Zwirnfärtchen gab, Wallachs großem Konfektionsgeschäft am Martinsplatz, wo wir herrliche Puppenlappen erhielten, und dem Stidereiladen des Herrn Schwarz im Sad, wo uns ein überaus elegant frisiertes Fräulein Perlen und Wollreste schenkte, und dessen Herr außerdem dadurch berühmt war, daß er den ganzen Winter durch in der Gulba kalt badete und sich zuweilen gar ein Loch ins Eis haben ließ.

Doch zurück in die Schulkstube zum »Schön-schreiben«. Auf der Oberstufe hatten wir schmale auf Pappe geklebte Vorchriften, die wir auch nach eigenem Geschmack wählen durften. Es waren meist höchst moralische Sentenzen, die uns auf diese Weise beim Schreiben eingeprägt wurden, etwa »Hochmut kommt vor dem Fall«, »Wer einmal lügt usw.« und ähnliche. Der Herr Schullehrer benutzte sie zuweilen sehr energisch zu unsrer sittlichen Läuterung, denn wenn wir für gewöhnlich nach jeder gut geschriebenen Seite uns eine andre Vorchrift wählen durften, so erinnere ich mich, daß der Ernst Meier, der gewagt hatte, ihm zu trotzen, vier Wochen lang unentwegt schreiben mußte: »Dummheit und Stolz wachsen auf einem Holz.« Den andern Unterricht hatte ich nicht mit; er war wohl reichlich formalistisch, aber doch lernten die Kinder sicher und gut auswendig, mit deutlicher Stimme und ohne Zögern sprechen, und Vater lobte auch immer, wie gut seine Konfirmanden vorbereitet seien.

So erlebte ich als Pfarrerskind auf dem Lande zwei pädagogische Ideale der Gegenwart am eignen Leibe: das System der Einheits-schule und das System der gemeinsamen Er-ziehung der Geschlechter. Und beide habe ich gesund verbaut. Der Aufstieg aus diesem Volksschulunterricht konnte nur kraftbil-dend und sozial günstig wirken; ich habe lebens-lang empfinden dürfen, welche Anschauungskraft für das Leben und seine Zusammenhänge und Erscheinungen durch diese Verhältnisse gewedt wurde, und von Schattenseiten weiß ich über-haupt nichts. Selbst unsre Sprache litt nicht darunter, wir lebten eben in zwei Welten: zu Hause sprach man ein gutes Hochdeutsch, meine kleinen Gefährten sprachen untereinander ein reines Plattdeutsch, Vermischungen kamen nicht vor. Auch waren die Schulkinder — darauf hielt der alte Schullehrer sehr genau — stets reinlich gewaschen und gekämmt, in ordentlichen Kleidern, die Mädchen trugen fast tolett stets frische helle Rattuntücher umgesteckt. Barfuß-gehen war leider in der Schule verboten, es galt für unwürdig und wäre doch wahrscheinlich viel gesünder gewesen. Auch die Schulkstube und die Pulte waren stets sauber, dafür hatten die gro-ßen Mädchen zu sorgen. Wie oft bin ich heim-

lich mit rübergeschlüpft, wenn da wie wütend gefegt, alles umgestülpt und zuletzt in peinliche Ordnung gebracht wurde! Gott, wenn man mir das zu Hause zugemutet hätte! Aber hier war eben eine andre Welt, eine Welt für sich, und so wurde ich gerade dadurch Bürger verschie-dener Welten.

Und das andre System, hat das kein Gift in Kinderherzen gestreut? Daß Jungen und Mäd-chen sich so selbstverständlich in ihren Leistungen kennen und schätzen oder belachen lernten, hat gewiß nichts geschadet. Die Mädchen waren im ganzen fixer, früher reif, sprachgewandter und lebhafter interessiert; in jedem Fach trat ihre Eigenart hervor. Die Jungen waren langsamer, einsilbiger und gleichgültiger, aber wohl auch zu-verlässiger und bohrender. Was ein Junge richtig konnte, das konnte er nach und nach sehr gut, und wenn er erst seinen Stolz dareinsetzte, so flog er allen voraus. Er konnte aber auch mit unglaublicher Schwerfälligkeit bodig sein und jeder Aufgabe einen latenten Widerstand entgegensetzen. Immer sind die Geschlechter in ihrem Wesen, ihrer Auffassung und ihrem Kön-nen verschieden, weshalb unerfahrene Lehrer sich so leicht blenden lassen, wenn sie aus Knaben-schulen zum Mädchenunterricht kommen: wie lebendig diese Mädchen zupassen und wofür man all ihr Interesse früh wecken kann! Gut, wenn diesem Entzünden nicht bald wieder Ent-täuschung und Schlimmeres folgt, und die Schuld liegt beim Lehrer, nicht bei den Schü-lern, die ihrer Natur folgen.

Was nun die sittlichen Gefahren anbetrifft, so wage ich kein letztes Urteil. Diese Kinder kannten alle von früh auf die natürlichen Be-ziehungen der Geschlechter, rechneten ruhig da-mit, und vererbte Flüsterereien oder Versuche mögen nicht ausgeblieben sein; ich selbst bin nichts davon gewahr geworden. Fehlen sie etwa ganz bei getrenntem Unterricht? Lieber Gott, zumal in der doppelten Moral unsrer Ge-sellschaft! Selbst ein Rousseau kann da nicht »hindern, daß etwas geschehe«, denn, entgegen seiner Philosophie, erlebt man nur zu sehr: »das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf«. Ganz feststehend war bei uns die Einrichtung des »Schulshages«, die anerkannt und berücksichtigt wurde. Es ging aber nicht nach Laurens Rezept »der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme«, son-dern das Schicksal hing von der Schulbank ab: die entsprechenden Nummern auf den Jungen- und Mädchenbänken gehörten zusammen. Wir Pfarrerskinder waren dabei nicht recht unterzu-bringen, weil wir nur Mittwoch und Sonn-abend da waren. Einestheils empfanden wir das als eine Art Ausfluß vom vollen Leben; ander-seits war ich doch froh, denn der Junge, der mein »Widerpart« gewesen sein würde, hatte

immer eine schmutzige Nase und meist einen Schorf auf dem Kopf. Dieses Schulschäpverhältnis, im ganzen ein leidenschaftslos geordnetes, setzte sich zuweilen bis ins Leben fort, zumal Bauern- und Tagelöhnerkinder nach Schichten unwillkürlich — oder auch willkürlich — geordnet waren. Vielleicht hat davon mancher Dorfroman seine Färbung erhalten. Auf unser Kinderleben ist durch diese Verhältnisse kein Meltau gefallen.

Und das dritte pädagogische Ideal der Gegenwart, der Reformschwärmer, denen unsre überreichlich festgefügte Berechtigungsbildung heute ein Dorn im Auge und ein Nagel zum Sarg ist, das Ideal eines freien, dem individuellen Interesse folgenden Geistesunterrichts, genossen wir nebenher in vollen Zügen, und zwar an den vier andern Tagen beim Unterricht unsers lieben Vaters. Wenn er morgens, sein Pfeifchen rauchend, mit der Mutter von der Gartenbesichtigung kam, dann begann in seiner gemütlichen Studierstube am Sofaßisch die Stunde. Leicht klopfte es dann bald, und irgenbein Gemeindemitglied trat mit einem Anliegen ein, und das ging immer vor; das waren die zahlreichen Momente des »Rührt euch« auf dem geistigen Exerzierplatz. Auch muß ich gestehen, daß, obwohl Vater für einen fixen Lateiner und Griechen galt und Hebräisch bis in sein Alter getrieben hat, obwohl er seinen Shakespeare kannte und liebte wie wenige, doch sein fremdsprachlicher Unterricht eigentlich in der Wurzel nichts taugte. Ploetz, verhülle dein Haupt! Und ihr Engländer mußtet damals schon erfahren, wie wir jungen Deutschen in Vaters Studierstube uns verachtend von eurer Niedertracht und eurem perfiden Krämergeist abwandten. Die Kasseler Schule und zahlreiche Privatstunden dort fanden in bezug auf die Sprachwissenschaften einen recht jungfräulichen Boden, als sie mich in ihren höheren Bildungsdunstkreis aufnahmen. Auch auf die Idee, mich Latein mittlernen zu lassen, was ich spielend gekonnt hätte, kam mein Vater gar nicht: Mädchen-Berechtigungsbildung — Unsinn! Vielleicht habe ich hernach durch den furchtbaren geistigen Hunger hindurchgemußt, als ich begehrte, mich zu sättigen von den Brosamen, die von der Männer Tische fielen, um so bis zur Besinnungslosigkeit die Kämpferin für das Recht der vollwertigen Frauenbildung zu werden, als welche ich dann neben viel Liebe doch auch Leid, Neid und Haß reichlich geerntet habe.

Nun aber die Rehrseite! Welche Literaturstunden, wie lebte die Geschichte, wie glühte der Religionsunterricht, welche Interessen weckte die Erdkunde und Naturkunde! Vater gehörte noch zu den Ausläufern der Romantikanbänger, und

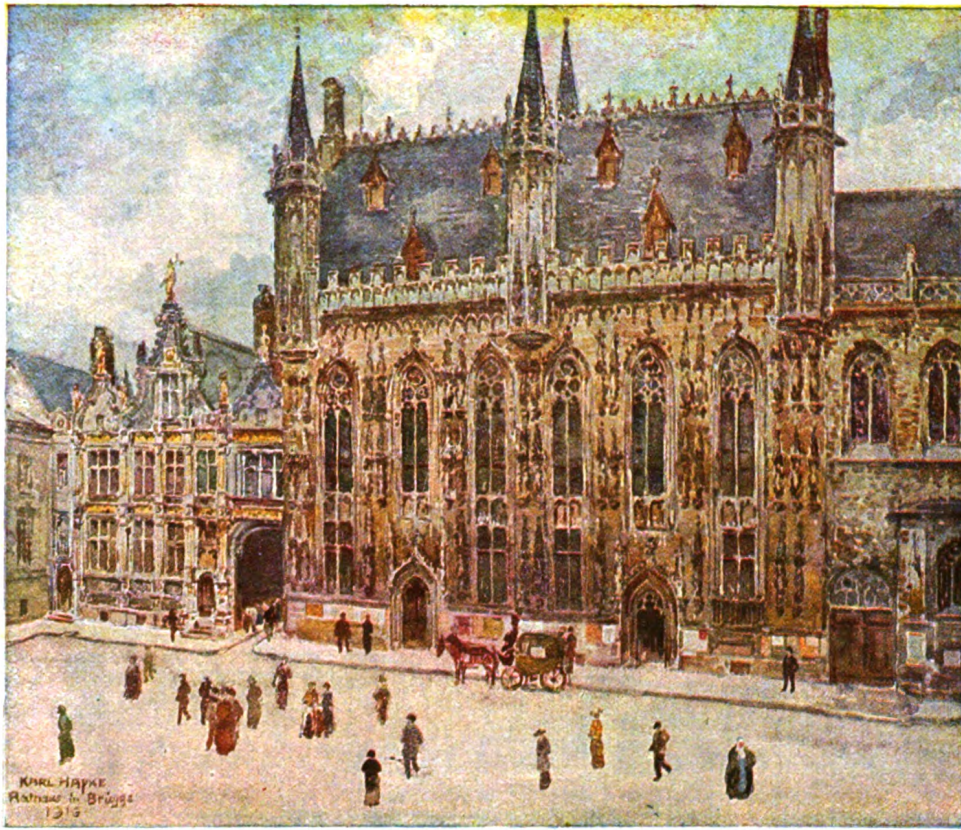
zugleich liebte er von Herzen Schiller und Goethe mit tiefstem Verständnis. Er war begeisteter Schüler des alten Vilmar in Marburg und wohl ein Lieblingschüler von ihm gewesen, und so führte er denn auch uns an die Quellen der alten deutschen Herrlichkeit. Wir lernten die deutsche Sprache lieben und auf den deutschen Kaiser hoffen und den Erbball mit deutschen Interessen umspannen. Uns lebten die Nibelungen, wir litten mit Gudrun, zogen mit Dietrich und seinem Waffenmeister aus und saßen am Feuer bei Wieland dem Schmied. In solchen Stunden hingen wir an Vaters Lippen, und er brannte uns die Vergangenheit ins Herz und sentte fruchtbare Samentörner des Glaubens an die Zukunft hinein und lehrte uns auch die Gegenwart begreifen und beobachten. Als dann die großen Tage von 1866 und 1870 kamen, da war's uns, als wachten die Stunden in Vaters Studierstube auf und wurden jetzt lebendig. Und als ich viel später im Hörsaal vor den Dozenten saß, als Moritz Heyne vor uns die deutsche Sprache lebendig machte und wir bei Max Lehmann und Brandt hören durften und die Philosophie mit ihrer zehrenden Weisheit die Hände nach uns streckte, da wanderte immer in meiner Seele die Kinderzeit wieder mit, und vergangene selige Stunden wurden lebendig. Mein geliebtes Vättchen, so unmodern und doch so zeitlos lebendig, so klug und so dumm zugleich, zeitlebens ein Parzival und Wahrheitsfucher für sich und seine Kinder! So sind auch die Erinnerungen an seine Religionsstunden der Ariadnesfaden gewesen, an dem ich aus der Nacht der bösen, kalten Zweifel zurückkletterte bis an die Tore des Reiches, dessen Königswort lautet: »Vater, ich will, daß wo ich bin, auch die seien, die du mir gegeben hast.«

Dies war die Bildung, die ich junge Dorfwilbe mitbrachte, als ich in die höhere Töchterstule einzog und mich mit meinen Altersgenossinnen zu messen hatte. Ein Maß wäre wohl schwer zu finden. In Kraft der Anschauung und lebendigem Erfassen der Bildungstoffe war ich wohl den meisten recht voraus; nach meiner Erinnerung durchmaß ich ganz andre Flugbahnen mit viel ursprünglicherer Energie. In den Geistesfächern und anderseits in formaler Sicherheit war ich wohl mindestens den Ersten gleich, in Religion, Deutsch, Geschichte wußte ich andres und ganz anders, in den Aufsätzen galoppierte ich freudig über den Rennplatz und schoß am Ziel als Sieger durch. Zum Verständnis der modernen Sprachen freilich mußte ich durch viel Trübsal eingehen; als ich aber erst Blut geleckt hatte, habe ich mich mit Wonne in die fremde Literatur und später auch in das fremde Leben gestürzt.



Leopold H. Jülich:

Im Sommer



Das Rathaus in Brügge

Vom malerischen Flandern

Von Johanna Arnßen

Mit acht Aquarellen von Karl Hoppe

Das Meergeträusel an der flandrischen Küste schimmert im Regenbogenglanz. Ein Farbstreifen legt sich hinter den andern, durch zarte Übergänge zur höchsten Leuchtkraft übergehend und wieder sich verwischend — bis ein sattes Violett Horizont und Meer verbindet. Und das Wasser, das weich und doch glutvoll malende, zieht sich durch das ganze Land, zieht in Flüssen durch die Ebenen, brüht sich durch die schmalen oder breiteren Kanäle der Dörfer und Städte, liegt, von der Luft eingesaugt und den Sonnenstrahl bunt zerteilend, über den fruchtschweren Adern und den Blumenfeldern und bringt die farbdollen Städte zu ihrem höchsten Reiz, daß das Auge sich nicht lösen kann.

Und der stille Spiegel der Kanäle scheint die dicht an ihren Rand gebauten Häuser ins Wasser hinein zu verlängern, denn aus der

Tiefe grüßen die Spitzen der Giebel und die Türme herauf. Manchmal verzittern all die Farben im Wasser bei leisem Wind, all das wechselvolle Rot der Dächer, das stellenweise wie Rubin in der Sonne ist, das weiche Gelb, Blauweiß und Rosa der Haustünche, das Verwitterungsbunt der Umfassungsmäuerchen mit dem üppigen Grün und das sammetgraue Gestein der Kathedralen. Jede Farbe bleibt für sich; nur die Umrisse verlieren sich, und ein immerfort bewegter Schein fällt vom Wasser auf die Häuser.

Streckenweise träumen die Flüsse nur durchs Land, träumen vorbei an den schlummernden kleinen Orten, in deren niedrigem vielgestaltigem Häusergewirr meist eine wertvolle alte Kirche von vergangenem Glanz erzählt. Die Wellen plätschern um einsame Kähne, und in dem Ufergrün flüstert es wie von Geheimnissen. Aber die Flüsse wachen

auf, sobald sie sich stärkerem Leben nähern, und so in sich selbst versunken die Schelbe bei Audenarde erscheint, so geschäftsfreudig ist sie in Antwerpen. Oder vielmehr: sie war es; denn der Mastenwald auf ihrem Wasser und in ihren Häfen ist jetzt verschwunden. Hier hat der Krieg das fieberhafte Treiben aufgehoben, und ist auch das Bild, das sich jetzt dort bietet, kein Idyll, so scheint es doch ein Sinnbild tiefsten Friedens.

Ein Blick von einem niedrigen Turme Flanderns zeigt uns die Häusermassen weit und wellig auseinanderfließen. Ein Auf und Ab von Dächern; ein rotes Meer, vom hellsten Leuchten bis zum Schwarzrot — dazwischen Dächer von tiefem Blau. Das hebt und senkt sich in sanften oder auch scharfen Linien, in zierlichen oder auch dickbauchigen Rundungen, und dazwischen buden, träumen, sichern die Giebel in immer wechselnden Formen und Farben. Nischen mit bunten Heiligenbildern hier, Barockschnecken und zierliche Götter- und Helmbildwerkchen dort. Und zwischen all dem grüne Plätze, Bäume, Efeu-mauern, Stürze und Gefälle von wildem Wein und Blumen, ja, Blumen die Fülle. Wie prachtvoll zusammengefaßt solch eine

Häuserwelle selbst in einem ganz anspruchslosen Teil der flandrischen Stadt wirken kann, zeigt unser »Kanal in Brügge«.

Diesen ausgesprochenen Hang zur Breite betont durch seine Gegenfagwirkung ein Streben zu schwindelnder Höhe, das in einzelnen Gebäuden der Städte und in den zahlreichen Türmen des Landes zur Geltung kommt. Das hebt sich wie Leuchttürme aus hochgehender See. Aus alter Zeit ragen Türme empor, breit, massig, gemacht zur Verteidigung und zum Schutze einer Besatzung. Schlanker und immer höher werden sie in der gotischen Zeit. Doch oft, sehr oft sind sie unfertig geblieben, schließen mit einer Plattform ab und verzichten auf die Bekrönung. Es ist als hätte der Wirklichkeitsinn des flämischen Volkes sich unterwegs bedacht, als hätte die allzu vermessene Höhe ihm Angst eingeflößt. Der mächtige Turm der St. Romualdkirche in Mecheln war im Entwurf auf 168 Meter Höhe geplant; doch ist die Beschränkung, die man sich auferlegte, indem man bei einer Höhe von 97 Metern aufhörte, gewiß nicht zum Schaden des Eindrucks. St. Gudule in Brüssel, deren Fassade den Blick plötzlich emporreißt, wie ein mächtiges, steiles Felsen-



Kanal in Brügge



Alte Häuser in Brügge

gebirge, gewinnt durch die unmittelbare Schluß-Horizontale der unfertig gebliebenen Türme doppelte Wucht. Man möchte der Gotik ihre letzten, himmelftürmenden Möglichkeiten abringen und — will dann doch schließlich die malerische Beute nicht aufgeben.

In den alten Markthallen sehen wir dies Höhen- und Breitenstreben vereinigt. Aus vornehm niedrigem, langgezogenem Gebäude sprang der Turm der jetzt zerstörten Yperner Tuchhalle empor, und der zauberhafte Belfried von Brügge schwingt sich aus lastender Masse.

Die Rathäuser dagegen, zumal die vielbewunderten aus der spätgotischen Zeit, heben sich in ihrer ganzen, feingliedrigen Gestalt hoch über die Häuser ihrer Umgebung; die Türme wollen nur schmücken. So ist's auch bei dem Rathaus in Audenarde auf unsern Bildern. Es wurde 1525 begonnen und war schon 1529 fertig. Seine Oberfläche mutet uns fast wie eine feine Goldschmiedearbeit an, zumal wenn man sich all die zierlichen Figuren, die unter den Baldachinen standen, ergänzt denkt. Das ist ein Heben und Neigen von krausen und wogenden Linien, ein ewiges Wechselspiel von Licht und Schatten.

All die Skulpturen wollen kein plastisches Eigenleben führen; sie schmiegen sich in ihrer Weichheit vielmehr ganz der Forderung des Landes, die auf malerische Wirkung drängt, an. Der Wellenschlag der Formen und des Lichtes wird dem Beschauer ganz besonders bewußt, wenn er an dem Torbogen der feinen Renaissance-Kanzlei neben dem spätgotischen Rathaus in Brügge steht und den Blick von der Seite her über die bauschige Zierplastik gleiten läßt. Der Figurenschmuck ist erneuert und so der ursprüngliche Eindruck wiederhergestellt.

Von derselben Art ist das Rathaus in Löwen; nur springt es höher und steiler empor, und noch viel reicher ist sein bildnerischer Schmuck. Es ist uns durch deutsche Sorgfalt erhalten worden, als der Weltkrieg sein Zerstörungswerk an Löwen tun mußte. Und wenn man angesichts der Überfülle von künstlerischen Werten, welche sich in Flandern trotz allen Kriegen, die es erlitten, immerfort erneuerten wie die Natur, eine schöne Stunde lang das große Sterben vergessen könnte, die Erinnerung an das Rathaus in Löwen bringt alles Furchtbare bald wieder ins Gedächtnis. Da steht es inmitten der Zerstörung, so reich

und zierlich gewandert und so zusammengefaßt, als grauste es ihm vor dem, was es sehen mußte, und als möchte es zur Höhe hin entfliehen. So schaut es hinein in die dachlose St. Peterskirche und sieht weithin die ausgebrannten Mauerreste der Häuser, deren Bewohner Freud und Leid zu ihm getragen hatten, sieht Trauer und lastende Stille in den Straßen. Es hat im Kriege furchtbare Schuld und furchtbare Sühne auf seinem Platz sich abspielen sehen.

Doch das alte Rathaus, das so viel wechselnde Zeiten gesehen und so viel streitende Parteien, das mehr als einmal erlebte, wie die Bürger ihr eignes Blut vergossen im Kampfe der Gilden miteinander — es ist milde geworden und schaut auch verstehend auf seine Rester, unsre deutschen Soldaten. Und da sieht es gerade hier in der Zerstörung so viel Heimatliebe und Heimatsehnsucht, sieht, wie die Feldgrauen mit beglückten Augen den Fremden im Reisefleisch folgen, wenn sie im Vorbeigehen heimische Laute von ihnen ertausch-

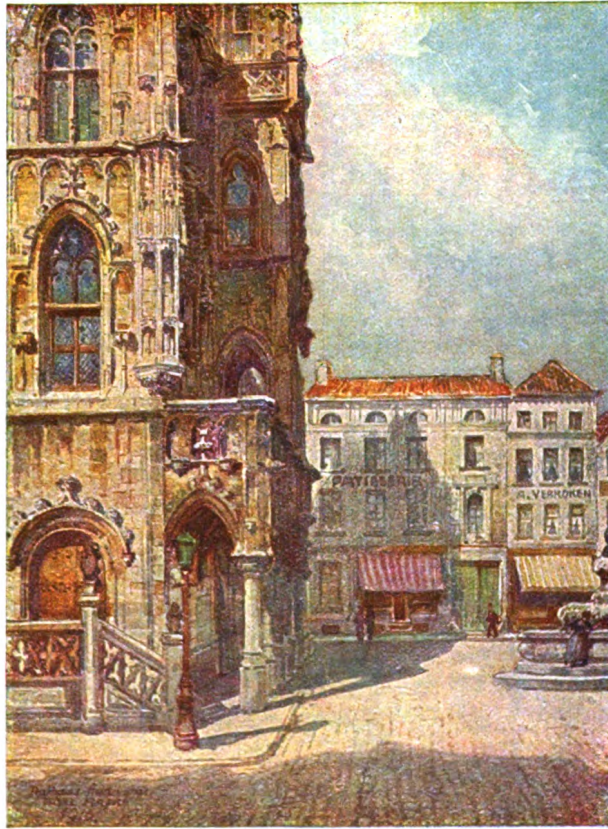
ten. Vielleicht waren die Wanderer gestern noch in Deutschland, tragen noch deutsche Erde an den Sohlen. Und ein Warten und Erwarten, daß man sie anrufen möge, ist in den Bewegungen der Getreuen, die hier ausharren müssen, umgeben von dem Haß der schwer heimgesuchten Löwener, den unsre Soldaten mitleidvoll begreifen.

Und das Erinnern möchte sich lösen, ein Ausruhen suchen in reinigender Stille, in dem Märchen der flandrischen Städte, die der Weltkrieg nicht zu Not und Tod aufgeweckt hat. Zum Minnewater in Brügge flüchtet es und sieht dies unwirklich schöne Traumland im Mondlicht. Die Wellchen des kleinen Sees glänzen auf; dann und wann leises Glucksen des Wassers und das Aufrauschen eines schlafenden Baumes. Vom Grün fast verhüllt, steht der alte runde Verteidigungsturm zur Seite der Brücke, und über die feinen Brückenbogen grüßen, wie von Schleiern umwoben, Notre-Dame und der Belfried, den Turm der Tuchhallen. Feiertag ist's;

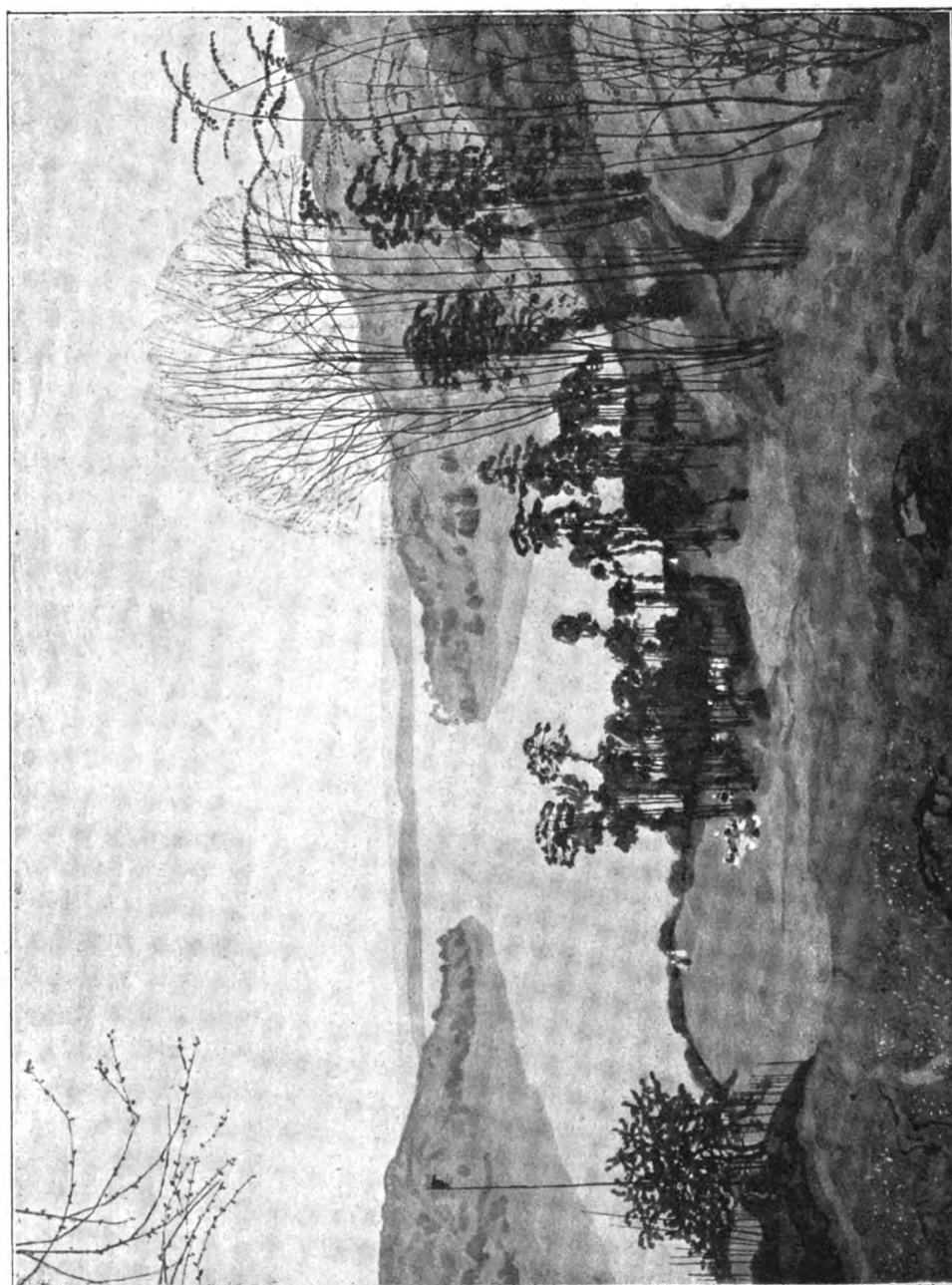
ein Künstler spielt die Klaviatur des Glodenspiels. Singt die Luft, singt der Turm? Nie gehörtes Tönen fließt weit übers Land; alte flämische Volkslieder schweben heran mit überwältigendem Flügelrauschen.

Dort träumt der Beginenhof. Breit und niedrig der Eingangsbogen in der überwachsenen Mauer. Ein paar Schritte hinein — und tieffter Friede. Ein großer Grasplatz mit uralten Linden, und rund herum die Häuser der Beginen mit den Treppengiebeln und die Kirchen. Dies Fleckchen, wie es da im Sternlicht liegt, scheint nur noch mit ganz losen Banden an die Erde geknüpft.

Und drinnen in der Stadt neigen sich die Trauerweiden über das Gähnen der Kanäle, und auf den kleinen Rähnen leuchten rote Lampions. Dämmerig ist's in den Straßen, und nicht leicht findet man sich in ihrem Gewirr zurecht. Aber es ist ein köstliches Verirren;



Das Rathaus in Audenarde



Leopold S. Jülich: Landschaft

denn indem man den Weg sucht, findet man so unendlich viel Schönheit, und wenn's auch manchmal nur eine Gruppe reizender Giebelhäuschen ist, die uns ein Durchblick unerwartet zeigt.

Aber diese Häusergruppe aus Brügge liegt auf unserm Bilde in hellem Sonnenschein, und Brügge, das verschont geblieben ist, träumt auch nicht mehr seinen alten Traum. Es ist von deutschem Leben erfüllt. Die blauen Jungens von der Waterkant haufen dort und haben sich in ihrem Niederdeutsch schnell mit den Bewohnern der Stadt verständigt. Ja, die niederdeutsche Sprache hat unsre Soldaten auch innerlich dem germanischen Glandern nähergebracht, so daß sie jetzt friedlich mit den Bürgern in den Häusern und Wirtschaften und auf den Straßen zusammen sitzen und »klönen«. Auf dem Rathausmarkt aber zieht täglich die deutsche Wache auf, und die Kinder laufen mit und singen deutsche Soldatenlieder.



Marktplatz mit Walpurgiskirche und Rathaus in Audenarde

Was uns in Glandern so weich umschmeichelt, so stark ergreift und so wesenstverwandt anmutet, ist Altflanderns germanische Kultur. Ein künstlerisch und technisch hochgeschultes Volk mit dem starken Willen zur Schönheit hat hier im Großen wie im Kleinen gearbeitet, auch Fremdes verarbeitet, aber so, daß es immer wieder Heimatkunst wurde. Immer wieder gab's Höhen in diesem Kunststreben, sei es in flandrisch gedauteter Gotik, in van Eycks Lebensfrische, in Memlings zarter Beseeltheit, oder sei es, wie zur Zeit Rubens', im Ausdruck höchster Daseinsfreude, die auch das seelische Genießen zu steigern wußte, und für die es fast symbolisch ist, daß Rubens' letztes Werk sein strahlendstes war.

Die Neuzeit brachte dergleichen nicht mehr hervor, als sei die schöpferische Kraft des Volkes versiegt. Doch kommt's wohl daher, daß man sie nicht mehr ruft, seitdem das Zeitalter der Gilden, welche die größten Meister wie

die letzten Handwerker umschlossen und so den Volkswillen zur Schönheit in die Tat umsetzen konnten, dem Zeitalter des Individualismus gewichen ist. Im flandrischen Volke leben nach wie vor der Wille und die Lust zum Malerischen, viel technische Geschicklichkeit und ein angeborenes feines Verständnis für künstlerische Werte. So werden alte historische Bauten mit einem Anpassungsvermögen erneuert, das anderswo seinesgleichen sucht. Historische und religiöse Feste werden mit malerischer Pracht gefeiert und entfalten sich in der mittelalterlichen Umwelt wie Schönheitsträume aus verschollenen Tagen. Und sie sind volkstümlich, diese Feste. Der Brüsseler Marktplatz sah in den letzten Jahrzehnten Ritterturniere in echten Gewändern, bei denen kostbare Teppiche aus den Fenstern der alten Häuser hingen. Der Tag des hl. Blutes in Brügge am ersten Montag im Mai ist ein Volksfest, zu dessen Glanzpunkt, der Pro-



Die Schelde in Audenarde

zession, von weither die Fremden strömen. Und gewiß, es lohnt der Mühe; denn sie ist ein freudiges Sichausleben des Künstlertums, das im flandrischen Volke steht. Ein Teil der Prozession zeigt in lebenden Bildern Szenen aus der biblischen Geschichte, ein anderer aus der geschichtlichen Erinnerung Flanderns. Da reiten, vom flandrischen Abel dargestellt, in schweren, kostbaren Gewändern Graf Thierry und seine Gemahlin Sibylle daher, in ihrem Gefolge die Kreuzritter und Soldaten, Pagen, Damen und Abgesandten der Zünfte. Graf Thierry brachte der Sage nach das heilige Blut mit aus dem gelobten Lande, und sein Darsteller in der Prozession reitet mit seinem Gefolge, sobald seine Abteilung auf dem Marktplatz zu Brügge angekommen ist, zum Thronsaal des Bischofs, um ihm die Reliquie zu überreichen. Der Zug ist noch überreich an ähnlichen Darstellungen, die sich beim Geräusche der Glocken in der alten Umgebung entwickeln. Die Kriegszeit wird allerdings manches gedämpft und aufgehoben haben.

Die Obst-, Blumen- und Gemüsestände auf den flämischen Märkten sind eine Augenweide

und geben einen überraschend kräftigen Beweis von dem malerisch arbeitenden Volk. Man wird manchmal an Stilleben alter flämischer Meister erinnert. Und entwickelt sich diese Formen- und Farbenpracht gar unter alten Bäumen, wenn der Sonnenschein sich durchdrückt, um alles aufleuchten zu machen, und wenn die Blätter Schatten in dem Leuchten schwimmen, dann gibt's unvergeßlich wunderbare Bilder. Auch ein Blick in die Markthalle von Mecheln zur Tomatenzeit muß für einen Maler ein köstliches Erlebnis sein.

Doch auch die Kehrseite der Medaille fehlt nicht, nämlich das Sonnenbrüderium, das ja der künstlerischen Veranlagung, wie man sagt, die Wage hält. Zumal blüht es in Antwerpen und besonders jetzt zur Kriegszeit. Da alles Mannbare in andern Ländern streitet oder schwer arbeitet, fällt dies auf.

Da stehen starke, gesunde Männer an die Häuser gelehnt und gähnen in den Tag hinein oder knidern wie die Kinder, freuen sich stundenlang über eine Apfelsine, die ihnen geschenkt worden, oder fallen über eine Zigarettenschachtel her, die jemand weggeworfen hat. Daß diesen beschaulichen Naturen die Arbeit in Deutschland nicht gut schmeckt, kann man wohl verstehen.

Aber diese Erscheinung ist wirklich nur die Kehrseite der Medaille; denn ihre Schauseite zeigt eben das kunstgeübte, bienenfleißige Volk, das Flandern zu solchen Blütezeiten geführt hat.

Die neue flämische Literatur, soweit sie vollstümlich ist oder doch aus dem Volke schöpft, ist auch vollfarbig aus innerstem Müßigen, ohne daß sie es nötig hätte, ausmalend vorzugehen. Der Lyriker Guido Gezelle, der in seinem Lied von der Groeninger Schlacht die Löwen tanzen läßt, die schwarzen Löwen auf dem gelben Feld der Lanzenfahnen, malt fein und stark das eigenartige Schlachtbild. Wir geben ein paar Verse als Probe:

Het Vlaamsche heir staat immer pal,
Daar 't winnen of daar 't sterven zal:
Alhier, aldar, aan lange lanssen
De leeuwen dansen!

De winden schudden met geweld
De zwarte blomme in 't geluw veld!
De kwaden zien beneen de transen
De leeuwen dansen.

(Das flämische Herr steht immer aufrecht,
da es gewinnen oder sterben wird. Allhier,
allda an langen Lanzen die Löwen tanzen.)

Die Winde schütteln mit Gewalt die
schwarze Blume auf gelbem Feld. Die Bösen
sehen von den Zinnen herab die Löwen
tanzen.)

De Coster in seinem zwar altfranzösisch ge-
schriebenen, aber flämisch gedachten und ge-
fühlten Mägenpiegel schafft mit breitem Pinsel
ein Gemälde nach dem andern. In Mägen-
piegels, des mittelalterlichen Helden, Familie
gibt de Coster ein Sinnbild des Flamenvolkes,
wenn er eine Wahrsagerin sprechen läßt:

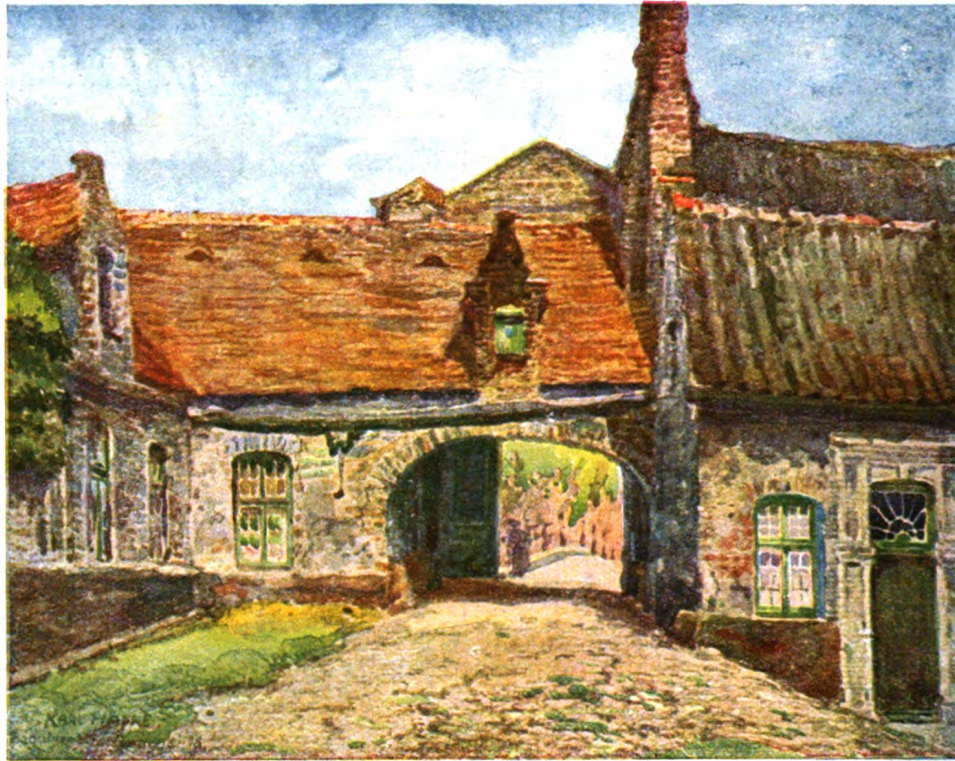
»Mägenpiegel, der, immer jung,
niemals sterben wird, wird
durch die Welt eilen, ohne sich
jemals seßhaft zu machen. Und
er wird Bauer, Edelmann,
Maler, Bildhauer sein, alles
miteinander. Und so wird er
durch die Welt ziehen, prei-
send das Schöne und Gute,
über die Dummheit spottend
mit vollem Munde. Klaas
(Mägenpiegels Vater) ist dein
Mut, du edles Volk der Flan-
dern, Soetkin (Mägenpiegels
Mutter) ist deine tüchtige Mut-
ter, Mägenpiegel ist dein Geist;
ein liebes, schmauchendes Mädchen,
die Gefährtin Mägenpiegels
und unsterblich wie er, wird
dein Herz sein, und ein Wid-
wanst, Lamme Soetjak, wird
sein Magen sein. Hoch oben
werden die Schinder des Vol-
kes stehen, unten die Opfer;
oben die diebischen Drogen,
unten die arbeitenden Bienen,
und im Himmel werden die
Wunden Christi bluten.« —

Eine solche malerisch schaf-
fende Volkskultur, aus der auch
die vornehmsten Künstler und
Auftraggeber ihre wurzelechte

Kraft zogen, muß auf alle Schichten weßens-
verwandter Fremder stark wirken. Unsern Sol-
daten, selbst den einfachsten, war der Blick in
Flanderns Schönheit wie das Schauen in ein
Wunderland. Wer nach den furchtbaren Er-
lebnissen der ersten Zeit in einem der still-
schönen, naturgesegneten Orte zur Ruhe kam,
der sog den Zauber ein wie einen köstlichen
Trank. Schon in den ersten Kriegswochen
war's in den Lazaretten ein Erzählen, ein
Schwelgen geradezu in all dem Geschauten,
und es war zu verwundern, was da alles bei
den Bergleuten, Bauern, Handwerkern und
Fabrikarbeitern an wirklichen Kunstwerten
haftengeblieben war. Es war eben germa-
nische Volkskunst, die zu den Deutschen sprach,
und die Naturschönheit, die Fruchtbarkeit des
Landes kam hinzu. Es ist in manchem
plötzlich eine Lust zum Schauen erwacht, die
sich zur Sehnsucht steigerte, nun auch das
Erhabenste zu sehen, das dies Land zu bieten
hat. Die Bewohner der Küstendörfer erzäh-



Kirche in Kortemark



Eingang zum Begijnhof in Brüssel

len davon, wie die deutschen Soldaten immer wieder eiligen Fußes an sie herangetreten seien und gefragt hätten: »Wo ist das Meer?« So mancher Soldat hat den Entschluß gefaßt, im Frieden noch einmal in Ruhe die Reise durch diese Lande zu machen. Rührend war's, wie einem armen, sterbenden Verwundeten bei der Erinnerung die Augen leuchteten. »Belgien muß ich noch einmal zu Fuß abmachen; es hat mir zu gut gefallen.«

Und was hat das Land dem Gebildeten erst gegeben! Ich denke an jenen jungen Leutnant in Mecheln, der sich in den Turm der Romualdkirche verliebt hatte und ihn von jeder Seite, aus immer neuen Durchbliden, in jeder neuen Stimmung der Tages- oder Jahreszeitenbeleuchtung mit erneuter Freude genoß. Und an jenen straffen Major denke ich, dessen Stimme niemals ganz den Militärtönen verlor, der aber in Erinnerung an Flanderns alte Kultur zum Poeten wurde, als er in seiner Tischrede in Mecheln Lohengrin auf der Schelde daherschwimmen und die Türme dieses Landes begrüßen ließ.

Den Maler unsrer Aquarelle, Karl Hapke, führte der Kriegsdienst in die flandrische Schönheit, und sie war ihm ein Aufatmen nach all den furchtbaren Eindrücken. Seinem Pinsel, den er so gern in Sonne taucht, kam diese freudige Pracht wie Langersehntes entgegen. Lange hielt sein Dienst ihn in Aubenarbe fest, und die Bilder, die er dort malte, sprechen von liebendem Einleben, zumal das Schelbemotiv mit dem stillen Fischerboot. Brügge besuchte er während eines Urlaubs, und jetzt ist er in Cortemark, einem schlummernden Nestchen, dessen Kirchen er uns auf einem der Bilder vorführt. Als dort seinerzeit die deutschen Alanen einrückten, liefen die belgischen Soldaten noch zum Bahnhof, zum Zuge, der Verspätung hatte, oder saßen noch in den Wirts- und Barbierstuben.

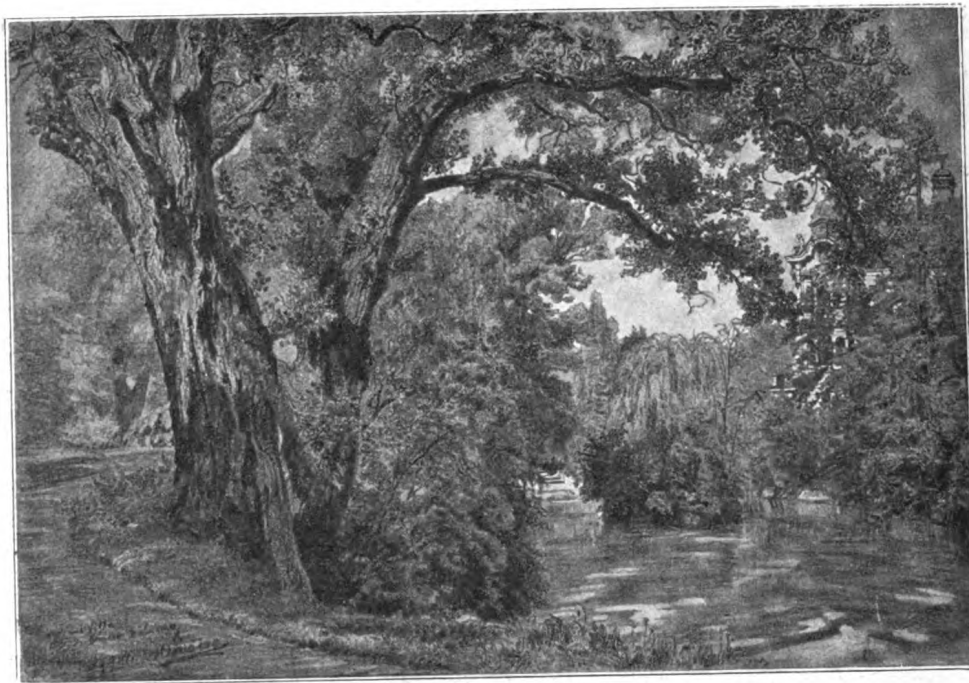
Karl Hapke studierte auf der Dresdner Akademie und ist jetzt Lehrer an der Kunstgewerbeschule in Essen. Seiner poesievollen Kunst wird Flandern wohl noch eine Fülle zu erzählen haben. Und sie uns wieder.



Anton Slavacek:

Bald am Ziel

Zu dem Aufsatz »Anton Slavacek« von W. A. Hammet



Aus einem Döblinger Privatpark

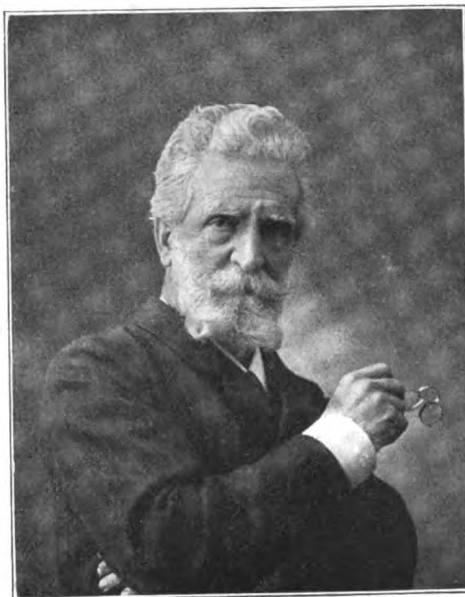
Anton Slavacek

Von W. A. Hammer (Wien)

Unter den österreichischen Malern des Zeitalters Kaiser Franz Josefs I., insbesondere der im Zeichen friedensvoller Entwicklung stehenden letzten vierzig Jahre, nimmt Anton Slavacek eine eigenartige Stellung ein. Seine selbständigen Wege, sein im Schaffen allein Genügen findendes Künstlertum machten es wohl auch der Kunstkritik bisher nicht leicht, ihn einer bestimmten Schule beizuzuordnen und an ihm Einflüsse anderer Meister nachzuweisen. Am nächsten verwandt in der Technik und in der Behandlung der Landschaft erscheint er seinem Landsmann Jakob Emil Schindler. Wer heute sein Atelier im Wiener Cottage aufsucht

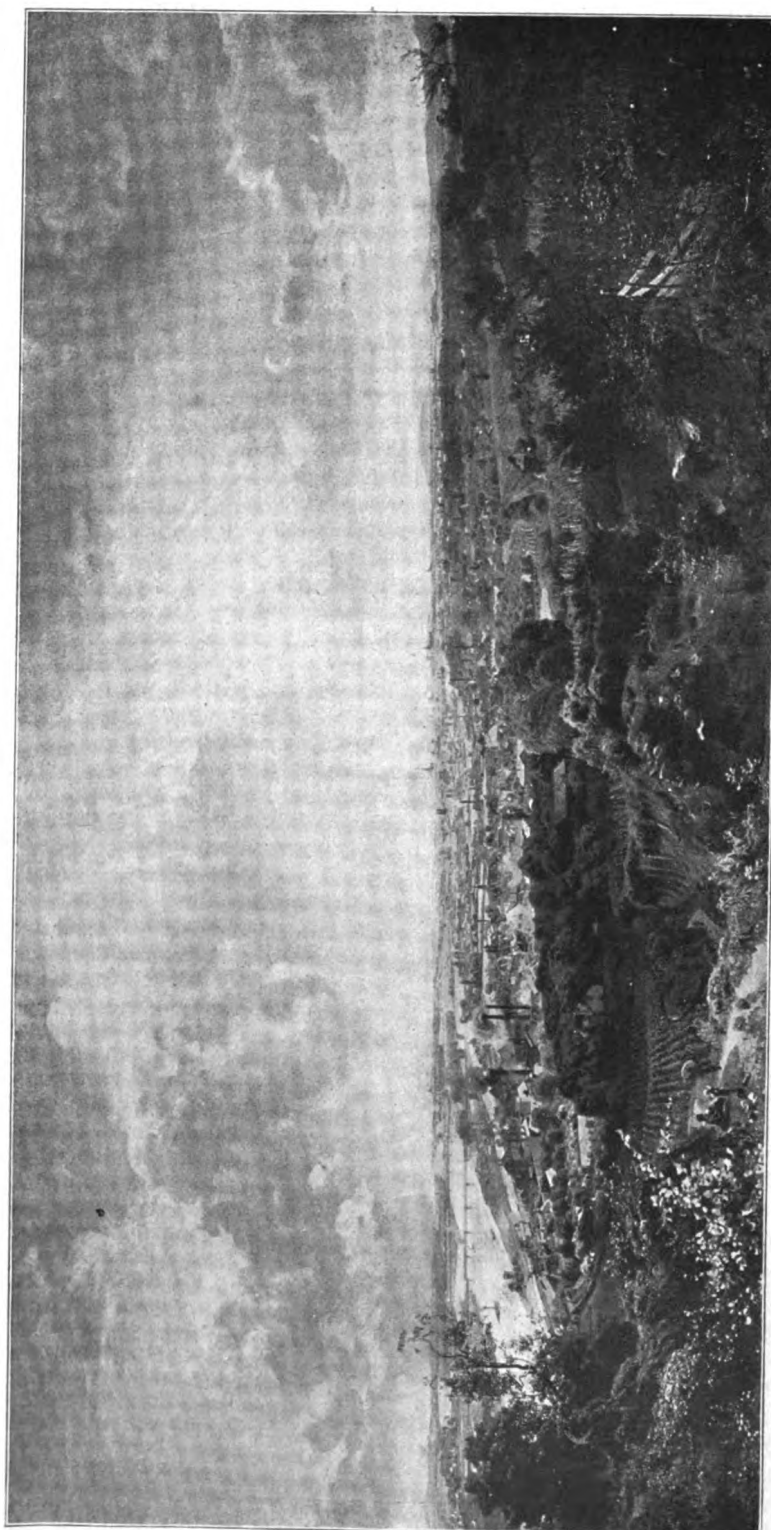
und das Glück hat, den Meister in einer Ruhepause anzutreffen, der mag staunen über die reiche Fülle an Studien und Skizzen, an vollendeten Zeichnungen und Gemälden, die, zum

großen Teil der Öffentlichkeit noch gar nicht bekannt, ein Lebenswerk darstellen, zugleich aber auch den Werdegang ihres Schöpfers spiegeln. Dem Drängen seiner Freunde und Verehrer folgend, entschloß er sich erst jüngst, die reichen Schätze seiner Werkstatt auszustellen. Darin fehlten selbst nicht die einfachsten Studien, die schon dem Zwanzigjährigen Anerkennung eingetragen hatten. Und daneben auch nicht jene Bilder aus Heimat und Fremde, die



Anton Slavacek

Westermanns Monatshefte, Band 122, II: Heft 732



Die Kaiserstadt an der Donau

seine vollendete Meisterschaft des Stiftes oder Pinsels befun- den. Da zeigte sich nun, wie er selbst be- kennt, zu seiner eignen beson- deren Freude, daß die ihm in der Jugend zur zweiten Natur gewordene feine Linienfüh- rung, ebenso wie sein Tem- perament, auch heute im Alter ihm noch treu geblieben ist. Dieser konser- vative Zug ist wohl das auf- fallendste Merk- mal seiner Per- sönlichkeit, die sich aus eigener Kraft zu dem entwickelt hat, als das sie uns heute erscheint.

Sein Lebens- lauf ist zugleich ein Stück öster- reichischer Kunst- geschichte; reicht er doch mit sei- nen Anfängen noch in den Vormärz, als Kunst und Wis- senschaft in dem Kaiserstaat un- ter strenger Po- lizeiaufsicht stan- den, während seinem Schaffen später die Seg- nungen freierer Zustände zuteil wurden. Seine frühe Entwid- lung zeigt viel

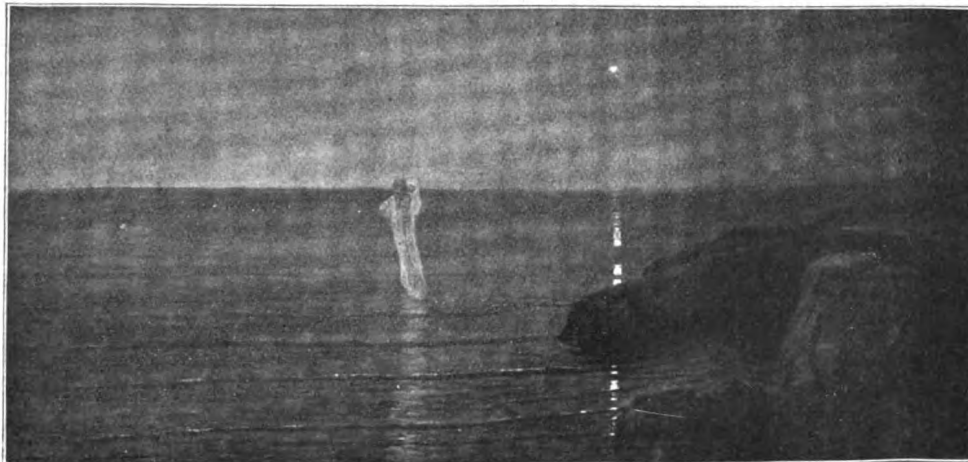


Ruine Dürnstein an der Donau (Wachau)

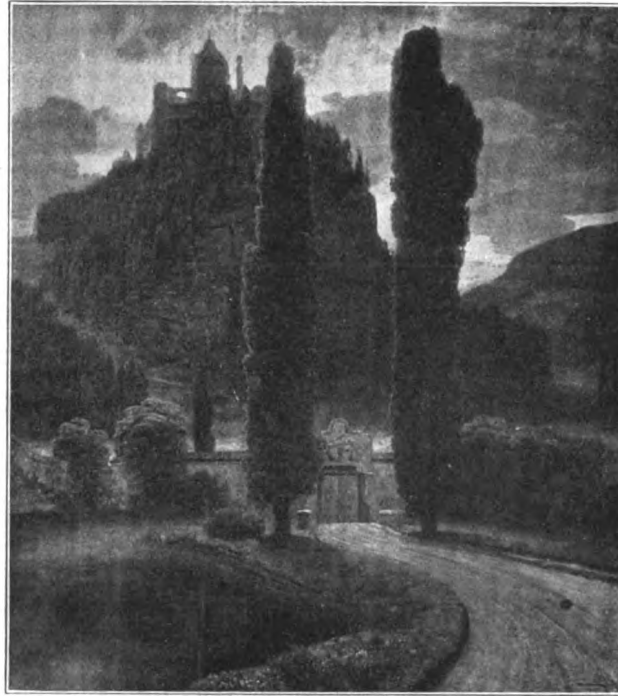
Ähnlichkeit mit der Segantinis, wie später seine sorgfältigen Luft- und Lichtstudien stets eine innere Beziehung zur engeren Heimat.

Als Sohn eines Altwiener Webermeisters, also braver Leute Kind, zu Wien am 7. Mai 1842 geboren (Bildnis S. 801), mußte er als Knabe dem Vater beim Handwerk helfen. Im Grunde genommen war Slavacek in seinem ersten künstlerischen Aufstreben Autodidakt. Frühzeitig offenbarte sich seine Begabung, Gesehenes mit wenigen Strichen zu Papier zu bringen, aber bald ließ sich erkennen, wozu er eigentlich berufen war. Zuerst bildete er sich völlig selbständig, bis es ihm endlich ermöglicht war, eine Zeichenschule zu besuchen; mit siebzehn Jahren bezog er die Wiener Akademie der bildenden Künste, wo anfangs Steinfeld, später Zimmermann sein Lehrer war, der überhaupt die bedeutendsten und eigenartigsten österreichischen Landschaftler wie Schindler, Jettel, Ruß und Ribory heranzubilden das Glück hatte. Mit seinem Lehrer Zimmermann verband Slavacek für die

Dauer ein inniges Freundschaftsverhältnis. Beide unternahmen mehrere Reisen miteinander, so durch das bayerische Hochland, längs des Rheines und der Donau, dann durch die Alpenländer, namentlich in den Hochgebirgen Tirols, und schließlich nach Italien. Diese Reisen sowie je ein zweijähriger Aufenthalt in Köln und Worms gaben Slavacek reiche Gelegenheit, sein Künstlerauge zu schärfen, um dann um so leichter in heimatischen Gauen aus der Fülle landschaftlicher Motive das seiner Eigenart Zusagende herauszufinden und mit Stift oder Pinsel festzuhalten. Er gibt sich in allen seinen Werken in erster Linie als meisterhafter Zeichner, in zweiter Hinsicht als Maler zu erkennen, der mit dem Auge des Sehers in die Geheimnisse der großartigen und lieblichen Schönheiten der Natur verständnisvoll einzudringen und mit einfachen Linien und Farben das der Natur Abgelaufte auf die Leinwand zu zaubern vermag. Seine Skizzenbücher sind reich an Terrain-, Licht-, Schatten- und Luftstudien, die uns wohl die



Sehnsucht



Abendglut

Bezwingung des in seinen großen Gemälden vorwaltenden Details erklären. Er hat wohl auch zu diesem Zweck manchen Vorwurf zuerst von allen Seiten gemalt, bevor er sich für die vollwertigste Ansicht entschied. Das beweist am besten sein »Habsburg-Johann«.

In den meisten Bildern Slavaceks haben Zeichnung und Farbe gemeinsamen Anteil an dem überzeugungsvollen Eindruck, der uns die Wirklichkeit der Natur vortäuscht. Schon sein erstes größeres Gemälde »Der Königsee«, das bereits die Meisterhand verrät, wurde von Kaiser Franz Josef angekauft. Es zeigt außer den scharfen Farbenkontrasten eine Vorliebe für frische Licht- und Luftwirkungen und für das Riesige, also das allen späteren Werken eigne Kennzeichen, das selbst dem Laien ermöglichen würde, unter Tausenden von Bildern ein von Slavacek gemaltes mühelos herauszufinden.

Frühzeitig macht sich bei ihm auch der Sinn nicht nur

für das Riesenhafte im Stofflichen, nein, auch für das Erhabene, Hohe und Weitausgreifende im geistigen Sinne geltend. Am besten zeigen dies seine Hochgebirgsbilder, in denen er die größten Flächen zu meistern verstand und Monumentales schuf. Die prächtigsten Bergriesen Tirols, Schlern, Rosengarten, den wilden Kaiser, den Ortler mit der Schaubachhütte, den Suldenferner, die Brenta- und die Geißlergruppe, all diese heroischen Massen hat er mit vornehmer Technik auf die Leinwand gebannt. All diese Gemälde verzichten auf blendende Wirkungen einer verblüffenden Mache; still in Betrachtung wollen sie genossen sein, dann erst erschließt sich dem Genießenden ihre volle Schönheit. Slavacek hat mit auffallender Vorliebe die Mo-

tive auch in späteren Jahren immer der Heimat entnommen und gilt deshalb heute mit Recht als ein Meister der österreichischen Landschaft. Zu diesem Titel berechtigt ihn aber vor allem sein vielgerühmtes Riesengemälde »Die Kaiserstadt an der Donau« (Abbild. S. 802), das auf den Aus-

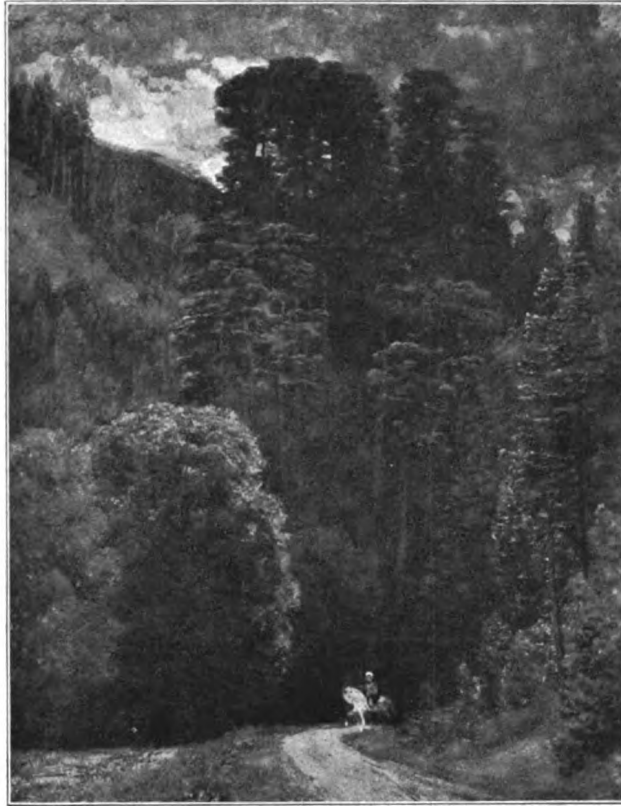


Zwischen Zyklopenwänden

stellungen in Berlin, Brüssel und Amsterdam viele Bewunderer fand, bevor es in den neunziger Jahren von der Gemeinde Wien für das städtische Museum angekauft wurde, wo es heute einen Ehrenplatz einnimmt. Wem kommen bei diesem Bilde, das Wien mit seinem Häusermeer, seinen vielen Türmen und den umgrenzenden Bergen vor dem Beschauer ausbreitet, als stünde man an einem der rebenreichen Abhänge des Wienerwaldes, nicht die Worte Grillparzers in den Sinn: »Hast du vom Rahlenberg das Land dir rings besehn, so wirst du, was ich schrieb und was ich bin, verstehen«! Wie Rudolf von Alts Kunst uns reizende Ansichten aus den Straßen und Plätzen Alt-Wiens vor Augen zauberte, so weiß uns Slavacek herrliche Ausblicke aus dem Reben- und Walbgürtel der Kaiserstadt in zarten, duftigen Tönen und mit jener bewundernswürdigen Klarheit aller

Einzelheiten zu bieten, die den Kenner der Landschaft in Staunen setzt. Wie in den meisten seiner Bilder kann man an diesem Werk beobachten, daß er den zierlichsten Formen, wie Moosen und Gräsern, den charakteristischen Blattformen, der knorrigen Rinde, dem mächtigen Aufbau der Bäume ebenso seine Sorgfalt zuwendet wie den tausendfachen Lichtgestalten der Wolken, den Brechungen des Lichtes in Luft und Wasser. In dem Gemälde sieht man wirklich den blauen Himmel, der, wie der Wiener sagt, »gleichzeitig lacht und weint«.

Angeachtet dieses naturalistischen Zuges, selbst das Kleinste, wenn es zum Ganzen gehört, nicht zu vergessen, ist er doch Stimmungsmaler und Romantiker, und zwar nicht nur in der Wahl der Motive, sondern auch in deren Behandlung. Am deutlichsten erhellt dies aus der Reihe jener Bilder, die, oft nur skizzenhaft, dem Donautal der sagenumspunnenen Wachau entnommen sind. Kelten, Germanen, Römer haben hier gesiedelt und ihre Spuren hinterlassen. Hier drang einst der



St. Georg ausreitend, den Drachen zu bekämpfen

Hunnentönig Etel gegen Europas Völkern vor; hier zog der Troß der Nibelungen zweimal nach Ungarn. Dem mächtigen Volksdenkmal, das längst schon auf dieser von der Sage umspunnenen Stätte geplant wird, ist Slavacek immer ein warmer Fürsprecher gewesen. Ebenso gehört sein Herz all jenen Sängern, die diesen Fahrten gefolgt sind, so namentlich Josef Viktor von Scheffel. Das gibt auch den malerischen Landschaftsbildern, die das Auge des Wanderers auf Schritt und Tritt erfreuen, oft eine tiefere Bedeutung. Mauerzadige Ruinen ragen in die Lüfte und schauen nieder auf den blauen Strom; aus der Ferne grüßen die schneeigen Alpenhäupter, und im weiten Donaubett erheben sich stattliche Klöster wie Göttweig und Melk, breiten sich wogende Ahrenfelder und buschige Wälder. Slavacek fand dort nicht bloß mit den Augen des Malers, nein, auch mit dichterischem Empfinden eine Fülle von Motiven zu prächtigen Aquarellen, deren Wiedergaben zum Teil in einem Album erschienen sind (Die Donau. Text von E. Hofmann, Wien, Perles).

Man erkennt, er ist auch Heimatkünstler, der dichterisch empfindet und vor allem der alten Ostmark mit inniger Liebe zugetan ist. Wer könnte dies nicht aus all den Bildern lesen, die er immer wieder der engeren Heimat entlehnt! Unter den Bildern aus der Wachau befindet sich auch die alte Feste Dürnstein (Abbild. S. 803), durch die Sage weit über die Grenzen Österreichs bekannt; wurde doch dort einst König Richard Löwenherz von England gefangengehalten, bis ihn sein treuer Diener und Säng'er Blondel befreite. Die ganze Romantik der Minnesängerzeit läßt sich hier nachfühlen.

In jüngerer Zeit scheint sich Slavacets Künstlerum hauptsächlich in symbolistischen, zum Teil düsteren Vorwürfen auszuleben. Eine Reihe von Bildern lassen neue Wege erkennen. Der Blick in die Weite steigert sich bei ihm oft ins Unendliche. Er rückt uns aber gleich einem Seher diese Fernen in greifbare Nähe. Ein solches Beispiel bietet das Bild »Sehnsucht« (Abbild. S. 803): das Meer, über dem Windstille herrscht, wirft nur

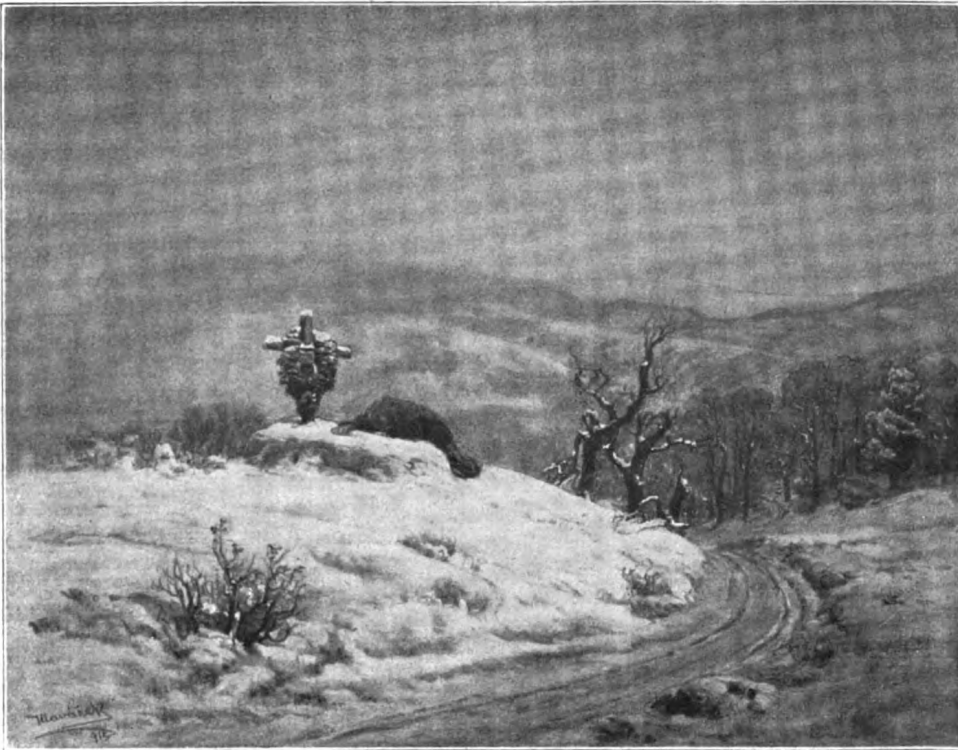
schwache Schaumkämme an das felsige, klippenumstarrte Ufer. Am Horizont schimmert bereits das Morgengrauen; ein Stern leuchtet in mattem Glanze. Und über die Wasserfläche schwebt eine lichte Frauengestalt, ausblidend nach dem ersehnten Ziel. Ein andres Bild, »Bald am Ziel« (i. das Einschaltbild), zeigt uns das sonnenverklärte, in Strahlen erflimmernde Kreuz mit dem Erlöser, zu dem in drei Absätzen lichtumflutet eine Stiege hinanführt. An ihrem Fuß, auf dunklem Pfad, zwischen hohen Baumwänden nähert sich gebückt auf seinen Stab ein greiser Erdenpilger. Ähnlich das Gemälde »Abendglut« (S. 804). Eine ideale Landschaft. Ein Schloß ragt wie die Gralsburg auf einem dunklen Waldberge mit Zinnen und Kuppeln empor. Rings umher heiliger Friede. Wie zwei Wächter stehen zu beiden Seiten der steinernen Eingangspforte, die in den Bereich führt, zwei Riesenpappeln. Hinter dem Berge versinkt rotglühend, das Gewölk in Purpur und Gold kleidend, die verklärte Abendsonne. Slavacec liebt es, in solchen Fällen wirkliche Landschaften zu

idealisieren. So erkennt man in einem Bilde, das er »Zwischen Zyklopenwänden« (Abbild. S. 804) nennt, das malerisch gelegene Schloß Strehau in Steiermark wieder. Andre symbolistische Gedanken veranschaulicht er uns, indem er Sage und Wirklichkeit verwebt, wie in einem »Ahasver« oder auch in der Phantasie »Sankt Georg ausreitend, den Drachen zu bekämpfen« (Abbild. S. 805).

Bei vielen solchen Bildern symbolistischen Einschlages hat der Weltkrieg mit der erstaunlichen Riesenkraft, die deutscher Geist und deutsches Schwert in diesem Völkerringen bekunden, unmittelbare Anregung geboten. Das Landschaftsmotiv des eben erwähnten Gemäldes stammt aus der Nähe Wiens, vom Fuße des Schneebergs, wo eine Straße durch einen von mächtigen Bäumen überragten dunklen Talgrund führt. In den Er-



Waldbotiv am Hintersee



Endlich gefunden (Heldengrab)

lebnissen des Weltkrieges wurzelt auch das Winterbild in Kreide und Sepia »Endlich gefunden« (Heldengrab in den Karpathen; Abbild. S. 807), ein Gemälde, zu dem eine wahre Begebenheit Anregung gab, wie der Künstler im Freundeskreise selbst eingestand. »Wäre ich ein Dichter,« erklärte er da einmal, »so hätte ich wahrscheinlich eine Novelle daraus gemacht.« Die unglückliche Frau, die über dem Grab liegt und die Hände trampfhaft in den Schnee vergräbt, war lange, lange ruhelos in der wilden Karpathengegend umhergeirrt, um das Grab ihres gefallenen Gatten zu finden. Schon hat sie jede Hoffnung, den Wunsch erfüllt zu sehen, ausgegeben. Zufällig macht sie da ein Bauer darauf aufmerksam, daß auf einer nahen Anhöhe noch ein Grab sei; sie eilt hin und findet wirklich die Ruhestätte ihres Gatten.«

Figürliches hat der Künstler nur selten geschaffen, hauptsächlich nur als Staffage der Landschaft oder um einer bestimmten Idee in einem Genrebild Ausdruck zu geben. »Der Schuster am Wirtshaustisch« (Abbildung S. 808) ist eine solche Probe, an der man indes nicht achtlos vorbeigehen darf, will

man sich von der künstlerischen Persönlichkeit des Malers eine abgerundete Vorstellung machen.

Slavacek kann heute mit Befriedigung auf sein schaffensreiches Leben zurückblicken. Auch an Ehrungen hat es ihm nicht gefehlt, wenn gleich sein Künstlertum nicht frei von Daseinsorgen blieb und ihn sein Aufstieg so manchen bitteren Kampf kostete. Ein großer Teil seiner Werke befindet sich heute im Besitz des österreichischen Kaiserhauses, in Galerien, Museen und im Wiener Rathaus. In der Meierei Tivoli, in der Nähe des kaiserlichen Lustschlosses Schönbrunn, birgt ein allen Wienern wohlbekannter Pavillon mehrere seiner herrlichen Dolomitenbilder. Vom ehemaligen österreichischen Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand d'Este war der Künstler auch beauftragt worden, den schon erwähnten Zyklus von Ölgemälden des Stammschlosses »Habsburg« (Abbild. S. 808) im Aargau zu schaffen. Die Frucht eingehender Studien zur Lösung dieser Aufgabe bilden zahlreiche Aquarellzeichnungen.

Das bezeichnendste Bild Slavaceks ist und bleibt jedoch sein schon erwähntes Gemälde

»Die Kaiserstadt an der Donau«, nicht nur was die Technik und die Bewältigung der Einzelheiten angeht, sondern auch hinsichtlich der inneren Beziehungen, die den Künstler mit seiner Vaterstadt verbinden und im Bilde selbst zum Ausdruck kommen. Denn wahrlich, aus diesem Panorama spricht Wiener Geist und Wiener Leben. Es scheint, als wäre es ihm hierbei gelungen, ebenso volkserzieherisch zu wirken, wie er es wiederholt in der Theorie versucht hat. Kennt er doch seine engeren Landsleute,



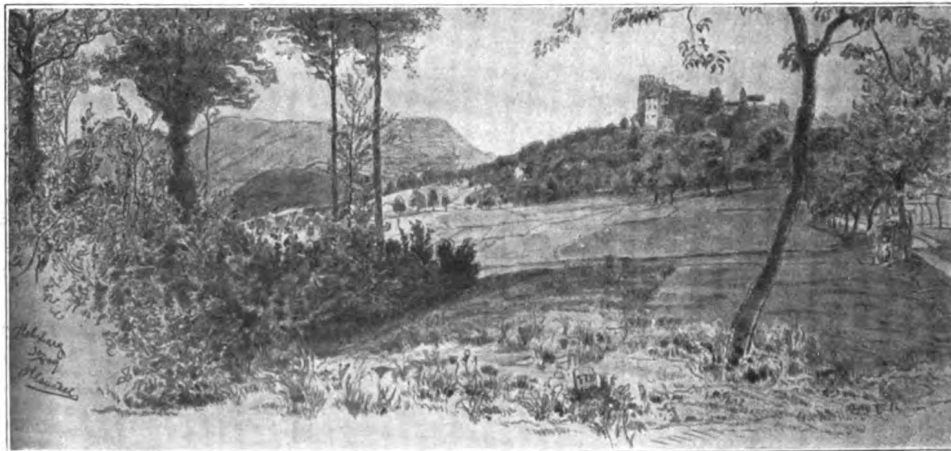
Der Schuster am Wirtshaustisch

die Wiener, gar gut, wie er einmal in einem Vortrag in der »Wiener Urania«, wo er das Sehen in der Natur besprach, u. a. sagte: »Es gibt wohl auf der ganzen Welt keine zweite Stadtbevölkerung, die eine so freudige Liebe für die Natur, so instinktiven Schönheitsfönn besäße wie der Wiener: die herrliche Umgebung der Stadt, die Schönheit und Anmut seiner Frauen haben ihn zum Apostel des ästhetischen Genusses, zum Kunstmägen gemacht. Dieses ihm ins Herz ver-

pflanzten innersten Empfindens, das wie bei einem Kinde in völliger Naivität in die Erscheinung tritt, ist er sich selbst gar nicht bewußt. Er ist entzückt über dieses oder jenes Landschaftsbild, weil es ihm gefällt. Das Ganze nimmt sein Auge gefangen. Aber die Einzelheiten, die durch das Terrain, durch Luft und Licht bedingten Wirkungen bleiben ihm ein Geheimnis.«

Dieses künstlerische Bekenntnis ist deshalb bemerkenswert, weil Hlavacek heute als der typische Wiener Landschaftsmaler

gilt. Man sieht daraus, wie tief er in die Volkseele seiner Landsleute blickt. Dies Verständnis für die Heimat und seine Bewohner, das ebenso aus seinen Bildern spricht, hat ihm auch eine für einen Maler ungewöhnliche Volkstümlichkeit eingetragen. Sein Künstlername hat in Wien einen guten Klang und ist allen Gebildeten Wiens, dem Arbeiter wie dem Bürger und Aristokraten, wohlvertraut. Wie einem Nestor und einem Raimund als Volksdichtern und darstellenden Künstlern, haftet auch



Blick auf Habsburg im Aargau

ihm als Maler etwas ausgeprägt Wienerisches an.

Glücklich der Künstler, der so wie er zu den Begnadeten gehört, die ihr Alter Lügen strafen! Denn der jetzt Fünfundsiebzigjährige ist, trotz dem schneeweißen Lockenhaar, von wahrhaft jugendlicher Frische und von einer Schaffenskraft, die noch immer Neues von ihm erwarten läßt. Stellte er doch selbst erst jüngst seinen Freunden einen Pariser-Exkurs in Aussicht, der nach seiner eignen Schätzung etwa zehn Jahre Arbeit in Anspruch nehmen wird.

Vielleicht sogar zum eignen Schaden war Slavaceks Muse oft von edler Selbstlosigkeit. In jedem Jünger möchte er das heilige Feuer entzünden, das ihn selbst heute noch im Greisenalter, ebenso wie in Jünglingstagen, befeuert; jedem möchte er von seinem Schatz reicher künstlerischer Erfahrung geben. Von diesem Genius schönen Menschentums geleitet, hat er auch in literarischen Vereinen als künstlerischer Beirat selbstlos gewirkt. Slavacek begnügte sich nicht mit seiner eignen künstlerischen Betätigung, sondern seine Begeisterung für alles Edle und Hohe drängte ihn auch, andern ein Führer zu sein. So wirkte er viele

Jahre hindurch als Lehrer in der Gesellschaft der »Kunstfreunde in Wien« und im »österreichischen Touristenklub«, ferner hat er, bevor noch die Volkserziehungstage eine solche Forderung aufstellten, in Wort und Schrift darauf hingewiesen, wie wichtig es sei, Geschmack und Kunstsinne im Volke zu wecken und zu fördern, vornehmlich aber der Schule diese Aufgabe zu übertragen, denn: »Die Natur wirklich sehen und verstehen, heißt sie auch lieben lernen. Aus der Erziehung des Volkes zur Kunst, zum wahren Kunst- und Naturgenuss wird auch ein tieferes ethisches Empfinden erblühen. Sittliche Kräfte, die bisher brachlagen, werden wachgerufen.« In dieser Richtung hat er auf jüngere Begabungen stets fördernd gewirkt und ihnen den Weg gewiesen.

Alle aber, die dem Künstler bisher nähergetreten sind, haben den bleibenden Eindruck gewonnen, wie sehr bei ihm Kunst und Menschentum eine Wesenseinheit bilden. Ebenso aufrecht, wie er vor uns steht, so klar und durchsichtig wie seine Schöpfungen, so offen wie sein Blick ist auch sein Charakter: Wahrheit und Schönheit, die er der Natur hundertfältig abzulauschen verstand, bilden den innersten Kern seiner Persönlichkeit.

Frühe Begegnung

Dort hinter jenen Bergen schläft der Tag ...
Schon reckt er seine Flammenhand empor,
Sie öffnet nächtiger Wolken düsteres Tor,
Und langsam, leise kommt ein Vogelschlag.

Wie eines Liebsten ängstliches Gezauder,
Der zur Geliebten gerne eilen mag,
Mit schüchternem verborgenem Herzensschlag:
So zwitschert leise erst sein hold Geplauder.

Komm denn, du Tag! Du junger Sommergott!
Mach' Winter du und Elend uns zum Spott!
Und laß uns Menschen sein in deinem Lichte!

Und sieh nun, Mädchen: wie so wunderbar
Bring' ich den Trank der Frühe still dir dar
In einem morgentauigen Gedichte!

Albert Geiger
(Aus dem Nachlaß)



Gustava Wendelin hatte ihr zweites Kind geboren, ihren Kriegsjungen. Daß sie ihn unter dem Herzen trug, war ihr Trost gewesen in der stolzen Trauer um den gefallenen Bruder. Mit dem Leutnant Gustav von Löwenklau war der letzte Sproß eines stolzen Geschlechts ins Grab gesunken, das schon unter Friedrich dem Großen von Schweden aus in Preußen heimisch geworden war. Er war in Serbien gefallen, nachdem er schon in den ersten Kriegsmonaten in Frankreich das Eiserne Kreuz erster Klasse erworben hatte.

Damals hatte sie an den Vater geschrieben:

»Du weißt, was ich mit ihm verliere: die Erinnerung an eine fast wunschose Kindheit, die ich nur mit ihm teilte. Denn ich hatte ja nicht einmal eine Freundin. Er ersetzte mir alles, wie ich versuchte, ihm die Mutter zu ersetzen. Ich wußte aber, daß ich ihn abgeben mußte. Und er wußte es auch. Nur daß wir nicht daran rührten bei seinem letzten kurzen Urlaub. Er hob die kleine Gudrun hoch und sah mich fragend an.

»Wie wird dein Sohn heißen?»

»Gustav. Meinst du, da ich meinen Vaternamen aufgab, verlor ich auch das Recht, meinen Kindern von Gustav Vasa zu erzählen?»

Da dachten wir an unsre Kinderzeit, wenn wir mit glühenden Wangen über den Büchern saßen, die vom Aufenthalt Gustav Vasas und seiner Flucht aus Dalarne erzählten. Und wir begriffen, daß unsre Väter, als sie über die See kamen, heimisch werden mußten im kriegstüchtigsten deutschen Volke. Die kleine Gudrun aber schloß ihre Hand um das große Eiserne Kreuz und lachte.

Ich kann aber nicht um ihn trauern, wie die andern Frauen um ihre Brüder trauern, Vater. Schwarze Kleider will ich tragen, bis das Vaterland Frieden hat. Aber in meinem Herzen ist etwas wie Opferstolz. Ich habe mein Liebstes abgegeben. Mutter, Schwester und Braut bin ich ihm gewesen, ich weiß es wohl. Gesegnet sei sein Andenken.«

Als sie den Brief abgeschickt hatte und den

Lorbeerzweig hinter das Bild des Bruders steckte, da fielen ihr die letzten Worte wieder ein. Dieses schöne junge Gesicht, das ihr aus dem ovalen Goldrahmen entgegenlächelte, war ihr eignes. Oft hatten sie als Kinder die Köpfe nebeneinander vor das Spiegelglas gehalten und sich an dem Doppelspiel der Natur gefreut. Die gleiche blühende Haut, die gleichen bligenden Blauaugen, das Blondhaar bei beiden reich und wellig zurüdgenommen, daß die Schnibbe frei wurde, die in die offene Stirn wuchs.

»Man sieht, daß wir Zwillinge sind. Zwillinge müssen Gut und Blut füreinander lassen.«

Als sie dann erwachsen, wußte sie, daß ihr gemeinsames Gut nur in der sorgsam gehüteten Ration der Mutter bestand. Auf die verzichtete sie freiwillig zu seinen Gunsten, als sie die Frau des jungen Kavallerieleutnants Wendelin wurde. Als sie an ihrem Hochzeitstage von dem Bruder Abschied nahm, stand Felix Wendelin dabei. Die jubelnde Umarmung brannte in seinem Herzen nach. Denn er war ein larm und dürftig gehaltener Bräutigam gewesen in den kurzen Wochen ihrer Verlobung, und es war ihm nicht wie seinem Vater nur um den Namen Löwenklau zu tun. Seine Seele war niemals, nicht am grünen Tisch, nicht auf dem Rennplatz, so aufgewühlt worden wie durch die blonde Schönheit Gustavas.

Sie dachte daran, als ihre Finger die schwarze Krepplleise um den Lorbeer wanden, und ein heißes Rot stieg in ihr Gesicht. Dieser Sohn, der den Namen des Bruders tragen sollte, war Felix Wendelins Kind. Sie hatte mit den andern Regimentsdamen am Fenster des Kasinos gestanden, als die Reiter ausrückten. Sie war die Seele der Liebestätigkeit gewesen. Sie hatte ihm den Willkommen gerüstet bei seinem Weihnachtsurlaub. Warum waren die Gedanken in diesen Monaten, seit sie sein Kind trug, mehr bei Vater und Bruder gewesen als bei dem Gatten? Lebten die andern nicht auch nur für die Ihren, wenn sie für kurze Tage da-

heim waren? Und klagten nicht alle Frauen, daß auf die ständigen Fragen nach dem Leben im Felde nur ein Achselzucken, ein gequältes »Laß doch!« antwortete? Konnte sie es ihm verdenken, daß er nichts andres wollte als sie allein, daß sie ihn nur mit Mühe zu einem kurzen Besuch bei den Eltern bewog?

Nein, Gustava hatte Recht vor sich selber, als sie dem Vater schrieb, daß sie mit dem Bruder dem Vaterlande ihr Liebstes geopfert hatte. Die Ehe war kein Sklavenmarkt. Sie hatte nie ein Fehl daraus gemacht, wie hoch ihr die Thren standen.

Und auch jetzt, als sie ihr Kind umschloß, durchfloß sie mit der neuen Welle der Mutterliebe zugleich das Gelöbniß, diesen Knaben dem Gefallenen zu Ehren zu erziehen. —

Wochen waren vergangen. Gustava empfing die Besuche der Regimentsdamen, die ihr zu dem Kinde Glück wünschten. Sie stand mit allen gleich gut. Sie war in einem Regiment groß geworden und hatte in ein Regiment geheiratet. Hier war der Reichtum größer als daheim bei der Infanterie. Aber wenn die schöne Gustava Wendelin auf Wunsch ihres Mannes auch die eleganteste in dem verwöhnten Kreise war, so hatte sie sich doch dem Gelde nie gebeugt. Es war zu gute Tradition in ihr.

Sie hatte beim Tode ihres Bruders ihre öffentlichen Ämter niedergelegt, was ihr Zustand in der letzten Zeit sowieso verlangt hätte. So gab es genügenden Gesprächsstoff. Die Kondolenzbesuche hatte sie abgelehnt, denn ihr Schmerz gehörte ihr allein. Ihre Freude aber gehörte dem Namen Wendelin und durch ihn den andern. Sie war zu gut erzogen, um nicht die Interessen ihrer Besucher vor ihre eignen zu setzen. Auch sollte man sie noch nicht lange stören. Aber als die dritte der jungen Frauen sie verließ, blieb Gustava auf dem Teppich stehen, die Hand auf den kleinen Tisch gestützt, und ihre Augen schienen schwarz vor grübelndem Nachdenken.

Etwas war geschehen. Etwas wurde ihr verborgen. Was war es?

Nun suchte sie zusammen, wenn man ihr einen Besuch meldete. Sie wappnete sich mit ihrer Haltung, wenn sie eintrat, und sie wartete. Es mußte ihren Mann angehen, denn niemand fragte sie nach dem. Sie begann von ihm zu sprechen, und sie begegnete hastigem Ausweichen. Ihre Unruhe wuchs. Sie saß bei ihrem Kinde und wartete auf das

Klingeln. Sie hörte die letzten Regimentsneuigkeiten, mit denen jede begann, und die sie schon ein Duzendmal vernommen. Sie beantwortete die Frage nach dem Ergehen ihres Vaters. Ja, der wußte wohl mehr als sie alle.

Wohl möglich, aber seine Tochter wußte es nicht.

Schließlich — an der Front in Frankreich ging niemanden die Front in Rußland an; nicht wahr?

Sie stuzte. Sie errötete. Sie, Gustava, errötete vor Scham. Und sie nahm niemand mehr an. Aber noch an demselben Tage drachtete sie an ihren Vater.

Nun wartete sie mit dem alten, unerschütterlichen Vertrauen ihrer Kindheit. Mutterlose Kinder haben ein andres Verhältnis zum Vater. Er hat ihnen tausend kleine Liebesdienste erwiesen, hat Schürzenbänder zugeknöpft und ins Nachtröckchen geholfen. Er hat das lange Lebenslicht in den Geburtstagskuchen gesteckt und mit dem Christkindchen verhandelt. Er ist mit der jungen Konfirmandin in die Kirche gefahren, selbst ein wenig verlegen in aller Rührung, weil das Mannesempfinden dieses Tages sich nur in die Worte kleiden konnte: Werde wie deine Mutter! Worte, die er dann noch einmal wiederholt bei einer zweiten Kirchenfahrt, da der Schleier, der über das blühende Gesicht fiel, ihrer beider Erröten verbergen mußte.

Zu wem sollte Gustava gehen, wenn nicht zu ihrem Vater? An die Schwiegereltern hatte sie kaum gedacht. Die gehörten nicht ihrer Welt an.

Sie saß über den letzten Briefen ihres Mannes, als er kam. Ganz regelmäßig, wie immer, war die Feldpost gekommen. Ein wenig unpersönlich schien sie ihr, als sie sie prüfte. Aber dazwischen lagen die Telegramme. In denen stand alle Sorge um sie und alle Freude über den Sohn. Sie warf alles zusammen, achtlos, wie einen Haufen weicher Blätter, und stürzte auf den Vater zu und hing an seinem Halse. Sie empfand plötzlich die kostbaren Möbel ihres Wohnzimmerchens läppisch und unwürdig und schob sie zur Seite, als brauche seine hohe, stolze Gestalt mehr Raum. Und sie hielt seine Hände und sah ihn an.

»Weißt du es, Vater?«

»Ja. Und ich wäre zu dir gekommen, auch wenn du mich nicht gerufen. Aber ich fand

die Akten erst in Berlin. Dort hatte ich sowieso zu tun. Ein kurzer Urlaub. Übermorgen muß ich wieder an die Front.«

Sie schien nur ein Wort verstanden zu haben. »Welche Akten?«

»Die über den Fall Wendelin. Dein Mann ist nach Hause geschickt worden.«

»Vater!«

»Er hatte sich schon ein paar Vorwürfe wegen Mangel an Schneid zugezogen. Zuletzt ist infolge mangelnder Aufklärung ein unvermuteter Angriff nur mit harten Verlusten abgeschlagen. Er hatte die Patrouille zu führen — und hat die Leute nicht herausgebracht, um sie zu schonen, wie er angegeben hat.«

»Also Feigheit.«

Der General schwieg.

Gustava war sehr blaß. »Wann, Vater?«

»Um die Zeit, als dein Kind geboren wurde. Er war also gar nicht hier?«

Sie schüttelte den Kopf. »Und — es gibt keine Verurteilung?«

»Nein.«

»So ein — ein Unglücklicher, Vater, ist ehelos für alle Zeiten?«

»Er kann dieser Ehrlosigkeit ja ein Ziel setzen.«

Sie verstand ihn. Ein Frösteln lief über ihre stolze Gestalt. Wieder schien es ihr, daß der Vater nicht in diesen schwellenden Raum gehöre. Sein Kopf mit dem grauen Haar stand hart zu der blauen Seide der Tapete. Sie ging zur Tür und öffnete sie. Aber ihre Hand sank mutlos herab. Er paßte auch nicht in das türkische Rauchzimmer mit den echten Persern, den seidenen Gebetsteppichen und den eingelegten Büchsen und ziselierten Dolchen an den Wänden.

Er glaubte, sie sehe nach, ob niemand lausche. »Friedrich machte mir auf. Du weißt ja, daß du dich auf seine Treue verlassen kannst. Er war nicht erstaunt, mich zu sehen.«

Der alte Diener des Vaterhauses war ihr in die neue Heimat gefolgt. Er war in seiner Jugend Bursche bei dem damaligen Hauptmann gewesen und später im Hause geblieben.

»Friedrich gab die Depesche an dich auf.«

Der General wollte ihr nicht sagen, daß die Herrschaft die letzte ist, die erfährt, was sie angeht.

Sie saßen nun nebeneinander, und er hielt ihre Hand. Die Sessel waren so niedrig, daß

es fast schien, als hätte das Unglück sie zur Erde gedrückt.

»Ich will zu ihm, Vater,« sagte sie plötzlich.

»Weißt du denn, wo er ist?«

»Er wird bei seinen Eltern sein. Zu mir konnte er nicht kommen. Nicht nur aus Rücksicht auf meinen Zustand und auf das Kind — er konnte doch nicht in meine Trauer um Gustav kommen, so wie er war,« — sie sprach nun ganz leise — »aber ich kann zu ihm, auch wenn er feige ist.«

Er war überrascht. Er hatte nur als Vater gedacht. Er hatte geglaubt, sie würde die Kinder nehmen und das Haus verlassen für immer. »Mein Haus wartet auf dich, Gustava. Ich habe Befehl gegeben, alles heizen zu lassen. Du kannst mit mir mitkommen.«

Sie schüttelte den Kopf, stand auf und zog ihn mit sich ins Kinderzimmer. Da saß Gudrun mit dem Fräulein inmitten ihrer Puppenherrlichkeit.

»Großvater!« rief das Kind und breitete die Arme aus. Aber die Mutter winkte ab und trat ins Schlafzimmer, dessen Tür sie schloß.

An dem Moseskorbe, der dicht neben ihrem Bett stand, blieb sie stehen. »Sieh,« sagte sie, und ihre Stimme klang warm und überredend, »soll ich den Vater meines Sohnes versinken lassen? Es muß und wird noch eine Rettung geben.«

Das Kind, durch ihre Gegenwart gewedt, schlug die Augen auf. Sie nahm es aus den Armen und schloß es an ihre Brust.

»Glaubst du, ich kann mein Fleisch und Blut verlassen? Sieh ihn doch an, deinen Tröster und meinen! Vergangenheit und Zukunft lösche ich aus, wenn ich nicht für ihn kämpfte!« —

Sie wollte den Vater begleiten, die Nacht über bei ihm in Berlin bleiben und am nächsten Morgen zu Wendelins Eltern fahren, wo sie den Gatten vermutete. Alle Zwierspältigkeit war ausgelöscht. Sie war ganz Kraft und Mut.

»Ich muß den Kleinen mitnehmen, Vater. Ich nähre selbst. Nein, sieh mich nicht so an! Die verschleppten ostpreussischen Mütter haben andres durchgemacht. Es ist mir nur deinetwegen.« Sie wollte ganz plötzlich weich werden. »Aber ich hoffe, es ist keine Schande für einen deutschen General, eine Frau zu beschützen, die für die Ehre ihrer Kinder kämpfen will.«

Das Fräulein bekam die Verantwortung für Gudrun. Friedrich, der zum erstenmal nicht tabellos bedient hatte, denn die Platten schwankten bedenklich in seinen Händen, ordnete das Handgepäck. Er durfte die gnädige Frau begleiten, das war sein Trost. Gustava ließ ihren Kobel bringen, in den sie das Kind einhüllte. Der Diener reichte es ihr in den Abteil, ehe er in den seinigen ging. Löwenklau war froh, ihr durch seine Uniform wenigstens äußerlich alles ebnen zu können.

Sie blieben allein.

»Du weißt, Gustava, daß ich durch Wendelins Reichtum nicht bestochen wurde, als wir ihn in Baden-Baden beim Rennen kennenlernten. Ich hatte mir vorgenommen, dich nach deinem Herzen wählen zu lassen. Nun wollte ich nicht zugeben, daß mir der bürgerliche Name eine Enttäuschung sei.«

»Aber ihn entschuldigt dieser Reichtum. Wer nie entsagt hat in seinem Leben, dem gibt dieses Leben wohl zuviel.«

»Dann wäre es ein Unglück, daß wir reich geworden sind, Kind. Als Land, meine ich. Doch beweist dieser Krieg das Gegenteil. Oder hast du in diesen kurzen Jahren gelernt, das Geld so hoch einzuschätzen?«

Sie sah ihn über den blühenden Inhalt der geöffneten Handtasche hinweg ernst und groß an. »Ich frage es mich jetzt, Vater. Dann trüge ich mit an der Schuld.«

Sie schwiegen. Er hatte das Licht nach ihrer Seite abgeblendet. Jedes sah im Geist auf die verfloffenen Jahre zurück. Das Kind meldete sich, und Gustava legte es an die Brust. Ihr Vater empfing das dämmernde Bild und fühlte tief, wie über Ehre und Vaterlandsstolz der Mann immer in der Familie das Heiligtum der Menschheit verteidigen wird.

Als er Mutter und Kind in seiner Berliner Wohnung untergebracht hatte, empfand er ihrer beider Nähe als ein Glück, trotzdem die Ursache ihres Hierseins nicht einen Augenblick aus seinem Bewußtsein geschwunden war. —

Gegen Mittag betrat Gustava das breite, behäbige Haus am Markt, das der Kommerzienrat Wendelin in der reichen sächsischen Provinzstadt bewohnte. Er hatte sich schon lange vom Geschäft zurückgezogen. Nur sein Geld arbeitete noch. Und arbeitete gut. Die Vaterstadt, in deren Rat er saß, hatte ihm seine klingenden Steuern mit Ehrenämtern vergolten, und der Krieg hatte aus diesen

Sineuren sehr fühlbare, sehr dringliche Lasten gemacht. Auch Frau Dorothea Wendelin hatte durch diesen gewaltigen Zwingherrn mehr Arbeit bekommen, als ihr die Jahre seit der Geburt ihres einzigen Sohnes gegeben. Denn gerade mit seinem Erscheinen hatte das Geschäft ihres Mannes den großen Aufschwung genommen. Darum hieß der Junge ja auch Feliz. Die beiden Töchter, die ihm vorangegangen, hatten früh und gut geheiratet. Die eine war sogar am Ort geblieben.

Frau Dorothea Wendelin begriff auf ihre Weise vollständig, was der Wirtschaftskrieg von den Familienmüttern verlangte, und hatte sich zum eifrigsten Hamster ausgebildet. Das breite, behäbige Haus war inwendig gepolstert mit Säcken von Zucker und Mehl, mit Würsten und Schinken, mit jeder Art von Konserven, eingemachten Sachen und aller Notdurft des Lebens und noch ein wenig darüber.

»Wo ist die gnädige Frau?« fragte Gustava das Mädchen, die vor ihrem Anblick die Fassung vollständig verloren hatte. Denn neben der stolzen Gustava stand Friedrich, der den Kobelpelz mit dem Kinde trug.

»Im Gartenhaus. Ich werde melden« — und zögernd — »die Frau Leutnant?«

Aber Gustava wollte selbst gehen. Friedrich mit seiner Last wurde im Wohnzimmer untergebracht — nicht im offiziellen Wohnzimmer nach vorn heraus, sondern in der sonnigen, behaglichen Stube, wo es sich die alten Wendelins bequem machten, wenn sie ihre Wohlhabenheit genießen und nicht nur Schau stellen wollten —, Gustava aber eilte dem Mädchen nach, die kein Gebot zurückhalten konnte, und stand unmittelbar hinter ihr in der offenen Tür des Gartenhauses.

Aber Warenballen aller Art hob sich Frau Wendelins gutes, rundes Gesicht, in dem sich plötzliche Angst malte. »Gott, Gustavachen! Und so unangemeldet! Und kein Fremdenzimmer ist in Ordnung! Alle sind Vorratsstuben geworden. Ich sammle natürlich auch für dich, Gustavachen, wo du doch nährst und alles vom Besten haben mußt.« Sie hatte nun die Angst besiegt. Der nächste Kummer brach durch: »Und heut nacht sind Spitzbuben hiergewesen! Vater sagte es mir gleich. Das Gartenhaus ist nicht sicher, sagte er. Ein ganzer Korb Konserven fehlt und ein Sad Grüze und einer mit gedörrten Pflaumen. Und gerade die Büchsen mit Olsarbinen haben

sich die Kerle ausgesucht. Als ob es Anchovis nicht auch getan hätten! — Aber ich weiß schon, weshalb du kommst, Kindchen.« Gustava half der Rundlichen auf. »Wir wollen drin alles besprechen.« Sie nahm den Schlüssel vom Bund, das sie in die Schürze eingehakt hatte, und schloß das Gartenhaus ab. »Vater muß auch gleich kommen. Er hat Sitzung vom Roten Kreuz. Mit all den großen Herren zusammen, mußt du wissen. Sogar der Oberpräsident ist einmal hiergewesen. Na, und dann wirst du ja Mitleid mit uns haben, Gustavachen, und uns alte Leute nicht unglücklich machen wollen.«

Gustava antwortete nicht. Die Kehle war ihr wie zugeschnürt. So gingen sie miteinander ins Haus.

Herr Wendelin kam ihnen schon entgegen. Warum sie nicht wenigstens ein Telegramm geschickt hatte? Die Sitzung war natürlich wichtig, sehr wichtig. Man dachte doch sozial. Die Forderungen des Volkes mußten berücksichtigt werden. Aber schließlich hätte er sie doch am Bahnhof erwartet! Das eigne Auto war ihm natürlich lange genommen. Aber Wagen gab es doch noch, dafür lag man zu sehr im Mittelpunkt des Verkehrs.

Er sprach umständlich, alles geistlich ausdehnend, während die Mutter ein silbernes Körbchen mit süßem Backwerk und Wein in feinen, spitzen Gläsern holte und vor Gustava hinstellte. Und dann schwieg Wendelin plötzlich, als er zufällig in Gustavas Augen gesehen, deren Blick er bisher ängstlich vermieden hatte.

Und Gustava sagte mit ihrer vollen, tönenden Stimme: »Wo ist Felix?«

Frau Wendelin begann zu weinen.

Ihr Mann verlor augenblicklich die angenommene Sicherheit und das Interesse an den Stadtangelegenheiten. »Auf dem Gut, Gustavachen. Er konnte doch nicht hierbleiben — begreiffst du? —, obgleich Mutter es so gern wollte. Frauen verstehen ja nichts von der Politik. Felix hat ja im Grunde recht. Warum sollte er seine Leute und sich selbst opfern — lauter brave Jungen —, und wie die Dinge lagen, wäre die ganze Patrouille abgeschossen worden, höchstwahrscheinlich. Aber die Menschen sind jetzt so schrecklich nervös. Alle Begriffe sind so überspannt. Wir hätten ja sagen können, er sei auf Urlaub hier. Aber die Uniform, Gustavachen — er darf doch nicht mehr in Uniform ausgehen —«

Seine Stimme versagte, als er sah, wie sie zusammenzuckte. Sie hatte mit dem vollen Glase gespielt, während er sprach; jetzt, als ihre Hand losließ, klirrte es auf dem Kristallteller, und der Wein floss über.

»Es ist unser einziger Sohn, Gustavachen,« wimmerte die Mutter. »Du weißt nicht, wie stolz wir immer auf ihn gewesen sind. Sieh mal, wir haben doch bescheiden angefangen. Als es dann soweit war, und ich sollte im Theater in den ersten Rang gehen und die lange, lange Singerei anhören, die damals modern wurde, da hab' ich mich immer geniert. Nur Vater zuliebe hab' ich's getan. Der wollte immer hoch hinaus. Als wir die letzte Null anhängen, hab' ich dreimal auf den Tisch geklopft und »Schwarzer Kater in Milch gekocht« gesagt, um das Unheil abzuwenden, denn mir ahnte nichts Gutes. Aber es ist ja immer vorwärtsgegangen, immer höher. Du kannst aber nicht sagen, daß ich mich deshalb überhoben habe. Und nun ist das Unglück da. Und Vater sagt, da hilft Geld nichts.« Sie sah flehend zu der Schwiegertochter, die noch kein Wort gesprochen hatte.

»Wie die Menschen sind,« fing der Vater wieder an, ein wenig sicherer und weltmännischer, »wie die Menschen sind, Gustava, mußte Felix also fort. Es wird allmählich doch bekannt, das merke ich den Herren in den Sitzungen an, obgleich das hiesige Regiment im Westen steht. Auf dem Lande ist er wenigstens so lange sicher, bis er sich erholt hat.«

»Ist er denn krank?«

Die Mutter nahm das Wort auf. Nicht eigentlich krank. Aber natürlich nervös. Ach, so nervös! Kein Wort könne man sagen, ohne daß er auffahre. Es sei ein Jammer. Er hätte sich längst krank melden müssen, das wäre das einzig Vernünftige gewesen. Hier verhaspelte sie sich etwas, als ihr Hilfe kam. Das Kind begann plötzlich zu schreien.

Sie sprang auf und lief hinaus. Als sie das weiße Bündel auf Friedrichs Arm sah, schrie sie selbst los, nahm es in die Höhe und bedeckte es mit ihren Zärtlichkeiten. Daß sie daran nicht gedacht hatte! Was für eine Frau diese Gustava war! Eine Heldin, sicher eine Heldin. Das Wort ließ ihre Tränen von neuem fließen. Mit dem Kinde auf dem Schoß setzte sie sich auf den Fenstertritt hinter die altmodischen Werten, den zum Herzen ge-

jagenen Geranienstod und den Sommerfarn, die sie hier in der Sonne pflegte, und weinte still vor sich hin.

Friedrich, der das Kind für den Augenblick gut untergebracht wußte, ging leise hinaus. Bei aller Treue konnte es nicht schaden, in diesem wohlversehenen Hause einmal die Küchenräume zu besichtigen.

Gustava und ihr Schwiegervater waren allein.

»Du wirst mir sofort Fuhrwerk besorgen. Ist es möglich, ein Auto zu haben? Denn du begreifst, daß ich mich nicht an die hiesige Kommandantur wenden kann.«

Er nickte eifrig. »Unser Arzt hat sein Auto vorläufig behalten dürfen, seiner Landpraxis wegen. Ich werde telefonieren.« — Ja, es paßte. In einer halben Stunde würde das Auto da sein.

»Wie lange fährt man?«

»Raum eine halbe Stunde, wenn der Fahrer tüchtig anfurbelt. Es ist fatal, daß wir unser eignes abgeben mußten. Du glaubst nicht, wieviel Opfer der Krieg verlangt!«

»Geldopfer.«

»Ja, natürlich Geldopfer. Aber ich bringe sie gern. Von morgens an bin ich im Dienst, gerabeso wie jeder Offizier. Vielleicht ist Lenens Mann deshalb auch in die Kriegsgetreidegesellschaft berufen. Du weißt, seine Firma schwankte etwas. Segen auf allem. Und nun diese fatale Geschichte!«

Sie hatte prüfend auf die Uhr gesehen. »Selbst wenn ich eine volle Stunde für den Aufenthalt rechne — und was Felix und ich zu besprechen haben, erledigt sich wahrscheinlich rascher —, erreiche ich noch den Fünfuhrzug und bin um sieben in Berlin. Du mußt wissen, daß mein Vater morgen wieder an die Front geht. Ich gewinne also noch den Abend mit ihm. Diesen kurzen Urlaub schickt uns Gott.«

Wendelin hätte gern gewußt, was der Urlaub des Generals mit seinem Sohn zu tun hatte. Aber er wagte nicht zu fragen. Er hatte nie begriffen, daß sich sein Sohn diese stolze Frau ausgesucht hatte, so sehr die Verbindung ihm persönlich schmeichelte. Jetzt saß die Gatte so drohend zwischen Gustavas blonden Brauen, daß er froh war, als seine Frau zu Tische bat. Eine entfernte Verwandte, die die Wirtschaft unter sich hatte, aß mit. So hatte ein jeder Zeit, das Gesprochene in seinem Herzen zu bewegen, denn

nun herrschte die Versorgung und der nächtliche Einbruch.

»Weshalb macht ihr euch die Mühe, so viel Vorräte aufzuhäufen?« fragte Gustava schließlich. »Ihr könnt ja auch das Teuerste bezahlen, wenn wirklich Not kommen sollte. Dieses Aufspeichern schädigt doch die Allgemeinheit.«

»Im Gegenteil,« sagte der Kommerzienrat überzeugt. »Da sieht man doch, daß selbst eine so kluge Frau wie unsre Gustava von praktischen Dingen keine Ahnung hat! Wenn wir reichen Leute uns beizeiten einsorgen, Kindchen, so sind die künftigen Vorräte eben zur Verteilung an das Volk frei!«

Er triumphierte förmlich. Schon daß er wagte, »Kindchen« zu sagen, bewies das. Er wunderte sich auch gar nicht, daß seine Erklärung ihr Mißverständnis nicht besserte. Wie sollte sie diese Dinge in ihrem vollen Werte begreifen, solange er ihre Speisekammer versorgte? Daran hatte sie wohl noch gar nicht gedacht. Er erschrak förmlich über ihren Leichtsinns, als er hörte, wie sie seiner Frau herzlich aber bestimmt für jede weitere Zusage dankte. Sie würde so leben, wie alle andern. Sie sei überzeugt, der Staat würde sie nicht verhungern lassen. Ja, die unbedachte Jugend! Er wurde im Gedanken an seine Hamsterhöhle ordentlich heiter.

Aber dieses Stillvergnügtsein schwand, als Gustava darauf bestand, allein zu fahren, denn sie müsse Felix ohne Zeugen sprechen. Ob nicht wenigstens die Mutter mitkönne? Sie sei ohnehin schon eine Woche nicht draußen gewesen und hätt' mit der Frau Inspektor noch über das nächste Schweineschlachten zu beraten. Es sei ja überhaupt ein Segen, daß man das Gut habe! Nur die Frau Inspektor sei unbequem. Es seien ja tüchtige Leute, daran sei nicht zu rühren. Aber seit sie die drei Jungen im Felde hätten, trügen sie den Kopf gewaltig hoch. Der Jüngste sei übrigens bei Ypern gefallen, gleich in seinem ersten Gefecht. Damals, als die ganzen Kriegsfreiwilligen singend in den Tod gegangen.

Gustava hatte ihren Handschuh zugeknöpft und unterbrach sie: »Also sieh einmal nach dem kleinen Gustav, Mama. Ich hoffe aber, er wird schlafen, bis ich wiedertomme.«

Sie nickte ihnen noch zu. Der Schwiegervater schloß galant den Schlag. Dann verbarg sie das Gesicht hinter dem Schleier. Ahnten sie denn nicht, wie sie sie quälten?

Frau Dorothea Wendelin aber, die mit ihrem Manne in das Wohnzimmer gegangen war, sah stolz auf das schlafende Kind. »Ein echter Löwenkub, Vater. Darum hat sie ihn wohl auch nach dem Bruder genannt. Aber für unsern Felix ist es doch eine Kränkung.« —

Neben dem Auto schoß das Wasser der geschwollenen Saale einher. Die Novemberfelder hingen voller Nebel. Die Welt stand schweigend und verhüllt in ihrem großen Schmerz und großen Grausen.

Die rüstige Inspektorin, die eine Arbeitsschürze über dem schwarzen Trauerkleid trug, machte ein ärgerliches Gesicht, als das Auto vorfuhr. Aber es klärte sich, und in die versorgten Augen kam Licht, als Gustavas hohe Gestalt in den schwarzen Kleidern die Treppe heraufkam. Sie war schon an der Tür, um zu öffnen. Gewiß die junge Gnädige. Ja, der junge Herr sei zu Hause. Er äße immer allein, und heute spät, denn er sei den ganzen Vormittag auf Jagd gewesen. Die gnädige Frau möge erlauben, daß sie dem Fahrer nachher ein paar Hasen mitgäbe.

Gustava nickte und folgte ihr. Sie konnte jetzt nicht sprechen. Auch nicht, als sie auf das ziemlich mürrische »Herein!« das Zimmer betrat, in dem ihr Mann auf dem Divan lag. Die Luft war voll scharfen Tabakgeruchs. Sportblätter und Zeitungen bedeckten die Erde und häuften sich auf dem niedrigen Tischen, das in Handweite stand.

»Gustava!« Er war aufgesprungen und auf sie zugegangen, die noch an der Tür lehnte und nach Atem und Worten suchte. In der ersten Überraschung hatte nur sein Herz aus ihrem Namen gezittert. Als er ihr jetzt gegenüberstand, sanken seine Arme. »Darf ich dich bitten, abzulegen?« Es klang kühl. »Was du mir zu sagen hast, dürftest du ohnehin heiß machen, scheint es.«

Sie hatte sich gesaßt. »Verzeih mir, Felix. Du kennst mich ja. Ich kann dich nicht begrüßen wie eine liebende Gattin. Sonst — wärest du ja zu mir gekommen.«

Er war zum Fenster gegangen und hatte es geöffnet. »Nur für einen Augenblick, damit der Rauch abzieht. Stelle, bitte, den Kragen an deinem Mantel hoch. So.« Er war ihr behilflich. »Ich bin natürlich vollständig bereit, dir Rechenenschaft zu geben. Darf ich nach Kaffee klingeln?«

Sie schüttelte nur den Kopf.

»Wie du willst. So, jetzt schließe ich wie-

der. Wenn du dich mir hier gegenübersetzen möchtest? Viel Licht gibt der Tag nicht her. Aber es genügt wohl für deine Menschenkenntnis. Willst du nun beginnen?«

Sie stand jetzt an dem alten Schreibtisch. Es war wohl das Arbeitszimmer des früheren Besitzers. Wendelins hatten nichts an der Einrichtung des Hauses geändert, die altfränkisch genug war. Felix hatte die wenigen Bilder, die seinem verwöhnten Geschmack wohl nicht zusagten, einfach umgedreht, so daß sie die Leinwand gegen das Zimmer lehrten und den Raum noch unbehaglicher machten.

Denn der Sohn der Leute aus dem großen, behäbigen Hause am Markt genoß den Reichtum nicht mehr nur in der rohen Materie des Lebens. Die hatte er in frühester Jugend überwunden. Die zweite Generation hatte eine feinere Sinnenfreude kennengelernt als die erste, erwerbende. Nie war Gustava durch ein Züviel verlegt worden.

Seine nervöse Hand lag auf der Lehne des Fensterstuhles, den Gustava einzunehmen noch zögerte. Sie wußte, wie fest diese Hand im Zügel lag. Er war ein ausgezeichneter Reiter, hatte sich, seit sein Vater das Gut übernommen, mit dem Gedanken getragen, hier Fohlen zu ziehen, da es für einen Rennstall doch nicht langte, sich auch schon einige Literatur besorgt, wie die Bücher auf dem Schreibtisch zeigten.

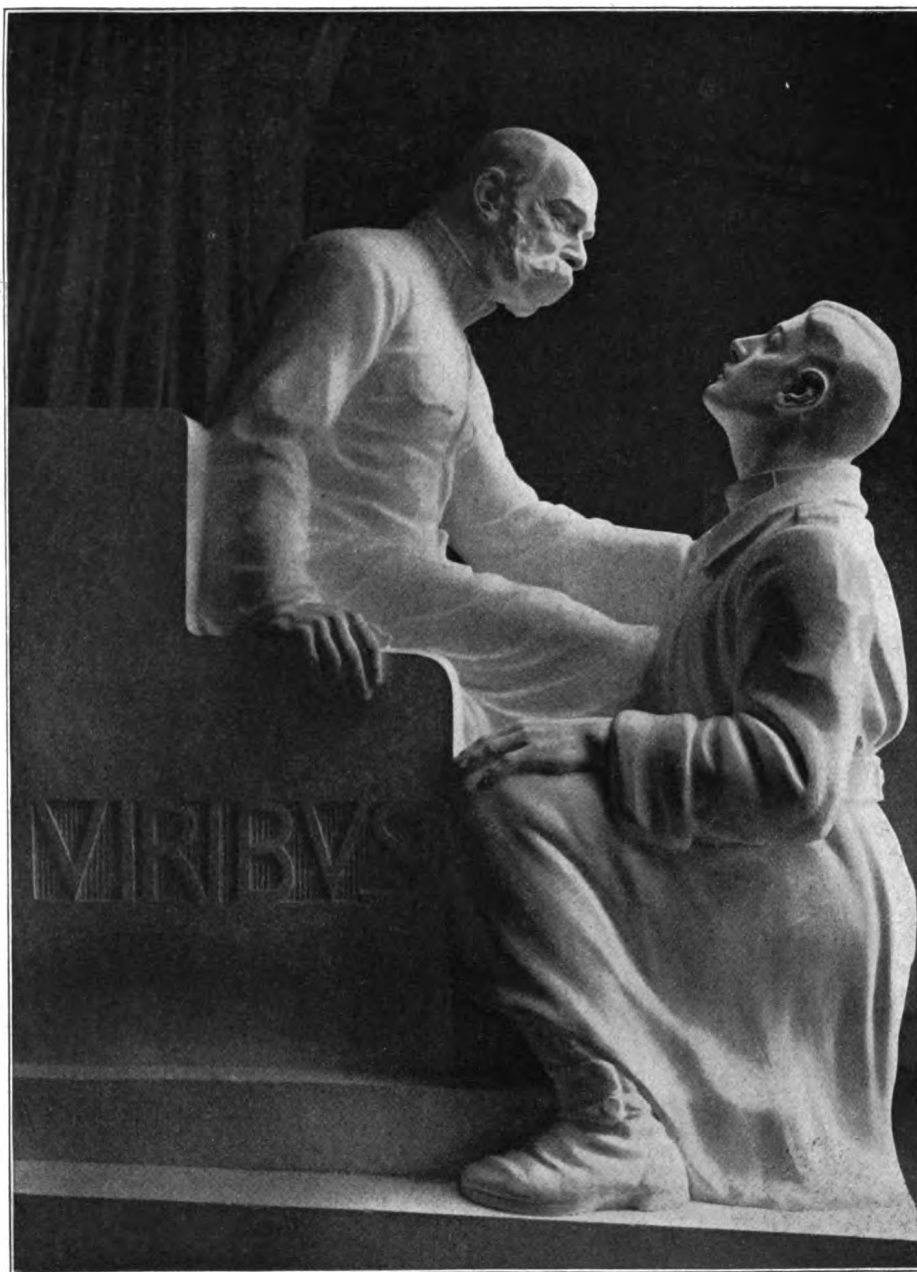
Sie nahm ihren Mut zusammen. »Warum bist du nicht zu mir gekommen, Felix?«

Er sah sie geradeaus an. »Weil ich dich nicht in Angelegenheiten bringen wollte. Du solltest ganz unbeeinflusst durch meine Gegenwart zwischen mir und der Vergangenheit wählen. Was geschehen, konnte dir bei der Stellung deines Vaters nicht verborgen bleiben. Es schien mir ein ausreichender Scheidungsgrund. Schade, daß dich die Kinder hindern, den väterlichen Namen wieder anzunehmen. Sie dürften trotz allem Wendelins bleiben.«

Ein heißes Rot stieg bis in den Schatten des Trauerhutes.

»Ah, ich sehe, du hast überlegt.«

»Ja,« sagte sie tapfer. »Mein Vater hat mir den Schutz seines Namens und seines Hauses angeboten. Aber ich habe Besseres bei ihm angewirkt. Felix« — eine seltsame Mischung von Bitte und Befehl stand in ihren Augen — »er will dir gestatten — mir und



Anton Grath:

Kaiser-Franz-Josef-Invalidendenkmal

den Kindern zuliebe — als einfacher Kriegerwilliger wieder einzutreten. Er bürgt für dich, wenn ich für dich büрге.«

»Was du hoffentlich nicht in ganz unangebrachter Vertrauensseligkeit getan hast.« Er war aufgesprungen und rasch durch das Zimmer gegangen. Jetzt nahm er aus einem kleinen Beutel auf dem Rauchtisch, der wenig zur Umgebung paßte und den er sich wohl hatte kommen lassen, einen hellen Tabak und drehte mechanisch eine Zigarette. Fingerspitzen und Nägel zeigten in einem leichten Gelb, daß sie diese Tätigkeit gewohnt waren. »Im Mittelalter nannte man das ‚wieder ehrlich werden‘, wenn ich nicht irre.«

Seine Stimme klang spröde. Durch den leichten Rauch, den seine Hand zerstreute, blickten seine Augen zu seiner Frau. Die Pupillen hatten sich vor Erregung klein zusammengezogen.

»Es ist der einzige Weg. Du weißt, daß er nicht jedem freigemacht wird.«

»Nein. Im allgemeinen legt man eine Pistole neben den Delinquenten und sagt: In einer Stunde komme ich wieder.«

»Ich möchte nicht, daß du an mich denkst. Nicht nur um meinetwillen. Aber für deine Kinder. Ein besetzter Name ist kein gutes Erbe für deinen Sohn.«

»Wie man es nimmt. Gold deckt viel zu. Und ich kann mir nun nicht helfen, Gustava — ich denke an dich. An dich allein! Seit dieser ganzen dummen Geschichte, die übrigens nur Reider so aufbauschen, und die nur durch den hysterischen Patriotismus möglich wurde, der grassiert wie ein tolles Fieber, habe ich nur an dich gedacht.«

Eine flammende Frage stand in ihren Augen.

Er kannte dieses Gewitterblau nur zu gut. »Deutschland ist schließlich nicht die Welt, obgleich jeder Deutsche es augenblicklich annimmt. In ein paar Jahren —«

»Lebst du friedlich als Privatmann im Ausland. Ich und die Kinder sind dir nachgekommen. Die Vergangenheit ist zugebedt und das Familienglück vollständig. Dachtest du so?«

Er warf die Zigarette fort, trat an das zweite Fenster und umflammerte den Griff des Kreuzes mit seiner Hand. Nein, er wußte, daß er sie verloren hatte. Wenn das Bild, das sie malte, auch vor seinem Geiste aufgetaucht war, er hatte niemals einen

Augenblick lang daran geglaubt. »Was du mir vorschlägst, ist der Weg des Todes.«

»Es ist der Weg der Ehre.«

Er hatte den Kopf auf die Hände gebeugt. Ihrer beider Worte standen noch in dem stillen Zimmer. Als schwebten sie über dem, der sie gesprochen, als der letzte Ausfluß seines Wesens. Und aus der Dual und Bitterkeit seines Herzens kam es heraus: »Du hast mich eben nie geliebt. Ich war dir immer der Andre, Zufällige. Dein Tiefstes gehörte dem, der von jeher neben dir gestanden hatte, der dir der Gegenwärtige blieb, auch in der Ehe. Glaubst du, das habe ich nicht immer gefühlt? Wie kannst du verlangen, daß ich denke, wie du denkst, wenn du mir nie deine Seele aufgeschlossen hast? Auch heute bist du gekommen, um zu fordern, nicht um zu geben. Diesmal forderst du mein Leben. Soll ich nur geben — bis zum Ende?«

Er sah nicht, wie seine Worte wirkten. Erst als die Bücher von dem kleinen Tisch, auf den sie sich gestützt hatte, zur Erde fielen, kehrte er sich um. Nun saß sie auf dem Divan und knöpfte erschauernd den Mantel zu, den sie geöffnet hatte. Sie war ganz blaß und kalt.

Er nahm seinen Vorteil nicht einmal wahr. Ganz gleichgültig sprach er weiter, während er die Zeitschriften aufhob und wieder übereinanderschichtete. »Und dann, so lächerlich dir das vielleicht klingt — auch ich liebe meine Eltern. Sie sind mir manchmal unbequem gewesen, gewiß. Das spöttische Gesicht eines Schiffsoffiziers kann die schönste Mittelmeerfahrt verderben.« — Er spielte auf eine gemeinsame Reise an, die sie in den ersten Jahren ihrer Ehe gemacht hatten. In Algier hatte er mit Gustava das Schiff verlassen unter dem Vorwand, noch nach Biskra zu gehen, was für die Eltern zu anstrengend sein würde, und sie erst wieder in Neapel nach Schluß der Reise zu treffen. — »Aber mit der Liebe, die mit uns groß geworden, ist es ein eigen Ding. Sie hat Dauer.«

Er wartete eine ganze Weile. Aber sie sprach nicht mehr. Sie sah nur still vor sich hin, mit bebenden Schultern.

»Es tut mir leid, dich verletzt zu haben, Gustava. Du warst so stolz, als du hereinkamst. Es ist vielleicht unser letztes Zusammensein auf dieser Welt, wie ich mich schließlich auch entscheide. Du findest meine Forderung, der erste in deinem Herzen zu sein,

wahrscheinlich sehr anspruchsvoll. Ich hätte dich nicht damit belästigen sollen. Vor allem jetzt nicht. Dein Gewissen wäre dann hell geblieben. Und du bist ja empfindlich. Vergib mir, bitte, und gehe. Es hat für keinen von uns Zweck, eine so peinliche Szene zu verlängern. Du weißt, ich bin überhaupt gegen sogenannte Aussprachen. Diese hat wieder einmal bewiesen, daß wirklich nichts dabei herauskommt.»

Sie stand auf und ging an ihm vorbei, wortlos nach der Tür. Es schien, als wolle sie noch etwas sagen. Aber sie schüttelte den Kopf und hob nur halb abwehrend die Hand.

Er folgte ihr nicht. Er stand und wartete auf die Suppe des Autos. Dann sah er, daß sie einen Handschuh auf dem Divan vergessen hatte. Den nahm er und küßte ihn milde und leidenschaftlich. —

Als Gustava die väterliche Wohnung in Berlin betrat, war der General noch nicht zu Hause. Es würde ziemlich spät werden, hatte er der Haushälterin hinterlassen. Seine Tochter möge nicht auf ihn warten. Gustava besorgte ihr Kind. Die alte Wiege, in der sie mit dem Bruder gelegen, stand neben ihrem Bett. Sie sollte einmal die Kinder des Verstorbenen hüten. Nun lag der Erbe seines Namens darin.

Das Kind schlief unruhig. Die Aufregung der letzten Tage rächte sich an ihm. Fast gegen ihren Willen bewegte Gustava die Gangeln. Eine wohlthätige Müdigkeit kam über sie, als sie so auf dem niedrigen Stühlchen saß. Ferne Erinnerungen zogen besänftigend durch die aufgeweckte Seele, wie Sommerwind, der den Duft von blühenden Kleefeldern bringt. Sie dachte an Gustav Wafa, der sich vor dem dänischen Usurpator auf einem Bauernhof in Dalarne verborgen und auf der Tenne mit den Knechten brischt, als die Späher kommen. »Warum trägt dein Knecht ein seidenes Hemd?« Klang es märchenfern durch ihren Sinn. Und sie sieht ihn im Halbschlaf verborgen im Stroh des Eschlittens. Da stößt ein Häfcher mit dem blanken Schwert in das Stroh, und rotes Blut folgt der voreiligen Klinge. »Nun hab' ihr mein Schwein getötet,« sagt der Bauer klagend. Aber kein Schmerzenslaut verrät den Verborgenen. Aber einmal, an einem heiligen Johannistage, wird er einziehen in seine Stadt. Auf einem weißen Roß wird er

sitzen, das trägt einen Buschen blaue Kornblumen stolz und hoch wie Federn.

Ihr Kopf lehnte sich gegen das dunkle alte Holz. Sie schlief vor Erschöpfung.

So fand sie ihr Vater. »Und nun, Gustava?«

»Nun werde ich in sein Haus zurückgehen und warten. Irgend etwas wird geschehen, und woanders hätte ich keine Ruhe.«

»Sie werden dir das Leben in seiner Garnison nicht leicht machen.«

Sie hob stolz den Kopf. »Mögen sie. Ich kann es ertragen.«

»Und wenn er nicht kommt? Wenn er den Bitten seiner Eltern nachgibt und in ein neutrales Land flüchtet?«

»Wenn das Gewißheit ist, so komme ich zu dir, Vater. Nicht früher. Nur um eins bitte ich dich: gib mir, was ich brauche. Ich kann es jetzt nicht von ihm nehmen und nicht von seinen Eltern. Nur von dir.«

Sie war sehr rot geworden, während er seine Brusttasche hervornahm.

»Ich habe es mir gedacht und war heute bei meinem Bankier. Für die Begriffe Gustava von Löwentlaus ist es sehr reichlich. Frau Wendelin aber dürfte sich doch damit einrichten müssen.«

Das Rot war in ihrem Gesicht geblieben.

»Das will ich auch. Das Fräulein kann entlassen werden. Ich habe nun Zeit für meine Kinder. Es ist ein Abergang. Vielleicht bringt er Segen.«

»Du hoffst, Gustava?«

»Ja, Vater. Selig ist mir auch nicht mehr so unverständlich. Nein, wehre nicht ab. Du hast die Luft in seinem Elternhaus nicht geatmet. Mir ist eingefallen, wie tollkühn er reitet. Das tut kein Feigling. Niemand kann in die Seele des andern sehen. Ich hab' es bisher nicht einmal versucht. Wir müssen warten und Geduld haben.«

Friedrich trat ein und sah vorwurfsvoll auf Vater und Tochter.

»Er will uns mahnen, daß es spät ist, Gustava. Mein Zug geht früh.«

»Der Junker schreit,« sagte Friedrich gekränkt.

Die Mutter unterbrückte ein Lächeln. Der Junker in seinen Windeln würde nun wohl Friedrichs Privatbesitz bleiben.

Sie nickte ihm, daß sie käme. Dann nahm sie Abschied vom Vater. Lange hielt er sie an seinem Herzen. War sie nicht schlimmer

bran als eine Witwe, und er nicht ihr einziger Schut? Wieder wallte sein Blut auf gegen den Mann, der ihr das angetan hatte.

Sie schien es zu fühlen. Als sie sich zu ihrer stolzen Höhe aufrichtete und ihr Auge zum letztenmal das seine hielt, sagte sie sicher: »Du hältst ihm den letzten Weg frei. Ich vertraue dir.«

»Deinetwegen, meine Tochter.« —

Schlimmer denn als eine Witwe — Gustava dachte es oft genug in den kommenden Wochen, wenn sie die Frauen traf, die ihre langen schwarzen Schleier so feierlich durch die sinkenden Tage des eisernen Jahres trugen. Fest hielt sie Gubruns kleine Hand. Ohne das Kind ging sie kaum auf die Straße. Für das Kind suchte sie die spärliche nordische Winter Sonne. Oh, wie gut war es, daß das langweilige Fräulein fort und Mutter immer da war, den ganzen Tag, Mutter und Brüderchen! Tief, tief nestelte das Kind sein kleines liebetrunkenes Herz in die verhaltene Zärtlichkeit eines schmerzlichen Mitleids.

Gustava hatte gleich nach ihrer Rückkehr die Trauer um den Bruder abgelegt. Sie gab sich nicht mehr das Recht, so zu trauern um eine junge Sonne, die ihre kurze Bahn leuchtend erfüllt hatte. Es gab quälendere Schmerzen. Sie hatte eine Hauschneiderin genommen, um die Sachen des vergangenen Jahres ändern zu lassen. Das war bald Tagesgespräch. Frau Wendelin sparte! Warum eigentlich vor aller Augen? Warum blieb sie hier und mied die Bekannten nicht? Man hatte ja nichts gegen sie persönlich. Ihr Vater war einflußreich genug. Aber sie war schließlich doch die Frau ihres Mannes. Die Frau Oberst hatte ihren Namen von der Liste gestrichen, als die Regimentsdamen zu einer Wohltätigkeitsveranstaltung versammelt wurden — das genügte.

Und man begann sich auf die Feste, die Wendelins gegeben, auf den vornehmen Reichtum, den Gustava so gleichgültig und selbstverständlich gezeigt hatte. Die Schneiderin, die ein paar Bahnen in zu enge Röcke gefügt hatte, wurde förmlich umworben, ob sie auch in dem hellen Arbeitszimmer nichts gehört hatte als einige bestimmte, klare Anordnungen. Wenigstens konnte sie bestätigen, daß Gustava ihren stolzen Wuchs lediglich der Natur verdanke. Das Gerede glich schwellendem Wasser nach einem Wolkenbruch. Tausend trodene, steinige Rinnale

wurden lebendig und führten muntere Sturzbächlein herbei, bis die Ufer wie in einem reißenden Strom verschwanden. Als Friedrich Gustavas schöne Stute in einen Tattersall nach Berlin brachte — sie hatte sie behalten, weil sie ein Fohlen trug —, erreichte es den Höhepunkt. Dann verliefen sich die Wasser.

Der Klatzsch flammte nur noch einmal auf, zugleich mit den reinen Christbaumkerzen. Der Weihnachtsurlaub hatte verschiedene Offiziere nach Hause gebracht, die im Gespräch miteinander vor der Kirche standen, als Gustava an ihnen vorbeiging. Sie grüßten sie mit geflüstelter Hochachtung zur offenbaren Verlegenheit ihrer Damen. Und Gustava dankte mit jener unnachahmlichen Reigung des Kopfes, die ihren Gruß wie eine Günst erscheinen ließ.

Aber dieses Wiedersehen schien ihr härter als alles, was vorangegangen war, daß sie sich fast scheute, ihr Kind an die Brust zu nehmen, weil sie meinte, ihre Milch müsse bitter sein, wie das Leben dieser Wochen. Und worauf sollte sie noch hoffen, wenn der Stern von Bethlehem nicht sein Herz bewegt hatte?

Sie empfing zuweilen Briefe von ihrer Schwiegermutter, die sie jedesmal umgehend beantwortete. Die guten Alten sorgten sich um ihr Leben und wurden wahrhaft erfindend in kleinen Listen, um sie zur Annahme der tausend Notwendigkeiten des Reichthums zu bewegen. Seit ihr Bankier ihnen mitgeteilt, daß Gustava die ihr zustehenden Gelder nicht mehr abböbe, erschöpften sie sich in Vitten. Das Fest hatte ihnen das Recht des Schenkens gegeben, wenigstens den Kindern gegenüber. In dem Begleitbrief aber schrieb die Mutter zum erstenmal über ihren Sohn.

»Felix würde freilich zürnen, wenn er wüßte, daß ich mich zu dir ausspreche, Gustavchen. Doch ist mein Herz zu schwer, und Vater meint auch, du müßtest es wissen. Gerade am ersten Advent ist der zweite Sohn der Inspektorsleute nach Hause gekommen. Sie haben ihn aus dem Lazarett geholt. Er war sehr schwer verwundet. Auf einem Auge ist er erblindet, und über dem gesunden trägt er eine Binde, weil der Arzt gesagt hat, es könne in Mitleidenschaft gezogen werden. Ärzte übertreiben ja immer. Nun scheint es, daß Felix mit seinen schlechten Nerven es nicht erträgt, den Verwundeten zu sehen. Seit er da ist, verließ er sein Zimmer nicht mehr.

ging auch nicht auf Jagd. Ich war draußen, trotzdem die Weihnachtsbesorgungen mich tüchtig in Atem hielten. Aber es war jedesmal eine aufregende Stunde. Früher fuhr er auf. Jetzt gibt er überhaupt keine Antwort. Nur als ich sagte, wir wollten Inspektors das Geld geben für einen Aufenthalt in irgendeinem Winterkurort, vielleicht in Wiesbaden, wurde er ganz wild und schrie, dann schösse er sich eine Kugel durch den Kopf. Ich weinte während der ganzen Heimfahrt. Er ist doch mein Einziger, Gustavchen, mein Glücksfink. Vater war auch unruhig und wäre am liebsten selbst hingefahren. Aber er hat ja so viel Rücksichten zu nehmen. Es gibt so viele, die ihm seine Stellung beneiden, und obgleich die Magistratsbeamten bei allen Verteilungen vorangehen, wagt er gar nicht mehr, die Vorteile seiner Stellung auszunutzen. Jedesmal bringt er irgendeine boshafte Bemerkung aus der Sitzung mit nach Hause. Und seitdem Alwin Badner, der Gliederoffizier, das große Eisenerz hat und dem Kaiser vorgestellt ist, gehe ich auch nicht mehr so gern in meine Volkstüche. Die Mutter ist zu eitel.

Ja, und da telephoniert der Inspektor eines Tags, Felix wäre aufs Vorwerk heraus, ohne ihm etwas zu sagen oder uns, was notwendiger gewesen wäre. Denn auf dem Vorwerk lebt doch nur der alte Hofmann mit einer Magd und ein paar Knechten, und in dem baufälligen Haus ist gerade ein Unterkommen für eine Nacht, wenn man in der nächsten Frühe vor Sonnenaufgang auf Birkhahnbalz will. Ich bin gleich hin, wie ich ging und stand, mit einem Wagen voll Betten und ein paar Vorratskörben. Er hatte aber seine Tür verschlossen und ließ seine alte Mutter klopfen und gab mir nicht einmal ein gutes Wort mit. Nun werden wir beiden Alten unter dem Christbaum sitzen und uns sorgen.

Dieser Brief hatte Gustava den Mut zu ihrem Kirchgang gegeben. Wie eine Verheißung war er ihr. Sie sah den verwöhnten Mann in der Einsamkeit des bäurischen Hauses, verkrochen in den äußersten Winkel des väterlichen Reichthums, umgetrieben in seinem Geiste von dem vernichtenden Anblick der Heldenhaftigkeit eines andern. Sie zitterte für seine Entschlüsse. Sie betete, daß er die Last des Lebens nicht fortwerfe, wie er der Mutter gedroht hatte, ohne seine Schuld gelöhnt zu haben.

Und sie erschraf doch bis ins Tiefste, wie vor etwas Ungeahntem, schier Unmöglichem, als er um die Wende des Jahres vor ihr stand. Unter all ihren Befürchtungen hatte die eines Wiedersehens am fernsten gelegen.

Es war spät, als er kam. Die Kinder waren schon zu Bett. Sie hatte noch an ihrem Schreibtisch gesessen über den Rechnungen des Jahresabschlusses. Er sah nur, daß sein Bild auf diesem Schreibtisch stand, mit einem Glase Christrosen und Tannenzweigen davor. Ein altes Bild, das er ihr in der Verlobungszeit gegeben, nicht in Uniform, sondern im Reitrod und der runden Mütze des Roten Feldes. Und aus diesem Bild kam ihm so viel Mut, daß er ihre Hand nahm und sie küßte.

»Ich komme nur für einen Augenblick, Gustava, du mußt mir verzeihen. Aber ich wollte meinen Sohn sehen, ehe ich zu deinem Vater gehe.«

Sie sah plötzlich so jung und schön aus wie in der Vergangenheit. Ihr Stolz war fortgewischt. Sie ging mit ihm in ihr Schlafzimmer. Sie dachte nicht daran, daß sein Bett hinausgetragen und das der kleinen Gudrun jetzt an ihrer Seite stand. Erst als sie sah, wie er sich über das Kind beugte und ihr sein Gesicht verbarg, fühlte sie in ihrem Herzen den scharfen Schmerz des Alleinigen. Sie nahm den Jungen aus dem Schlaf, küßte ihn wach und reichte ihn ihm, und sie errötete wie ein Mädchen, als er ihre Küsse von den unschuldigen Lippen nahm.

Sie ließ seine Erregung auswellen und störte sie mit keinem Wort. Dann brachte sie ihm selbst Brot und Wein, legte ein weißes Tuch auf und schenkte ihm ein. Sie sagten sich nichts, weil eine Keuschheit ihrer Herzen sie warnte, das Wehr aufzuziehen, da keiner von ihnen sich die Kraft zutraute, die Gefühle dann zu bewältigen. Aber als er aufstand, besser gestärkt durch ihren Anblick, als der Wein es vermocht hatte, nahm sie seine nervöse Hand, hielt sie lange, strich mit ihrer freien über die gelben Nägel, als wolle sie einen Flecken fortwischen, und küßte sie plötzlich.

»Gustava!« rief er erschüttert.

»Du sollst nicht glauben, daß ich des Geldes wegen dein wurde. Vater glaubt es auch nicht. Das Geheimnis lag in mir und schlief. Aber du hast es aufgeweckt, als ich neulich bei dir war. Nun ruft es Tag und Nacht. Ich

bin so froh, daß ich es dir noch sagen darf, so froh, Felix. Es wird wachsen und stark werden und erst mit mir sterben.«

»Du — du liebst mich, Gustava?« Seine Augen gingen zu der Tür des Schlafzimmers, aus dem sein Bett entfernt war, gingen in eine heiße Vergangenheit, die ihren heimlichen Stachel getragen hatte — und sahen plötzlich einen weißen Nebel dicht, dicht über Vergangenheit und Zukunft liegen. »Zu spät, Gustava.«

Aber sie schüttelte den Kopf. »Wie kann zu spät sein, was kein Ende hat? Nun danke ich dir, daß du gekommen bist. Sage meinem Vater, ich werde diesen Tag segnen.«

Sie brachte ihn die Treppe hinunter und öffnete ihm die Tür. Noch war es nicht Mitternacht. Hinter vereinzelten hellen Fenstern wachte man dem neuen Jahr entgegen.

Die Straßen waren ganz still. Sie stand und sah ihm nach, bis das Dunkel die schmale Silhouette verwischte. Der Winterwind hob ihre Schläfenhaare, und große Tränen fielen aus ihren Augen. — —

Dann wartete sie tapfer durch schwere Wochen. Ein Brief des Vaters sagte ihr, daß Wendelin in ein Infanterieregiment an der Westfront eingereiht sei. Später hörte sie, daß er sich gut führe. Von ihm selbst kam kein Wort. Als das erste Gort von Verbun fiel, kam eine Depesche: »Grenadier Wendelin zum Gefreiten befördert und zum Eisernen Kreuz vorgeschlagen.« Am nächsten Tage, als die Fahnen noch vom Marktturm wehten, erhielt sie die Nachricht seines Todes.

Als sie die Trauerkleider wieder anzog, schlug ihr Herz wie das einer Braut.

Treue

Heimat, Heimat, wie leuchtet dein Angesicht!
Deine reine Stirne furchte das Alter nicht,
Ich höre dein Herz, das jubelt so starken Schlag,
Wie Lerchentriller aus meinem Jugendtag;
Deine Sonne reißt immer noch mütterlich
Segen aus deiner braunen Scholle für mich,
Immer noch horchst du auf meinen Wanderschritt —
Heimat, Heimat, wo klingt der Freunde Tritt?
Blieben sie nicht mehr dein, die an welschem Strand
Oder in Polen verdarben in Sumpf und Sand?
Ach, sie sanken für dich mit zerschossener Brust —
Du aber schmückst dich golden, träumend von Lenz und Blust!

Aus der schweigenden Erde wie Glockenmund
Tut mir das schlagende Herz der Heimat kund:
Knabe, küsse den Boden, der niemals trog,
Siehe, ich wuchs, so weit unsre Fahne flog!
Nicht ein Hügel wölbt sich in fremdem Land,
Den nicht Heimattreue wie Erz umspannt!
Jedes Blatt in purpurner Herbstesglut
Lodert für meiner Söhne strömendes Blut,
Jede Blüte, die meinem Schoß entbricht —
Sonne, tauche sie doppelt in Flammenlicht!

Werner Jansen

Von Kunst und Künstlern

Zu Max Liebermanns siebenzigstem Geburtstag — Ernst Chtner: Bauernhof in Holftein und Gasse in Travemünde — Anna von Welzien-Stockfleth: Sonnenstunde — Leopold H. Jüllich: Zwei Sommerlandschaften — Karl Denike: Hinter der Kirche von Barnesville — Hermann Pampel: Nächtl. Patrouille — Anton Erath: Kaiser-Franz-Josef-Invalidentdenkmal — Fr. Hüllweck: »Verwundet«

Max Liebermann, dessen siebenzigster Geburtstag auf den 20. Juli d. J. fällt, wird an diesem Tage keine überschwenglichen Lobpreisungen seiner Art und Kunst erwarten — das hieße gegen den Stil seines Wesens und seiner Persönlichkeit sündigen, denn nicht Pathos, sondern Sachlichkeit, nicht Glanz, sondern Wahrheit ist das Ziel seiner Malerei. In keinem Künstler Deutschlands — dieser vor zwanzig Jahren niedergeschriebene Satz Cornelius Gurlitts gilt noch heute ohne Einschränkung — sind die naturalistischen Grundsätze strenger ausgebildet als in Liebermann; in ihm herrscht der Drang, die Dinge im Bilde bis auf den letzten Rest wahr, nichts als wahr darzustellen. So einleuchtend uns dieser Satz heute erscheint, der ihn vertrat, hat um seine Anerkennung lange hart und schwer kämpfen müssen. Man hielt ihm die Frage entgegen, ob denn in der Kunst mit dem Aussprechen der Wahrheit alles geschehen, ob es der Mühe wert sei, diese Wahrheit gesagt und ausgeprägt zu haben. Lange schien es, als gebe es zwischen der Anschauung derer, die von der Kunst eine Idealisierung, eine Verklärung, eine Erhöhung oder Vertiefung der Wirklichkeit verlangten, und der Behauptung der andern, daß die Wirklichkeit, die Natur sich selber genug sei, auch in der Kunst, keine Brücke der Verständigung und Versöhnung. Erst Liebermanns Schöpfungen selbst, als sie ihren Kreis weiter und weiter zogen, haben dafür gesorgt, daß die scheinbar unüberwindbare Kluft sich schloß, haben bewiesen, daß es hier wie dort auf eine Eroberung und Wiedergeburt der Schönheit hinauslief, die in den Dingen verborgen liegt. Solange nur die Theorie da stand mit

ihrer schroffen Einseitigkeit und sich mit berlinischer Dickköpfigkeit wohl gar zu Sähen verstieg wie dem, daß ein gutgemaltes Spargelbündel, ja sogar ein Misthaufen in der Malerei mehr bedeuten könne als eine Madonna oder eine Himmelfahrt, lehnte sich der gute Geschmack, gestützt auf unendlich viele Gegenbeispiele ehrwürdiger und unanfechtbarer Kunst, dagegen auf; als aber die Werke dieses vermeintlichen konsequenten Realismus dastanden, wurde man allmählich gewahr, wie eng verwandt sie doch im Grunde mit denen waren, die uns zunächst als ihre unversöhnlichen Feinde und Widerleger erschienen waren.

Und eines Tags erkannte man, daß ja auch dieser Blasphemier, der ohne den Glauben an ein Höheres ganz in die Dinge selbst aufzugehen behauptete, eine Gottheit verehrte, ja anbetete, daß die Inbrunst seiner Hingabe der nichts nachgab, von der die alten Meister und die Idealisten vor und neben ihm besessen waren.

Diese Gottheit war das Licht, das Licht, ohne das es für Liebermann im Bild keine Form, keine Farbe gab, von dem das Bild seinen Wert erhielt. Auf einmal verstand man nun, was damit gemeint sei, wenn er keinen grundlegenden Unterschied anerkennen wollte zwischen einer Ziege auf der Düne und einem blühenden Apfelbaum, einem badenden Jungen am Strande oder einem in Gold und Purpur gekleideten König auf dem Thron; ihr Adel kam vom Licht und machte sie einander ebenbürtig. Das Licht erzählte auch. Es setzte das Schwerfällige in Bewegung und gab dem Stumpfen Glanz und Schimmer. Wozu brauchte ein Bild da noch »Inhalt« zu haben; es schuf ihn sich aus sich selber.

Am meisten erschreckten zunächst wohl die



Bufln. Alice Nagdorff, Berlin

Max Liebermann

Liebermann'schen Bildnisse. Von dem Hamburger Bürgermeister Peterßen wird erzählt, daß er sein von Liebermann — noch dazu in voller Amtstracht — gemaltes Bildnis hinter einem Vorhang habe verstecken lassen, so entsetzt sei er von der rücksichtslosen Wahrhaftigkeit dieses Abbildes gewesen, und noch Jahrzehnte später soll Alfred von Berger vor seinem im Auftrage Lichtwarks gemalten Bildnis gestagt haben, ob er denn wirklich wie ein Flußpferd aussehe — die siegreiche Überwindung der Materie durch den Geist, worin die unvergeßliche Eigenart dieses Bildes liegt, erkannte er, wie wir alle, erst später. Liebermann sah und malte eben auch in seinen Bildnissen nicht das, was uns bisher als das Charakteristische, das Sprechende daran erschienen war, etwa die Augen, die Stirn, den Mund, die Hände, er malte die farbigen Massen, aus denen sich ihm die Gestalt zusammensetzte, er malte sie im Spiel des Lichtes, das sie, jede anders, hervorriefen, und er vertraute darauf, daß diese nur einmal vorhandene Massen- und Lichtverteilung schon den Eindruck der Ähnlichkeit hervorrufen werde. Er hat sich selten darin getäuscht.

Noch widerwilliger fast als den Maler hat man den Zeichner Liebermann anerkannt. Die Beherrschung des gut Handwerklichen ist ja noch immer jeder neuen, sich erst durchsetzenden Richtung abgesprochen worden. Bis man dann auch hier den kaltenscharfen Blick für das Wesentliche, den sicheren Griff für das Bezeichnende, die sprühende Ausdruckskraft für die Bewegung des Augenblicks gelten lassen mußte. Sein heute geradezu zum Dogma gewordenes Wort »Zeichnen ist Weglassen«, das freilich in der Geschichte der Malerei viele Vorgänger zählt, hat uns gründlich die Augen darüber geöffnet, wie weit entfernt auch seine Zeichenkunst von einer slavischen Nachahmung der Wirklichkeit war.

Mit diesen flüchtigen Worten ist — nach den vielen großen und reich illustrierten Aufsätzen, die wir über Liebermanns Kunst gebracht haben (z. B. von Meißner in Band 72, von Rosenhagen in Band 93, von Vie im Aprilheft 1908 und im Oktoberheft 1910) — nur das Nächste und Kennzeichenhafteste skizziert. Gerade an einem Gedenk- und Ehrentag des Alters sollten wir uns aber auch an die »Lebensbilder« erinnern, die der jetzt Siebzigjährige uns, am reichsten in den achtziger Jahren, geschenkt hat: an seine »Gänserupferinnen«, seine »Glachscheuer in Laren«, sein »Altmännerhaus«, sein »Waisenhaus in Amsterdam«, seine »Nefflinderinnen« usw. Seine spätere Entwicklung hat diese Bilder vielleicht zum Teil verleugnet. In seinem Lebenswerk bleiben sie deshalb doch bestehen, und in der Geschichte der deutschen Malerei werden sie als der künstlerischste und überzeugendste Ausdruck einer ganzen Epoche fortleben.

An Ernst Eitners 50. Geburtstag, der in den August fällt, möchten wir durch Wiedergabe des Bildes »Gasse in Travemünde« und des Pastells »Holsteinischer Bauernhof« erinnern. Die Leser wissen von dem Künstler aus dem Aufsatz, den ihm E. J. Kullberg im Märzheft 1915 geschrieben hat, und kennen seine gute niederdeutsche Art aus den Bildern, die diesen Aufsatz begleiteten. Sie ist keineswegs, wie man das bei norddeutschen Malern nur zu leicht vermutet, auf realistische Darstellungen beschränkt — dagegen sprechen allein schon seine »Stimmungs«, ja gedankenmächtigen Schweizer Landschaften und ein Bild wie das noch vor dem Kriege (Dezember 1913) von uns gezeigte »Dem Herrn zu Füßen« —, aber auch wenn Eitner äußerlich ganz alltägliche Dinge malt, versteht er sie in Feststimmung zu tauchen. Doch geschieht das ohne Zwang und ohne Pose, allein und unwillkürlich aus einem künstlerischen Temperament heraus, dem es zur Natur geworden ist, malerisch zu sehen und malerisch zu gestalten. Wie sparsam und wie schlicht ist die Farbe in diesem »Holsteinischen Bauernhof« verwendet, und doch: wie malerisch, von Luft und Licht umhüllt, liegt er vor uns da! — Bald dreißig Jahre lebt Eitner als ein still, aber unermüdblich Schaffender in Hamburg oder in Hamburgs nächster Umgebung. Seine Gaben und Fähigkeiten hätten ihm wohl erlaubt, mit gefälligen Publikumsbildern glänzende Erfolge auch in der breitesten Öffentlichkeit zu erzielen. Aber er ist unbeirrt von des »Ruhmes lodendem Silbertone« den Weg seines künstlerischen Gewissens, den Weg der Wahrheit, Stille und Bescheidenheit gegangen, an dessen Ende freilich ein hohes Ziel steht, die Erfüllung der künstlerischen Gesichte, die er sich nicht von außen, sondern nur aus dem Innersten seiner Seele holt.

Dem Blatt »Eine Sonnenstunde« von Anna von Welkien-Stodfletch liegt eine Radierung zugrunde. Der sogenannte Mattkunsftbrud, den wir hier anwenden, hat den Vorteil, sowohl die Technik, die Kraft des Striches, wie die malerische Stimmung gut wiederzugeben. Und auch von der Andacht und Liebe, mit der die Künstlerin gearbeitet hat, ist, dünkt uns, noch ein gut Teil in unsre Übertragung gerettet worden. Frau von Welkien ist Hamburgerin von Geburt, und dort hat Alfred Lichtwark, der so mancher jungen auftretenden Begabung die rechten Wege wies, entscheidenden Einfluß auf ihr Schaffen gewonnen, bevor sie noch in Berlin bei W. Leo Arndt das Handwerkliche der Zeichen- und Radierkunst erlernte. Dann wurde Medlenburg ihre »Walbheimat«, wie sie sich selbst ausdrückt, und dem mit so vielen landschaftlichen Schönheiten geschmückten Neustrelitz verdankt sie neben manchem andern

auch den Vorwurf dieser »Sonnenstunde«. Allen Besuchern des Tiergartens wird die allmählich etwas verfallende, dadurch aber nur immer schöner werdende Pforte bekannt sein, die den lichten Mittelpunkt der Radierung bildet, umsäumt von prachtvollen Laubstämmen, wie sie hier seit Jahrhunderten geschnitten und gepflegt werden. Das Schönste an dem Blatte aber ist das milde Spiel der Sonne, nach dem es seinen Namen trägt.

Von Leopold H. Jülich bringen wir noch zwei Sommerlandschaften, die von neuem beweisen, wie frei und groß der Künstler die Havellandschaften zu behandeln weiß. Aber den Künstler und seine Werke haben wir das Nötige erst vor kurzem, im Maiheft 1917, gesagt.

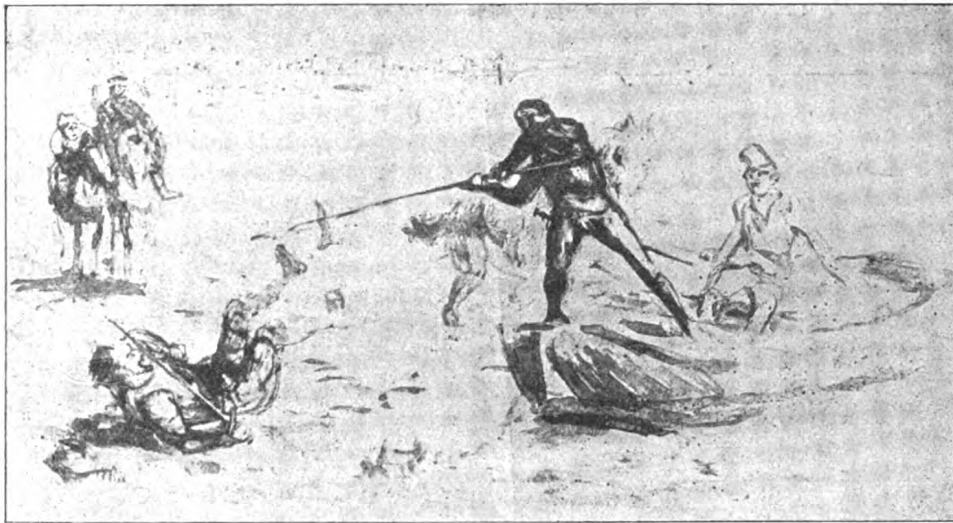
Unser Kriegsbild, die Kirche von Barneville, wiedergegeben nach einer Tuschzeichnung, ist von Karl Denike, dem Berliner Landschaftsmaler. Wie so viele unsrer heute im kräftigsten Mannesalter stehenden märkischen Landschaftler, verdankt auch dieser 1862 geborene seine malerische Schulung dem Meister Eugen Bracht, wenn er auch daneben die Kunst der Radirnadel bei Prof. Hans Meyer studierte. So hingebungsvoll sich Denike in die stillen Schönheiten der Mark Brandenburg vertieft hat, man soll deshalb nicht glauben, daß sich ihm die Ferne verschloß. Im Gegenteil! Als Fünfundzwanzigjähriger schon begleitete er, nach mannigfachen kleinen Studienreisen, den Geologen Prof. Brauer auf einer wissenschaftlichen Reise nach Argentinien, die in vier Monaten die Cordilleren bis zur Höhe von fünftausend Meter durchkreuzte und vom äußersten Süden des Landes im Norden bis zur bolivianischen Grenze vordrang. Ausgedehnte Studienreisen in die Urwälder und Flußtäler Nordargentinien schlossen sich an, und kaum hatte sich der an Malaria Erkrankte in Buenos Aires von den Anstrengungen dieser nicht ungefährlichen Forschungsreise einigermaßen erholt, so lockte ihn ein neuer Antrag des österreichischen Naturforschers Dr. Paul Jordan in das Innere Paraguays, durch das Gebiet der Zwergindianer, der Guayakis, zum Cerro Tatu, dem höchsten Berge Paraguays, der nach großen Schwierigkeiten zum ersten Male von Europäern bis zum Gipfel bestiegen wurde. Die nächsten Jahre wurden durch Studienreisen in Deutschland und Dalmatien ausgefüllt, sowie durch die Vollenbung einiger größerer Bilder, unter denen ein Diorama vom römischen Kaiserpalast in Trier und ein großes Temperament von der Ebertalsperre bei Hemfurt hervorzuhellen sind. Wer die norddeutschen Landschaften auf den jüngsten Ausstellungen verfolgt hat, wird nicht ohne tieferen Eindruck an Denikes »Hainichswald bei Kassel« (jetzt auf der Ausstellung

in Düsseldorf) und »Mentiner See in der Uckermark« vorübergegangen sein. Auch größere und kleinere Radierungen von seiner Hand, wie das Niederwalddenkmal, Stolzenfels und märkische Motive, pflegen aus ihrer Umgebung wirkungsvoll hervorzutreten. In den letzten Jahren hat sich Denike mehr und mehr die Mark Brandenburg als Hauptarbeitsfeld erwählt, einer derer, die erfolgreich bemüht sind, ihre heimlichen Natur- und Bau Schönheiten ins verdiente Licht zu setzen. Im Berliner Künstlerhause waren im Vorfrühling dieses Jahres die besten Bilder dieser Art einmal beisammen. Während des Krieges hat Denike ein gutes Vierteljahr an der Westfront studiert, gezeichnet und gemalt. Das halbe Hundert von Aquarellen und Zeichnungen, das er in der Cötes Lorraine zwischen Verdun und St. Mihiel geerntet hatte, fanden wir dann in der Großen Berliner Kunstausstellung von 1915 vereinigt. Von dort stammt auch das hier wiedergegebene Blatt. Barneville ist ein Dorf an der Cötes Lorraine, östlich von St. Mihiel, unmittelbar an der Front gelegen, oder besser: war es, denn die Häuser liegen jetzt in Trümmern, Schutt bedeckt die kümmerlichen Reste, Granaten haben die Rückwand der Kirche und das Innere zerstört. Zwischen den Gräbern der Dorfbewohner haben auch einige unsrer Soldaten ihre letzte Ruhestätte gefunden.

Hermann Pampels Radierung »Nächtliche Patrouille«, die innerhalb des »Deutschen Weltkrieges« Platz gefunden hat (S. 843), ist ganz formende Energie des künstlerischen Ausdrucks. Wille, Kraft und stählerne Entschlossenheit sprechen aus diesen herben Linien. Wir werden auf den aus der Münchner Diez-Schule hervorgegangenen Künstler demnächst ausführlicher zurückkommen.

Prof. Anton Graths Kaiser-Franz-Josef-Invalidendenkmal verspricht nach dem Modell, das wir in einem Doppeltondruck vervielfältigen, eins der bisher gewiß nicht zahlreichen Bildwerke zu werden, die dem Ernst dieses Krieges angemessen, seine Tage überdauern werden. Es ist eine schöne, ruhige, zur Andacht und Ehrfurcht stimmende Geschlossenheit in der Gruppe, und in dem Hof ober in der Vorhalle eines Heims für Kriegsbeschädigte aufgestellt, mag dieses schlichte Werk dem Gedanken der Einheit von Fürst und Volk, dem heiligen Gedächtnis des todbereiten Opfers mehr dienen als manche der prunkvollen Denkmäler-Anlagen, denen man ab und an schon in unsern Ausstellungen begegnet. Ein Schillerdenkmal von Grath steht in Villach.

Das in Eisen ausgeführte Bildwerk »Verwundet« (S. 833) ist eine Schöpfung des künstlerischen Leiters der Warmbrunner Holzschnitzschule Fr. Hüllwed. F. D.



»Der von den Magalotti zog den Degen und kam heran; da sprang ich auf den Rand des Schiffes und stieß so gewaltsam nach ihm, daß, wäre er nicht rücklings zur Erde gefallen, ich ihn durch und durch gestoßen hätte. Die andern Gesellen, anstatt ihn zu halten, zogen sich zurück.« (II. Kap. 4)

Literarische Rundschau

Max Slevogts Benvenuto Cellini

Als Goethe zu Ausgang des 18. Jahrhunderts seinen Zeitgenossen in den »Horen«, auf dreizehn Nummern verteilt, seine Übersetzung der Lebensgeschichte des florentinischen Goldschmieds und Bildhauers Benvenuto Cellini darbot, erntete er mit dieser Gabe seiner erstaunlichen Einfühlungs- und Ausdruckskraft eher Ablehnung als Bewunderung. Den Schüler der Antike, der sich durch mancherlei Wirren zur Vollenbung durchgearbeitet hatte, das mit allem Glanz der Form übergoldete reiche und mannigfaltige Leben eines Künstlers, der es dann doch nicht verschmähte, aus der handwerklichen Übung seiner Kunst den Lebensunterhalt zu holen, hätten die Leser von 1796 und 1797 allenfalls verstanden und gewürdigt, vor dem rücksichtslosen Sichausschlagen der Persönlichkeit aber, vor dem ungeheuren selbststischen Wesen der italienischen Renaissancezeit, vor dem derb realistischen Treiben dieses »handfesten Burschen« schrakten sie zurück. Erst Goethes mit weit ausgreifenden kunst- und kulturgeschichtlichen Erläuterungen ausgestattete Bearbeitung von 1803,

nach allen Seiten hin ergänzt und abgerundet, hatte mehr Glück; heute wird das Buch niemand mehr in Goethes Werken missen mögen.

Denn schon als Sprachdenkmal der Goethischen Stilkunst muß es uns reizvoll und bewundernswert erscheinen: selten hat sich, zumal in den Jahren, seine Sprache so frei und kühn bewegt wie hier, selten hat er in einem fremden Werk so geschickt gekürzt, ergänzt, verbessert, gelichtet und gesteigert. Er selbst nannte sein Werk bescheiden eine Übersetzung; wir sind heute eher geneigt, von einer Bearbeitung zu sprechen. Aber es ist eine Bearbeitung geworden, die das Original verdunkelt, ja überflüssig gemacht hat,

so treu ist sein eigenständlicher Geist bewahrt, so taktvoll seine Form dem Geschmack der Gegenwart angepasst worden. Wir wissen, wie eigenmächtig und wie wenig verständnisvoll Goethe manchmal mit fremden Werken umzugehen für gut fand. Seine Bearbeitung des »Zerbrochenen Kruges« von Kleist ist ein warnendes Beispiel, wie man es nicht machen darf. Hier aber, bei dieser Selbstbiographie des Zeitgenossen eines Zu-



»Als ich fünfzehn Jahre alt war, begab ich mich wider den Willen meines Vaters in die Werkstatt eines Goldschmieds, der Antonia Saandro hieß... Meine Neigung war so groß, daß ich in wenig Monaten die besten Gesellen einholte... Vessenengeachtet verfehlte ich nicht, meinem Vater zuliebe, bald auf der Föte, bald auf dem Hörnchen zu blasen, und sooft er mich hörte, fielen ihm unter vielen Seufzern die Tränen aus den Augen.« (I. Kap. 1)



»Ich hatte nun mein marmornes Kreuzifix geendigt, nahm es von der Erde auf und brachte es in einiger Höhe an der Wand an, wo es sich viel besser als vorher ausnahm, wie ich wohl erwartet hatte. Ich ließ es darauf jeden sehen, wer kommen wollte. Nun geschah es nach Gottes Willen, daß man dem Herzog und der Herzogin auch davon sagte, so daß sie eines Tags nach ihrer Rückkehr von Pisa unerwartet mit dem ganzen Adel ihres Hofes in mein Haus kamen, nur um das Kreuzifix zu sehen. Es gefiel so sehr, daß beide Herrschaften sowohl als alle Edelleute mit unendliche Lobeserhebungen erteilten. (III. Kap. 2)

lius II., Alexander Borgia, Michelangelo und Machiavelli, gab er sich einmal rückhaltlos dem Reiz der fremdartigen Persönlichkeit, ihrer ungestümen Lebenskraft, ihrem unbändigen Künstlertriebe hin und hielt den Hobel der Klassizität, der hier nur hätte verflachen können, selbst da in Ruhe, wo er auf rauhe Wendungen, fernige Ausdrücke, derb vollstümliche Bilder und wilde Auswüchse der Phantasie stieß.

Wir sind ihm heute doppelt dankbar für solche zu seiner Zeit nicht ganz ungefährliche Treue, denn wäre diese padende Anschaulichkeit, diese unbekümmerte Naturwüchsigkeit, diese ungezügelte Leidenschaftlichkeit des Denkens und Handelns, mit einem Wort: diese fladernde Beweglichkeit des Originalwertes zerstört worden, so hätte sich ein Künstler wie Max Slevogt, dessen Zeichenstift überall nach dem frei spielenden zitternden Leben des bewegten Augenblids trachtet, schwerlich so davon paden lassen, daß er beschloß, Goethes »Benvenuto Cellini« mit über 300 Originallithographien zu illustrieren (vollständig in 5 Lieferungen zu je 10 M.; Berlin, Bruno Cassirer). Denn nicht das gelehrte Quellenwerk des 16. Jahrhunderts, sondern der heute noch in jedem Kapitel fesselnde, oft bis zur Atemlosigkeit spannende Abenteuerroman tat es ihm an. Wohl bleibt das Buch auch bei ihm ein Zeitdokument ersten Ranges, spiegeln sich doch darin aufs getreueste die wirren und schwachen Zustände im Florenz des Cinquecento, die Schicksale der Stadt Rom unter den Päpsten Clemens VII. und Paul III., das Hofleben von Ferrara und Mantua, die »wunderbare« Gestalt Franz' I. von Frankreich, die vornehme, aber in ihren Sitten oft höchst bedenkliche Gesellschaft jener ruh- und rastlosen

Zeit mit ihren verwegenen kriegerischen Unternehmungen, ihren politischen Ränkespielen, ihrem gärenden Parteiwesen und ihrem davon angestachelten Künstlertrieben; vor diesem Zeitspiegel jedoch steht dem modernen Künstler die Gestalt und Persönlichkeit des Helden, stehen ihm dessen besondere Schicksale: Abenteuer, Liebes- und Zauberhändel, Kriegstaten, ja auch Verbrechen und Bluttaten.

Eine unmittelbare Linie führt von Slevogts früheren Illustrationswerken, dem »Ali Baba«, dem »Rübezahl«, der »Ilias« und den Leberstrumpferzählungen, zu diesem seinem jüngsten Werke. Dort wie hier ist es eine seltsame Mischung von Charakteristik und Phantastik, von Naturalistik und Romantik, was das Wesen des Illustrators Slevogt ausmacht. Auch die Mystik fehlt darin nicht, und beim »Cellini« kommt ihm diese zugleich verhüllende und ent-



»Als der Tag graute, ließ ich die Pferde besorgen und setzte mich schnell in Ordnung. Ich schenkte den jungen Leuten alle Sachen, die ich mitgebracht hatte, und mehr als fünfzig Goldgülden ... Ich wendete mein Pferd um und verließ sie weinend.« (III. Kap. 4)



Benvenuto Cellini vor den französischen Kriminalrichtern. (III. Kap. 6)

schleiernde Kunst des Andeutens besonders zugute. Denn Cellinis wilbes Abenteuerleben, so rücksichtslos er es vor uns ausbreitet, läßt sich nicht anders als mit einer nachschaffenden Phantasie begreifen, und diese miterschaffende Tätigkeit des Lesers und Beschauers unterstützt Elevogts nirgend philiströs erschöpfende, immer aber anregende, aufrüttelnde und beschwingende Zeichenkunst in unermüdblicher Weise. Bei der Ilias konnte man seine »unhomerische« Art vielleicht als zu nervös empfinden, in dem Renaissanceroman ist diese innere Aufregtheit, diese temperamentvolle Stizzenhaftigkeit durchaus am Platze. Mehr als bisher war es ihm hier vergönnt, sich an den Text zu halten. Diese reichgedeckte Tafel läßt seine ewig hungrige Phantasie selten im Stich: sein romantischer Sinn, sein Humor, seine Laune, sein Wit, sein Behagen an der Groteske, vor allem aber seine rebellische Freude an der Wildheit des Geschehens, sie finden die fetteste Weide. Dennoch behält seine dichterische Erfindung und gestal-

tende Phantasie noch genug Bewegungsfreiheit, um nirgend in die Sklaventetten der bloßen bildlichen Erläuterung, des Nocheinmalssagens zu fallen. Ob es mit dem historischen Kostüm immer stimmt, mag beim »Benvenuto Cellini« so fraglich sein wie bei der Ilias und dem Leberstrumpf, aber Menschen, lebendige, leidenschaftlich bewegte und erregte Menschen sind es überall, die uns auf Elevogts mit verschwenderischer Hand in den Text dieser unsterblichen Geschichte gestreuten Zeichnungen begegnen.

Der Künstler hat sich dafür einer in Deutschland bisher fast unbekannten lithographischen Technik, nämlich der Tuschlithographie bedient und damit der Buchillustration auch die malerische Wirkung in einem Maße gerettet, wie es zuvor kaum einem Meister auf diesem Gebiet beschieden war. Von seiner Kunst mögen die hier mit freundlicher Genehmigung des Verlages wiedergegebenen nur wenig oder gar nicht verkleinerten Abbildungen eine Vorstellung vermitteln. F. D.

Verschiedenes

Der Schweizer Heinrich Federer, ein echter Sohn seiner Bergheimat und ein würdiger Nachkomme Gottbells, Meyers und Kellers, hat uns während des Krieges, der an das klassische Land der Neutralität, wie wir nicht verkennen wollen, harte Anforderungen stellt, ein paar neue Bücher geschenkt, die nicht ohne Reisesegen ihren Weg gehen sollen. Wir kennen Federer als einen Meister des Humors und der mit Güte und Lebensweisheit begnadeten Diktion aus seinen »Lachweiler Geschichten«, die sich im literarischen Gefolge Meister Gottfrieds wohl sehen lassen dürfen; wir haben ihn aber auch als monumentalen Epiker aus den großen schweizerischen Heimatsromanen »Berge und Menschen« und »Pilatus« schätzen gelernt, die den Begriff der Heimatkunst auf eine dem Ewigen und Allgemeinmenschlichen nabekommende Höhe heben.

Behaglicher und launischer gibt er sich in der noch umfangreicheren Erzählung »Das Mätteliseppi« (Berlin, Grote; geb. 5 M.). Auch hier ist das Grundthema kein andres als das bei ihm in so vielerlei Gestalt wiederkehrende von dem schicksalwebenden Verhältnis der Menschen zu den Bergen. Diese Geschichte, oder sagen wir lieber: diese Chronik schweizerischen Lebens hat ihre Heimstätte am Vierwaldstättersee, in den Urkantonen, die neben so viel Kraft und Urwüchsigkeit doch auch so viel Liebllichkeit, Anmut und Heiterkeit beherbergen. Und das gerade ist die rechte Mischung für Federers Erzählergabe und Weltanschauung. Es scheint fast, als habe er das Organ für diese menschenfreundliche, milde und gütige Betrachtung, die bei ihm obwaltet, dem priesterlichen Kleide zu danken, das er einst trug, bevor er, ein reifer Mann

und Künstler schon, zur Feder griff. Was uns an diesem Buche Federers vor allem entzückt, was uns so bereichert und erhoben von ihm scheiden läßt, ist die Fülle des Lebens, die Weitzigkeit und Freiheit der Menschenauffassung, die es vor uns ausbreitet. Einen eigentlichen Helden hat die Geschichte ebensowenig wie einen festen geschlossenen Handlungskern. Die alte bibelstrenge Jungfer, das raube »Reißen«, dessen Name im Titel steht, ist sozusagen nur der Generalnenner geistiger Gemeinsamkeit, der die vielen Brüche der Wirklichkeit zusammenhält. Aber ihm freilich waltet noch eine höhere Macht künstlerischer Einheit, und das ist des Dichters eignes Erleben, das er hier, zumal in der rührenden Gestalt des Knaben Alois Epichtiger, in gemütvoller Reichtum über uns ausschüttet. Mit dieser Kraft des Herzens umfaßt er, gleich dem Herrgott, die Starken und Mächtigen mit nicht geringerer Liebe als die Kleinen und Schwachen, die Bescheidenen und Dürftigen, und diese »Schöpfergerechtigkeit« läßt in seinem Buche den menschlichen Wert immer noch über den künstlerischen triumphieren.

Aber auch in der Novellenform ist Federer Meister. Wer könnte sein »Letztes Stündlein des Papstes«, wer seinen »Sisto e Sesto« vergessen! Neuerdings sind bei Herder in Freiburg ein paar neue zierliche Bändchen dieser Art erschienen, die den älteren Geschwistern beigegeben zu werden verdienen, wenn sie auch mit bescheidenerer Gebärde, gleichsam als Nacherzählungen schon vorhandener Volksgeschichte, vor uns hintreten. Da ist die in den düsteren Abruzzern beheimatete novellistische Nacherzählung der altchristlichen Märtyrergeschichte von Tarcisius, in der das Leiden eines Knaben mit selbst rührenden Lauten zu uns spricht, und da ist die irische Novelle »Patria« (Waterland), gleichfalls eine Märtyrergeschichte, aber schon mit festeren, deutlicheren Umriffen in das Licht der Geschichte hineinragend. Auf den ersten Blick mag es so scheinen, als habe Federer mit dieser Geschichte aus dem irischen Freiheitskampf, die mit dem Tode des fast noch knabenhaften Helden auf dem Schafott endet, eine auf Sir Roger Casements Schicksal hindeutende Aktualität anstreben wollen. Aber der Gedanke verstummt bald vor der ruhigen, sich selbst genügenden Sachlichkeit der Darstellung, die dem Idealbild einer bewußt künstlerischen Gestaltung noch reiner entspricht als die großen Romanbücher, und deshalb dem Genießenden vielleicht noch mehr zu geben hat als jene.

*

Frauenbewegung und christliche Liebestätigkeit (Leipzig, Quelle & Meyer; geb. 4,20 M.). Unser Jahrhundert hat die Stellung der Frau im öffentlichen Leben durchgrei-

send verändert und damit den, der die Dinge mit geschichtlich geschärftem Blick anzusehen gewohnt ist, vor die Frage gestellt, wann und wie sich diese Entwicklung vorbereitet hat. Die vorliegende vom Zentralausschuß für innere Mission preisgekrönte Schrift behandelt in sechs Kapiteln die Lage der Frauen am Anfang des Jahrhunderts, die Liebesarbeit der deutschen Fürstinnen, das Lebenswerk einer Amalie Sieveking, die Entwicklung der christlichen Liebestätigkeit und ihre Bedeutung für die Frauenbewegung, sowie die Wechselwirkungen zwischen der christlichen Liebestätigkeit und der Frauenbewegung in den neunziger Jahren. Ausgehend von der am Anfang des Jahrhunderts noch allgemein herrschenden Bindung der Frau an den häuslichen Pflichtkreis weist die Verfasserin nach, wie zunächst die Organisationen der Liebesarbeit ein Stück Frauenemanzipation verwirklichten. Amalie Sieveking nahm als erste Frau die innere Not der »alten Jungfer« zum Ausgangspunkt ihres Handelns und schuf in ihrem Armen- und Krankenverein einen für die Frau und ihre Liebesarbeit wertvollen Mittelpunkt. Weiter wird dargestellt, wie die weibliche Berufsdiakonie der evangelischen Kirche praktisch für die Selbständigkeit der Frau arbeitete, und wie die »Frauenbewegung« im engeren programmatistischen Sinne, getragen von den Geistesmächten des 19. Jahrhunderts, der Frau im allgemeinen eine neue Wertung ihrer Persönlichkeit erkämpfte.

*

Der Krieg mit seinem bitteren Ernst hat mancher Gedankfeier den Fest- und Jubelklang verboten, für den die Gloden schon gestimmt waren. Auch der »Verein für die Geschichte Berlins«, dessen 50jähriges Jubiläum in den Sommer dieses Jahres fällt, hat es sich versagen müssen, den denkwürdigen Tag öffentlich zu feiern, wie es sonst gewiß unter der dankbaren und freudigen Teilnahme weiter Kreise geschehen wäre. So ehrt er denn Arbeit durch Arbeit, indem er eine ebenso inhalt- wie umfangreiche Festschrift ausgeben läßt. »Erforshtes und Erlebtes aus dem alten Berlin« nennt sich dieser über 600 Seiten starke Band (Verlag des Vereins für die Geschichte Berlins; in Vertrieb bei Mittler & Sohn in Berlin), und schon dieser Titel deutet glücklich und bezeichnend die Vereinigung von Wissenschaft und Leben, frischer Gegenwart und ehrfurchtsvoll bewahrter Vergangenheit an, die hier zu Hause ist. Eine stattliche Anzahl guter Kenner des alten und neuen Berlin hat an diesem Werke mitgearbeitet; eine Fülle neuer, mühsam geernteter Forschungsfrüchte, aber auch frischfröhlich vom Aste gebrochener eigener Erlebnisse und Erinnerungen wartet des Lesers. Die Archive haben ihre Schatzkammern auf-

getan, aus den öffentlichen Büchereien ist allerlei Wissenswerthes und Aufschlußreiches ans Licht gezogen worden, Privatsammlungen, die sich sonst nicht gern ihren Schlummer stören lassen, haben ihre Riegel gesprengt, und der Privatfleiß manches stillen Gelehrten hat vom Besten hergegeben, was die Schubladen des Schreibtisches vielleicht schon seit langen Jahren, aufgespart für eine derartige festliche Gelegenheit, bargen. An der Spitze steht eine kleine meisterhafte Abhandlung des inzwischen verstorbenen Reinhold von Kofer, des Generaldirektors der kgl. Preussischen Staatsarchive, über Gustav Adolfs letzten Besuch in Berlin; den Beschluß der 49 Beiträge machen höchst bedeutsame Mitteilungen des Potsdamer Stadtarchivars Prof. Dr. Otto Ischirich über Kogebues Plan eines preussischen AltertumsMuseums. Aber auch das kulturhistorische und literarische ist in Beiträgen von Ludwig Geiger, Rich. M. Meyer (†), Georg Voß, Paul Alstr. Werbach, Georg Minde-Pouet, Heinrich Stümde und Hermann Gilow gut und reichlich vertreten, wenn man sich auch ein wenig wundern mag, daß keiner der verantwortlichen Herausgeber die wertvolle Zusammenstopplung des Beitrages »Weibel und Berlin« erkannt hat, dessen »ungedruckter« Brief (Weibels an den Kultusminister von Mühlert) zudem schon seit zwanzig Jahren in dem Gaedert'schen Weibelbuche steht. Doch keinen Mißklang in die Festhymne! Alles in allem haben wir hier eine des Vereins durchaus würdige Gabe vor uns, und wer bisher sein Wirken noch nicht gekannt oder nicht nach Gebühr gewürdigt hat, der wird es nach diesen Proben zu schätzen wissen und ihm ein neues, fruchtbares und segensreiches Halbjahrhundert des Bestehens und Arbeitens wünschen.

Albert Röstlers Vorlesungen über Gottfried Keller, eine frische, aus der ersten Begeisterung heraus geborene Jugendarbeit des Leipziger Literaturhistorikers, haben ihre Volkstümlichkeit auch im großen Weltkrieg bewährt. In den drei Jahren sind sie so oft in die Schützengräben hinausgerufen worden, daß eine dritte Auflage nötig wurde (Leipzig, Teubner; geb. 3,80 M.). Sie ist gegenüber der zweiten gar nicht, gegenüber der ersten nur äußerlich »herausgeputzt« worden. Wozu auch verändern, was seine Aufgabe, für einen Meister wie den aufrechten, erdenweisen Schweizer zu werben und zu erwärmen, so glücklich erfüllt wie diese Boten eigener Eroberer- und Besitzerfreude. Wir haben jetzt die große zweibändige Biographie von Ermatinger, aber Röstler hätte übel daran getan, wäre er daran gegangen, aus deren Aberfülle an neuem Tatsachenstoff dies und jenes in das schmale, aber keineswegs leichte, rings mit lieblichen Blumen umsäumte Bett

seiner sieben Vorträge zu leiten. Glückauf also, kleines Fähnlein, zum neuen Auszug!

*

Ungarn. Eine mitteleuropäische Entdeckung. Von Joseph August Lux (München, Bed; geb. 6 1/2 M.).

Der Verlag bezeichnet dieses Buch als ein »Werk zur seelischen Annäherung der Mittelmächte«. Das ist kühn oder — unvorsichtig. Denn wenn ein Buch die Fahne seines Zweckes, seines höchst realen Zweckes vor sich herträgt, so dieses. Es ist geschrieben von einem höchst geschickten, aber auch höchst schnellfertigen und in seinen Eindrücken und Urteilen bestimmbaren Schriftsteller, der sich seines an sich lobenswerten — politischen oder unpolitischen — Zweckes willen allzusehr der eignen Kritik, ja manchmal sogar der eignen Beobachtung begibt. Aus einem Geführten kann so schnell kein Führer werden, wie dies Buch beansprucht. Ungarn möchte nach dem Kriege zu einem Ziel- und Treffpunkt deutscher Reiselust werden. (»Nun sehnt man sich nach deutscher Rundschau« heißt es S. 351 ganz unverblümt vom Bad Bärtha.) Gut! Naturschönheiten, Heilquellen, Reize des Volkstums und einer von der unsrigen vielfach grundverschiedenen Kultur geben ihm Anrecht und Aussicht darauf. Warum aber dem, der dazu eingeladen oder vorbereitet werden soll, die Bewunderung bis aufs letzte Glämmchen schon vorausnehmen? Mehr Kürze hätte sich zu solchem Zwecke mit mehr Bescheidenheit gut vertragen. Eine »Landeskunde« ist doch nicht zustande gekommen; für die würden wir mehr historische Kritik und weniger Ekstase fordern. Die Selbstsicherheit, die sich Goethe bewahrte, auch wenn er sich auf seinen Reisen zunächst dem fremden Volks- und Kulturelement rüchhaltlos hingab, kann man Lux nicht nachrühmen.

*

Der gedankenlose Sprachgebrauch des Tages nimmt das Wort »Bücherei« schlechtweg für eine Verdeutschung von »Bibliothek«. In vielen Fällen wird ja auch nichts andres darunter verstanden. Doch läßt sich, von Abels- oder Wohlwollen, etwas andres hineinlegen: ein engerer oder ein weiterer, ein toter oder lebendiger Begriff. Die Zentrale für Volksbücherei, die dem Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht in Berlin angegliedert ist, macht sich eine ernste und hohe Aufgabe daraus, indem sie meint, die »Bücherei« im sozial-modernen Sinne aufgefaßt müßte aus einer Angelegenheit der Gelehrten und ihrer Anverwandten zu einer Angelegenheit des öffentlichen Verkehrs werden. Bücherei steht in ihren Augen, wie die verwandten Wortbildungen, eine Tätigkeit mit umfassendem Zweck voraus, bedeutet also etwas andres, unter Umständen geradezu das Gegenteil von Bibliothek, z. B. in den Fällen, in denen die

Bücherei als Verkehrseinrichtung darauf ausgehen muß, daß Bücher durch wohlgeordneten Verkehr verbraucht werden. Erst in solcher Breite gefaßt, wird eine Bücherei die Erziehung des Volkes heben können. Diese neue, eigentümliche Begriffsbestimmung, der man ihre sprachliche Wortklauberei gerne mit der selbstgewählten verantwortungsvollen Pflichtbestimmung verzeiht, ergibt eine Fülle von Gesichtspunkten, aus denen einige wesentliche gemeinverständlich in den sechs Abhandlungen erörtert werden, die das erste Stück der »Schriften der Zentrale der Volksbücherei« zu dem Bändchen »Die öffentliche Bücherei« vereinigt (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung). Nach einer grundlegenden Einleitung über die öffentliche Bücherei und ihre Bedeutung für Staat und Gesellschaft von dem Leiter der Zentrale für Volksbücherei, Dr. Paul Labewig, erörtert Prof. Dr. G. Friß, Stadtbibliothekar von Charlottenburg, das Verhältnis von Bücherei und Volksbildung, Prof. Dr. J. Jastrów das von Bücherei und Volkswirtschaft, Dr. Peter Jessen, der Direktor der Bibliothek des Rgl. Kunstgewerbemuseums in Berlin, das von Bücherei und Museum. Am tiefsten aber dringen in die unmittelbare Praxis des Tages die beiden Beiträge von Dr. Erwin Aldertnecht, dem Direktor der Stettiner Stadtbibliothek, über Jugendbücherei sowie über Werbemittel und Benutzertaktik der Volksbüchereien. Beherzigenswert ist namentlich das, was Aldertnecht — zum Teil gegen die Jugendschriftenreformer — über die Auswahl der Jugendbücher (Abenteuerbücher und ähnliches) zu sagen hat.

Rousseaus Bekenntnisse, die aufrichtigste Lebensbeichte, die ein rücksichtsloser Denker und bahnbrechender Geist je abgelegt hat, waren uns in mancherlei Übersetzungen und Bearbeitungen geläufig. Auch der von Levin Schüding begegnete man noch oft, obwohl sich im Laufe der 40 Jahre, die seit ihrem Entstehen verfloßen sind, mancherlei Versehen und Flüchtigkeiten an ihr herausgestellt hatten. Jetzt haben sich zwei jüngere Gelehrte, Dr. Konrad Wolter und Dr. Hans Bretschneider, der Mühe unterzogen, sie durchzusehen, zu berichtigen, auch sprachlich zu feilen, wo sich Härten oder altertümliche Schwerfälligkeiten zeigten. Das ist aber nicht das Wesentliche ihrer im Bibliographischen Institut in Leipzig erschienenen Neuauflage (2 Leinenbände, gebunden 5 ½ M.). Wir stehen heute anders zu Rousseaus offeneren Bekenntnissen als Schüdings Zeit: freier, vorurteilsloser auch da, wo die letzte Maske des Herkommens, die letzte Hülle der Scham fällt, und wir glauben es gerade historischen Werken schuldig zu sein, daß sie in ihrer ungefüzten und ungeschminkten Erscheinung zu

uns sprechen. Das war auch die Überzeugung der Bearbeiter, und so haben sie mit den alten Lücken und Vertuschungen ausgeräumt. Freilich waren nun erst recht gründliche Erläuterungen nötig, denn Offenherzigkeiten pflegen noch lange nicht Durchsichtigkeiten zu sein. Bei diesen Erläuterungen, wie auch in dem einleitenden Lebensbild, haben aber die Bearbeiter alle erdenkliche Sorgfalt walten lassen, so daß das Verständnis und der literarische Genuß des Lesers kaum noch auf ein Hindernis stoßen werden.

Brentanos Werke. Kritisch durchgesehene Ausgabe. Mit Brentanos Leben, einem Bildnis und einer Handschriftprobe, Einleitungen und erläuternden Anmerkungen herausgegeben von Max Preiß (3 Bände, geb. 7 ½ M.; Meyers Klassiker-Ausgaben; Leipzig, Bibliographisches Institut).

Klemens Brentano mußte sich in unsern Hausbüchereien bisher mit einem sehr schmalen Plätzchen begnügen, und manchmal gehörte ihm auch das nur zur Hälfte, denn da stand — »Des Knaben Wunderhorn«. Und doch verdient es dieser typische Romantiker, ein Dichter durch und durch, ja eine der ursprünglichsten Dichternaturen, die wir haben, wenigstens mit den besten seiner freilich oft nicht voll ausgetragenen Werke wieder lebendig zu werden. Die Ausgabe des Bibliographischen Instituts kann dazu helfen. Denn hier hat ein junger Germanist — Preiß ist Privatdozent an der Universität Marburg — kundig und geschmackvoller das Wesentliche vom Unwesentlichen, das Lebendige vom Toten geschieden, und nun steht eine Dichterpersönlichkeit vor uns, die Charakter und Geschlossenheit zeigt. Ein gut geschriebenes Lebensbild und Sonder-Einleitungen zu den einzelnen Gruppen und Werken leisten dem Leser von heute die Hilfe, die er braucht, um sich in der Welt der Romantik und der Brentanoschen besonders zurechtzufinden. Auch darin müssen wir dem Herausgeber zustimmen, daß der jugendliche Brentano mit seiner Lyrik und seinen Märchen den Vorrang vor dem älteren verdient. Eine gute Wiedergabe der Tiedschen Büste und eine Handschriftenprobe begleiten die drei schmucken dunkelgrünen Leinenbände.

Vierzig Jahre nach seinem ersten Erscheinen lehrt Erwin Rohdes Werk über den »Griechischen Roman und seine Vorläufer« in dritter, durch einen zweiten Anhang vermehrter Auflage wieder (Leipzig, Breitkopf & Härtel; geb. 15 M.). Es hat dereinst ebensoviel Aufsehen gemacht wie Widerspruch gefunden; ja, es gibt klassische Philologen von Ruf, die ihm noch heute nachstellen. Man muß wissen, daß Rohde, der Freund und Ver-

teidiger Nießes, zu denen gehörte, die gegen das Windelmannsche Ideal von der apollinischen Heiterkeit des Hellenentums Sturm liefen und das Dionysische in ihm betonten. Sein Hinabtauchen in die Dunkelheiten der uralten Mythologie paßte den andern so wenig wie seine Beschäftigung mit der »eigentlich« so ganz un griechischen Erscheinung des hellenischen und hellenistischen »Romans«. Daß dieser Ausdruck aber nur im übertragenen Sinne, keineswegs in der modernen Bedeutung einer zum Weltbilde ausgestalteten persönlichen Liebes- und Leidenschaftsgeschichte zu verstehen ist, wird der Leser von Rohdes Buch bald spüren. Der vorliegende Neudruck hat die ursprüngliche Form des Werkes zu erhalten gewußt, aber all die neuen Entdeckungen und Forschungen, die seit vier Jahrzehnten gerade auf diesem Gebiet überreichlich gemacht worden sind, in einem Anhang nachgetragen, der zugleich Rohdes nicht mehr in allen Punkten haltbare »Konstruktion der Geschichte des griechischen Romans« berichtigt. In dieser Form wird das Werk nun wohl zuverlässlich dem fünften Jahrzehnt entgegenstreiten können.

Die einst so übereifrigen Abrennler der Kriegslust sind allgemach müde geworden. Der Fruchtsegen mannhaften Jorns, feurigen Kampfmutes, vaterländischer Begeisterung und Erhebung hat sich in seiner Mannigfaltigkeit einstmals erschöpft; erst von der zeitlichen und seelischen Entfernung sind neue Ernten zu erwarten. Inzwischen baut sich, wie die Schwalbe unter wetterumdrohtem Giebel, die Friedenssehnsucht ihr vertrautes Nest. Noch ehe das Ende des furchtbaren Völkerringens zu erblicken, hat Bruno Wille, in dem nach seiner ganzen Art und Weltanschauung dies Gefühl von Anfang an das stärkere gewesen sein wird, unter der Losung »Und gib uns Frieden« aus deutschen Dichtern von Meister Edehart bis auf Dehmel und Vagbold ein Buch weltlicher Friedensandacht zusammengestellt (Vongs Schönbücherei; geb. 3 1/2 M.). Wie ein Regenbogen der Hoffnung und des Trostes spannt sich diese Blütenlese über den Abgrund der Schmerzen, der Erschütterungen und Enttäuschungen, den der Krieg in uns aufgerissen hat. Von dem im kirchlichen Sinne Religiösen findet man hier wenig oder gar nichts, desto mehr von dem, worin, fern vom Dogma, die Idee reinen und hohen Menschentums beschlossen liegt.

Aber Belgien haben wir kürzlich zwei volkstümliche Werke erhalten, die sich trefflich ergänzen: vom Standpunkt des Historikers hat uns Land und Volk sowie seine historischen Geschehnisse, zumal die im 19. und 20. Jahrhundert, Paul Oßwald in einem Bändchen der Teub-

nerschen Sammlung »Aus Natur und Geisteswelt« dargestellt (Leipzig, Teubner). Mit Geschick und höchst übersichtlich, wenn auch manchmal etwas allzu gedrängt, werden die Verfassung, die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse, die kirchlichen und geistigen Zustände einzeln für sich behandelt. Dagegen führt in dem Buche von Otto Quelle, das bei Westermann erschienen ist, der Geograph das Wort, und zwar einer, der seiner Wissenschaft in vollstem Maße das gibt, was ihr Charakter verlangt: Sachlichkeit. Mit der Naturnotwendigkeit geologischer Schichten baut dies Land sich vor uns auf, nach der Gliederung seiner natürlichen Landschaften, nach dem Klima, der Landwirtschaft, dem Bergbau, dem Gewerbe, Handel und Verkehr, der Bevölkerung: ein Bau, in den doch überall künstliche Gebote eingreifen, und der deshalb von Widersprüchen strotzt, um sein Einheitsband schließlich allein in der Arbeit zu finden. Quelle verhüllt uns keinen dieser Widersprüche; wenn es ihm gelingt, uns doch das Ganze sehen zu lassen, ja, es uns anschaulich vor Augen zu stellen, so ist das ein Verdienst, für das wir mehr noch dem Schriftsteller als dem Gelehrten dankbar sind.

Winkelglück. Ein fröhlich Buch in ernster Zeit. Mit Buchschmuck von Paul Hartmann (Leipzig, Quelle & Meyer; geb. 2,40 M.).

Wir erfahren nur, wer den Buchschmuck entworfen, nicht, wer das Buch selbst geschrieben hat. Ist das Bescheidenheit, oder ist es Berechnung? Ich glaube, eine Mischung aus beiden. Wie in diesem Nachkommen Leberecht Fühnchens zwei Seelen sich begegnen und gut miteinander vertragen: die des Stillen und die des Bewußten, die des Idyllikers und die des Pathetikers. Er weiß genau, dieser namenlose Berufsschriftsteller, daß eine Maske zuweilen lodender ist als der prächtigste Name. Das Glück dieses Buches liegt eigentlich schon im Titel, doppelt sogar: »Winkelglück« und »fröhlich in ernster Zeit«. Danach verlangt uns alle, und je ferner die Sterne der Wirklichkeit noch sind, desto lieber läßt man ihren Widerschein, die Träume, zu sich herein. Neben Heinrich Seidel geht Reichenaus altmodisch-wohlthuendes Buch »Aus unsern vier Wänden« in diesen Blättern, kleinen Geschichten, kleinen Beobachtungen, sinnigen Betrachtungen, warmherzigen Schilderungen um; neben den Grillen, die unter Schlachtenlärm und Kanonendonner fiedeln, zirpen auch die Heimchen hinter dem Herbe — genug, wirklich ein »Buch zum Atemholen«, eine Honigwabe nach all dem Essig, den uns die böse Zeit zu schluden gibt.

Auswahlbände kannte man früher nur für die Klassiker, und zu dem Begriff »Klas-

sifer« gehörte es, daß schon eine geraume Zeit Gras und Blumen auf dem Grabe des also Geehrten wuchsen. Heute leben wir schneller, aber wir genießen und ehren auch schneller. So erscheint es uns als ein durchaus zeitgemäßer Gedanke, daß der Verlag von Albert Langen in München noch zu frischen Lebzeiten einige seiner Dichter und Schriftsteller Auswahlmengen ihrer besten oder sagen wir lieber: ihrer bezeichnendsten Arbeiten in hübschen, handlichen und freundlichen Bändchen herausgibt. Scheinbar sollen sie alle von demselben besorgt und eingeleitet werden; wenigstens hat sich für die ersten beiden Auslesen Walter von Molo dieser Liebesmühe unterzogen. Verschieden genug sind diese Bändchen. In dem ersten grüßt uns die Schwedin Selma Lagerlöf mit ihren schönsten Geschichten, Skizzen und Studien — auch die herrliche Rede ist darunter, die sie beim Empfang des Nobelpreises gehalten hat, wohl die schönste überhaupt, die aus Frauenmund je geflossen ist —; in dem andern treibt Ludwig Thoma, der Peter Schlemihl des »Simplizissimus«, sein fröhliches und manchmal übermütiges, oft aber auch nachdenkliches, immer gesundes, immer herzerquickendes Wesen. Gar verschieden, sagt' ich, wären die Bände. Ja, aber doch auch wieder einander ähnlich, ähnlich in der engen Vertrautheit, die beide Dichter, die Schwedin und der Oberbayer, zu dem Leben und Sinnen in Ernst und Scherz gleich heiligen Mächten haben. Jedes der Bändchen kostet 3 M.

Reicher noch an Stoffen, Gedanken und Anregungen als die vorausgegangenen vier ist der im dritten Kriegsjahr erschienene fünfte Band von Adolf von Harnacks Reden und Aufsätzen (Gießen, Töpelmann; geb. 8 M.). »Aus der Friedens- und Kriegsarbeit« nennt ihn der Verfasser, und nach dieser Zweiteilung ordnet sich der Inhalt des fast 400 Seiten starken Bandes: die erste Abteilung bringt sieben neue Abhandlungen und Aufsätze zur Geschichte des Christentums und der Kirchen, während sich die vier Arbeiten der zweiten Gruppe ihre Stoffe aus dem Bereich der Kultur- und Wissenschaftsgeschichte holen und die dritte über diese Zwischenstufe in die Sphäre des Weltkrieges hinüberführt. Nur von wenigen wird heutzutage strenge Wissenschaft mit so reingestimmter Menschlichkeit, aber auch so viel jugendlichem Feuer betrieben wie von dem Berliner Theologen und Generaldirektor der kgl. Bibliothek. Er braucht sich, wenn er aus dem Friedensreich in das des Krieges hinüberstreitet, nicht erst in Panzer und Waffen zu kleiden, und umgekehrt hat er es nicht nötig, sich erst den Talar umzuhängen, wenn er

Friedensarbeit leistet. Harnacks Gabe ist es, die Dinge in weiten Zusammenhängen zu sehen und in großen Linien zu zeichnen; Forscher und Denker begegnen sich in ihm und schließen einen Vergangenheit und Gegenwart, Nähe und Ferne, Kleines und Großes verknüpfenden Bund mit dem ebenso lebendigen wie charaktervollen Tageschriftsteller, der ein Führeramt beanspruchen darf.

Geschichte Europas von 1848 bis 1871. Von Alfred Stern. Siebenter Band (Dritte Abteilung: Geschichte Europas von 1848 bis 1871; Stuttgart, Cotta; geb. 19 1/2 M.). Auf der umfassendsten Kenntnis aller historischen Einzelarbeiten und auf ausgiebigen eignen Forschungen in den wichtigsten Archiven Europas beruhend, ist diese großzügige Darstellung der europäischen Geschichte doch in allen ihren Teilen für den weiten Kreis allgemein gebildeter Leser berechnet. Dieser Bestimmung entspricht es, wenn der Verfasser neben der politischen auch der wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung seine volle Aufmerksamkeit zuwendet, insbesondere den freieren Strömungen europäischen Geistes in der schönen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts. Die Form, in der das geschieht, hat einen Beurteiler zu dem Ausdruck hingerissen, man könne versucht sein, die wissenschaftliche Arbeit des Verfassers selbst der schönen Literatur beizuzählen: so fesselnd, geistvoll und lebendig sei diese Geschichte Europas geschrieben. Dies Lob gewinnt um so höhere Berechtigung, je mehr sich die Darstellung der Gegenwart nähert. Als Schweizer hatte es Stern wohl leichter als andre Historiker, sich auch hier äußerster Neutralität zu befleißigen. Seine Grundüberzeugung, daß nach dem Frieden wieder ein inniges Zusammenarbeiten der Nationen, auch der als erbitterteste Kämpfer durch den Krieg gegangenen, möglich sein müsse, steht unerschütterlich fest. So verfährt er heute erst recht nach dem Kantischen Grundsatz, daß der Geschichtschreiber sein Selbst gleichsam auslöschen müsse, um nur die Dinge reden zu lassen.

Mitteilung. — In dem Aufsatz von Jarno Jessen: »Deutsche Goldschmiedinnen« im Juniheft befindet sich ein Irrtum. Die beiden dort unter dem Namen Ruth Galland abgebildeten Anhänger sind von Hrl. Galland entworfen, aber von der Goldschmiedin Hrl. Lilli Jacobius ausgeführt worden. Die in demselben Aufsatz erwähnte Weihnachtsausstellung ging von Hrl. Galland und Hrl. Jacobius gemeinsam aus, sämtliche ausgestellten Goldschmiedearbeiten waren von Hrl. Jacobius ausgeführt und trugen ihre Initialen.



Karl Oenike:

Hinter der Kirche von Barneville

Der deutsche Weltkrieg



St. Hüllweck:

Berwundet (Eisen)

Andacht

Wir wollen die Hände falten,
Leise und still,
Und heilige Andacht halten,
Weil es Abend werden will.

Wir wollen mit unserm Beten
Inbrünstig-heiss
Vor den Helfer und Heiland treten,
Der von all unsern Schmerzen weiss.

Wir wollen der Helden denken,
Die lichtverklärt
Ihre seligen Geister senken
Segnend auf unser Schwert.

Wir wollen für alle flehen,
Die heut, von Blitzen umloht,
Im Donner der Schlachten stehen,
Treu bis zum Tod — — —

Wir wollen die Hände falten
Zu heissem Gebet
Und heilige Andacht halten,
Nun die Nacht durch die Felder geht.

Eva von Collani

Briefe aus Frankreich

Von Anna Brunnemann

Die Welt ist viel zusammengesetzter und reicher an Hilfsquellen, als ein gewisses Deutschland geglaubt hat, und es scheint mir heute, als ob das, was sich gegen die deutsche Drohung aufrichtet, die geheimen Kräfte des Ideals sind, das so sehr verachtet wurde. Ein Deutscher, der tapfer in diesem Kriege fällt, stirbt für sein Vaterland. Wir haben das tiefe Gefühl, für eine Idee zu kämpfen, für eine Idee, die erhabener ist als wir selbst. Das verleiht uns das Recht, unsern persönlichen Tod sowie die Leiden unsers Landes geringzuachten. Diese Worte schrieb mir ein halbes Jahr nach Ausbruch des Weltkrieges ein junger französischer Neuphilologe, jetzt Professor in Rouen, mit dem mich anregende fachwissenschaftliche Zusammenarbeit seit Jahren verknüpfte. Er hatte längere Zeit in Deutschland studiert und brachte deutschem Wesen und deutscher Wissenschaft das reifste Verständnis, ja geradezu Liebe entgegen. Bis kurz vor Ausbruch des Weltkrieges bildete die neuere deutsche Literatur eins seiner bevorzugten Arbeitsgebiete, und er verfaßte treffliche objektive Berichte für heimatlische Revuen. Noch höre ich ihn lebhaft gegen das Auftreten der Jugend der Action française protestieren, die vor mehreren Jahren den »germanophilen« Pariser Professoren Dürckheim, Andler, Bäsch und Lanson vorwarf, die lourde érudition allemande in ihre Lehrmethoden eingeführt zu haben. Er brandmarkte jenes Benehmen als Dummenjungenstreich, dem jegliche Tragweite fehle. Und heute? Auch dieser klarblickende Freund Deutschlands, der den Ehrgeiz besaß, ein vorurteilsloser »Intellektueller« zu sein, hat das von ihm wohlgekannte und geschätzte Deutschland zu sehen verlernt über jenem Scheindeutschland, das seit Jahrzehnten in Frankreich aufgerichtet worden ist, und durch das hindurch auch der humanste, verständlichste Geist von drüben um so weniger auf den Grund der Dinge zu blicken vermag, als ja alle geistigen Machtmittel des Volkes aufgeboren werden, um dieses Scheindeutschland immer überzeugender in seinen abstoßenden Einzelzügen auszumalen und als Kulturfeind hinzustellen, den man »um des alten ewigen Idealismus willen« bekämpfen muß. Seit dem englisch-französischen Vertrag von 1904 gingen die Wogen des Chauvinismus höher und höher; und je triumphierender sich der Gedanke von der erhabenen Kulturmission Frankreichs erhob, desto verzerrter wurde das Bild, das man von der jüngsten deutschen Entwicklung entwarf. Alle Versuche, ein besseres Verständnis zwischen beiden Nationen anzubahnen, alle Bemühungen von Vertretern der neueren Philologie hüben wie drüben, alle Vereinigungen »pour mieux

se connaître« oder eines »rapprochement franco-allemand« waren nur leicht austrottbare Sommerpflanzen gegenüber dem immer stattlicher emporkwachsenden Baum des französischen Nationalismus. Tauchte er doch seine Wurzeln tief hinab in die vergangenen Jahrhunderte und speiste sie an den Quellen der glorreichen französischen Vergangenheit, dem siècle Louis quatorze!

Sehr charakteristisch ist darum die oben angeführte Briefstelle, die höhere Idee vertretend, für die einzig der Franzose zu sterben berechtigt ist. Aus ihr spricht jene allgemeine Überzeugung, die allen Franzosen von Kindesbeinen an eingeprägt wird und die selbst im ungebildeten Mann des Volkes mehr oder weniger bewußt vorhanden ist. Sie wird am besten durch folgende Gleichung ausgedrückt: Frankreich = Zivilisation = Menschheit (der Menschheit heiligste Güter). Frankreich, einst der großzügige Schöpfer erhabenster Menschheitsideale, ist für alle Zeit zu deren treuestem Hüter bestellt. Es ist eine durchaus ehrliche Überzeugung, die wir alle Geistesäusserungen von drüben durchziehen sehen.

Nicht um einige persönliche, im freundschaftlichen Verkehr geäußerte Ansichten von drüben auf indiskrete Weise der Öffentlichkeit preiszugeben, seien nun einige weitere charakteristische Stellen aus den Privatbriefen zweier geistig hochstehender Franzosen herausgegriffen, sondern vielmehr um einen Blick in die inoffizielle Denkungsweise unsrer Feinde tun zu lassen; um gleichzeitig zu zeigen, daß auf Grund idealer Überzeugungen doch ein ernstes Wollen vorhanden ist, gemeinsame Werte und Bestrebungen zu hüten, pietätvoll mit jenem Ewigen umzugehen, was uns alle eint. Es offenbart sich geradezu ein tieferes Ringen um solche Ewigkeitswerte durch einen Wall von schiefen Auffassungen und falschen Voraussetzungen hindurch; ein Ringen, das, je länger der Krieg dauert, je läuternder das Leid gewirkt hat, um so bedeutsamer in die Erscheinung tritt.

Schon der erste Brief des obengenannten Neuphilologen B. befundet manchen guten Willen trotz aller zunächst heftig hervorbrechenden Empörung über »den deutschen Einfall in Belgien«.

»So viele Dinge«, schreibt er, »haben sich in uns und um uns geändert. Auch ich neigte mich mit aufmerksam lauschender Seele seit zehn Jahren über Ihr Volk; ich widmete ihm und ich widme ihm noch eine geduldige Analyse, die ich so unparteiisch wie möglich sehen möchte. Ich habe nichts von meiner Denkungsweise von gestern widerrufen; meine Neigungen sind den Individuen erhalten geblieben.« Was B. so-

dann verurteilt, ist der »öffentliche Geist«, der sich neuerdings im deutschen Volke herausgebildet habe: »Diese Zusammenfassung aller lebendigen Kräfte, der höchsten wie der tiefsten, der besten wie der schlimmsten.« Früher habe er selbst zu ausschließlich mit der Elite gerechnet. Heute müsse man sich wohl klarmachen, daß der öffentliche Geist als letzte treibende Kraft über das Schicksal der Nationen entscheide, und daß die Elite nur eine der Kräfte bilde, aus denen er bestehe. »Auch das Eliteindividuum entgeht der Gesamtwirkung nicht, die es gegen seinen Willen nach einer Richtung fortreißt, die es nicht gewollt hat.«

B. sieht ein, daß Kampf notwendig geworden ist, und durch die Wucht der ersten Kriegseignisse aus seiner eignen Bahn geschleudert, kann er nicht umhin, schwere Anklagen gegen die deutsche Kampfweise zu erheben. »Wird aus alledem« — so fragt er zum Schluß — »eine reinere Zukunft hervorgehen?« Er glaubt an den Sieg der Idee über alle materiellen Bestrebungen hüben wie drüben, »weil nichts von dem, was zu triumphieren verdient, je verlorengeht. So bescheiden, so verborgen das Ideal auch erscheinen mag, es ist allein fähig, alles tiefere, ernstere Streben der Menschen nach und nach um sich zu sammeln. Um von der Religion einer Elite noch einen Widerschein im fiebernden Auge des bescheidensten Verwundeten zu spüren, muß das Bestehen eines gemeinsamen Ideals Wahrheit sein. Wir befinden uns im reinsten Augenblick seiner Offenbarung; der Schmerz macht die Menschen größer. Werden sich nach dem Kriege alle die, die unter ihm gelitten haben, teurer wiederfinden; nach allem, was sie verloren, gefestigter aber nicht verhärteter? Wir werden noch ein gemeinsames Wirken erleben, was Sie dort pflegen werden und ich hier. Nicht dürfen wir unsre vergangene Arbeit wie einen zertrümmerten Fonds betrachten; die Maschine wird nur komplizierter, wenn sie entzweigeht; man wird uns neue Stücke herzutragen, die besser gestählt sind. Wir werden daran arbeiten, sie wieder zusammenzuschweißen, und es tut unendlich wohl, zu denken, daß Sie und ich, daß tausend andre auch sich die Hände reichen, um nach einem Ziel zuzusteuern, das wir alle zwar nicht mehr erreichen, aber nie wieder aus den Augen verlieren werden.«

Wenn B. bald darauf allerdings ausführlicher auf das Gefahrvolle des neuen deutschen Geistes eingeht und den Pangermanisten hart anklagt, »der keine andern Formen des Daseins als die germanischen« zulassen möchte, so beweist er nur, daß auch er, wie alle Vertreter französischer Geistigkeit, durch eine jahrelange ganz systematische Bearbeitung der Gehirne von dem Scheindeutschland nicht loskommen kann.

»Auf die Gefahr hin, Ihnen wehe zu tun,«

heißt es im folgenden Briefe, »werde ich Ihnen jetzt sagen, was ich an Ihrem Deutschland verurteile, und was es mir so schwer macht, es zu verteidigen. Von Deutschlands wahrem Wert brauche ich Ihnen nichts zu sagen; Sie kennen ihn. Doch was Sie sicherlich weniger sehen, ist die Gefahr, die Deutschland über die menschliche Kultur heraufbeschwört, solange es nicht von Grund aus die Welt- und Lebensanschauung reformiert, die den öffentlichen Geist der Nation ausmacht. Nicht dieser Krieg erst hat mir jene Gefahr offenbart. Ich sehe sie seit einem Jahrhundert immer größer werden von dem Augenblick an, da der Begriff des Nationalen bei den Deutschen begonnen hat mit dem Begriff des Menschlichen in Konflikt zu geraten. Zu diesem Begriff des Menschlichen sind Goethe, Herder, Schiller nach einem Umweg wieder zurückgekehrt. Deutschland aber ist ihnen nicht gefolgt. Im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts sehe ich es mehr und mehr in diesen Nationalismus versinken, der den besten Denkern des Landes allmählich die Gesamtansichten verlieren läßt. Von Hegel bis Nietzsche haben alle mehr oder weniger die Vision einer politischen oder moralischen Hegemonie gehabt, der sich die ganze Welt unterwerfen sollte. Dadurch, daß die Deutschen ihr Ideal verfolgten, haben sie das Ideal aus den Augen verloren. In ihrem Traum, eine Kultur zu schaffen, haben sie sich nicht Rechenschaft darüber abgelegt, daß sie an der Kultur herumarbeiten und in den Begriff Kultur krankhafte Elemente eindringen lassen, die alles im Keim zerstören, was wahre Kultur heißt. Es gibt nur eine Kultur, die im weitesten Sinne menschlich ist. Der Traum, das intellektuelle Weltall, die moralische Welt allem zu unterwerfen, was germanisch ist; dieser Pangermanismus, der keine andern Formen des Lebens als die germanischen zulassen möchte, hat zu viele Gehirne verfolgt. Er hat in mittelmäßigen Geistern ungeheuerliche Vorstellungen hervorgerufen. Ich habe die Welt in mich aufgenommen, nun will ich den Gegenschlag tun,« sagte Nietzsche. Die andern, die der Bayreuther Blätter und die Alldeutschen, wollten sich sofort aufdrängen, noch ehe sie aufgenommen hatten. Mittelmäßige Denker haben an eine Philosophie geglaubt, die ihre starken Schlüsse aus ungenügend beobachteten Naturerscheinungen zog: kümmert sich die Eiche, die sich mitten unter andern Bäumen entfaltet und sie durch ihren Schatten erstickt, darum, ob sie ein Recht dazu hat? Auf solche Weise gelangte man zu dem Grundsatz: Gewalt geht vor Recht, und zu der Formel: Die Gewalt schafft sich das Recht. Irrige Beobachtung! Es gibt nur eine brutale Kraft, und diese springt sofort in die Augen. Die Eiche aber wird von einer subtilen Atmosphäre umflutet, die ihre

Zweige ernährt; sie senkte ihre Wurzeln in eine von tausend geheimen Säften erfüllte Erde, die ihr Tod und Leben bringen. Diese Erde, diese Atmosphäre, diese Imponderabilien spotten der stolzen Eiche.»

Doch soll hier der Schwerpunkt keineswegs ausschließlich auf derartige Beschuldigungen gelegt werden, denn nicht die augenblicklich so vielfach erörterte Frage, unter welchen Voraussetzungen die Franzosen in den Kampf mit uns eingetreten sind, erscheint mir heute allein wichtig, sondern gleichzeitig auch diese: Welche inneren Umwandlungen hat die lange Dauer des Weltkrieges in ihrer Seele hervorgerufen? Wenig davon bringt begreiflicherweise in die Öffentlichkeit; doch wird bereits von einer Umkehr des so überlegen kritischen Anatole France gesprochen, der sich nach einem fremden Anfall von engherzigem Chauvinismus zu seiner früheren großzügigen geistigen Vorurteilslosigkeit zurückgefunden haben soll. So manche innere Wandlungen sind auch aus den Briefen unsers *agrége* herauszulesen. Fürchtbar hat der Tod gehaust, und durch alle kämpfenden Völker geht das erschütternde Wort: Es waren gerade die Besten, die dahingerafft wurden. Darum bringt es die seiner organisierte Seele nicht mehr über sich, nur immer anklagen von einer einseitigen Schuld zu reden, sondern sie sucht dem ungeheuren Weltgeschehen, das über die Einzelnen wie über ganze Völker dahibraust, einen Sinn in einer höheren Ordnung der Dinge abzugewinnen.

Zunächst veranlaßt B. der Tod eines Freundes zu folgenden Betrachtungen: »Eine Seele, die nicht für den Kampf geschaffen war, und dennoch hat sie sich geopfert in voller Klarheit und mit dem Bewußtsein von der Notwendigkeit dieses Opfers: *tragique et désolant pour le cœur*«, wie er selbst sagte. Welch innere Befriedigung gewährt es, zu wissen, daß gerade die Edelsten und Hochherzigsten sich ohne Reue hingegeben haben, und daß aus ihrem Opfer etwas Höheres hervorgehen wird. In der menschlichen Waagschale gewogen, würden uns derartige Opfer ohne Tröstung lassen. Von einem höheren Gesichtspunkt aus, von einem wenn auch nicht außermenschlichen, so doch die gesamte Menschheit umfassenden, erscheinen sie uns wie der notwendige Preis für den Triumph eines höheren Lebens. Zweifellos muß die Menschheit periodisch eine so gewaltige Massenauslehnung gegen das Massenübel (*le mal collectif*) unternehmen. Gestern war es der napoleonische Stiefel, der das germanische Gewissen aus seinem Halbschlaf aufrüttelte; heute ist es der Erfolg, der aus diesem begeisterten Aufschwung eine neue Gefahr heraufbeschwört, ist es das Preußentum, das wiederum das französische Gewissen durchrüttelt und befruchtet.«

Der Schreiber teilt sodann psychologische Einzelzüge mit, die in ihrer Übereinstimmung mit so vielem, was wir vom Seelenzustand seiner organisierter deutscher Kriegsteilnehmer erfahren, etwas Erschütterndes haben.* So schrieb ein später gefallener Freund B.s diesem aus dem Schützengraben: »Keine künstliche Exaltation, keine Haltung in Schönheit für die Galerie; das Bewußtsein einer oft abstoßenden Arbeit, aber die absolute Gewißheit, daß sie notwendig ist, und daß man bis zum Ende ausharren wird, ohne sich für übermenschlich oder einfach bewundernswert zu halten.« Und ein anderer: »Soll ich Ihnen sagen, daß ich glücklich bin? Nein, es ist ein ganz besonderes Gefühl. Ich lebe voll und weitausgreifend, und empfinde ich nicht nur zu oft das dringende Verlangen, mein Weib und meine Kinder zu umarmen, so würde ich keine Erinnerung mehr an mein vergangenes Leben besitzen und nur der gegenwärtigen Stunde leben.« Ein junger Maler sucht die Totenfelder nach dem Sturmangriff ab und findet seinen treuesten Kameraden gefallen. In stiller Mondnacht läßt er sich neben dem geliebten, nun erstarrten Antlitz nieder und durchkostet den erhabenen Frieden des Sich-opfernens. »Auch wir, liebste Freundin,« schließt B., »die dem Kampfgetümmel fernstehen, auch wir müssen jenen erhabenen Frieden durchkosten lernen, wenn wir an die erstarrten Gesichter derer denken, die uns teuer waren. Wir müssen unser Leiden lieben — nicht wie ein weltfremdes Loslösen von allem, wohl aber wie ein Anklammern an Dinge, die erhabener sind und die nicht vergehen dürfen. Die Gerechtigkeit hat Umwege, die unser schwacher Menschenverstand nicht immer sofort begreift.«

Ein andermal heißt es: »Fast alle die Meinen sind in Gefahr, und ich brauche viel Kraft dazu, um mir die Möglichkeit vorzustellen, sie wie früher wiederzufinden. Nichts wird wieder ganz so werden wie zuvor. Wohl aber wird sich der eine mit mehr Liebe zu dem andern hindrängen. So viele Verluste, so viele materielle wie moralische Zerstörungen werden zu beklagen sein, daß man sich um so fester an das anklammern wird, was geblieben ist, daß man besser lieben wird denn zuvor als Unterpfand für eine bessere Zukunft.«

* In einem Aufsatz der *Weissen Blätter*, »Der Mensch im Kampf« (Aprilheft 1916), betonte René Schidels, daß alle kriegsführenden Völker für dieselben geistigen Ziele kämpfen möchten, daß die moralischen Energien wie die seelischen Ergebnisse vermutlich überall die gleichen sind. Er weist an Beispielen nach, wie so viele geistige Äußerungen aus allen Ländern bis auf den Wortlaut dasselbe sagen. Diese Ansicht wird durch unsere Briefe nur bestätigt.

Nachdem H. die Ideen eines Treitschke und Bernhardi bitter angeklagt hat, meint er ein

Und weiter im Juli 1915: »Auch ich bemühe

andermal: »Finden Sie nicht, daß das deutsche Gehirn die Theorien zu ausschließlich liebt und sie zu Glaubensartikeln macht, für die sich das Individuum in Stöße reißen läßt? Jedenfalls wird dieser Krieg für uns wie für die andern einen furchtbaren Anschauungsunterricht bedeuten.«

Inzwischen bemüht sich dieser Gelehrte trotz allen Vorwürfen, die er uns macht, innerhalb seines geistigen Bereichs durchaus versöhnlich zu wirken. So gelangte ein Aufsatz über Jeanne d'Arc, gelangten hervorragende Artikel über Kant in meine Hände. Aus dem ersten, volkstümlich gehaltenen Aufsatz ist folgende Stelle beachtenswert: »Hatte Jeanne d'Arc ihre Feinde? Eines Tags sah sie, wie ein Franzose einen gefangenen Engländer schwer am Kopfe verlegte. Sofort stieg sie vom Pferde, kniete neben dem Verwundeten nieder, stützte seinen Kopf und sprach ihm trostreich zu. Diese Szene, die uns so echt menschlich erscheint, wiederholt sich heute gar oft von Schützengraben zu Schützengraben. Die heldenmütigen Kämpfer wissen weit besser als unsre dabeiingeblichenen Kriegsbeher, daß Sich-bekämpfen nicht gleichbedeutend mit Sich-hassen ist ... Den Alten ist gesagt worden: Liebe deinen Nächsten und hasse deine Feinde; ich aber sage euch: liebet eure Feinde! Nichts spricht dagegen, daß der Mensch nicht eines Tags dahin gelangen werde, in großzügiger Weise ein ähnliches Ideal zu verwirklichen. Wie dem auch sei, das Ideal besteht; wenn es sich hienieden nicht vollkommen verwirklichen kann, so beweist dies nur, daß unser Gewissen erhabener ist als unser Leben, und daß unsre gegenwärtige Existenz nur eine unvollkommene Offenbarung dessen bedeutet, was wir im tiefsten Wesen sind.«

Unter dem Eindruck seiner Kantstudien aber schrieb H.: »Wann wird diese Periode grausamer Torheiten und Massenhalluzinationen zu Ende gehen? Unmöglich, sich zu achten und zu lieben, wenn man sich hinnimmt, wie man jetzt ist. Aber man darf zurückschauen und jenseit dieser schmerzvollen Periode die wiederfinden, die man verstehen und mit denen man sich eins

fühlen kann. Und das tue ich, indem ich Kant wieder lese. Ich lese jetzt die »Religion in den Grenzen der reinen Vernunft«. Es sind Diamanten in einem Berg von Kiesel.«

Bald darauf sollte er über Kant selbst schreiben: »Das Wesentliche besteht nicht darin, dies oder jenes System zu errichten, sondern über den individuellen Neigungen eine höhere ideale Ordnung zugeben. Und niemals ist uns das Ideal in so hellem Lichte erschienen wie in jenen schmerzlichen Tagen, wo höchste Selbstaufgabe und heldenmütige Hingebung zum obersten Gesetz für alle Seelen wurde, gleichviel ob sie einen persönlichen Gott annehmen oder nicht. So fühle ich mich eins mit meinem Gesinnungsgenossen Cl. Prät, der kürzlich schrieb: Es besteht eine unmittelbare Einwirkung, bei der das Herz außer Spiel bleibt, denn es steht ihr nur zu oft fremd gegenüber und könnte ihr sogar hinderlich werden. Aber allen Neigungen besteht die Triebkraft der Pflicht, die sich, sobald man sie erkannt hat, bedingungslos aufzwingt. Das aber hebt uns über unsre individuellen Grenzen hinaus und macht uns würdig, Glieder des Reiches Gottes zu sein; das ist's, was unsre moralische Größe ausmacht. Es ist jener Gedanke, den Kant in seiner Kritik der praktischen Vernunft so lichtvoll herausgestellt hat, und hätte er nur diesen einen großen Gedanken gehabt, so würde er schon allein darum unsterblich bleiben.«

Also werden dennoch die Wurzeln des »alten ewigen Idealismus«, für den man so energisch zu kämpfen behauptet, letzten Endes bei uns gefunden. Es wäre falsch, an diese Tatsache bereits optimistische Hoffnungen für ein künftiges Wiederverstehen zu knüpfen; allzuviel gehässige Äußerungen von drüben sind wohl geeignet, die Wirkung dieser gerechtfertigten Würdigungen aufzuheben. Doch ist es vielleicht keine Beeinträchtigung der eignen starken Vaterlandsliebe, sondern weit eher ein Akt unsers Gerechtigkeitsgefühls, wenn wir auf solche in durchaus ehrlicher Absicht herzugetragene Bausteine hinweisen, die dereinst Brücken zur Wiedervereinigung einer geistigen Gemeinde bilden könnten.

Seemannsmutter

Draußen läuten die Glocken,
Sie sagen: Es ist Sturm.
Ich hör' ein leises Fauchen
Im Klang von Turm zu Turm.

Draußen läuten die Glocken,
Sie sagen: Die See ist wild.
Ich halte in den Händen
Dein liebes Kinderbild.

Draußen läuten die Glocken,
Sie sagen: Ihr seid in der Schlacht.
Ich seh' dir in die Augen,
Du hast mich angelacht.

Ich seh' dir in das Herze,
Und siehe: es ist mein!
Und soll doch nur des Kaisers
Und ganz des Kaisers sein.

Draußen läuten die Glocken,
Sie sagen: Ihr habt gesiegt.
Ich kniee still am Fenster,
Da ich dich einst gewiegt.

Leiser wie die Winde,
Leiser wie das Meer — —
Draußen läuten die Glocken,
Sie sagen: Du kommst nicht mehr.

Rita von Gaubeder

Die Bevölkerungsfrage in den baltischen Provinzen

Von Dr. Kurt Stavenhagen

Die in Kur-, Liv- und Estland eingewanderten Deutschen erheben den Anspruch, das im Lande herrschende Element zu sein. Der Landfremde und in die Verhältnisse nicht Eingeweihte kann sich solchen Behauptungen gegenüber einer gewissen Skepsis nicht enthalten. Die Deutschen, ein kleines Häuflein von nicht ganz 200 000 Menschen, bilden nur etwa 7% einer Bevölkerung von etwa 2½ Millionen und stehen vor allem der Urbewölkerung von über einer Million Letten und rund 900 000 Esten gegenüber. Freilich, »russisch« waren und sind diese Provinzen nie gewesen: Russen gab es vor Ausbruch des Krieges nicht mehr als 5%, und wenn die deutsche Bevölkerungszahl auch nicht sehr viel größer ist als die russische, so ist der wichtige Unterschied, daß die Russen kulturell gar nichts und als eingewanderte Bevölkerung politisch ebensowenig etwas bedeuteten. Sie waren das ab- und zufliehende Beamtentum, dem einige Kaufleute, Rechtsanwälte, Priester gefolgt waren, besaßen zwar einige städtische Immobilien, bildeten aber kein eigentlich bodenständiges Element und sind daher in Kurland durch den deutschen Einmarsch weggesetzt worden, daß auch nicht einmal eine Spur von ihnen zurückgeblieben ist.

Aber die erdrückende Masse der Urbewölkerung? Mit dem Hinweis auf sie ist erst kürzlich von einem bekannten Reichsdeutschen, der die Verhältnisse nach Büchern und Statistiken beurteilen zu können meint, der Baltenmarkt der Name der »deutschen Ostseeprovinzen« abgesprochen worden.

Der bloße Augenschein spricht allerdings schon gegen die Skeptiker. Immer wieder wird jetzt von den vielen Reichsdeutschen, die Kurland bereisen, der merkwürdige Eindruck beschrieben, den dem von Litauen her Kommenden das Überschreiten der kurländischen Grenze macht. Die Wege sind nicht mehr grundlos und von Gräben eingefaßt. Krüge (Gastwirtschaften) und von Wohlhabenheit zeugende Bauernhöfe statt litauischer Holz- oder Erbhütten. Überall erheben sich protestantische Kirchen mit schlanken Türmen, überall im Lande stehen in Parks und Gärten Burgen und Schlösser, deren deutsche Bauart eine deutliche Sprache von deutschem Herrmentum redet, und neben ihnen deutsche Pastorate und »Dokorate«, deren breite Anlage und Wirtschaftshöfe verraten, daß auch in ihnen »Kungä« (lettisch »deutsche Herren« = Könige) sitzen. Und der eigentliche Sitz des Deutschtums, die Städte! Deutsche Handwerker und Kaufleute, deutsche Rechtsanwälte, Pastoren, Lehrer, Ärzte, hin und wieder mal auf einem Schild ein nicht deutsch klingender Name. Nur selten begegnet es dem deutschen Soldaten, daß ihm auf

seine Fragen mit »es nassaprot« (ich versteh' nicht) geantwortet wird. Wer vollends in Riga riesenhaften Kirchen weilt oder vom Domberg zu Reval das Gewimmel typisch deutscher Giebel mit den schlanken Kirchtürmen dazwischen und die Phalanx seiner Stadttürme und -tore überschaut, mußte sich vor dem Kriege erst ausdrücklich sagen, daß er in Rußland und nicht etwa in Goslar war.

Dieser Eindruck gibt das Richtige wieder: die Deutschen sitzen hier nicht wie in Moskau oder Brasilien zusammen, sondern was es im Lande an wirtschaftlicher Zivilisation und geistiger Kultur gibt, ist, wenn auch häufig in lettischem oder estnischem Sprachgewande auftretend, deutsch. Deutsch ist der kulturelle, wirtschaftliche und politische Aufbau des Landes. Und die Deutschen haben es verstanden, sich als die politische Oberschicht und Intelligenz des Landes zu erhalten, denen Esten und Letten als Bauernvölker ohne eigne Kultur gegenüberstehen. Einige historische Bemerkungen werden das deutlich machen.

Gegen Ende des 12. Jahrhunderts beginnt durch die katholische Kirche im Zusammenhang mit der weltgeschichtlichen Ausbreitung des Deutschtums nach Osten die Erschließung des Landes. Den Missionaren folgte der Kaufmann und Handwerker. Die Städte, vor allem Riga, Reval, Dorpat, wurden die Mittelpunkte der jungen Kolonie, deren Schutz, oft gegen eine Welt von Feinden, der livländische Zweig des deutschen Ordens übernahm. Die Städte verwalteten sich selbst nach deutschem Recht. In die Herrschaft auf dem Lande teilten sich Bischöfe und Orden, der, damals die erste Militärmacht Europas, in blutigen Kämpfen die Urbewölkerung unterwarf. In Estland und im Norden Livlands hatte er es mit den Esten zu tun, die, den Finnen nahe verwandt, mit ihnen der finnisch-ugrischen Sprachgruppe angehörig, bis zum heutigen Tage ihre Wohnsitze nicht verändert haben. Auf der Kurischen Halbinsel saßen die Kuren und an der Küste des Rigaischen Meerbusens die Liven, Stämme, die derselben Sprachgruppe wie die Esten angehören. Sie sind bis auf 2—3000 an der Nordspitze Kurlands sitzende Liven in den Kämpfen ausgerottet worden. Den Vorteil hatten die Letten, eine indogermanische, den Litauern und ausgestorbenen Preußen verwandte nichtslawische Völkerschaft, die damals nur im südöstlichen Livland und in Kurland in der Gegend von Mitau und weiter östlich saßen. Sie schoben sich in die freigewordenen Gebiete und sogen die Reste der kurisch-livischen Bevölkerung auf.

Die Urbewölkerung blieb auf ihren Höfen als Hinterlassen der ritterlichen Vasallen, die vom

Orden und von den Bischöfen mit dem Lande belehnt wurden, sitzen. Ähnlich wie in Deutschland wurden aus den persönlich freien Hinterlassen allmählich schollenpflichtige und schließlich leibeigene Bauern, und ihr öffentlich-rechtliches Untertanenverhältnis zu den deutschen Herren verwandelte sich in die privatrechtliche Gutsherrschaft.

Am Schluß des 18. Jahrhunderts finden wir die drei Provinzen nach Zeiten schwedischer und polnischer Herrschaft unter russischem Zepher vereinigt. An dem deutschen Charakter der Lande änderte das nichts: die offizielle Landessprache bei Behörden und Gericht, in Schule und Kirche blieb das Deutsche. Im Reformationszeitalter waren Städte und Land zur neuen Lehre übergegangen, die fortan das starke Band war, das die Bevölkerung und das deutsche Herrenrentum gegen die kommenden Russifizierungsversuche zusammenschloß.

Stadt und Land genossen Selbstverwaltung nach deutschem Recht: in den Städten blieb die mittelalterliche Rats- und Bürgerschaftsverfassung, auf dem Lande traten die abligen, später auch die bürgerlichen Besitzer der Rittergüter jeder Provinz zu Landtagen zusammen, die das Recht der Gesetzesinitiative, das »Willigkeitsrecht«, d. h. Selbstbesteuerungsrecht, und das Recht der Ernennung der Verwaltungs-, Polizeibeamten und Richter besaßen.

Die große Reformarbeit, die diese Landtage zu Beginn des 19. Jahrhunderts aus eigener Initiative unternahmen, sind für den weiteren sozialen Aufbau grundlegend gewesen. Es sind das die Befreiung der Bauern aus der Leibeigenschaft und die Festlegung des sogenannten »roten Strichs«. Durch geeignete Pfandbriefinstitute wurde der nunmehr freie Bauer in die Lage versetzt, die Scholle, die er im Mittelalter in erblicher Nutzung gehabt hatte, zu seinem Eigentum zu machen, und gleichzeitig wurde gesetzlich festgelegt, daß dies »Bauernland« nur von Personen bäuerlichen Standes erworben oder genutzt werden durfte, also durch den Großgrundbesitz nicht aufgelöst werden konnte. Es wurde also von der deutschen Oberschicht dem lettisch-estnischen Bauerntum gleichsam ein Majorat geschaffen und damit jene unglückselige Entwicklung vermieden, die in den östlichen Provinzen Preußens durch das »Bauernlegen« den Kleingrundbesitz (auf dem nicht zur Domäne gehörenden Boden) auffog und Millionen von Bauern in die Großstädte oder nach Amerika trieb. Die durchschnittliche Größe eines solchen Bauernhofes beträgt bei dem guten Boden der Baltenmark 42 Hektar, es gibt aber z. B. in Livland 573 Bauernhöfe, die 100 Hektar und darüber groß sind: d. h. der lettisch-estnische Bauer ist nach dem offiziellen reichsdeutschen Maßstab Mittelguts- und zum nicht geringen

Teil Großgrundbesitzer. In Kurland gibt es nun rund 500 000 Letten und über 25 000 Bauernhöfe. Rechnet man die Familien zu fünf Köpfen, so ergibt das: in Kurland ist jeder vierte Lette Mittelguts- oder Großgrundbesitzer. Angesichts dieser Zahlen sollte doch das vielfach verbreitete Geschwätz von der Knechtung der lettischen Bauern durch die »deutschen Barone« endlich mal aufhören.

Als um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Nationen und Nationchen sich zu regen begannen, haben auch die Letten und Esten, zumal als von der russischen Regierung kräftig nachgeholfen wurde, ihre »Kultur« entdeckt. Eine allerdings sehr kleine halbrussische lettisch-estnische Intelligenz versuchte den Kampf gegen die deutsche Oberschicht. Auf dem Lande ohne den geringsten Erfolg. Das einzige, was überhaupt erreicht wurde, war, daß in einigen kleineren Städten und in Reval den Deutschen die von den Russen demokratisierte Selbstverwaltung entzogen wurde. Die Deutschen hatten gleichzeitig den Kampf gegen die Russifizierung zu führen: ein Netz von etwa hundert deutschen Schulen, die Organisation der sog. »Deutschen Vereine« und zahlreicher anderer Vereine, die Begründung nationaler Bauvereine, Kreditanstalten, Genossenschaften, vor allem das Festhalten der Großgrundbesitzer an ihrer Scholle hat sie vor dem Untergang geschützt und ihnen die Vorherrschaft im Lande und damit die deutsche Kultur an der Ostsee bewahrt. Noch sind der deutsche Großgrundbesitz, in dessen Händen sich über die Hälfte des privaten Landbesitzes überhaupt befindet, der deutsche Immobilienbesitz in den Städten, die deutsche Intelligenz in Stadt und Land die politische und kulturell bestimmenden Faktoren und würden bei der zukünftigen Germanisierung die Anhaltspunkte ergeben.

Die Hauptfrage für den Reichsdeutschen lautet naturgemäß: Ist heutzutage, im Zeitalter des gespannten Nationalgefühls, an eine Germanisierung der Urbewölkerung überhaupt zu denken?

Diese Frage läßt sich nach den gemachten Erfahrungen mit einem runden Ja beantworten. Völkerspitter wie die Letten und Esten können heute keine eigne Kultur mehr haben. Ein paar Volkslieder und einige im Kielwasser russischer oder deutscher Kulturprobleme segelnde Romandichter sind noch nicht Kultur. Das Nationalgefühl der Letten und Esten hat darum, ohne eigentlichen Inhalt, den Charakter des künstlich Aufgeblasenen. Dazu kommt der besondere Charakter der beiden Völkerstämme: als echte Bauernvölker sind sie ganz auf die materiellen Werte eingestellt. Wo sie die Möglichkeit des wirtschaftlichen Aufstiegs haben, wird ihre Sym-

Eine Oberschicht, aus Beamten, Besitz und Intelligenz bestehend, kann freilich überhaupt allein nicht germanisieren. Dazu bedarf es des Mittels, durch das der jetzige deutsche Osten national angegliedert wurde: der Kolonisation. Nur durch eine sozial gleichstehende, von denselben kulturellen und wirtschaftlichen Bedürfnissen erfüllte Kulturschicht läßt sich ein Bauernvolk germanisieren. Ein Anfang dazu war von deutschen Großgrundbesitzern gemacht worden: mit bestem Erfolge hatten sie 20 000 deutsche Kolonisten aus Rußland in der Baltenmark angesiedelt. Das durch den Krieg unterbrochene Werk wird nach dem Kriege wieder aufzunehmen sein. Nur so wird dem deutschen Volke, dem seine Grenzen zu eng geworden sind, der Krieg den notwendigsten Erfolg bringen: die Verbreiterung seiner nationalen Festlandbasis als Grundlage seiner künftigen Weltstellung.

Der Zweikampf

Der kleine Leutnant rieb die lehmigen Sohlen:
„Wie Ratten wühlen wir uns in die Erde!
Gott weiß, bei welchem Train sind unsre Pferde,
Und Monde harr'n wir: Wann wird Sturm befohlen?

Oft les' ich noch in meinem Schulhomer —
Der kennt noch Helden! Heute gibt's nur Menge!
Wo sind die Kämpfer, deren Waffengänge
Mit Jubeln sah und Klagen Heer und Heer!

Die Poesie kam auf den Schreiberbock!“
Er schwieg. Und sieh! Steil ging auf Feindeseite
Ein Flieger hoch. Einsam in blauer Weite
Kam er herüber wie der Vogel Rock.

Ein Einzelner, der sich zum Kampfe stellt!
Und schon, als sei's ein Stelldichein, spiralte
Sich unsrer in die Luft; die Schraube mahlte,
Die Gegner suchten sich im Himmelsfeld.

Die Heere standen tatlos unter ihnen.
Nun sind sie aneinander, es geschieht!
Der Motor heult sein wildfanatisch Lied,
Den Raum zerhacken die Gewehrmaschinen.

Die stählernen Vögel rennen an — und wenden —
Und noch einmal. Da schweigt des Fremden Singen.
Er taumelt ab mit lahmgeschossenen Schwingen —
Der Jubel will in unsern Reih'n nicht enden!

Der kleine Leutnant schrie aus voller Lunge
Und blieb dann still. Nachdenklich schieden wir.
Er hatte Hunde gern, der brave Junge —
Er fiel bei Reims als Fliegeroffizier.

Carl Hagen-Chürnau



Hermann Pampel: Nachtpatrouille

Der Weltkrieg

Zeitgeschichtliche Monatsberichte von Prof. Dr. Gustav Roloff (Sießen)

XXXV

Der neue Offensivstoß der Engländer und Franzosen — Vorgänge auf dem italienischen Kriegsschauplatz — Eine russische Offensive? — Amerikas Hilfe für die Entente — Friedensverörterungen — Die internationale sozialistische Konferenz in Stockholm — Das Vorgehen der Entente gegen Griechenland

Wir hatten das letztemal darauf hingewiesen, daß vielleicht der nächste Offensivstoß der Engländer und Franzosen der flandrischen Front gelten könne, und in der Tat legten, während jene Zeilen gedruckt wurden, die Engländer die letzte Hand an die Vorbereitung ihres Angriffs. Allerdings hatte der Juniangriff geringere Ausdehnung als die früheren; allein die Engländer haben etwa ein Duzend Divisionen in einem kleinen Frontabschnitt eingesetzt, und die Mitwirkung der Flotte, die wir als möglich hingestellt hatten, ist ausgeblieben. Aber obgleich kleinere Truppenmassen im ersten Augenblick verwendet wurden, so waren die Hoffnungen der Feinde nicht geringer, denn andre ungewöhnliche Mittel sollten die deutsche Front erschüttern, und die Einsetzung weiterer Truppen ist nur unterlassen worden, weil jene andern Mittel ihren Zweck nicht erreichten.

Zwischen Ypern und Armentières suchte der Feind diesmal die Entscheidung. In dem Raume zwischen dem Kanal Ypern—Comines und dem 12 Kilometer südlich von Ypern gelegenen Ploegsteert-Walde sprang die deutsche Front im Bereich der Ortschaften Eloi, Wotjschaete, Messines im rechten Winkel um ein bis drei Kilometer vor, bildete also einen günstigen Angriffspunkt. Hier sollte nun durchgebrochen und durch nördliche Umgehung Lilles die Siegfriedstellung im Rücken gefaßt werden; gleichzeitige Angriffe nahe der Küste und auf den blutgetränkten Kampflagen der Arrasfront sollten offenbar die deutschen Kräfte teilen und nach dem Erfolg des Hauptangriffs unter Benutzung der als sicher erwarteten großen Verwirrung in den deutschen Reihen auch dort den Durchbruch erzwingen. Vom Meere bis nach Cambrai sollte so die deutsche Front eingestochen werden. Der Angriff wurde in der üblichen Weise, vielleicht mit noch stärkerer Munitionsvergeubung als bisher, vorbereitet. Aber zwei Wochen lang (vom 22. Mai ab) fegten die schwersten Geschosse über die deutschen Linien, die vordersten Gräben wurden verschüttet, das hintere Gelände umgepflügt und vielen Ortschaften, wie Wervicq, Messines, Comines,

Warneton und andern, das Schicksal Péronnes und St. Quentins bereitet; größere und kleinere Erkundungen wurden täglich durch Infanterievorstöße und mächtige Fliegergeschwader unternommen, bis die Zeit für den Hauptschlag, eine ungeheure Sprengung, gekommen schien. Seit mehr als einem Jahre hatten Tausende englischer Bergleute daran gearbeitet. Die Höhlen, die zu den vordersten deutschen Stellungen bei Messines und Wotjschaete gehörten, waren durch 20 Stollen, die bis 60 Meter tief waren, unterhöhlt und rund eine Million Kilo Sprengstoff versenkt worden — weit mehr als alle deutschen Sprengungen an der Somme erfordert hatten. Es schien unmöglich, daß die Deutschen dem Auffliegen dieser entsetzlichen Ladung und dem gleichzeitigen Trommelfeuer standhalten könnten. Am 7. Juni zwischen 3 und 4 Uhr morgens wurde die Ladung entzündet, und es heißt, Lord George habe sich weiden lassen, um den historischen Augenblick des beginnenden Durchbruchs wenigstens durch die Empfindung der Erd- und Lufterschütterung mitzuerleben.

Die Deutschen, sonst in der Kunst des Minenkrieges hinter den Engländern gewiß nicht zurückstehend, hatten die Anstalten nicht stören können, da die geologischen Verhältnisse Gegenminen nicht gestatteten. Aber sie hatten die Absicht der Engländer erkannt und aus dem rasenden Feuer geschlossen, daß der Durchbruch nahe bevorstehe, daher waren die vordersten Stellungen nur notdürftig besetzt, die Reserven aus dem englischen Feuerbereich zurückgezogen und weittragende Geschütze hinter den Flanken des vermutlichen Einbruchsfeldes aufgestellt worden. Natürlich erlitten die vordersten Besatzungen durch die gewaltige Sprengung, die ganze Höhen weglegte und ungeheure Trichter von 20 Meter Tiefe und 100 Meter Umfang entstehen ließ, sowie durch das Trommelfeuer beträchtliche Verluste, aber als nun die Engländer anstürmten, in der Hoffnung, in dem zerrissenen Gelände und dahinter die Verteidiger tot und betäubt zu finden, schlug ihnen aus den Lücken zwischen den Trichtern ein starkes In-

fanterie- und Artilleriefire entgegen, gleichzeitig nahmen weittragende Geschütze aus dem Raum von Lille die Einbruchsstelle unter verheerendes Feuer: der englische Sturm, schon durch das Gewirr von Kratern, Trümmer von Drahtverhauen, Dörfern und sonstige Hindernisse gehemmt, stockte, so daß die rückwärtigen deutschen Reserven herankommen und durch einen Gegenstoß die über Messines vorgebrungenen Feinde bis in diesen Ort zurüdtreiben und jedes weitere Vordringen verhindern konnten. So erhielten die vordersten deutschen Truppen Zeit, sich aus dem Trümmeregelände zurückzuziehen und eine neue Stellung zu besetzen, die sich in ungefähr gerader Linie vom Ostausgange des Ploegsteertwalbes nördlich über den Douvegrund nach dem Yperntanal dicht westlich von Hollebeke hinzieht. Der vorspringende kleine Winkel — nicht 20 Quadratkilometer umfassend — wurde aufgegeben, aber weiter vermochte der Feind angesichts der unerschütterten deutschen Reserven nicht vorzubringen, und damit war das Schicksal der Schlacht entschieden: die Riesensprengung hatte den Engländern gerade das Sprenggebiet verschafft, aber die deutsche Front, die hier wie an den übrigen vergeblich bestürmten Teilen ein tief gestaffeltes Grabensystem darstellt, nicht ernstlich beschädigen können. Die elf Divisionen, die am ersten Tage zum Sturm antraten, hatten beim Versuch, über das Trümmerefeld hinüberzukommen, so starke Verluste erlitten, daß sie schon am nächsten Tage auf Wiederholung verzichteten und sich mühsam in dem Trichtergebiet einzurichten suchten, wobei ihnen das deutsche Feuer nochmals beträchtlichen Schaden zufügte. Kleinere Angriffe in den nächsten Tagen wurden stets ohne Mühe abgewiesen, darunter auch ein Kavallerieangriff bei Messines, dessen Zweck dunkel geblieben ist. Im wesentlichen hat sich also nichts geändert, und eine solche Sprengung, der die Engländer allein ihren unbedeutenden Raumgewinn verdanken, dürfte sich schwerlich wiederholen lassen. Den Hauptschaden beim englischen Vordringen hat Belgien zu tragen, da jetzt die Orte Menin, Warneton, Comines, Wervicq und andre dauernd im englischen Zerstörungsfeuer liegen.

Die Nebenangriffe im Dünengebiet und an der Arrasfront bis La Bassée richteten nicht mehr aus, obgleich fast täglich an verschiedenen Punkten Vorstöße unternommen wurden. Zum Teil wurden erhebliche Kräfte eingesetzt,

z. B. bei Hulluch (nördlich von Loos) mehrere Divisionen (28. Juni), die schwere Verluste erlitten. Wenn die Angreifer einmal in ein deutsches Grabenstück hineinkamen, so wurden sie rasch wieder hinausgeworfen oder so eingeeengt, daß sie keinen Schaden bringen konnten. Nicht selten wurden auch die in den Gräben versammelten Truppen so unter Feuer genommen, daß sie den Angriff gar nicht erst begannen. In den letzten Tagen war besonders der Raum um Loos und Lens das Ziel blutiger, aber vergeblicher Anstrengungen; es läßt sich aber nicht sagen, ob sie als Vorbereitung einer größeren Offensive anzusehen sind oder ob bei Ypern ein neuer Stoß erfolgen soll.

An der Front des deutschen Kronprinzen herrschte dieselbe Gefechtsaktivität wie im vorigen Monat: keine Partei unternahm eine größere einheitliche Offensive, aber beide versuchten sich in vielen größeren und kleineren Anläufen. Im allgemeinen übertrafen anscheinend die Deutschen die Franzosen an Angriffslust, und der größere Gewinn ist ebenfalls auf ihrer Seite. Eins der umstrittensten Gebiete dieser Front ist der »Damenweg« zwischen Craonnes und Laffaug, nach dessen Eroberung die Franzosen ihr Feuer auf Laon konzentrieren und vielleicht die deutsche Stellung nördlich von Reims umgehen könnten. Aber der vergangene Monat hat hier alle ihre Anstrengungen vereitelt und die deutsche Stellung erheblich verbessert. Im äußersten Westen bei Baugraillon, Laffaug und Gilain nahmen gelungene überfallartige Angriffe den Franzosen Gelände und zahlreiche Gefangene ab (am 3., 6., 13., 20., 22. Juni); die oft wiederholten Gegenangriffe blieben fast sämtlich vergeblich und konnten den Franzosen trotz hohen Opfern nur ein kleines Stück ihres Verlustes nordöstlich von Baugraillon wiederververschaffen. Im Zentrum bei Cerny und Bray rangen sich die Franzosen vergeblich in heftigen Stößen ab, nachdem die Deutschen sich etwas vorgeschoben hatten (4., 10., 28., 30. Juni), und am Winterberg bei Craonne hatte ein Gefecht denselben Ausgang (4. Juni). Die gewonnenen Streden sind zum Teil über einen Kilometer breit und mehrere hundert Meter tief; die Gesamtzahl der Gefangenen mag gegen 1000 betragen.

In der Champagne bildeten, wie stets, die Höhen des Cornillet- und Voehlberges bei Raucourt und Moronvillers den Hauptkampfs-

platz. Größere Veränderungen haben aber trotz zahlreichen Gefechten nicht stattgefunden; örtliche Erfolge der Franzosen am 18. und 21. Juni wurden rasch wieder wettgemacht und südöstlich von Moronvillers etwas Gelände gewonnen (21. Juni) und gegen mehrere Gegenangriffe gehalten. Endlich gelang ein größeres örtliches Unternehmen auf dem alten Kampfplatz links der Maas vor Verdun. Über 800 Gefangene wurden vor der Höhe 304 eingebracht (Ende Juni).

Wenn die französische Armee somit größere Unternehmungen nicht begonnen hat, so mag dahingestellt bleiben, ob die Ursache in der noch nicht vollendeten Umgruppierung, die Pétain vornehmen soll, liegt oder in dem Gefühl der Ententeführer, nach den großen Verlusten die schon fast zur Legende gewordene Generaloffensive einstweilen nicht zustande bringen zu können. Dies Bewußtsein der Schwäche muß sich durch die Ereignisse auf dem italienischen Kriegsschauplatz verstärkt haben, denn der Juni hat den Italienern noch größeres Mißgeschick als die früheren Schlachtmonate gebracht. So viel stärker waren in der letzten Isonzschlacht die italienischen Truppen als die unserer Bundesgenossen abgenutzt worden, daß General Boroewicz wenige Tage nach dem Stoden der italienischen Offensive seinerseits zum Angriff übergehen und wesentliche Teile des verlorenen Geländes wiedererobern konnte. Zuerst wurden in einem raschen Überfall die Italiener bei Görz etwas zurückgeworfen (2. Juni) und dann ein Hauptschlag weiter südlich zwischen Jamiano und dem Meere geführt. Hier, im Vorgelände des Hermaaberges, hatten die Italiener ihren größeren Raumgewinn erzielt und mit gewohnter Ruhmredigkeit bereits die Pforte nach Triest gesprengt zu haben behauptet. Ein stürmischer Angriff auf den Nordrand des Comenplateaus brachte schnell mehrere Grabensysteme in die Hand der Österreicher (3. Juni) und täuschte die Feinde über die Hauptangriffsrichtung: schleunigst führten sie, wie die österreichisch-ungarische Heeresleitung erwartet hatte, Truppen über Truppen nach der Einbruchsstelle und schwächten dadurch den Südflügel so, daß er in einem umfassenden Angriff am folgenden Tage südlich von Jamiano völlig geschlagen und fast ganz auf seine Stellung vor der letzten Schlacht zurückgeworfen werden konnte (4. Juni). Ver-

geblich ließ Cadorna in den nächsten beiden Tagen von der Wippach bis zum Meere immer wieder stürmen; alle Angriffe verbluteten im Artilleriefeuer oder im Nahkampf und lieferten den Österreichern über 10 000 Gefangene in die Hand, so daß ihre Gesamtbeute auf 27 000 Mann stieg: einige tausend Mann mehr als die Italiener gefangen zu haben angaben.

Der österreichisch-ungarische Angriff wird den Italienern um so überraschender gekommen sein, als sie sich selbst damals zur Offensive an einer andern Stelle anschickten. Vielleicht hat Cadorna, wie eine Bemerkung im italienischen Heeresbericht annehmen läßt, geglaubt, daß die österreichisch-ungarische Armee während der Mailämpfe so viel Truppen von andern Fronten nach dem Isonzo geführt habe, daß ein rascher Anlauf unter Benützung der inneren Linie einen Erfolg gegen den Trentino gestatte, vielleicht haben auch innere politische Gründe oder die kategorische Forderung Englands, die Offensive bei Wottschaete zu unterstützen, einen neuen Angriff erzwungen; genug, Cadorna ließ noch während der letzten vergeblichen Wiedereroberungsversuche bei Jamiano zwischen Asiago und dem Suganatal ein mächtiges Feuer eröffnen, an dem wiederum englische und französische Geschütze und Flieger teilnahmen (6. Juni). Nach viertägiger Feuerarbeit begann der Infanterieangriff der sechsten italienischen Armee in 20 Kilometer Frontbreite (10. Juni), aber da die Artillerie so wenig wie am Isonzo oder in Frankreich die Verteidiger hatte kampfunfähig machen können, so scheiterten alle Angriffe unter hohen Verlusten hier wie dort. Oft kam es in dem zerklüfteten Berglande der Sieben Gemeinden zu Nahkämpfen, aber schon am dritten Tage wurde den Italienern klar, daß sie den im vorigen Jahre verlorenen heimischen Boden nicht wiedergewinnen könnten. Sie beschränkten sich seitdem auf Geschützfeuer und suchten nur hin und wieder durch kleinere Angriffe (15., 19. Juni) den Eindruck ihrer neuen schweren Niederlage abzuschwächen, mußten aber vor einem österreichischen Gegenstoß südlich des Suganatales zurückweichen und fast 2000 Gefangene in der Hand der Sieger lassen (25. Juni).

Wenn etwa die Hoffnung auf Wiederherstellung der russischen

Kriegstüchtigkeit den hohen Rat der Entente bestimmt hat, eine große Offensive einstweilen zu verschieben, so dürfte sich diese Hoffnung als eitel erweisen. Allerdings verbreiteten englische und französische Zeitungen in den letzten Wochen mit Eifer die Nachricht, daß die Disziplin wiederhergestellt sei und eine große russische Anstrengung bevorstehe, und es hat nach kleinen Bewegungen an einigen Stellen Litauens, Wolhyniens und Galiziens in der Tat ein größerer Angriff begonnen. Mit großer Mühe haben Kerenski und Brussilow, der keine Blutscheu kennt, die zuverlässigsten Truppen und das notwendige Rüstzeug in Ostgalizien zusammengebracht und eine lebendige Feuertätigkeit vom nördlichen Wolhynien bis zum Dnjestr beginnen lassen, um die verbündete Seeresleitung über die Angriffsstelle zu täuschen. Nach mächtigem Trommelfeuer in den letzten Dunitagen schritt dann Brussilow in der gewohnten Weise, mit dichtgescharten Massen zum Sturm gegen die Armeen Graf Bothmer und Böhm-Ermolli im Raume zwischen Brzezany und Jozow (30. Juni). Die Hoffnung, die die Entente-führer erweckt haben mögen, daß die verbündete Front infolge der Angriffe im Westen und Süden geschwächt sei und leicht überannt werden könne, trog gründlich: alle Angriffe zerschellten im Infanterie- und Artilleriefeuer, obgleich über 20 Divisionen ins Feuer geschickt wurden. Nur nördlich Brzezany konnten die Russen das Dorf Koinuchy erobern, ohne damit der verbündeten Front wesentlichen Schaden zuzufügen (1. Juli).

Man braucht schwerlich mit einer russischen Daueroffensive zu rechnen, da die inneren Verhältnisse sie nach wie vor recht unwahrscheinlich machen. Die Bewegungen unter den Bauern und Fremdvölkern gehen weiter, in Kronstadt, also vor den Toren Petersburgs, herrscht Anarchie, der Arbeiter- und Soldatenrat, die eigentliche Regierung Rußlands, findet in vielen Provinzen offenen Ungehorsam, und die Fahnenflucht ist noch nicht ausgerottet; kurz, die Zersetzung, die wir das vorige Mal skizziert haben, ist in voller Kraft begriffen. Der beste Beweis dafür ist der Mißerfolg der großen »Freiheits-Anleihe«, die weniger als die Hälfte der erwarteten drei Milliarden Rubel gebracht hat, sowie die Zahlungsschwierigkeiten, in denen sich die größten Städte, am meisten Moskau, befinden. Hat sich doch Moskau für eine Anleihe

von etwa 60 Millionen Mark in Amerika zu nicht weniger als 8 Prozent Zinsen verstehen müssen. Die Vorsicht der Geldgeber ist allerdings bei der ungeheuren Schuldenlast Rußlands begreiflich: nach den Mitteilungen des Finanzministers wird sie am Schluß des Jahres auf etwa 55 Milliarden Rubel gewachsen sein. Da der größte Teil der Forderungen im ausländischen Besitz ist, wird Rußland dauernd eine schwere Steuer zugunsten des Auslandes tragen müssen. Nach schwedischen Blättern hat bereits England die Notlage Rußlands benutzt, um sich in der Kontrolle des Bergbaues und sonstiger Industrien ein Pfand für seine Forderungen zu sichern: zu der finanziellen würde also eine wirtschaftliche Knechtschaft hinzutreten. Es ist verständlich, daß sich unter diesen Umständen in der Nation allmählich eine Abneigung gegen den harten und egoistischen Verbündeten geltend macht. Mag Kerenski auch, wie das letztemal angedeutet, immer mehr in das Fahrwasser der mit England verknüpften liberal-hauvinistischen Kreise hinübergleiten und deshalb für die Wiederaufnahme der Offensive arbeiten, so werden sich doch nicht nur bei den radikalen Sozialdemokraten Bedenken gegen eine Offensive erheben: das Gefühl, für England zu bluten und die Beforgnis, durch eine unvermeidliche Niederlage einen neuen, viel schlimmeren Ausbruch der Revolution herbeizuführen, wird gerade in bürgerlichen Kreisen um sich greifen.

Ein anderer Grund für die Entente, die Offensive zu verzögern, könnte die Absicht sein, die Ankunft amerikanischer Truppen abzuwarten, aber wir haben bereits früher erörtert, welche Momente dagegen sprechen. Sie haben sich in den letzten Wochen eher verstärkt als abgeschwächt, denn der Tauchbootkrieg hat nach einem vorübergehenden kleinen Rückgang im Mai im Juni einen neuen Aufschwung genommen, und die Hoffnung, daß die amerikanischen Werften den Ozean binnen kurzem mit Tausenden von großen Holzdampfern bevölkern würden, ist schnell zuschanden geworden. Der Bau von Holzschiffen in großem Maßstabe scheint aufgegeben zu sein, und bisher hat Amerika der Frachtraumnot nicht abhelfen können. Somit wird die Verzögerung der Offensive hauptsächlich ihren Grund in der militärischen oder moralischen Schwäche haben: mehrten sich doch die Nachrichten, daß die Kampflust unter

den französischen Truppen immer mehr nachgelassen habe.

Eine Neigung zum Frieden allerdings hat noch keine der Ententeregierungen bliden lassen; die üblichen Forderungen auf Eroberung der deutschen Kolonien und der deutschen Handelschiffe, Elsaß-Lothringens oder gar der Rheinprovinz, auf Entschädigung für Belgien, Serbien u. dgl. werden noch eifrig weitergepredigt. Das setzt nicht in Verwunderung, denn da die feindlichen Regierungen diese Bedingungen einmal als allein ausreichende Bürgschaften für einen dauernden Frieden hingestellt haben, müssen sie auch daran festhalten, solange sie den Krieg noch nicht aufgeben wollen. Ein Verzicht darauf wäre ein Eingeständnis, den Krieg nicht mehr zu einem glücklichen Ende führen zu können, und würde somit Mutlosigkeit in den eignen Reihen erregen. Freilich ist es schwierig, diese Forderungen mit dem Wunsch der russischen Revolutionäre, einen schleunigen Frieden ohne Annexionen und Entschädigungen herbeizuführen, zu vereinigen, und man mag je nach Geschmaç und Stimmung mit Ergözen oder Widerwillen verfolgen, wie aus der Annexion eine Desannexion geworden ist, um zu beweisen, daß die Wegnahme Elsaß-Lothringens diesem Grundsatz nicht widerspricht, oder wie Wilson sich bemüht, den russischen Arbeitern Deutschland als Urheber des Krieges und sein Friedensangebot als Intrige hinzustellen, um sie bei der Entente festzuhalten.

Dieser Zwiespalt zwischen den östlichen und westlichen Ententegenossen ist namentlich offenbar geworden, als es sich um die Bescheidung der internationalen sozialistischen Konferenz in Stockholm handelte. Während die Russen ihr Programm dort zur Anerkennung bringen wollen, lehnt es der Hauptteil der englischen und französi-

schen Sozialdemokraten ab, und die französische Regierung hat sogar ihren Sozialisten die Pässe für die Reise verweigert: offenbar in der Befürchtung, daß die französischen Sozialisten sich von dem russischen Pazifismus anstecken lassen oder daß der Gegensatz zwischen ihnen und den Russen allzu deutlich werden und üble Rückwirkungen auf Nation und Regierung in Rußland ausüben könne. Mutiger als die französische, hat die deutsche Regierung nichts gegen die Stockholmer Konferenz eingewendet, und man darf hoffen, daß unsern patriotischen Sozialdemokraten die Reise eine gute Schule sein wird, da sie sich voraussichtlich einer großen feindlichen und neutralen Mehrheit gegenübersehen werden, denn die »neutralen« sozialistischen Pazifisten sind meist ententefreundlich; so werden sie mit ihrem Programm, das, kurz gesagt, die Integrität Deutschlands als Grundforderung aufstellt, nicht durchkommen und immer mehr von dem Pazifismus abrücken. Ein neues Stück des überkommenen Dogmatismus werden sie damit opfern müssen und sich der Weltanschauung der bürgerlichen Parteien abermals nähern.

An einem Punkt sind sich die russischen und die westlichen Anschauungen bereits in der Praxis gegenübergetreten. Das Vorgehen gegen Griechenland, die Wegnahme der thessalischen Ernte und die Entthronung des Königs Konstantin haben in Rußland starken Anstoß erregt, weil es dem Programm der Selbstbestimmung der Völker widerspricht. Welche weiteren politischen und militärischen Folgen dieser mit ebensoviel Brutalität wie Heuchelei geführte Streich haben wird, ist noch unsicher. Einstweilen hat Carrail noch nicht genügend Kraft für eine neue Offensive gesammelt, er hat sogar seinen rechten Flügel anscheinend aus hygienischen Gründen über den Struma zurückgenommen.

Abgeschlossen am 3. Juli 1917

Verantwortliche Schriftleitung: Dr. Friedrich Däsel in Berlin-Friedenau, Fregestraße 9. Vertretung für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX/1, Porstergasse 3. In Österreich-Ungarn für Herausgabe verantwortlich: Robert Rohr in Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fißcher in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Einsendungen nur nach Anfrage an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften“ in Berlin W 35, Lühnowstraße 84 a. Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.

UNIVERSITY OF MICHIGAN



3 9015 07818 2675

